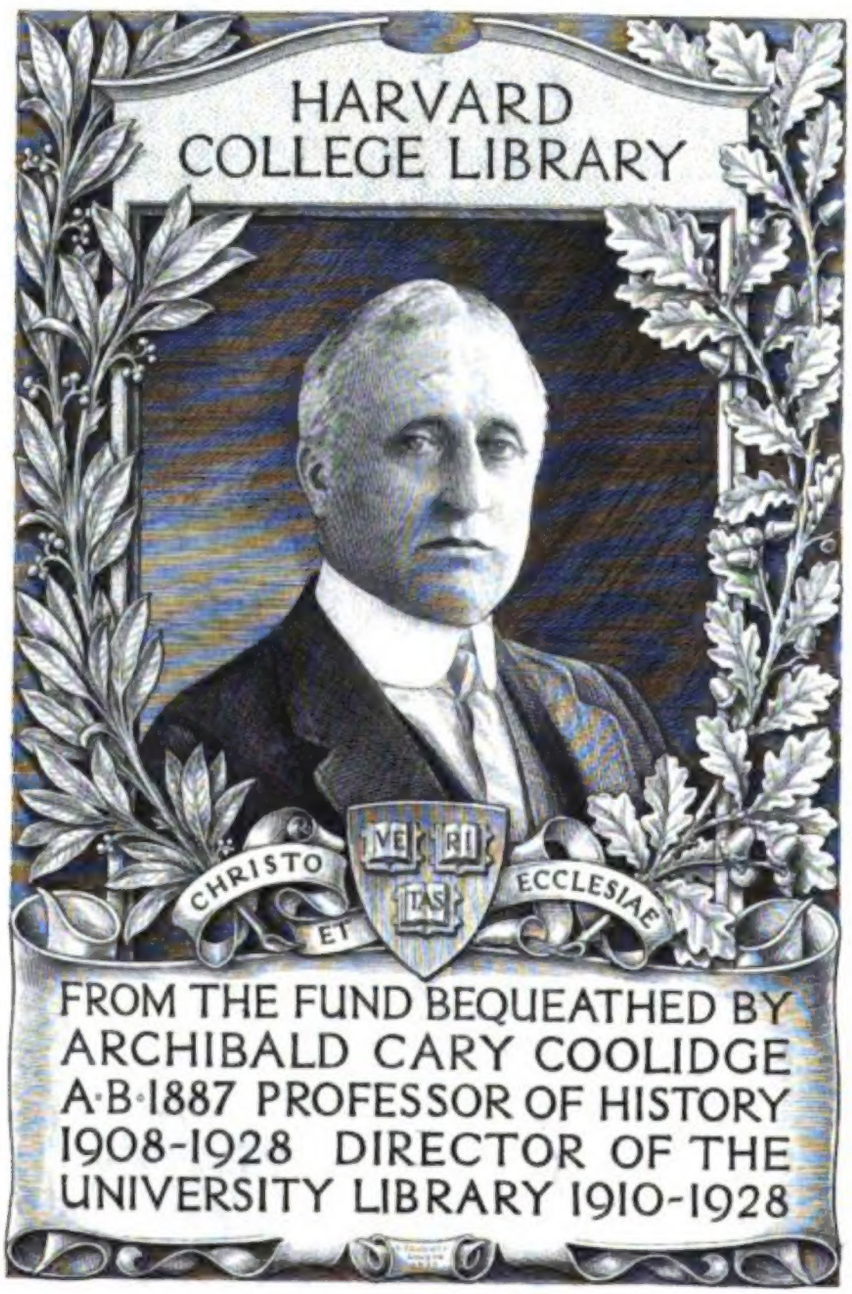
Bilder aus der Mark Brandenburg vornehmlich der Reichshauptstadt

Ernst Friedel, Gustav Adolph von Klöden, Oskar Schwebel, Fedor von Köppen, H Lüders

Digitized by Google

Ger 3418.78.5 [9] S 4058/9 ZSN

ze 18.—



Digitized by Google

Illustrirte

Haus- und Schulbibliothek

zur

Pflege vaterländischen Sinnes.

Unser deutsches Land und Volk.

IX.

Digitized by Google

Unſer
Deutſches Land und Volk.

Vaterländiſche Bilder
aus
Natur, Geſchichte, Induſtrie und Volksleben
des
Deutſchen Reiches.

Zweite, gänzlich umgeſtaltete Auflage.

Unter Redaktion
von
Dr. G. A. von Klöden und Richard Oberländer.

In zwölf Bänden.

Neunter Band.

Bilder aus der Reichshauptſtadt und der Mark Brandenburg.

Mit zahlreichen Text-Illuſtrationen, Tonbildern, Karten-Beilagen u. ſ. w.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1882.

Digitized by Google

Deutsches Land und Volk IX. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Unter den Linden. Zeichnung von H. Lüders.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unſer
Deutſches Land und Volk.

Bilder
aus der Mark Brandenburg
vornehmlich
der Reichshauptſtadt.

Bearbeitet
von
Ernſt Friedel und Oskar Schwebel.

Mit 176 Text-Illuſtrationen, vier Tonbildern, einem Plane und einer Anſicht Berlins aus der Vogelſchau, nebſt einer Karte der Mark Brandenburg.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.
1882.

Digitized by Google

Ger 3418.75.5 (9)

Verfaſſer und Verleger behalten ſich das ausſchließliche Recht der Ueberſetzung vor

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
SEP 23 1966

Digitized by Google

Vorwort.

„Die Wälder Brandenburgs rauſchten mir das Wiegenlied; ich ſpielte als Knabe an dieſen klaren, tiefblauen Seen, an dieſen kühlen, langſam rinnenden Flüſſen!“ Auch auf mich darf ich dieſe Worte von Wilibald Alexis beziehen! Mit hoher Freude unterzog ich mich daher dem ehrenvollen Auftrage der Verlagsbuchhandlung, für das ſchöne vaterländiſche Unternehmen „Deutſches Land und Volk“ die Sektion Brandenburg zu bearbeiten.

Wer die Eigenart der Mark kennt, der weiß, daß glänzende Bilder aus dem Lande zwiſchen Elbe und Oder ſich nicht bieten laſſen, wenn die Schilderung von Land und Leuten auf volle Wahrheit Anſpruch machen ſoll. Der Verfaſſer topographiſcher und ethnographiſcher Darſtellungen aus der Mark hat etwas Anderes zu geben als den Reiz glänzender Farbenpracht: es iſt dies vor Allem das Bild eines vielgetreuen kernhaften Volksſtammes von wahrhaft bewundernswerther Arbeitskraft und Leiſtungsfähigkeit; es iſt ferner das tiefernſte, ja faſt melancholiſche Gemälde einer ſchlichten, aber ſtimmungsvollen Natur, welches wir dem Leſer vorzuführen haben. Noch eine Thatſache aber mußte bei der Abfaſſung der nachfolgenden Bilder beſonders berückſichtigt werden: um die Wipfel der märkiſchen Föhren ſtrahlt der Abglanz einer gewaltigen Geſchichte! Auf märkiſchem Boden lebt und webt das eiſerne Geſchlecht, welchem es beſchieden war, das Deutſche Reich neuer Herrlichkeit entgegenzuführen. Wo ſo hochbedeutſame Gegenwart iſt, da mußte die geſchichtliche Vergangenheit beſonders berückſichtigt, da mußte auch Urſprung und Fortgang des Staates geſchildert werden, welcher Deutſchlands Schild und Schwert geworden und geblieben iſt.

Das nachfolgende Buch iſt in Tagen ſchweren perſönlichen Kummers entſtanden: unter den Befürchtungen für ein Leben, welches dem Verfaſſer nächſt dem Vaterlande das Liebſte auf Erden war, unter der Sorge für die nun heimgegangene Genoſſin all ſeiner Arbeit. An der begeiſterten Liebe ſeiner verklärten Gattin für die Mark Brandenburg hat ſich der Schreiber dieſer Zeilen oft erwärmt. Von ſolcher Liebe zum Vaterlande ein Zeugniß zu geben, war ſein aufrichtiges Bemühen.

Digitized by Google

Die Perle der Mark aber ist und bleibt die neue deutsche Kaiserstadt Berlin. Der hochverehrte wissenschaftliche Freund des Verfassers, Herr Stadtrath Ernst Friedel zu Berlin, hat sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, die auf die Millionstadt bezüglichen Abschnitte des Buches zu bearbeiten. Niemand war durch tiefe und ausgebreitete Kenntniß der Verhältnisse Berlins, durch öffentliche und amtliche Stellung, durch warme Liebe zu dem großen Gemeinwesen für diese Aufgabe berufener als er.

Wer die Schwierigkeiten einer Darstellung des rastlos bewegten Lebens einer der europäischen Großstädte, zumal der gährenden, fortdauernd sich vergrößernden deutschen Kaiserstadt erwägt, wird den Werth der Abtheilung „Berlin" zu schätzen wissen.

Wo viel Licht, ist auch viel Schatten; — es ist nicht unterlassen worden, auch den letzteren zu erwähnen, hoffentlich ohne zu schwarz zu malen. Jedenfalls wird die in dem Abschnitte „Berlin" sich wiederspiegelnde großartige Thätigkeit freier und edler Bürger die verdiente Anerkennung finden.

Wenn diese Bilder aus der Kaiserstadt und der Mark als wohlgetroffen erscheinen sollten, so würden die Verfasser darin den schönsten Lohn für die aufgewandten großen Mühen erkennen.

Berlin, 30. September 1881.

Oskar Schwebel.

Inhaltsverzeichniß.

Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung.

Von

Ernst Friedel.

Berliner Stadtgeschichten (3). Lage und Vorgeschichte des Stadtgebiets (3). Berlin und Kölln in der Markgrafenzeit (6). Das Schloß zu Kölln an der Spree (die weiße Frau) (8). Aus der Kurfürstenzeit (14). Der Dreißigjährige Krieg. Gustav Adolf und die Schweden in Berlin (15). Der Große Kurfürst (16). Berlin wird königliche Stadt (18). Friedrich der Große (die Oesterreicher und Russen in Berlin) (20). Napoleon I. in der preußischen Hauptstadt (23). Die Kosaken als Befreier Berlins (25). Neue Kriegsgefahren (die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz) (26).

Berliner Baumeister und Bildhauer (27). Schlüter und das Zeughaus. Die Lange Brücke mit dem Kurfürstendenkmal (27). Schinkel (30). Stüler und sein königlicher Schüler (der Geheimebaurathsstil, das Geheimerathsviertel) (39). Die neueste Periode (Emanzipation der bürgerlichen Baukunst, Einfluß des neuen Deutschen Reichs auf die Berliner Staatsbauten) (44). Berliner Bildhauer (58).

Gewerbe und Verkehr. Handel und Wandel (63). Die Borsig'sche Fabrikstadt (63). Die königliche Eisengießerei (64). Geschichte des Berliner Porzellans (69). Das Kunstgewerbemuseum und die neue Kunstschule (77). Vor den Schauläden (80). In der Börse (85). Die Berliner Viehmärkte und Schlachthöfe (86). Reichsbank und Reichsmünze (87). Berlins Verkehrsmittel (Straßenbahnen, Omnibus, Droschken, elektrische Eisenbahn, Dampfdroschke, Ringbahn, Stadtbahn, die neue Ringstraße, die Kaiser Wilhelmsstraße, Bahnhöfe, Brücken) (92). Das unterirdische Berlin (100). Um Mitternacht in Wolff's Telegraphenbureau (104). Mit Rohrpost (106). Das Fernsprechwesen (109). Das Reichspostmuseum (111). Beleuchtungswesen (Gas und Elektrizität), der elektrotechnische Verein, Werner Siemens (112). Gemeinsame Erheizung Berlins (116). Die Wasserwerke (117). Straßenbesprengung und Straßenreinigung (119). Feuerlöschwesen (120). Was kostet die Berliner Polizei? (121). Die Kanalisation und die Rieselfelder (122). Straßenbau und Straßenbenennung (124). Vom Stadthaushalt und vom Stadtregiment (126). Rückblick und Zukunft (128).

Digitized by Google

Berlin als Pflegestätte der Wissenschaft (129). Die philosophische Königin und ihr Zirkel in Charlottenburg (129). Die Hochschule und ihre Berühmtheiten (Fichte, Schleiermacher ꝛc.) (139). Aus der Berliner Gelehrtenwelt (die beiden Humboldt, Karl Ritter, Roon, Dove, Raumer, Ranke, Droysen, Pertz ꝛc.) (143). Wissenschaftliche Institute (147). Aus der Glanzzeit des Berliner Theaters (150). Im Verein jüngerer Künstler (Rückblick auf die älteren Maler: Menzel, Hosemann, Steffeck ꝛc.) (156). Ein Berliner Dichterklub (Franz Kugler, Putlitz, Scherenberg ꝛc.) (160).

Die Umgebungen der Hauptstadt (165). Der Thiergarten (165). Der Humboldt- und der Friedrichshain (176). Im zoologischen Garten. Das Aquarium (177). Die Flora in Charlottenburg (180). Das Mausoleum daselbst (180). Berliner Friedhöfe (181). St. Hubertus im Grunewald (182). Jagdhaus Dreilinden (186). Schildhorn (188). Ein Tusculum am Tegeler See (190). Das neue Irrenheim in Dalldorf (192). Auf dem Gesundbrunnen (Pankow-Schönhausen) (192). Feuerwerk in Treptow (der neue Ostpark) (193). Turnfest in der Hasenheide, Rixdorf-Tempelhof (194). Heerschau am Kreuzberg (Ueberblick der deutschen Kriegsmacht) (196). Invalidenhaus und -Park (204).

Berliner Volkscharaktere (205). Der Berliner auf Reisen (der Kleinstädter in Berlin). Berlin, wie es ißt und trinkt (bei Klausing, der Weißbierphilister, im Berliner Rathskeller ꝛc.) (205). Auf dem Köllnischen-Fischmarkt (die Hökerfrau) (209). Berliner Straßenjungen und Berliner Witz (209). Das soziale Defizit von Berlin (im Verbrecherkeller) (213). Zur Naturgeschichte des Berliners (die „preußische Rasse“) (217).

Ausflug nach Potsdam (221). Friedrich Wilhelm I. und seine „blauen Jungen“ (221). Das Militärwaisenhaus (224). Die Garnisonkirche (226). Das holländische Quartier mit dem Tabakskollegium (226). Die Bittschriftenlinde, das Stadtschloß und Sanssouci (Friedrich's des Großen letzte Lebensjahre) (227). Die Friedenskirche (Friedrich Wilhelm's IV. Lebensende), Orangeriehaus, Pfingstberg, Sacrow, Nikolskoe (238). Die Russische Kolonie (241). Die Pfaueninsel (Kunkel von Löwenstern) (242). Friedrich Wilhelm III. in Paretz (243). Die kronprinzliche Familie im Neuen Palais (244). Das Marmorpalais (246). Glinicke (246). Die Weber von Nowawes. Die deutsche Kaiserburg Babelsberg (247).

Im Deutschen Reichstage (249). Wie Berlin Reichstagsstadt ward (249). Das provisorische Reichstagsgebäude (252). Im Foyer (252). Die Zuhörertribünen (254). Das Präsidium (254). Parteien und Parteihäupter. Fraktionssitzungen (254). Die Vertreter der Reichsregierung (256). Der Fürst Bismarck als Reichskanzler und Berlin (256). Schluß.

Wanderungen in der Mark Brandenburg.

Von

Oskar Schwebel.

Die märkischen Elbgegenden (259). Dom und Stadt Havelberg (259). Das brandenburgische Elbufer (263). Die Lenzer Wische (264). Die Elbbrücke bei Wittenberge (265). Geschichte der Elbgegenden. Die Wendenschlachten (266). Land und Leute in der Priegnitz; Städte, Adel, Stifter (270). Sagen der Priegnitz (278).

Digitized by Google

Der nördliche Landrücken des Tieflandes (279). Das Land, seine Bodengestalt, seine Flüsse und Seen (279). Märkische Fischerei (281). Territorialgeschichte (285). Schloß Boitzenburg (286). Rheinsberg (289). Joachimsthal (297).

Die Havel und das Havelland (303). Der obere Lauf des Havelflusses (303). Oranienburg (306). Spandau, die Wiege der märkischen Reformation (312). Uebersicht über den Havellauf (319). Die Schlacht am Kremmer Damme (320). Derfflinger bei Rathenow (323). Der Große Kurfürst bei Fehrbellin (328). Umschau im Havellande (333). Das Rhinluch (333). Das Havelluch (335). Das hohe Havelland (338). Das Teltow und die Zauche (340). Die Stadt Brandenburg (343). Der Marienberg (347). Adel und Burgen im Havellande (353). Die Quitzow's und ihre Schlösser (357). Unterlauf der Havel (359).

Die Spree und die Spreelandschaften (361). Die Spree bis Kottbus (361). Kottbus und Peitz (363). Der Spreewald; Land und Leute (365). Seine Sagen und seine Geschichte (375). Hervorragende Punkte der Spreewaldniederung (379). Der Schwielungsee (386). Das Land Beeskow-Storkow (387). Der Friedrich-Wilhelms-Kanal (391). Fürstenwalde und die Markgrafensteine (392). Das Land Lebus (400). Köpenick, Müggelberge und Müggelsee (404). An der untern Spree bis Berlin (410).

Der südliche Landrücken des Tieflandes mit dem Fläming (415). Land und Leute auf dem Fläming (415). Die Kunstschöpfungen des Fürsten Pückler (Branitz und Muskau) (430). Die Liutizen (434). Zwei brandenburgische Klöster (436). Die Lehninsche Weissagung (439). Kloster Chorin (441). Sagen von Lehnin und Chorin (444).

Brandenburgische Kleinstädte und ihre Merkwürdigkeiten (447). Treuenbrietzen und der falsche Waldemar (447). Die Hussiten vor Bernau (450). Königs-Wusterhausen und die landesfürstlichen Jagdschlösser in der Mark (452). Buckow, Freienwalde, Eberswalde und die märkische Schweiz (458). Die Forstakademie zu Eberswalde (466). Die Rüdersdorfer Kalkberge (468). Die ehemalige landwirthschaftliche Akademie zu Möglin und ihr Begründer Albrecht Daniel Thaer (470). Wanderungen durch märkische Kleinstädte und märkischer Humor (472).

Aus den märkischen Oderlandschaften (479). Die Oder und die Oderlandschaft (479). Krossen und seine Weinberge (481). Weiterer Lauf der Oder (482). Kloster Neuzelle (483). Nach Frankfurt (485). Christian Ewald von Kleist und der Herzog Leopold von Braunschweig (490). Frankfurts Vergangenheit (492). Frankfurter Messe (496). Nach Küstrin (496). Im Oderbruche (497). Küstrin (500). Der untere Oderlauf und die Neumark (503).

Auf dem Lande (505). Die allgemeinen Verhältnisse der Provinz in statistischer, industrieller und landwirthschaftlicher Hinsicht (505). Der Boden der Mark (506). Die märkischen Dörfer (509). Ein märkisches Rittergut; das Herrenhaus, die Wirthschaftsgebäude (510). Sagen und alte Bräuche der Mark (516).

Brandenburgs Waffenrüstung (519). Die militärischen Etablissements zu Spandau (519). Schlußwort (522).

Digitized by Google

Die Extrabeigaben sind einzuheften:

Unter den Linden . . . . . Abtheilung XIX Titelbild.
Denkmal Friedrich's des Großen. Von Rauch . . . . . Seite 27
Berlin aus der Vogelschau . . . . . „ 63
Die Siegessäule auf dem Königsplatz . . . . . „ 165
Plan von Berlin . . . . . am Schluß der Abtheilung XIX.
Trachten aus dem Spreewald und aus der Havelgegend . Abtheilg. XX Titelbild.
Karte der Mark Brandenburg . . . . . am Schluß der Abtheilung XX.

Digitized by Google

Die deutsche Kaiserstadt
Berlin und
ihre Umgebung.

Berliner Stadtgeschichten.

Lage und Vorgeschichte des Stadtgebiets. — Berlin und Kölln in der Markgrafenzeit. — Das Schloß zu Kölln an der Spree (die Weiße Frau). — Aus der Kurfürstenzeit. — Der Dreißigjährige Krieg. Gustav Adolf und die Schweden in Berlin. — Der Große Kurfürst. — Berlin wird königliche Stadt. — Friedrich der Große (die Oesterreicher und Russen in Berlin). — Napoleon I. in der preußischen Hauptstadt. — Die Kosaken als Befreier Berlins. — Neue Kriegsgefahren (die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz).

Lage und Vorgeschichte des Stadtgebiets. Nördlich von den mächtigen Kies- und Geschiebehügeln des Hohen Fläming und dem alten urgeschichtlichen Uferrande des Lausitzer Gebirges erstreckt sich diejenige natürliche Theilgruppe des norddeutschen Tieflandes, welche hauptsächlich die Wassergebiete der Havel und Spree begreift und westlich von dem Unterlauf der Elbe, östlich von dem der Oder, nördlich vom Baltischen Meere begrenzt wird. Zwischen den beiden Punkten, wo jene gewaltigen Ströme sich am meisten nähern, ziehen sich in westöstlicher Richtung die Flußläufe und die Seenketten der Spree und der Havel hin, gleichsam eine natürliche Rinne zwischen Elbe und Oder bildend, welche zu ihrer vollständigen Herstellung nur eines kurzen Verbindungsgrabens zwischen Oder und Spree, des Müllroser Kanals, bedurft hat. Eine ruhige, gleichmäßige Wassermenge, geregelt durch die zahllosen Wasserarme des Spreewaldes mit ihrem torfigen, schwammartigen Untergrunde, eine allezeit ausreichende Tiefe und in dieser Hinsicht die günstigsten Schiffbarkeitsverhältnisse zeichnen diese Wasserstraße vortheilhaft aus. Zahllose Inseln, Werder genannt,

Digitized by Google

wenn sie aus höherem, diluvialem Boden bestehen, Wall dagegen genannt, wenn sie aus niederem, alluvialem Wiesenland gebildet sind, liegen in diesem Zuge des Spree-Havellaufes; ein breiter Vorlandsaum begleitet das Spreebett, welches in der Urzeit innerhalb des jetzigen Berlins vom Fußpunkt des Kreuzberges auf dem linken Ufer, nach der Friedensstraße auf dem rechten Ufer die ansehnliche Breite von 5 km gehabt hat; steiler sind die Ufer des Havelstromes und seiner Seen.

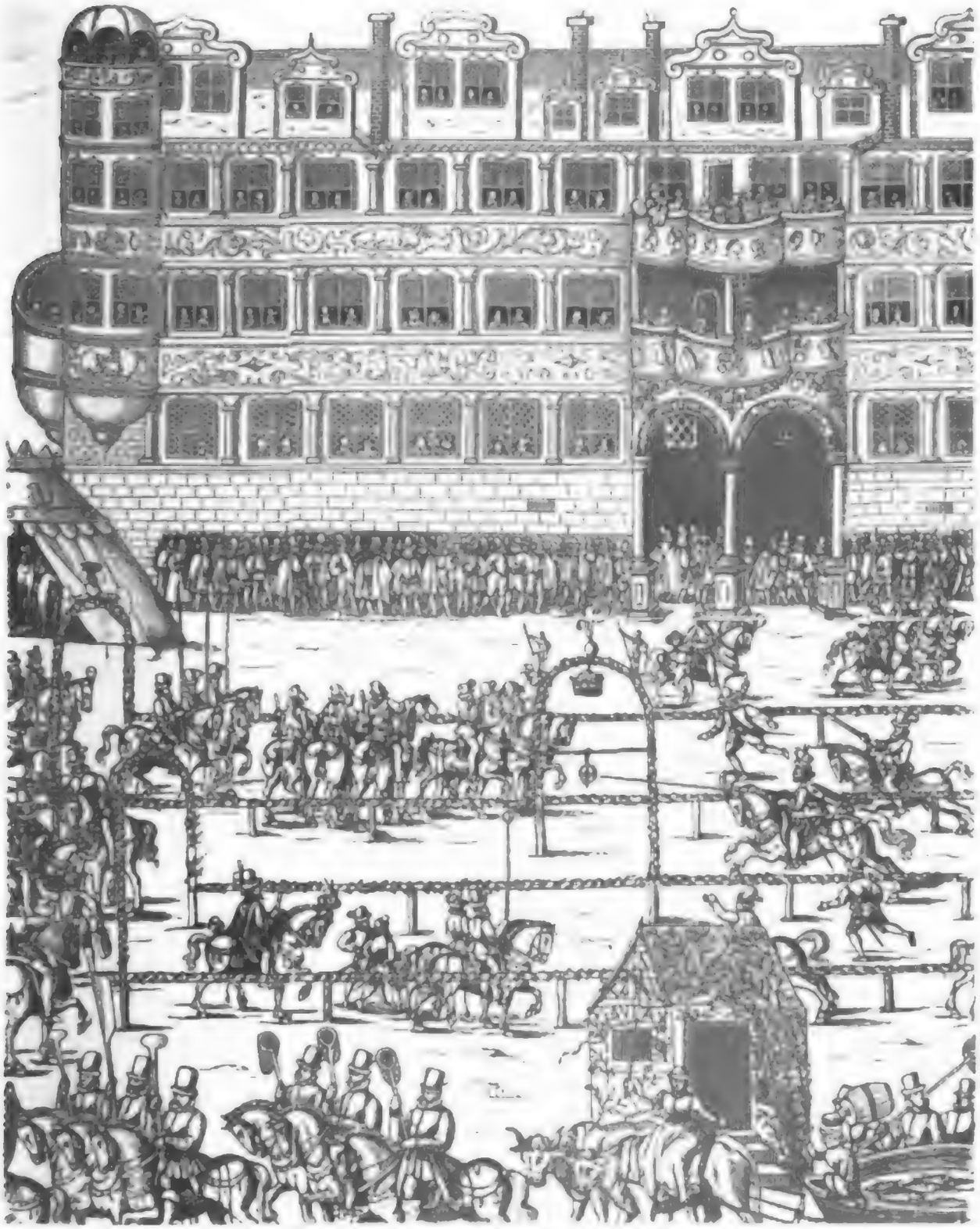
Die Nachforschungen der letzten Jahre haben deutlich erwiesen, daß der Mittelpunkt dieses Wassergebietes, der gleichzeitig also auch die Mitte des Landstriches zwischen Elbe und Oder unter 52° 30' nördlicher Breite und 13° 24' östlicher Länge von Greenwich bildet und im Nullpunkt des Berliner Spreepegels am Mühlendamm eine Höhe von 30,11 m über dem Spiegel der Ostsee aufweist, bereits in grauester Vorzeit in nicht unbeträchtlicher Ausdehnung von Völkerschaften besiedelt gewesen ist. Die Kanalisations- und sonstigen Tiefbauarbeiten haben uns eine große Menge von Steingeräthen aus Flint und sonstigen Geschieben, bearbeitete Geweihe vom Auerochsen, Elenthier, Hirsch und Reh geliefert. Eine Reihe von ersichtlich germanischen Urnenfriedhöfen ist in den beiden Oberstädten auf dem rechtsseitigen Plateau des Barnim und dem linksseitigen des Teltow entdeckt worden: eine Gruppe davon, wahrscheinlich dem suevischen Volksstamme der Semnonen, den uns der römische Geschichtschreiber Tacitus in der „Germania" um 100 n. Chr. schildert, angehörig und von einer primitiven, aber echt nationalen Kultur zeugend, die andere einige Jahrhunderte jünger und bereits den Einfluß der allmächtigen römischen Kultur deutlich bekundend.

Auf den niedrigen „Flußwällen" und im Flußbett selbst finden wir die Spuren des slavischen Wendenvolkes, von dem ein mächtiger Stamm, die Wilzen, die Stätte, auf welcher Deutschlands neue Reichshauptstadt herrlich erblüht ist, lange Zeit bewohnten. Ihre Burgwälle am Oberlauf der Spree bei Stralau und bei der Ausmündung der Unterspree in Spandau markiren bereits das spätere Berliner Stadtgebiet deutlich; wendische Pfahlbauten umsäumen die Spree im Herzen Berlins bei der Burgstraße und der Stralauer Straße, und die älteste Besiedelung der Stadt, der Mühlendamm, ist nichts als ein Pfahldamm und eine Pfahlbrücke, die vom alten Berlin zu dem Burgwall des gegenüberliegenden Schwesterortes Kölln hinüberführen, mit einem Wasserdurchlaß zum Treiben von Kornmühlen. Getreidereste und Mengen von Hausthierknochen innerhalb der Pfahlbauten bezeugen, daß die Wenden nicht mehr auf dem Standpunkt eines herumschweifenden Jägervolkes standen, vielmehr Ackerbau und Viehzucht trieben. Der Fluß mit seinen seeartigen Erweiterungen und Ausbuchtungen bot einen unerschöpflichen Reichthum an Fischen und damit eine unversiegliche Nahrungsquelle für eine zahlreiche seßhafte Bevölkerung.

Außerdem aber enthielt der Flußübergang an der bezeichneten Stelle eine überaus wichtige politische und strategische Bedeutung. Die Spree bildet hier die alte Gaugrenze zwischen den Landschaften Barnim und Teltow. Keine andere und bessere natürliche Vertheidigungslinie in ostwestlicher Richtung ist auf dem Eingangs umschriebenen Gebiet zwischen dem Lausitzer Gebirge und der Ostsee, zwischen Elbe und Oder vorhanden. So ist der Spreeübergang, zumal wenn man sich die Breite des alten Havellaufes und die weiten sumpfigen Gelände der Spree in der Vorzeit ausmalt, an der Stelle, wo die alten Ansiedelungen von Berlin auf dem rechten und Kölln auf dem linken Ufer am

Digitized by Google

Mühlendamm zuſammenſtoßen, recht eigentlich der Schlüſſel des Theiles der norddeutſchen Tiefebene, welcher zum Oſtſeegebiet gehört.



Das Schloß in Berlin nach einem Bilde vom Jahre 1592.

Viele unſerer Leſer werden ſich die Frage aufgeworfen haben, welche man noch immer von Zeit zu Zeit in Schriften und Zeitungen des In- und Auslandes ventilirt findet, wie es möglich geweſen iſt, daß Berlin in einer ſcheinbar

Digitized by Google

abgelegenen Gegend, in wenig fruchtbarer Landschaft, an einem mäßigen Zufluß der Havel belegen, sich zur größten und bevölkertsten Stadt Deutschlands, ja zur dritten Stadt Europa's hat aufschwingen können? Wir glauben nun in unserer Ausführung den zweifellosen Schlüssel dieses Geheimnisses bereits gegeben zu haben. Berlin beherrscht durch seine natürliche Lage politisch das deutsch-baltische Tiefland, merkantil die Unterelbe und Unteroder, und damit die zwei Meere Norddeutschlands, Nord- und Ostsee. Auf diese Weise durch Verkehr und Geschäft mit den großen Handelsemporien Hamburg und Stettin auf das Innigste verbunden, sind diese Städte gewissermaßen die Häfen, Cuxhafen an der Elbmündung und Swinemünde an der Odermündung gewissermaßen die beiden Rheden Berlins.

Aber es hat freilich harte Arbeit, viele Jahrhunderte hindurch währende Mühe gekostet, ehe ein so schönes Ziel errungen werden konnte. Zwischen Sumpf und Sand im Dunkel der Vorzeit ist die Stadt erwachsen. Keinen Heroen Kekrops wie Athen, keinen Kaiser wie Konstantinopel, keinen König wie Rom, keinen Zaren wie St. Petersburg vermag sie als ihren Schöpfer zu benennen; die umsichtigste Forschung hat bisher über Berlins erstes Auftreten in der Geschichte vielmehr nur dürftige Ergebnisse zu fördern vermocht.

Berlin und Kölln*) in der Markgrafenzeit. Kaiser Otto der Große gründet am 1. Oktober 949 das Bisthum Brandenburg und überträgt dem Bischof Thietmar die Aufsicht u. A. auch über die Gaue Heveldun und Spriavani, den Havel- und Spreegau unserer Gegend. Nachdem die christliche Herrschaft wiederholt dem heidnischen Wendenthum hatte weichen müssen, wird die letzte slavische Empörung unter Jakza (Jazko) von Köpenik nahe Berlin durch Albrecht den Bären bei der Eroberung von Brandenburg im Jahre 1156 unterdrückt. Erst von da ab wird unsere Gegend ohne weitere Unterbrechung deutsch und christlich.

Gleichwol dauert es noch lange, ehe der Name Berlin erscheint; zum ersten Male geschieht dies in einer Urkunde vom 26. Januar 1244. Im folgenden Jahre wird ein Symeon als Propst in Berlin erwähnt; es war also bereits Mittelpunkt eines Kirchenkreises und damit sicherlich schon Stadt. Hiermit stimmt es, wenn nach einer alten Jahreszahl in der St. Nicolaikirche, der ältesten Kirche Berlins, diese als im Jahre 1223 vorhanden, vermuthlich erbaut, bezeichnet wird.**) Kölln, mit einer Pfarrkirche, wird am 20. Oktober 1237 zuerst urkundlich erwähnt. 1247 wird ein Schultheiß Marsilius von Berlin genannt, welcher Umstand beweist, daß ihm eigenes sächsisches Stadtrecht verliehen war. Das Gericht wurde beim „Ruland", der Rolandssäule auf dem ältesten und ursprünglich einzigen Marktplatz der Stadt, dem Molkenmarkt,

---

*) Der Ort wird auch Cöln, Cölln, Köln geschrieben und kommt dieser Name wahrscheinlich vom wendischen Golm, Gollen (lat. culmen), so viel als Hügel, her. Durch Beschluß des Magistrats vom 9. Oktober 1880 ist die Schreibweise Kölln fortan auf Antrag des Verfassers amtlich eingeführt.

**) In einer unlängst aufgefundenen Meißenschen Urkunde vom Jahre 1200 wird übrigens bereits ein Zeuge Petrus de Berlin benannt; eine weniger verläßliche Urkunde besagt, daß der St. Nicolaikirche bereits 1202 ein Ablaßbrief verliehen worden sei.

Digitized by Google

gehegt. In dem nämlichen Jahre soll Berlin mit Ringmauern umgeben worden sein. Die älteste bekannte Urkunde des Raths von Berlin fällt etwa in die Zeit von 1255 und zeigt uns als Stadtwappen den rothen brandenburgischen Adler unter einem mit mehreren Thürmen versehenen Stadtthore. Im Märkischen Museum der Stadt Berlin wird ein uralter Siegelstempel der Gemeinde verwahrt, der neben dem Adler zwei stehende Bären als Schildhalter oder, wie Andere wollen, als Wächter enthält. Sind diese Thiere, wie anzunehmen, mit Beziehung auf Albrecht den Bären, als den Eroberer des Landes, gewählt, so könnte dieses Wappen vielleicht noch älter erscheinen; jedenfalls finden wir in diesem Siegel den ersten Anklang an das jetzige Siegel der Stadt, in welchem der aufrecht schreitende Bär das Hauptstück bildet. Wahrscheinlich ist aber der Hang des Mittelalters Ortsnamen symbolisch zu deuten und Berlin mit „Bär", speziell mit Albrecht dem Bären als vermeintlichem Gründer, in Verbindung zu bringen, die Veranlassung zur Aenderung des Siegels gewesen und das letzterwähnte Bärensiegel jünger als das erstgedachte Adlersiegel, wie dies Fidicin bestimmt ausspricht.*)

Für das schnelle Anwachsen Berlins unter den askanischen Markgrafen zeugt, daß um 1270 bereits ein zweites Rathhaus, auf der Stelle des jetzt in der Königsstraße belegenen, sowie die St. Marienkirche in der Nähe des Neuen Marktes erbaut ward. Obwol die Landesherren nicht dauernd in der Stadt residirten, thaten sie doch Vieles zur Förderung derselben. 1298 bestätigte Markgraf Otto IV. (mit dem Pfeile) der Stadt Berlin die Freiheiten, Gnaden und Gewohnheiten, welche ihr von den „alten Fürsten der Mark" verliehen worden, darunter das Niederlagsrecht. Letzteres bestand darin, daß für alle Berlin passirenden Kaufmannsgüter nicht allein für den Transit eine Abgabe zu zahlen war, sondern daß sie auch eine bestimmte Zeit in der Stadt selbst feil gehalten werden mußten. Hierdurch wurde Berlin ein ansehnlicher Stapel- und Handelsplatz, welcher z. B. nach Hamburg hin ein lebhaftes Korngeschäft betrieb. Der im Jahre 1295 den Tuchmachern zu Berlin ertheilte Freiheitsbrief, welcher die Güte, Bereitung und das Färben der Tücher nach gewissen Grundsätzen regelt, auch Beschauanstalten vorschreibt, bezeugt die Wichtigkeit dieses noch heute blühenden, echt märkischen Manufakturzweiges bereits für jene entlegene Zeit.

Trotz dieser Wohlhabenheit kam weder in dieser Zeit noch überhaupt im Mittelalter Kunst und Wissenschaft in Berlin und Kölln sonderlich zur Geltung. Außer den Kirchen waren um diese Zeit nur wenig steinerne Gebäude in Berlin, selbst das nach der Vereinigung beider Städte im Jahre 1307 an der Langen Brücke, jetzt Kurfürstenbrücke, errichtete gemeinschaftliche Rathhaus hat man sich als einen bloßen Holzbau zu denken. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen Brände leicht eine große Ausdehnung gewannen und daß fürchterliche Feuersbrünste, wie die in den Jahren 1348 und 1380, fast die ganze Stadt in Asche legen konnten. Auch nach diesen Katastrophen ist die Bauart lange Zeit, ja bis in dieses Jahrhundert hinein, im Wesentlichen eine leichte — ausgemauertes Fachwerk — gewesen; daher hat sich auch von den nach der Feuersbrunst vom

*) Der Berliner Bär ist früher abwechselnd mit oder ohne Ring (Halsband) dargestellt worden. Seit dem Jahre 1876 ist der Ring auf Antrag des Verfassers durch Magistratsbeschluß aus dem Stadtwappen entfernt, aus dem gezähmten Bär also wieder der freie Bär geworden.

Digitized by Google

10. und 11. August 1380 neu erbauten Häusern nur noch ein einziges, jetzt Spandauer Straße Nr. 49, erhalten, welches lange Zeit der alten Patrizierfamilie Blankenfelde gehörte. Die politischen Wirren und kriegerischen Verwicklungen nach dem Tode Markgraf Waldemar's unter den bayerischen Markgrafen (1324—1373) und unter den lützelburgischen Herrschern (1373—1415) benutzte der Adel zu Fehden unter einander und mit den Städten und veranlaßte daher zahlreiche Bündnisse der märkischen Städte unter sich und den Eintritt in den gewaltigen Hansabund, der in den drei nordischen Seeplätzen Lübeck, Hamburg und Bremen gravitirte. Berlin, bei diesen Bündnissen betheiligt, erstarkte hierdurch mehr und mehr, wozu auch der Umstand wesentlich beitrug, daß die stets geldbedürftigen Landesherren von ihren Rechten manche an die Stadt abtraten und dieselben mit besonderen Privilegien begnadigten. Der Reichthum Berlins im 14. Jahrhundert erzeugte ein Wohlleben bis in die unteren Klassen, was sich deutlich in den Polizeiverordnungen kundthut, welche der Rath gegen übertriebenen äußeren Prunk und gegen die übermäßige Schlemmerei bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen erließ.

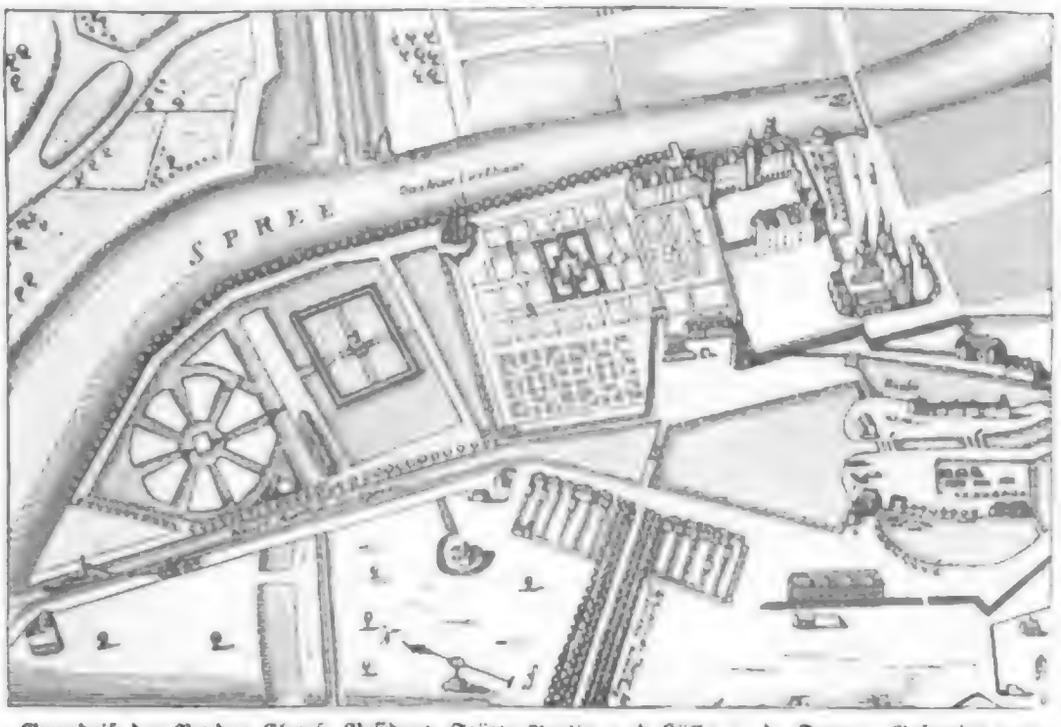
Das Schloß zu Kölln an der Spree und die Weiße Frau. Wer von der Königsstraße kommend rechts oder stromabwärts den Blick von der Kurfürstenbrücke nach dem linken Spreeufer schweifen läßt, dem fallen ein seltsamer altersgrauer Bau von schmaler Front mit vielen Stockwerken, ein Thurm mit einem grünlichen spitzen Dach, der sogenannte grüne Hut, und verschiedene winkelige Anbauten auf, welche zu der harmonisch durchgebildeten Renaissancebildung der großartigen Façaden nach dem Lustgarten, der Schloßfreiheit und dem Schloßplatz nicht recht zu stimmen scheinen. Gleichwol sind dies die ehrwürdigen Anfänge des jetzigen kaiserlichen und königlichen Residenzschlosses, die Reste der alten, von Kurfürst Friedrich II. mit den eisernen Zähnen in den Jahren 1442—1451 errichteten Burg. Wie sich in der markgräflichen Zeit die Stadtgeschichte um die Rathhäuser von Berlin und Kölln konzentrirt, so in der kurfürstlichen Zeit um die Burg und das Schloß zu Kölln an der Spree.

Der gelehrte Geschichtschreiber Berlins, Fidicin, nennt Berlin in der Epoche, welche wir zuvor geschildert, „eine Art reichsfreier Stadt", und noch im Jahre 1876 bat die Direktion des Germanischen Museums den Berliner Magistrat um eine amtliche archivalische Auskunft, ob nicht Berlin staatsrechtlich in der That zu den freien Reichsstädten im Mittelalter gehört habe. Wenn diese Frage nach den Ergebnissen genauer Geschichts- und Rechtsforschung auch verneint werden muß, so zeigt sie doch, wie sehr sich das Unterthänigkeitsverhältniß Berlins zu den Markgrafen und zu den ersten beiden Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern gelockert hatte.

Als Kurfürst Friedrich I.*) am 4. Juli 1412 zum ersten Male vor den Thoren der Stadt erschien, versagte man ihm den Eintritt. 1442 erzwang sich sein Nachfolger das Oeffnungsrecht und ließ sich die nördlichste Spitze des Werders, auf dem Alt-Kölln steht, zur Erbauung einer Burg abtreten. Der Raum wird bezeichnet: von der Pforte des Predigerklosters (welches auf dem

*) Ueber die Erwerbung der Mark und der Kurwürde durch Friedrich VI., Burggrafen von Nürnberg, vgl. Bd. III dieses Werkes S. 41 ff.

Schloßplatze stand) bis zur Langen Brücke, von dieser die Spree entlang bis zur Stadtmauer und diese selbst mit allen Thürmen und Weichhäusern von der Spree bis zum Ende der Klostermauer (an der Brüderstraße) sowie dem Stadtgraben und dem jenseits belegenen Werder (dem heutigen Lustgarten). Das Hohehaus in der Klosterstraße Berlins, in welchem die Landesherren bei ihren zeitweiligen Besuchen gewohnt hatten, entsprach der Stellung des umsichtigen Kurfürsten nicht mehr, er verlangte eine Burg gewissermaßen auf neutralem Gebiet zwischen beiden Städten, wo er seiner Würde angemessen residiren, gleichzeitig aber die unruhigen Gemeinden im Zaume halten konnte.



Grundriß der Beyden Churf. Residentz Stätte Berlin und Kölln a. d. Spree. Gefertigt von Joh. Gregor Memhard, Churf. Brandenb. Ingenieur 1648.

Diese erblickten in dem Burgbau ein Zwing-Berlin, widersetzten sich der Weiterführung desselben im Jahre 1447 gewaltsam und nöthigten Friedrich II. zur Aufbietung einer ansehnlichen Waffenmacht, welcher sich die Bürgerschaft bald genug unterwerfen mußte. Die Städte Berlin und Kölln verloren infolge dessen sämmtliche Hoheitsrechte, die Gerichtspflege, Regalien, Zoll, Stapel- und Niederlagsrecht ꝛc., gleichzeitig auch die Verfügung über den eigenen Grund und Boden, die Straßen und Plätze der Stadt. Die Folgen hiervon sind bis in die neueste Zeit merklich gewesen. Auf Grund jener kurfürstlichen Verfügung und des Umstandes, daß bei der Erweiterung des Weichbildes hauptsächlich landesherrliches Gebiet bebaut wurde, behauptete der Fiskus das Eigenthum über die Straßen, Plätze und Brücken Berlins bis zum 31. Dezember 1875. Erst vom folgenden Neujahrstage ist dieses Eigenthum sammt der Straßenbaupolizei durch einen feierlichen Staatsakt an die Gemeinde Berlin verliehen worden.

Um 1451 wurde die alte Burg vollendet, und von da ab hat sie ununterbrochen die eigentliche Herrschaft über Berlin geübt, und sie hat auch den Anlaß gegeben, daß nicht Spandau oder irgend eine andere märkische Stadt die Residenz- und Landeshauptstadt geworden ist. Die finstere, wehrhafte Burg genügte den

Digitized by Google

Anforderungen der nachfolgenden Kurfürsten nicht allzu lange und verwandelte sich durch Um- und Anbauten mehr und mehr in ein wirkliches Schloß. Unter Kurfürst Joachim II. (1535—1571) begann, und zwar seit 1538 durch Caspar Theiß, ein großartiger Schloßbau, welcher erst nach dem Tode dieses prachtliebenden Herrschers zum Abschluß gelangte. Nach den Angaben des Architekten Fritsch, dem wir hier folgen, wurde rechtwinkelig zu dem Hauptflügel der alten Burg und in einer Flucht mit der Ostfront desselben nach Süden ein neuer dreigeschossiger Flügel von 75 m Länge und 14,5 m Breite, das sogenannte „Zweite Haus", angefügt. Von der Südwestecke des Schlosses legte man nach dem benachbarten (alten) Dom, der sich aus der Kirche der Schwarzen Brüder (Dominikaner), nach welcher noch heute die nahebelegene Brüderstraße heißt, entwickelt hatte, einen bedeckten hölzernen Gang auf Mauerpfeilern und vor die Südfront eine 95 m lange, 20 m breite Stechbahn. Im Innern des Joachim'schen Schlosses erregte ein durch die ganze Tiefe des Flügels reichender, mit einer Hängewerkdecke überspannter Saal die Bewunderung der Zeitgenossen.

Die späteren Wandlungen des Schlosses, welche von jenem Joachim'schen Bau nur wenige Spuren hinterlassen haben, wollen wir im folgenden Kapitel weiter verfolgen, hier aber uns einer unheimlichen, mit dem Geschicke des Hauses Hohenzollern bis in die neueste Gegenwart in Verbindung gebrachten und dadurch in aller Welt bekannten Spukgestalt, der Erscheinung der Weißen Frau, zuwenden.

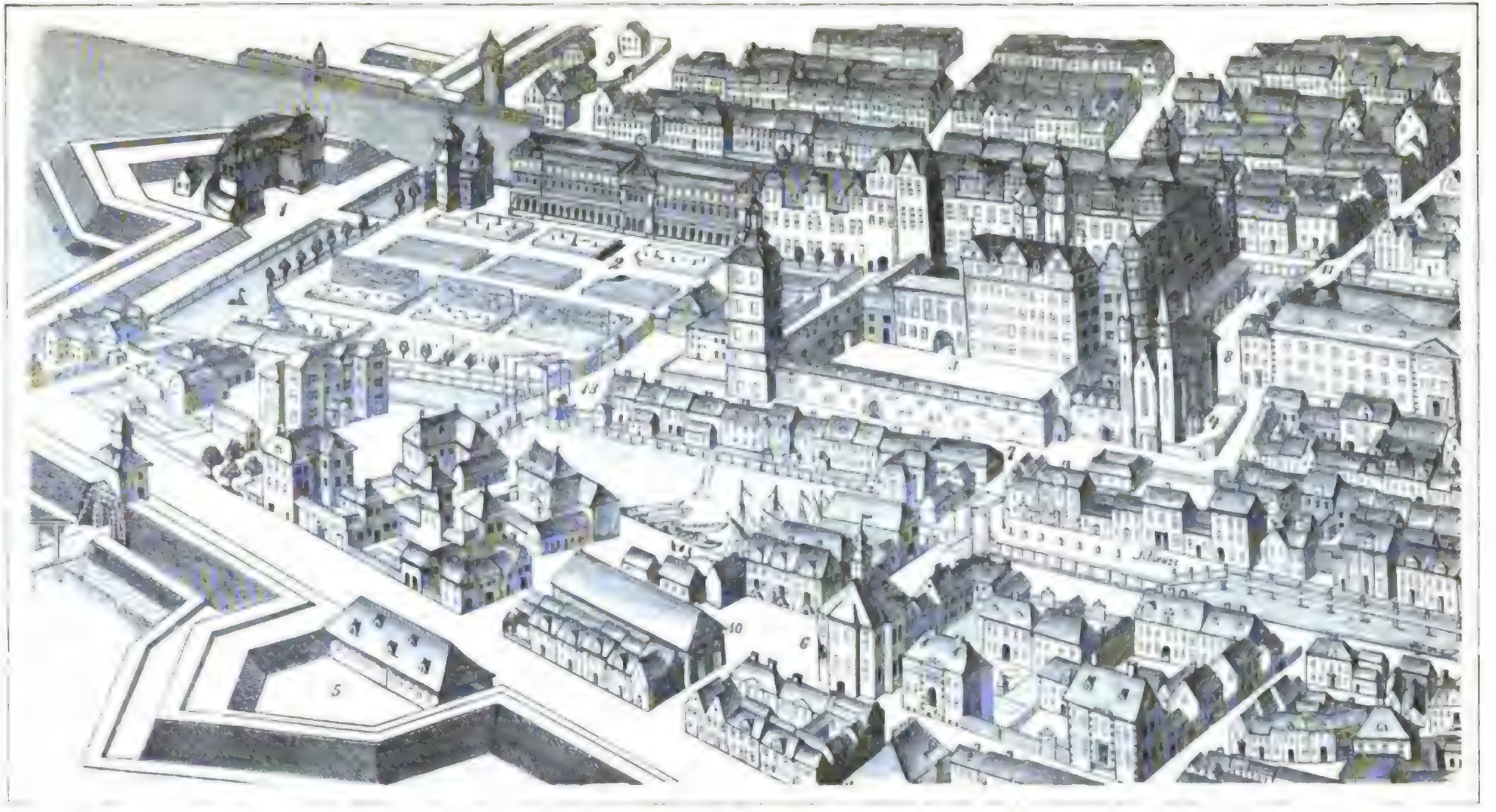
„Gehüllt in weiße Wittwentracht,
In weiße Nonnenschleier,
So schreitet sie um Mitternacht
Durch Burg und Schloßgemäuer,
Die bleichen Händ' ins Kreuz gelegt,
Am flachen Busen unbewegt,
Den Blick gesenkt zur Erde
Mit starrer Leichgeberde."

Die Unholdin zeigt sich nach dem Volksglauben in den Gemächern des Schlosses, wenn der Tod eines der Mitglieder des königlichen, jetzt wird man sagen müssen auch des kaiserlichen Hauses bevorsteht. Um von den früheren Jahrhunderten zu schweigen, soll die Weiße Frau vielfach in diesem Jahrhundert ihren Umgang gehalten haben, Schloßbediente, Schildwachen, im Schloß beschäftigte Handwerker wollen sie gesehen haben, ein Posten hat sogar auf sie gefeuert, „natürlich" ohne den geringsten Erfolg. Man hat den Spuk u. A. 1840 vor dem Heimgange König Friedrich Wilhelm's III., kurz vor dem Tode seines Nachfolgers, ja noch im Jahre 1879, kurz vor dem Ableben des jugendlichen Prinzen Waldemar, eines hoffnungsvollen Sohnes des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, erlebt.

Das Volk, welches nicht blos blind glaubt, sondern über seinen Aberglauben nachgrübelt, behauptet, die Weiße Frau sei der ruhelose Geist Anna Sydow's, „der schönen Gießerin".

Neben verschiedenen Künstlern und Kunsthandwerkern zog Joachim II. den geschickten Kunst- und Stückgießer Matthias Dietrich aus Burgund nach Berlin, der sich u. A. durch das trefflich modellirte eherne Denkmal des Kurfürsten Johann Cicero (1486—1499), im jetzigen Dom befindlich, einen nachhaltigen Ruf erworben hat.

Digitized by Google



Berlin im Jahre 1688.

1. Neu gebautes Orange Hauß. 2. Lustgarten. 3. Churfürstl. Residenzschloß. 4. Domkirche. 5. Zeughäuser. 6. Friedrich-Werder'sche Kirche und Rathhaus. 7. Mühle beim Schloß. 8. Stechbahn. 9. Heilige Geistkirche. 10. Ihrer Durchlaucht der Kurfürstin Stall. 11. Die Lange Brücke. 12. Churfürstlicher Stall in Kölln. 13. Hundebrücke.

Digitized by Google

Ungefähr im Jahre 1560 starb Dietrich und hinterließ eine junge schöne Wittwe, Anna Sydow. Joachim II. war zum ersten Male mit der Herzogin Magdalena von Sachsen, alsdann mit Hedwig von Polen vermählt. Bei einem Besuch des Jagdschlosses Grimnitz fiel die Letztere, welche ihrem Gemahl vier Kinder geschenkt hatte, mit einem durchbrechenden morschen Fußboden auf Hirschgeweihe im unteren Stockwerk, wobei sie sich am Unterleib so schwer verletzte, daß sie bis zu ihrem, im 60. Lebensjahre, 1553 zu Alt-Ruppin erfolgenden Tode auf Krücken gehen mußte. Seitdem hielt sich der Kurfürst zur schönen Gießerin.

Als einen ehrenhaften Zug seines Charakters fassen wir es auf, daß er seinen Nachfolger, den Kurprinzen Johann Georg, schriftlich verpflichtete, die Anna Sydow mit ihren Kindern in seinen besondern Schutz zu nehmen. War es die wenig sparsame Wirthschaft, welche am Hofe seines Vaters eingerissen war, oder war es persönliche Abneigung gegen die Favoritin, genug, als Kurfürst Johann Georg 1571 zur Regierung kam, ließ er die Sydow auf die Festung nach Spandau bringen und bis zu ihrem Tode in harter Haft halten.

Das Volk betrachtete dies als einen Wortbruch und meinte späterhin, daß die Gießerin seit ihrem Tode als Weiße Frau umgehe und sich als rächende Spukgestalt zum ersten Male vor dem Tode ihres Peinigers und von da ab überhaupt bei gleichen Vorfällen des brandenburgisch-preußischen Hauses im Berliner Schlosse gezeigt habe.

Der Graf von Stillfried-Alcantara hat nun in seinen Alterthümern und Kunstdenkmalen des erlauchten Hauses Hohenzollern nachgewiesen, wie die Legende von der Weißen Frau, welche bei vielen Völkern und Familien vorkommt, recht eigentlich eine Stammessage des Hauses Hohenzollern ist. Lange vor der Anna Sydow soll eine Wittib Kunigunde, Gräfin von Orlamünde, eine leidenschaftliche Neigung zu Albrecht dem Schönen, Burggrafen von Nürnberg, gefaßt und dieser der Gräfin folgenden Vers übersandt haben:

„Der Frau von Orlamünd'
Schaden vier Augen und zwei Kind'."

Die Gräfin habe gemeint, daß nur ihre zwei Kinder ihr im Wege seien und habe diese umgebracht. Der Burggraf hatte aber mit den vier Augen seine Eltern im Sinne, welche in diese Verbindung schwerlich eingewilligt haben würden, da ihr Sohn damals bereits mit der Gräfin von Henneberg verlobt war. Ergrimmt über den Frevel, habe der Burggraf die Mörderin eingesperrt und hinrichten lassen. Seitdem gehe die Orlamünderin ruhelos um. Sogar den Grabstein der vermeintlichen Weißen Frau hat Stillfried in der ehemaligen Kloster-, jetzigen Pfarrkirche zu Himmelsthron bei Nürnberg entdeckt. Er trägt die Umschrift:

Anno MCCCLI obiit Domina Cunegondis de Orlamond, fundationis hujus abbatissa in Coeli Throno.

(Im Jahre 1351 starb die Herrin Kunigunde von Orlamünde, dieser Stiftung Aebtissin, zu Himmelsthron.) Die Gräfin ist auf dem Leichenstein im weißen Gewande der Cisterzienserinnen dargestellt und hat in der That ein gespenstisches Aussehen.

Digitized by Google

Ausstellung am Pranger (Kaak) auf der Gerichtslaube in Berlin (1380).

Digitized by Google

Endlich ist noch zu berücksichtigen, daß an vielen Höfen, so auch am brandenburgischen, die Trauertracht weiß war und daß, wie Emil Dominik ansprechend ausführt, hieraus sehr wohl die Redensart entstehen konnte: die weiße Frau, die Wittwe wird bei Hofe erscheinen, d. h. der Hof wird bald einen Trauerfall erleben. —

Aus der Kurfürstenzeit. Unter Joachim II. fällt noch die für Berlin, für Brandenburg, ja sogar für die ganze Zukunft Deutschlands wichtige Einführung der Reformation. Noch ehe Joachim II. selbst am 1. Nov. 1539 zu Spandau das Abendmahl zum ersten Male in beiderlei Gestalt nahm, predigte in der Berliner Domkirche der erste mit Bewilligung des Kurfürsten berufene evangelische Propst von Berlin, Georg Buchholzer, ein Schüler Luther's; am 2. Nov. nahm der Rath von Berlin in der St. Nicolaikirche feierlich das Abendmahl nach lutherischem Bekenntniß, und bald waren die St. Nicolai- und Marienkirche, die Filiale zum Heiligen Geist, die Klosterkirche sowie außerhalb der Stadt die St. Georgenkirche, endlich in Kölln das Domstift, die St. Petri- und St. Gertraudtskirche evangelisch.

Johann Georg (1571—1598) suchte der unter seinem Vater eingerissenen Geldverlegenheit durch Sparsamkeit entgegen zu wirken und trat dem Hasse, den das Volk insbesondere in Berlin gegen die Juden hegte, nicht entgegen, so daß sich alsbald gegen die Letzteren grausame Verfolgungen entwickelten. Joachim I. hatte 1510 die Juden aus der Mark vertrieben, nachdem ihrer 38 unter der Beschuldigung, eine Hostie entweiht und Christenkinder geschlachtet zu haben, auf dem Neuen Markt verbrannt worden waren; unter Joachim II. fanden die Kinder Israels nicht nur wieder Einlaß, sondern derselbe machte sogar den Sohn des Juden Hluchim aus Prag, Lippold, zu seinem Münzmeister und Vertrauten. Auf diesen Günstling wurde nach Joachim's II. Tode zunächst die volle Schale des Zornes ausgegossen. Beschuldigt, durch Zaubermittel die Gunst des Kurfürsten erschlichen und alsdann diesen vergiftet zu haben, ward er eingekerkert und durch furchtbare Folter ihm ein Geständniß ausgepreßt. Mit dem angeblichen Zauberbuche am Halse wurde er vom Berliner Rathhaus aus an verschiedenen Plätzen zehnmal mit glühenden Zangen gezwickt und alsdann auf dem Neuen Markt gerädert und geviertheilt, die Stücke an vier verschiedenen Galgen aufgehängt, die Eingeweide mit dem Zauberbuche verbrannt, der Kopf auf dem Georgenthore aufgepflanzt. Als eine Maus unter dem brennenden Blutgerüst hervorsprang, sah die fanatische Menge darin den Zauberteufel des armen Sünders, welcher das Weite suchte. 1573 mußten die Juden wiederum die Mark verlassen.

Zwei Jahre zuvor hatte der Kurfürst den gelehrten und vielgereisten Leonhard Thurneysser von Thurn kennen gelernt und ihm einen Theil des Franziskanerklosters, gewöhnlich Graues Kloster (von der Tracht der Mönche) genannt, zu alchymistischen Studien eingeräumt. Wenn er auch weder den Stein der Weisen, noch das Lebenselixir zu erfinden, noch Gold zu machen im Stande war, wie alle die vielen betrügenden oder selbst betrogenen Adepten seiner Zeit und der beiden nachfolgenden Jahrhunderte, so hinterließ er doch Berlin in der Gründung der ersten Buchdruckerei einen wahren Goldschatz. Auch sonst geschah zur Hebung der Wissenschaft Manches unter dem ernsten Herrscher: als der unruhige Thurneysser es für gut befunden, so geheimnißvoll zu verschwinden wie er gekommen, richtete der Kurfürst in dem Theile der Gebäude

Digitized by Google

zwischen der Klosterkirche und dem Lagerhofe das erste Gymnasium, Anfangs Landschule oder Gymnasium zum Grauen Kloster, jetzt Berlinisches Gymnasium genannt, ein, welches als die angesehenste Gelehrtenschule der Reichshauptstadt noch jetzt blüht.

Auch unter den folgenden Regierungen von Joachim Friedrich (1598 bis 1608) und Johann Sigismund (1608—1619) setzte die Entwicklung Berlins ihren ruhigen, gedeihlichen Gang fort; mit dem Anwachsen der brandenburgischen Hausmacht stieg das Ansehen, der Umfang, die Bewohnerzahl und der Wohlstand der Hauptstadt, und als die Religionswirren im südlichen und mittleren Deutschland sich zu kriegerischen Zusammenstößen verschärften, ahnten die Berliner noch nicht, in wie fürchterlicher Weise auch ihre Stadt bald in Mitleidenschaft gezogen werden sollte.

Der Dreißigjährige Krieg. Gustav Adolf und die Schweden in Berlin. Obwol der Kurfürst Georg Wilhelm sich bei dem seit 1618 entbrannten Religionskriege geflissentlich lange Zeit jeder Betheiligung enthielt, wurde sein Land von den kriegführenden Mächten nicht besser als Feindesland behandelt und schon in den ersten Jahren hart mitgenommen. Im Jahre 1627 weilte Wallenstein, Herzog von Friedland und Generalissimus der kaiserlichen Armee, damals auf der Höhe seiner Macht, in Berlin. Uebel hausten die kaiserlichen Regimenter Torquato-Conti und St. Juliani in Berlin, welches letztere binnen 16 Monaten 300,000 Thaler, eine ungeheure Summe für die damalige Zeit und unter den obwaltenden Umständen, in Berlin und Kölln erpreßte.

Noch schlimmer wurde die Lage, als König Gustav Adolf von Schweden, Schwager des Kurfürsten, am 3. Mai 1631 in Berlin einrückte und den Letztern unter Androhung von Gewalt zu einem Bündnisse zwang. Den Fall Magdeburgs am 10. desselben Monats vermochte der schwedische Monarch nicht mehr zu verhindern, und es mag diesem, nach der Meinung der Schweden, durch die Säumniß des Kurfürsten verschuldeten Unglücksfall mit zuzuschreiben sein, daß, als Gustav Adolf am 8. Juni wieder vor Berlin mit seinem Heere erschien, er die Einladung seines Schwagers, im Schlosse Wohnung zu nehmen, nicht nur kurz abschlug, sondern auch die Stadt mit scharfen Schüssen begrüßte. Der Chronist Loccelius behauptet, die Beschießung habe sofort nach Ankunft der Truppen begonnen: „Die gantze Schwedische Armee wurde am 8. Junio wieder vor die Residentz geführet, mit Stükken gewaltig canoniret und alle Feindseeligkeit angedräuet. Ich kann mich erinnern, wie die Häuser und die Leute gebebet haben, wenn die Salven nacheinander los gegangen sind. Bei diesem gefährlichen Stande der Dinge ist der Sächsische General Arnimb Unterhändler gewesen."

Prof. Holtze macht zwar darauf aufmerksam, daß damals bei fürstlichen Saluten überhaupt scharf geschossen worden sei, giebt aber selbst zu, wie die Schweden aus Verdruß die Begrüßung absichtlich so nachdrücklich eingerichtet hätten, daß die Kugeln in die Stadt einschlugen. Sie scheinen selbst das kurfürstliche Schloß getroffen zu haben, wenigstens werden in der sogenannten Kugelkammer, einem Gemach, welches später zur Wohnung König Friedrich's I. gehörte, noch augenblicklich mehrere blank polirte Kanonenkugeln aufbewahrt, welche von dem sonderbaren Willkommen am 8. Juni 1631 herrühren.

Digitized by Google

1636, den 29. Oktober, erschien der schwedische General Hermann Wrangel mit seiner ganzen Armee vor Berlin, plünderte die Stadt zwar nicht, fouragirte und requirirte aber in einer Art, welche einer „Auspochung" ziemlich ähnlich war. So ging es die nächsten Jahre weiter, bald Feind, bald Freund, bald Kaiserliche, bald Schweden, dazu Hungersnoth und Pest!

Wir wollen diese fürchterlichste Zeit Berlins nicht weiter ausmalen, da die nackten Zahlen die Zustände am sprechendsten schildern. Von 845 Häusern in Berlin waren noch im Jahre 1641 200, von 364 in Kölln 150 unbewohnt und theilweise verfallen. Die Bevölkerung beider Städte hatte sich von 11,000 Einwohnern im Jahre 1608 und 12,000 im Jahre 1619 bis zu 8100 im Jahre 1631 und 1640 bis auf 6000 vermindert! Das Schloß war in baufälligem Zustande, der Lustgarten ein verwilderter Busch, die Lange Brücke und die Hundebrücke, jetzt Schloßbrücke, für Fuhrwerk kaum mehr passirbar, Pflaster äußerst spärlich vorhanden; auch zeigten sich die meisten bewohnten Häuser in schlechten baulichen Würden, zumeist mit hölzernen Schornsteinen und Schindeldächern versehen. Die Brunnen waren offen, wie auf den Dörfern mit Schwengeln und Kübeln versehen, dabei zum Theil verschlammt. Große Kehrichthaufen lagen vor den Häusern, die Schweine wühlten darin und in den verstopften Kanälen. Die Ställe für dieses Rüsselvieh befanden sich zum Theil an der Straße, ja unter den Fenstern der Wohnungen.

Der Große Kurfürst. Unter so elenden Verhältnissen übernahm Kurfürst Friedrich Wilhelm (1640—1688) seine Hauptstadt. Dieser Monarch, dem die Geschichte den Titel „des Großen" neidlos zuerkannt hat, ließ es sich besonders angelegen sein, den traurigen Zustand Berlins zu verbessern. Vor Allem suchte er Bewohner in die wüsten Hausstellen zu ziehen. Dies glückte ihm mit Kölln am leichtesten, so daß dort bald jedes Haus wieder besetzt war. Auf den Befehl an den Rath von Berlin im Jahre 1665, daß die wüsten Stellen binnen Jahresfrist bebaut oder an andere Bürger umsonst abgegeben werden sollten, mußte die geplagte Stadtobrigkeit berichten: „Wir haben schon manche wüste Stelle verkauft, aber es gehet wie einem alten zerrissenen Kleide, wo, wenn man ein Loch zuflicket, zwey neue wieder vorhanden sind." Dennoch erholte sich unter seiner langen, gesegneten Regierung Berlin nicht blos, sondern stand sogar am Ende seines Lebens als eine ansehnliche Stadt da.

Die Pflasterung Berlins wurde allmählich durchgeführt, 1679 auch ein Anfang zur Straßenbeleuchtung in der Weise gemacht, daß vor jedem dritten Hause eine Laterne mit brennendem Lichte ausgehängt werden mußte, wozu die betreffenden Hausbesitzer umschichtig herangezogen wurden. 1682 wurden trotz allen Sträubens der Bewohner, welche die Kosten scheuten, die Laternen auf Pfähle gesetzt. Scharfe Verkehrs- und Baupolizeivorschriften sorgten dafür, daß die Schweineställe und ihre unsauberen Insassen wenigstens von den Straßen vertrieben wurden. 1680 wurde ein Gassenmeister eingesetzt, welcher täglich mit zwei Abfuhrkarren durch die Straßen zog und vor jedem Hause, wo er etwas aufzuladen hatte, für eine volle Ladung Einen Groschen 6 Pfennig (15 Reichspfennige), vom Kurfürsten selbst aber jährlich 52 Scheffel Korn und freie Wohnung erhielt. Wer vor seinem Hause nicht gekehrt hatte, dem warf der Gassenmeister den Koth ins Haus. Die lehmernen und hölzernen Steine wurden verboten und Feuerlöschordnungen eingeführt.

Digitized by Google

Der wüste Buschfleck nordwestlich vom Residenzschloß wurde von dem Kurfürsten in einen Lust- und Gemüsegarten verwandelt und dort bereits im Jahre 1649 die Kartoffel angebaut, welche von hier aus allmählich weitere Verbreitung fand. Auch die Hebung des Manufaktur- und Fabrikwesens in Berlin ließ der fürsorgliche Landesherr sich besonders angelegen sein, zu welchem Zwecke er viele erfahrene Ausländer ins Land zog. Dies führt uns auf seine großartigen Kolonisations-Unternehmungen, welche für Berlin von weittragendster Bedeutung geworden sind.

Im Jahre 1671 wurden die unter Johann Georg, wie geschildert, vertriebenen Juden wieder aufgenommen, wodurch ansehnliches Kapital nach Berlin kam. Bereits 1677 waren gegen 100 französische Familien in Berlin, deren Zahl nach der Aufhebung des Edikts von Nantes so anwuchs, daß nach genauen statistischen Erhebungen sich die Bevölkerung Berlins dadurch um 46,6 % vermehrte.*) Friedrich Wilhelm empfing die reformirten französischen Einwohner persönlich in der liebevollsten Weise, und die Berliner selbst wetteiferten, den Vertriebenen ihr Los zu verbessern.

Als der französische Gesandte dem Kurfürsten hierüber Vorstellungen machte, antwortete der Kurfürst ihm, mit Beziehung auf den berühmten Marschall von Schomberg, der ebenfalls in Berlin als Emigrant eingetroffen war: „Werden Sie jetzt noch zu behaupten wagen, daß nur schlechte Leute und unruhige Köpfe auswandern?“ Schomberg wurde général en chef der brandenburgischen Truppen und erhielt dem Zeughause gegenüber ein Haus, auf der Stelle, wo das heutige kronprinzliche Palais, die frühere Wohnung König Friedrich Wilhelm's III., sich befindet. — Im Jahre 1689, nach der grausamen Verwüstung der Pfalz, kamen von dort viele Pfälzer, im Jahre 1697 Schweizer nach Berlin, unter beiden ebenfalls Kunsthandwerker und Manufakturisten.

Ebenso merklich ist der Einfluß dieser fremden Kolonisten auf das gesellschaftliche Treiben der oberen Stände, die Denkweise und Gesittung der untern Volksmenge gewesen. Die leichten und gefälligen Umgangsformen der eingewanderten Elemente verdrängten das schwerfällige und derbe, oft roh zu nennende Wesen der heimischen Bevölkerung zwar nicht vollständig, trugen aber zu dessen Abschleifung wesentlich bei. Die Heranziehung fremder Künstler und Gelehrten unterstützte und ergänzte diesen Einfluß auf das Glücklichste, und hierdurch fing Berlin an, auch als eine Pflegstätte der ästhetischen und humanistischen Bildung zu gelten.

Unter so günstigen Verhältnissen wuchs Berlin nach verschiedenen Richtungen. Die westliche Spree-Insel wurde seit 1658 bebaut und 1660 als „Friedrichswerder“ der Stadt angeschlossen unter eigener, vom Rath der Städte Kölln und Berlin unabhängiger Verwaltung. An Kölln lehnte sich ein neuer Stadttheil „Neu-Kölln“ an, ein Theil des Thiergartens wurde von der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürsten, Dorothea, seit 1674 bebaut und 1676 mit dem Namen „Dorotheenstadt“ bedacht. Eine schöne vierfache Lindenreihe führte von diesem neuen Stadttheil bis an die Oberwallstraße; wer konnte ahnen, als die Kurfürstin Dorothea dort die erste Linde pflanzte, daß die neue Allee dereinst die prächtigste Straße der Hauptstadt werden würde?

*) Berl. Städt. Jahrb. für Volkswirthsch. u. Statistik 1878, S. 142.

Digitized by Google

Zu erwähnen ist noch die Befestigung Berlins, welche unter des Großen Kurfürsten Regierung vollendet wurde und Angesichts der von Neuem drohenden Kriegsgefahren sich als eine — wenn auch lästige — Nothwendigkeit zum Schutz der Hauptstadt herausstellte.

Berlin als königliche Stadt. Wie anders war die Lage der Stadt, verglichen mit der Zeit des Ablebens Georg Wilhelm's, als Kurfürst Friedrich III. im Jahre 1688 zur Regierung kam. Berlins Stern erschien sichtlich im Aufgange und erhielt neuen Glanz, als der Kurfürst unter dem Namen Friedrich I. sich am 17. Dezember 1700 zu Königsberg die Krone Preußens aufsetzte und am 6. Mai 1701 seinen feierlichen Einzug durch das Georgenthor und die Georgenstraße, fortan Königsthor und Königsstraße genannt, hielt. Wie schon unter seinem Vater moskowitische und tatarische Gesandtschaften, ja ein Negerkönig die Residenz aufgesucht hatten, so wurde das Interesse und die Bedeutung, welche sie bereits in Europa zu erregen begann, durch wiederholte Besuche Zar Peter's des Großen öffentlich bekundet, woneben der Glanz des neuen königlichen Hofes noch vielfach fürstlichen Besuch nach Berlin lockte.

Daß ein so prachtliebender Monarch auch für die Erweiterung der Stadt sorgte, liegt nahe. So erfolgte der großartige Ausbau nach Süden zu, der unter dem Namen „Friedrichsstadt" begriffen wird und die längste Straße Berlins, die Große Friedrichsstraße, mit ihrem System von Parallelstraßen enthält. Es ist dies der am regelmäßigsten gebaute, zugleich auch einer der schönsten und wohlhabendsten Theile der Metropole, dem an Ausdehnung und Ausbildung wenige Hauptstädte der Welt etwas Aehnliches an die Seite zu setzen haben. Am meisten erinnert an die Friedrichsstadt ein Theil der Avenüen von New-York. Mag das Wort des Enkels Friedrich's I., eine der vielen sarkastischen Bemerkungen Friedrich's des Großen, in Bezug auf seinen Großvater, daß er groß in Kleinigkeiten und klein in großen Dingen gewesen, von seinem politischen Leben im Allgemeinen richtig sein; in Bezug auf Berlin ist Preußens erster König jedenfalls groß in großen Dingen gewesen. Ein Beweis für seine Anstrengungen liegt auch darin, daß, während die Bewohnerzahl Berlins bei seinem Regierungsantritt 20,000 betrug, sie 1700 auf 29,000 und bei seinem Tode 1713 bis auf 61,000 Seelen gestiegen war.

Wie vielfach unter den brandenburgisch-preußischen Regenten die unvermitteltsten Gegensätze auf einander gefolgt sind, so wurde die Prachtliebe Friedrich's I. durch die haushälterischste Knappheit seines Sohnes urplötzlich abgelöst. An Stelle der Prachtbauten, auf welche wir im folgenden Kapitel einzugehen haben, ließ der sparsame König Friedrich Wilhelm I. sich den Ausbau der Vorstädte durch bürgerliche Häuser angelegen sein, so den der Spandauer und Stralauer Vorstadt, der Dorotheen- und Friedrichsstadt. Mehrere der bekanntesten und wichtigsten Plätze verdanken ihm ihre Anlage, z. B. das „Rondel" am Ende der Friedrichsstraße, jetzt Belle-Alliance-Platz, das „Achteck" am Ende der Leipziger Straße, jetzt Leipziger Platz, das „Quarré" am Ende der Straße Unter den Linden, jetzt Pariser Platz. Daß der König bei diesen Schnellbauten, seiner reizbaren Natur entsprechend, oft gewaltthätig vorging, ist bekannt. Der landesväterliche Krückstock wurde geschwungen, und mancher Berliner Bürger, der auf der Straße herumstand, hat, um einer näheren Bekanntschaft mit dem

Digitized by Google

wuchtigen spanischen Rohre zu entgehen, wenn er den gefürchteten Monarchen von fern erblickte, schleunigst sich bei einem Neubau als Handlanger zu schaffen gemacht. Karg, wie der Monarch sonst war, zeigte er doch in militärischen und baulichen Angelegenheiten eine große Freigebigkeit, und überaus zahlreich sind die Fälle, wo er durch Gewährung von Darlehen oder Grund und Boden, durch Verschaffung von Bauholz und Steinen die Bauthätigkeit auf seine Kosten ermuthigte.

Unter diesen Umständen mußten die Festungswerke des Großen Kurfürsten für das Gedeihen Berlins immer gefährlicher und unbequemer werden.

Das Potsdamer Thor im Jahre 1775.

Gefährlich, weil bei einer Belagerung die schönsten neuen Stadttheile außerhalb der Thore verloren waren und gleichzeitig dem Feinde zur Festsetzung und Unterstützung seiner Belagerungsarbeiten auf das Willkommenste gedient haben würden; unbequem, weil sie den innern und äußern Verkehr sowie wegen der lästigen Rayonvorschriften die Erweiterung der aufstrebenden Stadt außerordentlich erschwerten. So beschloß der König, die Befestigung aufzugeben. Die alten Thore wurden abgebrochen; die Beseitigung des Grabens bis auf seine gegenwärtige geringe Breite dauerte noch mehrere Jahrzehnte. Ja, der Königsgraben zwischen der Stralauer- und Burgstraße ist erst in den Jahren 1878 bis 1880 gelegentlich des Baues der neuen Stadtbahn gänzlich beseitigt worden. Als einzige Reste der kurfürstlichen Festung auf dem linken Spree-Ufer sind heute noch der Hügel in den Gartenanlagen hinter dem Köllnischen Realgymnasium (ein Stück des Walles) und der sogenannte „Wusterhausen'sche Bär", ein Thürmchen, welches ein Grabenstauwerk deckte, an dem später eine Walkmühle angelegt worden ist, etwas unterhalb auf dem Hofe des Hauses Neue Jakobstraße Nr. 10 erhalten.

Als neue Abgrenzung der Stadt wurde zwischen 1734—1736 eine $3_{,14}$ m hohe, 8168 m lange Mauer, einschließlich der Thore, für 123,159 Mark errichtet, die gleichzeitig zur Umschließung der Köpenicker Vorstadt bis nahe an den Oberbaum fortgeführt und auf dieser Strecke mit zwei Thoren, dem Kottbuser und Schlesischen Thore, versehen wurde.

Von dem Feuereifer des Soldatenkönigs für seine Hauptstadt zeugt es, daß hauptsächlich auf sein Betreiben in der Friedrichsstadt von 1721—1737 nicht weniger als 985 neue Häuser gebaut wurden, während zuvor nur 697 da waren. Die Dorotheenstadt wurde gleichzeitig um 50 Häuser vermehrt. Fremde Kolonisten, darunter im Jahre 1732 etwa 2000 aus Böhmen vertriebene Evangelische, wurden gern vom König in seine Hauptstadt aufgenommen, deren Bevölkerung stetig anwuchs, einschließlich der 12,000 Mann starken Garnison im Jahre 1726 von 72,000 Seelen auf 90,000 Seelen im Jahre 1740. Die Zahl der Häuser ward 1722 auf 4365, im Jahre 1740 auf 5796 angegeben. (Bei ca. 1,120,000 Einwohnern im Jahre 1880 betrug sie 18,200 mit 1960 Millionen Mark Versicherungswerth.)

Friedrich der Große. — Die Oesterreicher und Russen in Berlin.

„Diese Stadt, da Preußens Ruhm
Sich den Königsitz erwehlet,
Hat des Glückes Eigenthum
Sich zum Brautschatz abgezehlet,
Sie gleicht einer kleinen Welt,
Die der großen Veste Schätze
Durch die wunderschönsten Sätze
Concentrirt beisammenhält.
Was Paris zum Wunder macht,
Ist auch in Berlin zu finden,
Und der Tiber stolze Pracht
Muß jetzt an der Spree verschwinden.
London sei so groß es will,
So darf ihm Berlin nicht weichen:
Denn, kann's ihm nicht gänzlich gleichen,
So gebricht ihm doch nicht viel.
Hier ist Griechenlands Athen,
Hier sind Asiens Paläste.
Auf den meisten Gassen geh'n
Weit entleg'ner Länder Gäste.
Hier ist ein beruf'ner Thron,
Welchen Macht und Klugheit stützet,
Und der auf demselben sitzet,
Ist ein weiser Salomon."

Bei diesen Versen, die auf dem bekannten Schleuen'schen Stadtplan etwa vom Jahre 1770 stehen, fühlt man sich etwas an das der Spree gewidmete Distichon Schiller's erinnert:

„Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem."

Ein wenig voll nahm der Lokaldichter wol den Mund, wenn er das Berlin des Alten Fritz mit Paris, Rom und London verglich; dennoch hat ein neuerlicher kompetenter Autor wol Recht, wenn er Friedrich II. das Verdienst in Bezug auf Berlin vindizirt, der Stadt zum ersten Male Anspruch auf europäische Geltung verschafft zu haben. Mehr mittelbar ist das geschehen, durch den Glanz seines kriegerischen Ruhmes und den Nimbus seiner eigenartigen Persönlichkeit, weniger durch eigentliches Eingreifen in die Entwicklung der Stadt, die ihm mit sammt ihrer Bewohnerschaft nicht sonderlich sympathisch war. Gleiche Pole stoßen sich ab — vielleicht lag diese Abneigung in dem scharfen kritischen Wesen des Königs, demselben Charakterzug, der sich schon damals als typisch in der Bevölkerung Berlins entwickelte und ihr seitdem unwandelbar anhaftet.

Gleichzeitig fing die Stadt, Dank dem von Friedrich's Vorfahren so eifrig begünstigten Gewerbfleiße, an, sich zu fühlen und ohne fiskalische Direktive selbständig zu entwickeln, wozu die andauernde Abwesenheit des Königs und des

Digitized by Google

Hofes von selbst beitrug. Die Beseitigung der Festungswerke ging weiter vor sich, die planirten Wälle wurden bebaut; so entstand die Neue Friedrichsstraße, die Neue Promenade, die Große Präsidentenstraße, die Neue Schönhauser Straße, die Münzstraße, die Straße am Königsgraben, die Straße An der Contrescarpe (jetzt Alexanderstraße). Auch die nördliche Seite des Köllnischen Festungsterrains wurde ausgebaut, die Straßen Am Kupfergraben, Hinter dem Gießhause angelegt, das Kastanienwäldchen hinter dem Prinz Heinrich'schen Palais (jetzt Universität) angepflanzt. Zwischen dem Hamburger und dem Rosenthaler Thore ward die Vorstadt, Neu-Voigtland, geschaffen, in welcher sich namentlich Handwerker aus dem sächsischen Erzgebirge und Voigtlande ansiedelten.

Die Linden im Jahre 1690.

Diese Anlage hat als eine erfreuliche lange Zeit hindurch nicht betrachtet werden können: in ihrer Bevölkerung befanden sich bis in dies Jahrhundert hinein viel übelbeleumdete Personen, und noch jetzt hat im Berliner Volksmunde die Bezeichnung „Voigtländer" etwas Verächtliches an sich. Gleich seinem Vater beförderte der große König den Bau bürgerlicher Häuser.

In dem Zeitraume von 1769—1785 baute der König im Ganzen 204 neue Häuser, wobei er auf den Façadenschmuck besondere Sorgfalt verwenden ließ. Die meisten dieser Häuser kamen der Straße Unter den Linden, der Leipziger Straße, dem Gendarmenmarkt und Dönhofsplatz zugute. Andere Bauunternehmer wurden durch Baugelder und Bauholz unterstützt; Kalksteine für die Fundamente und den Mörtel erhielt jeder Bauende, ohne Ausnahme, gegen Erstattung des Brecherlohns und der Fracht aus den 21 km östlich Berlin belegenen Rüdersdorfer Kalkbergen, welche für die bauliche Entwicklung Berlins überhaupt von größter Wichtigkeit gewesen und noch jetzt unentbehrlich sind, frei angewiesen.

Im Interesse der Staatsindustrie wurde in der Hauptstadt die von Wegeli im Jahre 1751 angefangene, dann von dem patriotischen Kaufmann J. E. Gotskowsky 1760 betriebene Porzellanmanufaktur 1763 von der Regierung übernommen, 1765 die General-Tabaksadministration, 1771 die Hauptnutzholzadministration, 1772 die Seehandlung, 1780 das Haupteisenkontor gegründet.

Digitized by Google

Die Bevölkerung zählte im Jahre 1756 bereits 126,000 Seelen, verminderte sich durch die Kriegsläufte und betrug 1763 nur erst 119,300 Seelen; 1766 war die Ziffer von 1756 wieder erreicht und betrug beim Ableben des Monarchen im Jahre 1786 rund 150,000 Seelen mit dem Militär. Daneben waren damals etwa 6650 Vorder- und 4000 Hinterhäuser mit einem Versicherungswerth von 57,01 Millionen Mark vorhanden.

In die glorreiche Regierungszeit des Großen Friedrich fallen die ersten feindlichen Heimsuchungen Berlins.

Als der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. sich entschloß, die Festungswerke Berlins schleifen zu lassen, unternahm er damit wohl überlegt einen Schritt, der auf die äußere Politik und Kriegführung Preußens von der größten Bedeutung gewesen ist. Unermüdlich hatten seine Vorgänger an der Vergrößerung des Staatsgebietes gearbeitet und demselben mit seltenem Glück Stück für Stück mosaikartig angefügt, dennoch nahm sich der brandenburgisch-preußische Staat wunderlich zerrissen auf der Landkarte aus. Im äußersten Westen auf dem linken Ufer des Rheins Gebiete, dann mehr central, als der eigentliche Kern, die Marken, im äußersten Osten das Herzogthum Preußen, von dem das neue Königreich den Namen führte; aber diese drei Haupttheile, zu denen südöstlich das neu erworbene Schlesien kam, unverbunden, und daneben weit verstreut zahlreiche größere und kleinere Enklaven. Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und Polen als Gegner und die deutschen Kleinstaaten zum großen Theil nicht als Freunde Preußens, ließen die Hauptstadt bei jedem mit Glück geführten feindlichen Vorstoß verloren sein, falls sie nicht befestigt war; dennoch entschied sich das preußische Kabinet gegen eine Befestigung Berlins. Die ungünstige Lage der Hauptstadt und die Verzettelung der Provinzen nöthigten den Regenten nicht blos die historische gewordene Devise: „la Prusse doit être toujours en vedette", sondern auch im Falle kriegerischer Verwicklungen die Nothwendigkeit auf, rascheste Initiative zu ergreifen und möglichst den Krieg in Feindesland zu verlegen. So verfuhr Friedrich II., so König Wilhelm I. in den Kriegen von 1866 und 1870—1871; schwer hat es Friedrich Wilhelm III. büßen müssen, daß er an die Stelle des muthigen Darauflosgehens die Politik des Zuwartens setzte.

Dieser frischen, raschen Kriegführung verdankt das kleine Preußen seine beispiellosen Erfolge numerisch weit überlegenen Feinden gegenüber, verdankt das unbefestigte Berlin die verhältnißmäßig seltene Ueberrumpelung durch den Feind. Als Festung im Mittelalter und in der Kurfürstenzeit ist Berlin jungfräulich geblieben. Die Belagerung durch König Waldemar III. im Jahre 1349 und durch den Tempelritterorden im Jahre 1435 endete ruhmvoll für Berlin. Ruhmvoll ist auch die Vertheidigung der nur mit einer zur Sicherung des Oktroi errichteten schwachen Mauer, stellenweise sogar nur mit Palissadenstaket umgebenen Stadt im Siebenjährigen Kriege gewesen, ruhmvoll, wenn auch nicht glücklich.

Der erste Ueberfall erfolgte am 16. Oktober 1757, als Friedrich mit Oesterreich, dem Deutschen Reich, Rußland, Frankreich und Schweden zugleich kämpfte, durch den Kroatengeneral Haddick, der mit 7000 Mann sich nach einem blutigen Kampfe, in welchem die schwache Garnison fast aufgerieben wurde, des schlesischen Thores bemächtigte, aber nicht in die Stadt selbst einzuziehen wagte, sondern sich mit einer Kontribution von 600,000 Mark begnügte. Ein Geschenk, bestehend aus einem Kästchen mit 24 Paar feinen Berliner Handschuhen,

Digitized by Google

welches er Maria Theresia zu überreichen gedachte, wurde dadurch illusorisch, daß sich die Handschuhe sämmtlich als für die linke Hand gefertigt herausstellten, ein Späßchen, das den Berlinern noch lange Zeit Stoff zum Lachen gegeben hat. Ernstlicher ging es 1760 zu, wo die Stadt vom 3. bis 8. Oktober von den Russen unter Tottleben und Tschernitscheff und von den Oesterreichern und Sachsen unter Lascy belagert wurde. Um die von Süden und Südosten her scharf beschossene Stadt nicht in Flammen aufgehen zu lassen, kapitulirte der Kommandant und übergab sie dem Grafen Tottleben.

Vorhof des kurfürstlichen Schlosses im Jahre 1690.

Die russischen Truppen des Letzteren hielten in der Stadt gute Mannszucht, während die gegen die Russen erbitterten Oesterreicher und Sachsen ihr Müthchen an den Berlinern kühlten und Exzesse der schlimmsten Art begingen, so daß der russische Höchstkommandirende sich mit Gewalt gegen seine Verbündeten ins Mittel legen mußte. Der schon erwähnte Gotzkowsky erwarb sich hierbei durch die geschickte Art, wie er mit den Russen zu unterhandeln verstand, um Berlin die höchsten Verdienste, welche die Stadt im Jahre 1878 durch Benennung einer Straße nach ihm geehrt hat. Gotzkowsky hat uns eine Selbstbiographie unter dem Titel: „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns" (Wiederabdruck in den Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin, Heft VII. 1863) hinterlassen, welche interessante Streiflichter auf die damaligen Verhältnisse der Stadt Berlin wirft.

Napoleon I. in der preußischen Hauptstadt. — Die Kosaken als Befreier Berlins. — Neue Kriegsgefahren (die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz). Während der Berliner ohne Groll der Uebergabe seiner Vaterstadt im Siebenjährigen Kriege gedenkt, ist das Gedächtniß der französischen Okkupation durch Napoleon I. unauslöschlich für jeden Patrioten mit bitteren Empfindungen gemischt. Welcher Abstand auch zwischen 1760 und 1806, damals Berlin als Residenz des selbst von seinen Feinden bewunderten großen Monarchen, von den fremden Truppen mit einer gewissen Scheu betreten, dagegen 1806 Preußen in seiner tiefsten Erniedrigung, von dem französischen Kaiser in wenig Tagen aufgerollt und in den Staub geworfen!

Digitized by Google

Am 21. September, dem Tage der Abreise König Friedrich Wilhelm's III. zum Heer, war vom Giebel des Zeughauses, der dem Palais des Königs gegenüber stand, die Bildsäule der Kriegsgöttin bei windstillem Wetter auf das Steinpflaster herabgefallen und hatte den rechten Arm zerbrochen, ein böses Omen in den Augen abergläubischer Berliner. Diesmal traf es zu. Erst am 17. Oktober wurde die Kunde von der am 14. erfolgten Niederlage bei Jena und Auerstädt bekannt und erregte den größten Schrecken in Berlin, den die an den Straßenecken angeschlagene Proklamation des Gouverneurs Graf von der Schulenburg nicht zu beseitigen geeignet war:

„Der König hat eine Bataille verlohren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben!

Berlin, den 17. October 1806. Graf v. d. Schulenburg."

Also lautete die berüchtigt und sprüchwörtlich gewordene Ermahnung,*) welche Schulenburg am wenigsten selbst beherzigte, indem er bereits am 19. aus Berlin floh. Am 24. Oktober marschirte der Vortrab der Franzosen ein, am 27. hielt Napoleon unter den Klängen der Marseillaise und dem donnernden „vive l'empereur!" der Truppen seinen Einzug in Preußens Hauptstadt und residirte über einen Monat auf dem königlichen Schlosse. Wenn die Franzosen auch Mannszucht hielten und das Plündern im Wesentlichen auf die öffentlichen Kunstsammlungen beschränkt wurde, aus denen der Staatsarchäologe Denon für die Pariser Museen viele Hauptstücke auswählte, während Manches davon nebenbei in den Händen der französischen Generäle und Intendanten hängen blieb, so lastete doch der Druck der Kontribution, der Einquartierung und der allgemeinen Geschäftsstockung schwer auf der Bevölkerung.

Eine herbe Kränkung für das Volksbewußtsein war es, daß der eherne Triumphwagen, ein Viergespann, vom Brandenburger Thor abgenommen und nach Paris gebracht wurde; denn das Brandenburger Thor, durch welches der korsische Cäsar seinen Einzug genommen, war das Wahrzeichen von Berlin geworden. Mit einem Kostenaufwand von mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark hatte Friedrich Wilhelm II. das imponirende Bauwerk zum Abschluß der Straße Unter den Linden nach dem Vorbilde der Propyläen errichtet. Fünf Durchgänge legte der Erbauer Langhans darin an; einer Porta triumphalis gleichend, ist das Thor rund 60 m breit und 20 m hoch, wozu noch die 5 m hohe Quadriga kommt, von Schadow modellirt und von Jürg in Potsdam in Kupfer getrieben. Alle feierlichen Einzüge bis heute finden durch diesen fortan mit Preußens, seit 1871 mit ganz Deutschlands Geschichte eng verknüpften Prachtbau statt.

Am 9. Juli 1807 ward der für Preußen schmachvolle Friede zu Tilsit geschlossen, jedoch erst am 3. Dezember verließen die Franzosen Berlin. Mit ungeheurem Jubel wurden sieben Tage später die ersten preußischen Truppen begrüßt, darunter am herzlichsten der Major Ferdinand von Schill, welcher sich bei der heldenmüthigen Vertheidigung Kolbergs ausgezeichnet hatte und dessen Säbel nicht ganz zwei Jahre später den ersten — freilich unglücklichen — Versuch machte, die französische Zwingherrschaft zu brechen.

*) Wörtlich nach dem Originalexemplar im Märk. Museum. Die früheren Citate, z. B. bei Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geschichte" (2. Aufl. 1880, S. 584) sind irrthümlich.

Digitized by Google

Der Vertrag vom 14. Februar 1812 gab Berlin noch einmal den Franzosen preis, die freilich diesmal als Scheinfreunde König Friedrich Wilhelm's III., ihres Verbündeten wider Rußland, einmarschirten. Die Berliner waren aber damals nicht mehr die Leute von 1806, die sich vor den Franzosen knechtisch beugten.

Männer wie Stein und Hardenberg hatten durch freiheitliche Reformen, Männer wie Arndt und Jahn durch glühende Begeisterung und ernste Zucht in der heranwachsenden Jugend die Vaterlandsliebe geweckt und den Haß gegen die fremden Bedrücker, gegen die Wölfe im Schafskleid, angefacht.

Vor dem Brandenburger Thore im Jahre 1820.

Noch hatte der König seinen berühmten Aufruf „An mein Volk" vom 17. März 1813 nicht veröffentlicht, welcher einer Kriegserklärung gegen Frankreich gleichkam, als der russische Oberst von Tettenborn mit mehreren Sotnien Kosaken, zu denen einige kampflustige Berliner Freiwillige gestoßen waren, am 20. Februar die Befreiung der Hauptstadt versuchte. Tollkühn sprengten die russischen Reiter in die von mehr als 10,000 Franzosen mit Geschütz besetzte Stadt, überall unter den Feinden Schrecken verbreitend, weit hinein. Obwol die nur ungenügend bewaffnete Bürgerschaft hier und da ebenfalls die Franzosen angriff, konnte der Ueberfall bei der numerischen Schwäche der Russen, deren Zahl höchstens 3000 betrug, nicht glücken. Dennoch steigerte dies Ereigniß die Gährung in der Bevölkerung auf das Höchste und bewog den Feind, die Stadt heimlich in der Nacht vom 3. zum 4. März schleunigst zu räumen. An den Kampf

vom 20. Februar 1813 erinnert ein Denkstein, der früher in der Stadtmauer am Neuen Königsthor eingemauert, nach Abbruch derselben in die Umfassungsmauer des Grundstückes der St. Bartholomäuskirche eingelassen worden ist:

Alexander
Freiherr
von Blomberg,
geb. zu Iggenhausen
den 31. Jan. 1788,
fiel als erstes Opfer im deutschen
Freiheitskampfe
am 20. Februar
1813.

Napoleon suchte sich der Stadt, welcher er fürchterliche Rache geschworen hatte, um jeden Preis zu bemächtigen. „Sollte Berlin Widerstand leisten", heißt es in dem Tagesbefehl vom 13. August 1813 an den Marschall Oudinot, „so können Ihre Zwölfpfünder Bresche schießen und 50 Haubitzen die Stadt in Brand stecken. Auf diese Weise haben wir Wien, Madrid und andere Hauptstädte zur Uebergabe gezwungen."

Es fehlte nicht viel, so wäre durch die lässigen, ja geradezu verdächtigen Rückzugsbewegungen Bernadotte's, des Kronprinzen von Schweden, jene Absicht verwirklicht worden. „Was ist Berlin? eine Stadt!" bemerkte dieser sonderbare Alliirte, als der preußische General von Bülow gegen die Preisgabe der Landeshauptstadt Einspruch erhob. Gegen den Befehl Bernadotte's griff Bülow den überlegenen Feind kaum drei Meilen südöstlich Berlins unter ungünstigen Verhältnissen an. Die Gewehre der pommerschen Landwehr waren vom unaufhörlichen Regen zum Schuß unbrauchbar geworden; da kehrte sie die Flinten um und schlug mit dem Kolben die Feinde nieder. Ihr Ruf „Dat fluscht better" ist für diese Braven sprüchwörtlich geworden. Der Tag von Großbeeren, der 23. August 1813, hat Berlin vor Verwüstung und Plünderung gerettet.

Noch einmal machte Napoleon den Versuch, Berlin einzunehmen. Diesmal erhielt Marschall Ney den Auftrag, wurde aber von Bülow, wiederum ohne Zuziehung und gegen den Willen des schwedischen Kronprinzen, am 6. September bei Dennewitz derart geschlagen, daß er an seinen Kaiser schrieb: „Ich bin vollständig geschlagen und weiß noch nicht, ob sich mein Heer wieder gesammelt hat."

Seitdem ist den Franzosen zwar nicht die Lust benommen worden, Berlin zu erobern. Im Gegentheil ist der Ruf „à Berlin" vor und nach der Kriegserklärung im Jahre 1870 recht vernehmlich gewesen, Berlin hat aber bislang keinen äußeren Feind mehr in seiner Nähe gesehen. Doch halt! einmal noch, freilich nur in der Phantasie oder Halluzination, nämlich zwei Tage nach dem Aufstande am 18. März 1848, wo man allen Ernstes in verschiedenen Theilen der Stadt die Russen, welche der Schwager Friedrich Wilhelm's IV., Zar Nikolaus, diesem zu Hülfe geschickt habe, vor den Stadtthoren glaubte.

Groß war die Freude der Berliner, als die Siegesgöttin mit dem Viergespann wiederkehrte; mit dem eisernen Kreuz und dem Adler geschmückt, prangt sie seitdem als das Wahrzeichen der Stadt über dem einzigen Thore, welches Berlin seit der Weichbildserweiterung im Jahre 1861 und dem Abbruch der Stadtmauer behalten hat. Möge sie der neuen Reichshauptstadt wider den innern und äußern Feind auch fortan symbolisch sein!

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsches Land und Volk. IX. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Denkmal Friedrich's des Großen in Berlin.

Das Zeughaus.

Berliner Baumeister und Bildhauer.

Schlüter und das Zeughaus. Die Lange Brücke mit dem Kurfürstendenkmal. — Schinkel. — Stüler und sein königlicher Schüler (der Geheimebaurathsstil, das Geheimerathsviertel). — Die neueste Periode (Emanzipation der bürgerlichen Baukunst, Einfluß des neuen Deutschen Reichs auf die Berliner Staatsbauten). — Berliner Bildhauer.

Schlüter und das Zeughaus. Die Lange Brücke mit dem Kurfürstendenkmal. In den Handbüchern der Kunstgeschichte wird gewöhnlich das 17. Jahrhundert bereits unter die Verfallzeit der Kunst, deren Blütezeit im Ende des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gipfelte, gerechnet. Eine gerechtere Würdigung verkennt demungeachtet nicht, wie auch das 17. Jahrhundert in verschiedenen Zweigen Künstler erzeugt hat, welche denen des Cinquecento mit Recht an die Seite gesetzt zu werden verdienen. So hat man nicht ohne eine gewisse Begründetheit den Hamburger Andreas Schlüter mit dem Florentiner Michel Angelo Buonarroti in Vergleich zu stellen begonnen. Einer Bildhauerfamilie 1662 zu Hamburg entsprossen, empfing er in Danzig, dem nordischen Venedig, und an dem prachtliebenden

Digitized by Google

Königshof zu Warschau mancherlei künstlerische Anregung und genoß bald eines solchen Ansehens, daß Kurfürst Friedrich III. ihn als Hofbildhauer im Jahre 1694 nach Berlin berief. Das königliche Schloß, wie wir es jetzt sehen, ist im Wesentlichen sein Werk, insbesondere die herrliche, dem Schloßplatz zugewandte Südfront mit dem Rittersaal. So groß war der Eifer des genialen Künstlers, daß er selbst die Motive für die Verzierung der Gemächer, für den Deckenstuck, die Fensterladen eigenhändig entwarf. Auch der Haupttheil des Charlottenburger Schlosses und das dortige Orangeriehaus, das Wartenberg'sche Palais (später die Alte Post, zur Zeit das Privathaus Königsstraße Nr. 1) und die leider jetzt an der Dorotheenstraßenfront tief unter dem Straßenniveau vergrabene Loge Royal York (damals Wohngebäude für den Oberhofmeister von Kameke) bekunden den feinsinnigen, gewandten Architekten. Die Marmorstatue König Friedrich's I., früher in Berlin, jetzt in Königsberg, der Sarkophag dieses Monarchen, die Sarkophage seiner Gemahlin Charlotte und des Prinzen Friedrich Ludwig, die Marmorkanzel in der Marienkirche, zu deren Aufstellung der Künstler den Pfeiler des gothischen Kirchenschiffs durchschnitt und durch vier Sandsteinsäulen abfing, welche den Aufgang zur Kanzel bilden, lehren uns den vielseitigen Mann wieder von neuen Gesichtspunkten kennen.

Bei dem Bau des Zeughauses, dessen Plan der verdienstvolle Nehring bereits 1685 gezeichnet hatte, konnte Schlüter sein schöpferisches Talent für äußere Ornamentik bestens zur Geltung bringen. Dies Gebäude, welches zu allen Zeiten seinen Ruhm als eins der gediegensten öffentlichen Bauwerke Europa's unverkürzt bewahrt hat, erscheint als eine Rustika-Quaderung mit Hervorhebung der Kämpfer in dem mit rundbogigen Oeffnungen durchbrochenen Erdgeschoß; eine dorische Pilasterstellung, oblonge, mit Giebelverdachung im Obergeschoß geschmückte Fenster, darüber eine zum Theil in eine Balustrade aufgelöste Attika. Diesem System hat Schlüter eine Fülle dekorativer Bildwerke hinzugefügt, deren Reichthum und Schönheit, wie der Baumeister August Beyer, dem wir hier folgen, mit Fug hervorhebt, den künstlerischen Rang des Monumentalbaues erst zur vollen Geltung bringen. Im Aeußern: die verschiedenartig komponirten Helme an den Schlußsteinen der Bögen des Unterbaues, die Fensterbekrönungen des Obergeschosses und die Trophäen und großen allegorischen Gruppen der Attika, deren Abriß einen wirkungsvollen, fein abgestimmten Gegensatz zu der ernsten quadratischen Grundform des Gebäudes bildet. Im Innern des einsamen Hofes, der im Jahre 1879 überdacht worden ist, an den Schlußsteinen der großen Bogenfenster die vielgepriesenen Masken sterbender Krieger, welche im Verein mit dem Bilde der Reue an dem Portal der Hinterfront die Kehrseite kriegerischen Ruhmes und Glanzes zum Ausdruck bringen. Vor Kurzem ist dies edle Bauwerk in eins der größten Museen verwandelt worden, welches die Waffen- und Kriegskunde, gleichzeitig auch den Ruhm des brandenburgisch-preußischen Heeres veranschaulichen soll. Dem einfachen, bescheidenen Sinne Kaiser Wilhelm's entspricht es, daß er den pomphaften Namen „Ruhmeshalle" für dies Museum nicht vorgezogen, sondern den herkömmlichen Namen „Zeughaus" behalten hat. Eingeschaltet sei hier zum nähern Verständniß, daß die Gebäude, in welchen die gebräuchlichen Kriegswaffen ꝛc. aufbewahrt werden, in der amtlichen Sprache bei uns nicht Zeughäuser oder Arsenale, sondern Wagenhäuser genannt werden.

Digitized by Google

Das unsterblichste Werk Schlüter's ist das herrliche Erzdenkmal auf der Langen Brücke, die in römischer Tracht ausgestattete Reiterbildsäule des Großen Kurfürsten.

Denkmal des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke.

Am 12. Juli 1703 erfolgte die Enthüllung, wobei ein Herold folgende Bekanntmachung verlas:

„Demnach Se. königliche Majestät von Preußen, unser Allergnädigster König und Herr, Ihrem in Gott ruhenden glorwürdigsten Herrn und Vater, dem Durchlauchtigsten Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Friedrich Wilhelm dem Großen, zu seinem und seiner unsterblichen Heldenthaten ewig währenden

Digitized by Google

Angedenken, die allhier stehende Statue haben setzen und aufrichten lassen: so wollen Se. Königliche Majestät auch solche Statue von Allen und in Allem heilig, unverletzt und in Ehren gehalten wissen. Welches zu Jedermanns Kundschaft hiermit öffentlich ausgerufen und angedeutet wird."

Die Metallmischung, aus welcher das unvergleichliche Bildwerk besteht, hat im Laufe der Zeit einen schönen Edelrost angenommen und bezeugt die technische Einsicht der bei der Herstellung betheiligt gewesenen Werkmeister auf das Bündigste. Der Guß war am 22. Oktober 1700 durch Johann Jakoby glücklich bewerkstelligt worden, wobei 350 Centner Bronze zugleich in Fluß kamen. 34,571 Thaler kostete die Bildsäule mit allen Nebenausgaben. Schlüter erhielt den Adelsbrief, Jakoby eine Medaille mit goldener Kette und 1000 Thaler für den Guß als besondere Anerkennung.

Später wurden die vier Sklaven am Piedestal hinzugefügt. Was ist nicht über ihre Bedeutung gefabelt worden! Noch immer läßt die Erklärung seltsame Blasen aufsteigen, wie die neueste Deutung L. Rudolph's in der Zeitschrift „Bär" vom 30. Oktober 1880 bezeugt. „Durch deutliche Attribute wurden diese vier Gestalten als der Kaiser, Spanien, Holland und der Kurfürst von Brandenburg (!) bezeichnet. Schöner konnte Schlüter bei dem Entwurf seines Modells wol nicht antworten, als indem er vier gefesselte Sklaven sehnsuchtsvoll zu dem Helden emporblicken ließ, von dem sie ihre Befreiung erwarteten." Etwas Unwahrscheinlicheres aber, als die Deutung, daß der Große Kurfürst an seinem eigenen Denkmale unten als gefesselter Sklave angebracht ist, läßt sich in der That kaum ausfindlich machen! Gewöhnlicher ist die Auslegung, daß die vier Sklaven gerade umgekehrt vier vom Kurfürsten bekämpfte Völkerschaften vorstellen.

Selbst an das fehlende Hufeisen des Rosses knüpfen sich wunderliche Legenden: der Künstler soll sich aus Scham, daß er dies hippologische Requisit vergessen, von der Brücke in die Spree gestürzt haben, nach einer andern Wendung wäre das eine Hufeisen im Straßenkampfe am 18. März 1848 abgeschossen worden u. dgl. m. Ansprechender ist die Sage, daß der Große Kurfürst in der Neujahrsnacht sein Piedestal verläßt und in Berlin Umritt hält, um nach dem Rechten zu sehen.

Schlüter's weitere Lebensschicksale liegen außerhalb unseres Rahmens. Nur so viel sei noch in der Kürze erwähnt, daß er, der von Nebenbuhlern vielfach angeneidet ward, nach dem verunglückten Aufbau des sogenannten Münzthurmes an der heutigen Adlerecke des Schlosses in Ungnade fiel, 1713 von Peter dem Großen nach Rußland berufen wurde, aber schon im folgenden Jahre, im Lebensalter von 52 Jahren, verschied. Als sein Wohnhaus in Berlin wird das Gebäude Brüderstraße 33, an der Ecke der Neumannsgasse, angegeben.

Schinkel. Das Ende des 18. und der Anfang des 19. Jahrhunderts bezeichnet im Gebiet der Baukunst eine Zeit des Verfalls. Der Stil, welcher sich in der französischen Aufklärungszeit im Kampfe mit den Ausartungen des Rococo entwickelt, während der französischen Revolution seine staatliche Anerkennung und während der kurzen Glanzzeit des Empire seinen Höhepunkt erreicht hatte, war in Berlin niemals zu einer vollen Durchbildung gelangt, obwol Anklänge sich vielfach nachweisen lassen.

Digitized by Google

Der Widerstand gegen das auch baukünstlerisch dominirende Franzosenthum, die Aermlichkeit der Mittel des durch die Invasion und die Wiederherstellung der Monarchie vollauf in Anspruch genommenen Staates sowie die Verarmung des Bürgerstandes ließen eine wirklich schöpferische Baukunst nicht aufkommen. In dieser Zeit des Niederganges beginnt die reformatorische Thätigkeit Karl Friedrich Schinkel's (geb. den 13. März 1781 zu Neu-Ruppin, gest. am 9. Oktober 1841).

Durch ernstes Studium der Antike hatte sich dieser Reformator des Bauwesens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für seinen Beruf vorbereitet.

Masken sterbender Krieger. Nach Schlüter.

An Stelle des in der Revolutionszeit eingebürgerten, bald tändelnden, bald phantastischen Spielens mit den Formen des klassischen Alterthums suchte er durch strenge Anwendung der hellenischen und römischen Normen die verfallene Architektur in neue Bahnen zu leiten, wobei ihm seine Stellung als Ober-Landesbau-Direktor besonders zu statten kam. Sein erstes größeres Monumentalwerk, die Neue Wache oder Königswache vom Jahre 1818, zwischen dem Zeughaus und dem aus dem Palais des Prinzen Heinrich, Bruders Friedrich's des Großen hervorgegangenen Universitätsgebäude, charakterisirt sein Streben und seinen Entwicklungsgang deutlich. Als Grundriß ist die Form eines römischen Castrums gewählt, dessen Front ein auf sechs dorischen Säulen ruhender Portikus ist und dadurch den Anblick eines griechischen Tempels gewährt. Um so größer ist die Enttäuschung, wenn man sich vor diesen Säulen die preußische Garde von 1818 in ihrer altväterischen Montur, oder den modernen Waffenrock, die Pickelhaube und das Hinterladergewehr denkt; dieser Gegensatz, der nicht ohne unfreiwillige Komik ist, lehrt bei aller Anerkennung der tüchtigen,

Digitized by Google

kunstgelehrten Arbeit, welche in dem Bauwerk steckt, wie bedenklich es ist, in eine moderne norddeutsche Hauptstadt unvermittelt die Antike zu verpflanzen.

Schinkel fühlte dies selbst, wie aus seinem nächsten großartigen Monumentalbau, dem königl. Schauspielhaus am Gendarmenmarkt und Schillerplatz, hervorgeht, der mehr dem Bedürfniß der Gegenwart angepaßt ist, dennoch aber reine und edle Formen der Antike zur vollen Anwendung bringt.

Das königliche Schauspielhaus.

Um so verdienstlicher ist diese Schöpfung Schinkel's, als die überwiesenen Mittel auch für diesen Bau nicht sehr ausgiebig waren und der Künstler die Fundamente und Mauerreste des frühern von C. G. Langhans errichteten Nationaltheaters mit benutzen mußte; es hat dies u. A. den Nachtheil gehabt, daß die Bühne und der Zuschauerraum, letzterer höchstens 1500 Personen fassend, für die Ansprüche des reißend anwachsenden Berlins längst zu klein geworden sind. Das in der kurzen Zeit von 1819—1820 ausgeführte Gebäude ist trotzdem überaus stattlich und gilt als eins der vortrefflichsten Bauwerke unseres Jahrhunderts.

Die Gliederung und der Aufbau dieses Schauspielhauses sind geradezu bewundernswürdig; die Hauptdimensionen sind $36{,}_2$ m zu $76{,}_5$ m und begreifen drei Haupttheile: einen Mittelbau und zwei Flügel. Der über dem Unterbau dreigeschossige Mittelbau, welcher bis auf 50 m Tiefe gebracht ist, enthält die Bühne und den Zuschauerraum sowie über dem letzteren einen die Höhe der Bühne erreichenden Malersaal.*)

*) Vgl. die Beschreibung des jetzigen Garnisonbauinspektors Appelius von 1878.

Mit zwei Tempelgiebeln geſchloſſen, beherrſcht er den reich gruppirten äußeren Aufbau. Von den beiden Flügeln, welche zwei Geſchoſſe über dem Unterbau zeigen, enthält der rechte, nördliche Flügel: Garderoben, Utenſilienräume, Werkſtätten, Probeſäle ꝛc.; der linke, ſüdliche, den Konzertſaal mit einſchließlich der Muſiker, 1000 Sitzplätzen, die Kaſtellanwohnung und andere Nebenräume.

Das neue Muſeum im Luſtgarten zu Berlin.

Vor der öſtlichen Hauptfront liegt ein giebelgekrönter Portikus, als eigentlicher Ein- und Aufgang, zu dem eine breite Freitreppe emporführt. Letztere Anlage zeigt wieder deutlich die Schwäche der Schinkel'ſchen Baukunſt, denn dieſer eigentliche Aufgang wird nicht benutzt; um ſein Betreten zu verhindern, iſt er durch eine Kette geſperrt, ja, als ob man ſich ſeiner ſchämte, iſt das Gebüſch, welches die Marmorbildſäule Schiller's auf dem Plätzchen vor der Freitreppe umgiebt, ſo gepflanzt, daß es einen Theil derſelben verdeckt. Dagegen findet der eigentliche Zugang durch einen ſelbſt bei hellem Tage dunklen, kellerartigen Gang unter der Treppe ſtatt. Der ruhige Beſchauer fragt ſich, was ſoll dann die prächtige Treppe? iſt es nicht vielmehr Aufgabe des Architekten, ſo zu bauen, daß die Haupttheile des Gebäudes ihrer eigentlichen Beſtimmung auch thatſächlich entſprechen? Dergleichen Anſtöße werden ſich überall ergeben, wo man die Kunſt vom nationalen Boden ablöſt und Ideen aus entlegenen Zeitaltern und fremden Zonen ohne Weiteres auf moderne Verhältniſſe und heimiſchen Boden überträgt.

Den Umbau des Domes, welcher die unſchönen Verhältniſſe des Baues Friedrich's II. gemildert, aber nicht beſeitigt hat, den Unterbau des Durchgangs

von den Linden zur Neuen Wilhelmsstraße, welcher im Jahre 1872 dem gesteigerten Verkehrsbedürfniß zum Opfer gefallen ist, desgleichen die überaus nüchterne Artillerie- und Ingenieurschule an der Straße Unter den Linden übergehend, wenden wir uns der zweiten hervorragenden Schöpfung des Meisters, dem damaligen neuen, jetzt alten königlichen Museum, zu, welches 1824—1828 erbaut, am 3. August 1830 eröffnet wurde.

Die in Berlin angehäuften Kunstschätze, welche in verschiedenen zum Theil recht unwürdigen Oertlichkeiten untergebracht waren, erforderten gebieterisch die endliche Herstellung einer passenden Heimstätte. Diese Aufgabe wurde durch Schinkel in umfassender, durchdachter und entschieden genialer Weise gelöst, wenn man die lokalen Schwierigkeiten und die Spärlichkeit der bewilligten Mittel erwägt. Von den Gesammtkosten des Baues mit 1,973,000 Mark entfielen allein auf den Grundbau 545,000 Mark, welcher einen ganzen Wald von 8—16 m langen Pfählen zu seiner Befestigung verschlungen hat.

Bei diesem Kunsttempel — Friedericus Guilelmus III studio antiquitatis omnigenae et liberalium artium Museum constituit CIↃDCCCXXVIII, lautet die Inschrift*) — konnte Schinkel seine Klassizität im Brillantfeuer zeigen; bei einem Gebäude zur Aufbewahrung der Schätze des griechischen und römischen Alterthums war sie gerade am Platze. Der Schwerpunkt der äußeren Erscheinung wurde in die Façade nach der Lustgartenseite, gegenüber dem Schlosse, gelegt, in Form einer imponirenden, auf 18 ionischen Sandsteinsäulen ruhenden, $6{,}_{59}$ m tiefen offenen Halle, zu welcher eine Freitreppe von 21 Stufen emporführt. Das Gebäude selbst bildet ein Rechteck von $86{,}_{70}$ m Länge und $53{,}_{46}$ m Tiefe, welches, nach den Angaben der Architekten Fritsch, Kühn und Merzenich, zwei innere Höfe von $17{,}_{89}$ m zu $16{,}_{48}$ m enthält und aus einem Unterbau von $3{,}_{30}$ m, einem Erdgeschoß von $6{,}_{50}$ m und einem oberen Geschoß von $8{,}_{88}$ m Höhe besteht. Das Hauptgesims erreicht $19{,}_{18}$ m, der mittlere Aufbau $20{,}_{09}$ m Höhe. Aus der Vorhalle gelangt man in eine durch beide Erdgeschosse reichende Rotunde, welche auf 20 korinthischen Säulen ruht und im Kleinen an das Innere des Pantheons in Rom erinnert. Bis zu dem Oberlicht der Kuppelwölbung ist dieser Raum $22{,}_{81}$ m hoch und enthält oben einen Umgang, an dessen Wänden Tapeten (Arrazzi) angebracht sind, nach Rafael'schen Cartons, welche sich im South-Kensington-Museum zu London befinden, zu Lebzeiten des großen Künstlers kunstvoll gewirkt.**) Die Rotunde selbst ist mit klassischen Skulpturen ausgestattet. Die auf die Rotunde folgende Skulpturengalerie umfaßt drei große, $9{,}_{10}$ m tiefe Säle und mehrere kleinere Kabinete. Das obere Geschoß enthält Säle für die Bildergalerie, die durch Querwände für die Aufnahme einer größeren Anzahl von Bildern eingerichtet und neuerdings, soweit angänglich, mit Oberlicht versehen worden sind. Das Erdgeschoß ist für das Antiquarium, die Sammlung der Vasen, Terracotten, Münzen, geschnittenen Steinen ꝛc. eingerichtet.

Die Ausstattung dieser Räume ist eine einfache, aber sehr passend für die Aufnahme von antiken Bildwerken und anderen Resten des Alterthums, die

*) Friedrich Wilhelm III. erichtete dem Studium des gesammten Alterthums und der freien Künste dies Museum 1828.

**) Früher im Besitze König Karl's I. von England, kamen sie nach Versteigerung von dessen Kunstschätzen in Besitz der Herzöge von Alba zu Madrid. 1823 erwarb sie der englische Konsul Tupper und 1844 der preußische Staat.

Digitized by Google

meist in unscheinbarer Hülle uns überkommen sind und mit einem bunten, luxuriös ausgestatteten Hintergrund schlecht harmoniren, wie dies die unzweckmäßige Ausstattung des spätern und jetzigen Neuen Museums zeigt. Eine solche anspruchslose Einrichtung gestattet bauliche Veränderungen und Umstellungen der Schaustücke ohne Schwierigkeit, was bei kostspieligen, abgepaßten Anlagen kaum angänglich ist.

Kreuzberg-Denkmal zu Berlin.

Die hier aufgestellten Antiken, deren Stamm hauptsächlich in der durch Friedrich den Großen angekauften Sammlung des Kardinals Polignac enthalten ist, werden durch die Schätze vieler der großen europäischen Museen an Kunstwerth übertroffen; doch enthalten sie einige vorzügliche Stücke, wie das sitzende Mädchen, welches mit Knöcheln spielt, eine ausgezeichnete Gewandstatue der Polyhymnia, einen trefflichen Meleager, den sogenannten bogenspannenden Amor des Lysippus, einen guten Antinous u. dgl. Durch die von Dr. Humann gewonnenen pergamenischen Alterthümer erhielt diese Sammlung vor Kurzem einen Zuwachs von hervorragender Bedeutung.

Die Gemäldegalerie ist wegen der Vollständigkeit der Schulen und deren ausgiebigen Vertretung der einzelnen Meister für Lehrzwecke so vortrefflich wie keine zweite europäische Bildersammlung eingerichtet, obwol, selbst in Deutschland, mehrere Galerien, so die von Dresden, München, an eigentlichen Perlen und Hauptstücken mehr aufzuweisen haben. Räumlich zerfällt die Galerie in

Digitized by Google

zwei Theile. Die eine Hälfte begreift die Italiener, Spanier und Franzosen, unter denen man kaum einen namhaften Künstler vermißt, die andere Hälfte die Deutschen, Vlämen und Niederländer. Fortwährende Erwerbungen ergänzen diese Kunstschätze nach Umfang und Inhalt. Chronologisch reichen die Bilder nur bis in den Anfang dieses Jahrhunderts. Die Fortsetzung der Malerkunst von da ab finden wir in der Nationalgalerie.

Die Vertheilung der Kunstschätze des Erdgeschosses zeigt noch die ganze wunderliche Anschauung der alten Zeit, welche, von der modernen Museumskunde längst aufgegeben, leider hier noch, wie es scheint, lediglich aus bureaukratischen Rücksichten beibehalten wird. Die Eintheilung in Vasen, Gläser, Bronzen u. dgl. erinnert an die Zeit der Dosen-, Pfeifen- und Stocksammlungen und ähnlicher Liebhabereien. Da man früher in naiver Weise fast nur auf hübsches Aussehen und möglichst werthvollen Stoff (Gold, Silber, Bronze, Bernstein ꝛc.) der Fundstücke sah und sich um den Fundort und die näheren Fundumstände nicht kümmerte, ist bei vielen Objekten nichts hiervon bekannt und sind die letzteren infolge dessen wissenschaftlich fast werthlos. Die gelehrten Verwalter dieser einzelnen Sammlungen sehen wol das Unzweckmäßige des überkommenen Systems ein, vermögen sich aber unter einander nicht zu einigen; und so wird es bei dem bisherigen Zustande bleiben, bis von der Centralstelle der im Publikum ersehnte Befehl kommt, diese sämmtlichen Kleinsammlungen einheitlich und lediglich in kulturhistorischer und ethnologischer Zusammengehörigkeit zu ordnen.

Die Wände der Vorhalle sind mit Frescomalereien geschmückt, deren Zeichnung von Schinkel entworfen und deren farbige Ausführung von Peter von Cornelius geleitet worden ist. Die gigantischen Kompositionen stellen dar nach der eigenen Angabe des Erfinders: Angesichts links die Entwicklung der Weltkräfte vom Chaos zum Licht im Sinne einer antiken Theogonie: Angesichts rechts die Entwicklung der menschlichen Kultur sowie die friedlichen Beschäftigungen und den Kampf gegen die Barbaren und die Elemente. Diese Fresken, welche leider wenig geeignet sind, einem nordischen Winter zu widerstehen, haben in den letzten Jahren vielfach ausgebessert werden müssen. Weniger befriedigend sind die kleineren Bilder unter den beiden Hauptgemälden, die Thaten des Herakles und Theseus darstellend, von neueren Künstlern ausgeführt.

Einer großen Berühmtheit erfreut sich die Kiß'sche Amazonengruppe aus Bronze auf der Treppenwange, Angesichts rechts, eine herrliche Frauengestalt, einen Tiger mit der Lanze bedrohend, welcher sich in ihr Pferd verbissen hat. Als Seitenstück links ein reitender Jüngling, einen Löwen bekämpfend, von A. Wolff.

Von dem Alten Museum pflegt man nicht zu scheiden, ohne die gewaltige Granitschale zu besichtigen, welche vor demselben steht. Sie ist aus einem Splitter eines der beiden riesigen Geschiebeblöcke, der sogenannten Markgrafensteine, kunstvoll hergestellt, welche noch jetzt als Gedenksteine der Vereisung und Vergletscherung Norddeutschlands auf den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde, etwa 30 km östlich Berlin, liegen. Die flache Schale hat gegen 7 m Durchmesser und 1500 Centner Gewicht und ist von dem Baurath Ernst Cantian, nach welchem der Platz gleichen Namens heißt, angefertigt. Die Säule mit dem Adler an der Ecke des Schlosses nach der Schloßbrücke zu und die Friedenssäule

Digitized by Google

auf dem Belle-Alliance-Platz rühren von demselben Künstler her, der, statt zu dergleichen Arbeiten ausländisches Material zu wählen, leider viele der immer seltener werdenden heimischen Riesenblöcke, der bewundernswürdigsten Denkmale der Urzeit, zerstört hat.

Ein umfassender Geist, wie Schinkel, konnte es sich nicht versagen, auch auf dem Gebiete des nationalen Baustils sich zu versuchen. Die würdigste Aufgabe hierfür bot sich bald nach den Befreiungskriegen in dem National-Denkmal dar, welches Friedrich Wilhelm III. auf der höchsten Erhebung im Süden Berlins, dem Tempelhofer Berge, errichtete. Das Denkmal ist eine gothische Spitzsäule aus Eisenguß von kreuzesförmigem Grundriß und hat der betreffenden Hügelkuppe den Namen Kreuzberg gegeben. Das Monument enthält zwölf baldachingekrönte Nischen mit symbolischen Figuren, welche die Hauptschlachten der Kriege von 1813—1815 repräsentiren. Die Grundsteinlegung fand 1818, die Einweihung 1821 statt. Wegen der zunehmenden Bebauung der Gegend wurde das Denkmal allmählich verdeckt; es ist deshalb durch sinnreich konstruirte Hebevorrichtungen 15 m in die Höhe geschraubt und auf einen im Jahre 1879 vollendeten kastellartigen Quaderbau gesetzt worden. Von der Plattform des Denkmals, welches nunmehr wieder weithin sichtbar ist, genießt man eine umfassende Umschau über Berlin und Charlottenburg-Westend bis Spandau und in die waldige Umgebung am linken Haveluser.

Auch im gothischen Kirchenbau versuchte sich Schinkel, als es die Umformung der Werder'schen Kirche galt, welche, nach Grünberg's Zeichnung zwischen 1700 und 1730 für die deutsche und französische Gemeinde des Friedrichswerder als Doppelkirche aufgeführt, in Verfall gerathen war. Von 1824—1830 führte unser Meister hier eine einschiffige, fünfjochige, mit Sterngewölben bedeckte Anlage auf, in den Maßen von $62{,}_{45}$ m zu $18{,}_{8}$ m mit zwei stumpfen Thürmen. Im Innern künstlerisch ansprechend ausgestattet, macht die Kirche im Aeußern wegen der Schwerfälligkeit ihrer Verhältnisse kaum den Eindruck eines gothischen Gotteshauses und beweist, wie die bloße Beherrschung der Technik und die Kenntniß der Stilform nicht genügt, um einem Bauwerk Leben einzuhauchen.

In richtiger Erkenntniß seiner Veranlagung verließ Schinkel den für ihn spröden gothischen Stil und wendete sich wiederum den ihm liebgewordenen klassischen Formen zu, wobei er jedoch die Erfahrungen verwerthete, welche er auf erneuten Kunstreisen in den romanischen Ländern gewonnen hatte. So entstand als das wichtigste Gebäude die Bauakademie, dicht neben der eben gedachten Kirche belegen. Dies Bauwerk ist quadratisch, 21 m hoch und mit außerordentlicher Sorgfalt ausgeführt. Zur Sicherung des Gewölbebaues, für den in Berlin geringe Erfahrungen vorlagen, wurde ein festes Ankersystem eingelegt. Der klassische Formenschatz ist mit romanischer Bauart hier glücklich verbunden. Baurath Tiede äußert sich über den baulichen Werth dieser für Berlin bedeutsamen Schöpfung wie folgt: „Die architektonische Gestaltung des Façadensystems gilt bekanntlich als die reichste und originellste Schöpfung Schinkel's. Das zum klaren Ausdruck gelangende mittelalterliche Strukturprinzip verbindet sich in vollendeter Harmonie mit dem feinen, in freier Weise behandelten hellenischen Detail, und beide sind auf das Glücklichste dem Charakter des Backsteinmaterials angepaßt. Der dem letztern angemessene Grad des Reliefs,

Digitized by Google

die klare Sonderung zwischen dem struktiven Backsteingerüst und der als Einsatz ausgebildeten Terracottadekoration, die Rücksicht auf die farbige Wirkung des Materials sind in keinem späteren Werke der Berliner Schule so bedeutsam hervorgetreten, wie in diesem ersten, bahnbrechenden Versuche ihres Großmeisters."

Ein besonderes Verdienst Schinkel's bei den letzten beiden Bauwerken war, daß er mit denselben zu dem mißachteten heimischen Material, zu dem Rohziegelbau, zurückkehrte. Die ältesten Monumentalbauten Berlins und Kölns sind aus Bruchsteinen, zu denen die in der norddeutschen Tiefebene verstreuten Geschiebeblöcke das Material lieferten; mit der Einwanderung von Kolonisten aus den Niederungen der Elbe, Weser und Ems kam der dort heimische Ziegelbau, auf römischer Ueberlieferung, wenigstens in den beiden letztgenannten Flußgebieten, beruhend, ins Land. In diesem mittelalterlichen Rohziegelgewande stellen sich noch heute die Nikolai-, Marien-, Kloster- und Heilige-Geistkirche, ingleichen die Reste der alten Stadtmauer dar; und das Material, seit dem 15. Jahrhundert den vortrefflichen Magistrats-Thongruben von Glindow bei Werder entnommen, ist so vortrefflich, daß es besser erhalten scheint, als das vieler Rohziegelbauten der letzten Jahrzehnte. Daneben kam, wahrscheinlich der Kostenersparniß halber, da das Kalkmaterial aus den städtischen Brüchen zu Rüdersdorf äußerst wohlfeil war, schon frühzeitig der Abputz auf, bis er sich in den letzten zwei Jahrhunderten fast die alleinige Herrschaft eroberte. Die natürliche Folge war schlechterer Gehalt, geringere Festigkeit und schadhafte Form des Backsteins, da die Tünche alle diese Fehler deckte, und damit zunehmende Untüchtigkeit und Aermlichkeit des Baues. Die schnelle, treibhausartige Vermehrung der Häuser durch den Baueifer der Könige, verbunden mit der geringen Wohlhabenheit des Landes, trugen dazu bei, diese Putzfaçaden leider auch bei den größten Prachtbauten, wie dem Schloß und dem Zeughaus, einzubürgern. Fast nur eigentliche Ornamentstücke wurden aus solidem Material, zumeist Sandstein von Pirna, hergestellt.

So konnte man die Aufführung der Werder'schen Kirche ohne Abputz, in Rohziegel, nur begrüßen, wenn dem letztern auch ein erfreulicher Farbenton abging. Dieser wurde in bislang unübertroffener Weise, in braunrothem Material, bei der Bauakademie erreicht. Leider beruhte hier die Herstellung auf einer schwierigen und nicht billigen Mischung von Rathenower und Stolper Thon, welche aus diesen Gründen selbst bei Staatsbauten nicht weiter benutzt wurde. Was sonst noch von Schinkel im Rohziegelbau geleistet worden ist, wie das Wacht- und Zollgebäude am Neuen Thor, die Dragonerkaserne und das Militärgefängniß in der Lindenstraße, die neue Packhofsanlage auf der jetzt sogenannten Museumsinsel, das Feilner'sche Haus in der Feilnerstraße, zeigt eine unerfreuliche, schmuziggraue Farbe und führte in Verbindung mit den nüchternen und steifen Formen des Schinkel'schen Baues dazu, den Rohziegelbau auf längere Zeit selbst wieder bei den Staatsarchitekten unbeliebt zu machen; im bürgerlichen Bau fand er infolge dessen noch weniger Anklang. Erst in neuester Zeit hat die Backstein- und Thonwaarenindustrie sich so weit vervollkommnet, daß sie in der Gediegenheit und Härte des Materials, in der Schärfe und Anpassung der Formen, in der Färbung und Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse so Vorzügliches leistet, daß damit eine neue Aera der Bauausführungen eingeleitet worden ist. Die nächstbelegenen Thone, welche sich

Digitized by Google

für Ornamentalbauten empfehlen, gehören entweder dem älteren tertiären Septarienthon, der bei Hermsdorf nördlich Berlin eine große Mächtigkeit besitzt, oder dem diluvialen blauen Wiesenthon aus der Havelgegend bei Birkenwerder, Potsdam, Petzow, Werder, Glindow, Ketzin u. s. w. an; während der Septarienthon ohne Vermischung mit jüngeren Thonen nicht verwendbar erscheint und Verblendsteine von streifiger, veränderlicher Farbe liefert, zeichnen sich die Havelthone durch Gleichmäßigkeit der lichtgelben Farbe aus. Uebertroffen wird dies Material durch den erst in den letzten Jahren allgemeiner in Aufnahme gekommenen Stein aus der Gegend von Bitterfeld und von Lauban, der gebrannt einen saftigen, besonders anmuthenden chromgelben Ton gewinnt und bei fiskalischen und städtischen Bauten sich so bewährt hat, daß er auch in bürgerlichen Kreisen mehr und mehr Eingang findet und allmählich dem Aussehen einzelner Berliner Straßen eine eigenartige Physiognomie aufzudrücken beginnt.

Wenn wir von der Schinkel'schen Bauperiode scheiden, so dürfen wir nochmals auf die volle Anerkennung und Bewunderung, die wir dem Stifter gezollt haben, verweisen und werden nicht mißverstanden werden, falls wir nun auch die Schattenseiten dieses architektonischen Kultus berühren: Bruch mit dem heimischen Entwicklungsgange der Baukunst, Verpflanzung eines einer entlegenen Zeit und einem fremden, südlichen Volk entnommenen Stils in ein für die Entwicklung des letztern wenig geeignetes nordisches Klima; Verbindung des überkommenen nüchternen, knappen Architekturwesens der Hauptstadt mit starren und steifen Formen, welche bei geringen Geldmitteln für die innere und äußere Ausstattung nicht selten einen ärmlichen Charakter annehmen. Noch abfälliger zeigt sich diese Architektur bei ihrer Uebertragung auf das bürgerliche Wohnhaus, daher jene monotone Ausstattung ganzer langer Straßen des älteren Berlins, welche von Süd- und Westdeutschen, von Franzosen und Italienern als ermüdend und langweilig bezeichnet wird.

Stüler und sein königlicher Schüler (der Geheimebaurathsstil, das Geheimerathsviertel). Zu den eigenartigsten und folgenreichsten Erscheinungen auf baukünstlerischem Gebiete gehört das Freundschaftsverhältniß und harmonische Zusammenwirken König Friedrich Wilhelm's IV. und seines Lieblingsarchitekten Geheimen Oberbaurath's Stüler. Nur wenige Jahre jünger als der Monarch und aus der Schinkel'schen Schule hervorgegangen, vertiefte Stüler sich mit demselben in den mittelalterlich italienischen Stil, an den Schinkel beim Plan der Bauakademie bereits angestreift hatte. Wie der König darauf verfallen konnte, den schwerfälligen altromanischen Baustil von Ravenna und Florenz nach Potsdam und Berlin, den Villenbau aus dem Thal und den sonnigen Rebengeländen des Arno an den Strand der Havel und unter den düstern, nebeligen Himmel der Mark zu verpflanzen, bleibt unverständlich, wenn man nicht die romantische Welt, in welche dieser hochbegabte Monarch sich selbst gewissermaßen hineinverzaubert hatte, kennt, jene phantastischen Ideen, die für ihn so verhängnißvoll geworden sind. Nach dem Sinne Friedrich Wilhelm's sollte die gesammte bauliche Physiognomie Berlins umgeschaffen und namentlich auf der Museums- und Schloßinsel ein Komplex riesiger, künstlerisch vollendeter Monumentalbauten geschaffen werden. Der

Digitized by Google

unschöne Dom mit seiner unwürdigen Ruhestätte für die Todten des königlichen Hauses, einem finstern Kellergeschoß, welches bei jeder Hochflut unter Wasser trat, sollte durch den „größten Dom der Christenheit" und durch ein feierliches Campo Santo ersetzt, dieses Gebäude einerseits mit dem Schloß, andererseits durch Säulenhallen mit den neuen Kunsttempeln verbunden werden, welche sich nordwestlich und hinter dem Alten Museum an dieses anzuschließen hatten. Leider ist, wie bei so vielen Unternehmungen Friedrich Wilhelm's IV., das Können hinter dem Wollen zurückgeblieben. Der Dom ist nicht über die Fundamente hinausgediehen und die halbfertige Fürstengruft fast zu einer unschönen Ruine entstellt. Von den bedeutenden Kunstbauten ist nur das jetzige Neue Museum, die größte Schöpfung des Künstlerpaares, vollendet worden,

Dies Gebäude imponirt durch seine Größe, die Sauberkeit und mannichfaltige Ausstattung des Innern, welche von dem Geschmack und der Dekorationsgabe Stüler's rühmliches und beredtes Zeugniß ablegt. Damit ist aber das Verdienst dieses Gebäudes zusammengefaßt, während es im Uebrigen zu vielfachen Ausstellungen herausfordert. Daß die Façaden Putzbau sind, während das mit ärmlichen Mitteln geschaffene Alte Museum wenigstens eine aus Hausteinen gebildete Hauptfront besitzt, ist tadelnswerth, ebenso die sonstige äußere Ausstattung, welche trotz aller aufgewandten Mittel kleinlich erscheint. Wunderlicher Weise ist der größte Raum des ganzen Gebäudes in die Treppe gelegt, im Uebrigen aber die an sich gewaltige Ausdehnung in mittelgroße Säle und viele kleine Gemächer getheilt. Die Dekoration derselben an sich ist bereits gerühmt, erscheint aber dadurch, daß sie für die bei Anlegung des Museums damals vorhandenen Kunstgegenstände ohne Veranschlagung eines Zuwachses und einer dadurch bedingten Ausdehnung und Umstellung der einzelnen Sammlungen berechnet worden ist, völlig verfehlt. Dies zeigt sich jetzt, wo die einzelnen Sammlungen so gewachsen sind, daß sie über die ihnen ursprünglich zugewiesenen Räume ausgedehnt, zum Theil aus dem Museum nach anderen Gebäuden übergeführt werden müssen, in der peinlichsten Weise. Soll man z. B. assyrische oder pompejanische Antiken in einem Saal aufstellen, der mit dem Mythus des Odin und Baldur verziert und für nordische Alterthümer eingerichtet ist und jetzt geräumt werden muß, weil die vaterländischen Alterthümer mit den Gegenständen der Völkerkunde zusammen in das neue Museum für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte kommen, oder was soll man sonst in diesen Saal stellen? Eine große Ausdehnung nimmt die Sammlung von Gipsabgüssen nach der Antike ein; schon an und für sich ein trauriger Ersatz für die Originale und nur für Lehrzwecke bestimmt, gehören sie doch wahrlich nicht in Säle, welche in der buntesten Farbenpracht und mit dem größten Luxus ausgestattet sind. Ungleich maßvoller dachten Schinkel und Friedrich Wilhelm III., als sie den Wandflächen des Alten Museums keinen glänzenden Schmuck, vielmehr einen einfachen lichtgrauen Ton gaben. Nach unserer Auffassung sollte man, wie die Dinge nun einmal liegen, die wirklichen Antiken in jene Schmucksäle, die an sich werthlosen Gipsabgüsse dagegen in die drei Hauptsäle des Alten Museums versetzen.

In dem Erdgeschoß ist das ägyptische Museum stilvoll eingerichtet, und sind hier bauliche Reste der Pharaonenzeit mit dem Neubau so verschmolzen, daß sie gleichsam ein Ganzes bilden und höchst wirkungsvoll erscheinen. In

Digitized by Google

dem obersten Geschoß befindet sich auf der einen Seite das Kupferstichkabinet, welches nebenher auch viele Handzeichnungen, Miniaturen u. dergl. enthält. Auf der andern Seite befand sich die Kunstkammer mit raren Schätzen des Kunst- handwerks und der Kulturgeschichte, welche, statt weiter entwickelt zu werden, vor einigen Jahren ausgeschlachtet und zum Theil dem Kunstgewerbe museum, zum Theil dem Hohenzollernmuseum überwiesen worden ist. Ein Theil dieser schönen Sammlung ist aber auch im Neuen Museum verblieben und nimmt sich freilich jetzt in der unmittelbaren Nachbarschaft altgriechischer und altrömischer Terracotten wunderlich genug aus.

Der Mumiensaal im Neuen Museum.

Den größten Schmuck des Gebäudes bilden die Kolossalbilder in dem $38{,}_{29}$ m langen, $15{,}_{69}$ m breiten und $20{,}_{24}$ m hohen Treppenhause, die Hauptwerke des verstorbenen Wilhelm von Kaulbach: der Thurmbau zu Babel, die Blüte Griechenlands, die Zerstörung Jerusalems, die Hunnenschlacht, die Kreuz- fahrer vor Jerusalem, endlich die Reformation. Die Komposition dieses letzten Bildes hat zu Differenzen Veranlassung gegeben, indem der strengkatholische Generaldirektor von Olfers die eigentlichen Reformatoren, namentlich den Haupt- reformator Luther, in den Hintergrund zu drängen bemüht war — in der größten evangelischen Stadt des Kontinents, ein seltsames Unterfangen! Dies ist zwar nicht ganz geglückt, immerhin steht der unsterbliche Mönch von Wittenberg, wenn auch im Mitteltheil, sehr im Hintergrunde, während die reformations- feindlichen spanischen und italienischen Künstler und Gelehrten den besten Theil des Gemäldes in Anspruch nehmen. Auch die übrigen Säle sind mit trefflichem landschaftlichen oder mythologischen Bilderschmuck versehen.

Digitized by Google

Des ungetheiltesten Beifalls erfreut sich mit vollem Recht die Schloßkapelle, im Jahre 1845—1846 erbaut, wobei schwer zu sagen, wem bei dem Entwurf mehr Antheil gebührt, dem „Stüler" oder dem „Schüler". In imponirenden Verhältnissen, außen leider nur wieder von unechtem Material, erhebt sich der weithin sichtbare Kuppelbau über dem nach der Schloßfreiheit zu belegenen, von Joh. Friedr. Eosander von Goethe erbauten, dem Triumphbogen des Septimius Severus zu Rom nachgebildeten Mittelbau. 735 Sitzplätze sind in der Kapelle vorhanden, deren Baukosten 1,101,000 Mark betragen haben. Außerdem hatte Friedrich Wilhelm das Schloß 1844 mit den Terrassen auf der Nordseite und der erwähnten Adlersäule Cantian's an der Nordwestecke geschmückt. Hierzu kamen am Portal IV die von Clodt gefertigten zwei bronzenen Pferdebändiger, Geschenke Kaiser Nikolaus' I., welche der Volkswitz treffend „den gehemmten Fortschritt" und „den beförderten Rückschritt" genannt hat. Dem König Friedrich Wilhelm IV. wäre es zu gönnen gewesen, daß er sich noch an dem Anblick der von Kiß verfertigten, dem König Wilhelm seitens der Erben geschenkten Bildsäule: der heilige Georg zu Pferde, mit dem Schwerte den Drachen bekämpfend, hätte weiden können: ein Meisterwerk der Erzkunst, welches so recht im Sinne des „Romantikers auf dem Throne" inmitten des Schloßhofes, nahe dem Schloßkuppelportal, seine passende Aufstellung gefunden hat.

Stüler hat sich, den Intentionen seines königlichen Studiengenossen entsprechend, vielfach beim Kirchenbau in Berlin betheiligt. Die St. Jakobikirche in der Oranienstraße (1844—45), die St. Matthäikirche im Thiergarten (im Volksmund „dem lieben Gott sein Sommerhaus" genannt; 1845—46), die St. Markuskirche in der Weberstraße (1848—55), die St. Johanniskirche, in Verbindung mit der St. Paulskirche in der Badstraße, der St. Elisabethkirche in der Invalidenstraße und der Nazarethkirche in der Müllerstraße, letztere drei noch der Zeit Schinkel's angehörig, sind die redenden Zeugen, wie sich die Architektur vom heimatlichen Boden und von aller vaterländischen Tradition entfremdete und die düsteren Motive des altchristlichen Basilikenstils sowie des frühromanischen Rundbogenstils in einer jugendfrischen, lebensfreudigen, aufstrebenden Stadt zur Herrschaft zu bringen suchte. Ein geradezu abschreckendes Beispiel ist die erwähnte Nazarethkirche: mit solch nüchternen Bauwerken, welche obenein mit einer fast Mitleid erregenden Dürftigkeit ausgestattet sind, wird man den kirchlichen Sinn und auch den Geschmack im Kirchenbau nicht heben können.

Der Geheimebaurathsstil. — Geradezu betrübend war es, daß infolge des dominirenden Einflusses Stüler's und seines königlichen Freundes fast das gesammte amtliche Baumeisterthum in die gleiche abschüssige Kunstrichtung gedrängt wurde, was, wenn man sich außerdem noch den bauakademischen Unterricht, den Einfluß der Dozenten, der Examinatoren und der ehemaligen technischen Deputation des aufgelösten Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten auf die studirende Jugend, beziehentlich auf die jungen, auf Anstellung harrenden Bauführer und Baumeister vergegenwärtigt, ganz begreiflich erscheint. Stüler ist hierdurch der Vater der in der Baugeschichte Berlins lange Zeit einflußreichen sogenannten Geheimenbaurathsschule und des Geheimenbaurathsstils geworden. Was die Architekten dieser Richtung

anlangt, so waren sie, wie der Titel besagt, höhere Staatsbeamte, und zwar unzweifelhaft von der ganzen Hingabe und Pflichttreue, welche der altpreußischen Bureaukratie in so hohem Maße eignet; so haben sie denn auch die ihnen obliegenden Aufgaben, sei es nun den Bau eines Gerichtsgebäudes, einer Kaserne, eines Gefängnisses, einer Kirche u. s. f., ihren Fähigkeiten entsprechend schlecht und recht zu lösen versucht. Im Uebrigen erheben selbstredend ihre Werke keinen Anspruch auf Originalität oder Kunst: es sind routinemäßige Nachahmungen des unerreichbaren, oftmals unverstandenen Altmeisters, Schablonenbauten, „anschlagsmäßig" und „fehlerfrei", derart, daß sie technisch von der Baupolizei mit gutem Gewissen abgenommen werden können, hergestellt. Mehr kann man zu ihrem Lobe nicht sagen, zu ihrer Entschuldigung aber noch betonen, daß man von einem Beamten nicht Genialität, von einem Geheimenbaurath nicht verlangen kann, daß er Baukünstler sei. Die romanischen Motive, angeblich zu selbständigen Renaissanceformen ausgebildet, werden von dieser Schule in einer solchen Einförmigkeit hergestellt, daß, wenn man die gröbsten Aeußerlichkeiten, wie geringere oder bessere Ausstattung (Verblendsteine, Sandstein-Einrahmungen, Glasurziegel, Thonornamente) außer Acht läßt, man einem solchen Bauwerke selbst in ziemlicher Nähe noch nicht ansehen kann, was seine Bestimmung eigentlich ist: eine Basilika, eine Krankenbaracke, ein Polizeigewahrsam, eine Kaserne, ein Spritzenhaus, eine Schule, ein Remontedepot, ein Lehrerseminar oder was sonst.

Von diesem Schablonenbau ist auch ein großer Theil der städtischen Verwaltungsbauten nicht auszunehmen, obwol letztere sich durch große Opulenz des Materials auszeichnen und damit den redlichen Willen des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung, der Bedeutung Berlins entsprechende Monumentalbauten zu schaffen, deutlich bekunden.

Als ein recht typisches Beispiel des Geheimenbaurathsstils bei den Profanbauten des Staates kann der mit einem Kostenaufwand von nicht weniger denn 365,000 Mark in den Jahren 1871—1873 aufgeführte Bau der neuen königlichen Universitätsbibliothek in der Dorotheenstraße dienen. Ein ebenbürtiges Seitenstück zur Nazarethkirche,*) letzteres Gebäude einer Scheune, jenes einer Kattunfabrik ähnlich. Geschmackloseres und Nüchterneres hat die Geheimebaurath-Aera allerdings nicht zu zeitigen vermocht. Daß eine derartige Stilrichtung den Keim des Todes in sich trägt, ist leicht verständlich und in Berlin inzwischen auch bestätigt worden.

Das Geheimerathsviertel. — Bei solchen Vorbildern des amtlichen Stils versteht es sich von selbst, daß die bürgerlichen Bauten noch platter und eintöniger ausfallen mußten. Ein lehrreiches Beispiel hierfür ist das im Volksmunde so getaufte Geheimerathsviertel vor dem Potsdamer und Anhaltischen Thor, unter Friedrich Wilhelm IV. entstanden und von den zahlreichen höheren Staatsbeamten, die sich hier ansiedelten, so benannt. Eine rächende Ironie des Schicksals wollte, daß gerade in diesem monotonen Bauquartier eine namhafte Anzahl Geheimer Bauräthe Wohnung nahm.

*) Dieselbe ist, wie angedeutet, noch von Schinkel projektirt und einer ärmeren Gemeinde gehörig.

Digitized by Google

Die neueste Periode (Emanzipation der bürgerlichen Baukunst, Einfluß des neuen Deutschen Reichs auf die Berliner Staatsbauten). — Trotz des gewaltigen Einflusses, den die Geheimebaurathsschule gerade in der Landeshauptstadt besonders ausübte, bereitete sich doch schon seit lange gegen sie eine Opposition, und zwar zunächst aus bürgerlichen Kreisen, von Privatarchitekten, jungen aufstrebenden Dozenten, Mitarbeitern an Fachblättern u. s. w. vor. Den ersten Impuls gab das enorme Anwachsen der Stadt und der Tod Friedrich Wilhelm's IV., mit dessen Heimgange die Geheimebaurathsschule ihre wichtigste Stütze verlor, da König Wilhelm I. zwar auch das hingebendste Interesse für die Bauten Berlins, aber keineswegs für abgelebte, fremdartige Stilformen, vielmehr, seinem praktischen Scharfsinn entsprechend, lediglich für eine dem modernen Zeitgeist und dem Bedürfniß der Gegenwart angeschmiegte Architektur bekundet.

Eine der ersten Handlungen der städtischen Behörden im Jahre 1861 war die Erweiterung des Weichbildes, wodurch die Außendistrikte, zum Theil eigene Kommunen, zum Theil Glieder von solchen bildend und faktisch längst in Berlin hineingewachsen, nunmehr auch rechtlich der Hauptstadt förmlich einverleibt wurden. Es waren dies die Ortschaften Moabit, Wedding und der Gesundbrunnen (Luisenbad) sowie namhafte Theile der Feldmarken von Charlottenburg, Schöneberg, Tempelhof, Rixdorf und andere. Im folgenden Jahre genehmigte der König den in 14 Haupt- und mehrere Unterabtheilungen zerfallenden Bebauungsplan für die noch unbebauten Theile der alten Stadt, die neuen Einverleibungen und mehrere der nächstbelegenen Ortschaften, als Charlottenburg, Schöneberg, Friedrichsberg u. s. f., wodurch der Entwicklung Berlins nach außen hin für Jahrhunderte hinaus feste Bahnen, Straßenfluchten, Baufluchten, Plätze und Brückenstellen vorgeschrieben sind. Glücklicherweise nur in den Hauptzügen, so daß der innere Ausbau nicht gehemmt ist, während außerdem auch die festgesetzten Fluchtlinien, sofern der Magistrat, die Stadtverordnetenversammlung und die Baupolizei einverstanden sind, im Nothfall durch Allerhöchste Verordnung geändert werden können. Beide Maßregeln waren bei der überraschend großen Vermehrung der Bevölkerung im höchsten Maße dringlich, so zwar, daß sie kaum gesetzlich inaugurirt, auch sofort auf den Ausbau der Stadt allerorten angewendet werden mußten.

Denn während unter König Friedrich Wilhelm IV. die Bewohnerzahl sich innerhalb der Jahre 1840—49 nur von 328,692 bis auf 423,902 Seelen vermehrt und der Zuwachs in der ganzen Zeit von 1849 bis zur Prinzregentschaft des Jahres 1860 nur 72,000 Seelen betragen hatte, vermehrte sich die Bevölkerung in den vier folgenden Jahren, also bis 1864, wo 632,395 Seelen gezählt wurden, um nicht weniger denn 136,000 Seelen. Der Zuwachs war also mehr als fünfmal so stark wie in der vorangegangenen Periode und mehr als dreimal so stark, wie selbst in der Zeit von 1840—1864. Wir werden im dritten Kapitel sehen, wie Handel und Gewerbfleiß, Verkehr, Wohlstand und Steuerkraft ebenfalls einen enormen Aufschwung nahmen.

In die folgenden Jahre fällt ein weiteres wichtiges Ereigniß für den baulichen Aufschwung: die Beseitigung der Stadtmauer, welche letztere nur zur Kontrole der Schlacht- und Mahlsteuer gedient hatte und allmählich von lebhaft aufblühenden Stadttheilen umbaut worden war, deren Entfaltung sie

Digitized by Google

durch ihr häßliches Aussehen, durch die mit ihrer Erhaltung verbundenen lästigen baupolizeilichen Vorschriften, insbesondere aber durch Unterbindung der natürlichen Verkehrsadern schon seit lange hinderlich und schädlich gewesen war.

Während Staatsbauten in dieser Zeit nur zögernd vorgenommen wurden, stieg die private Bauthätigkeit geradezu unerhört; so wurden 1861: 1008, 1862: 1680, 1863: 1413, 1864: 1149, 1865: 1250, 1866, trotz des Krieges, 778 Bauerlaubnißscheine für den Neubau von Wohnungen und Fabriken ertheilt.*) Dem neuen Bedürfniß nach Wohnlichkeit, Bequemlichkeit und äußerer Ausstattung konnte der Geheimebaurathsstil nicht mehr Genüge thun: die Privatbaukunst fing bereits an, sich zu fühlen, sie wagte es, Stüler und seine Schüler zu ignoriren und eigene Bahnen einzuschlagen.

Da bereiteten sich noch größere, entscheidende Veränderungen von weltgeschichtlicher Tragweite in Preußen vor, die ihren Einfluß alsbald auf Preußens Hauptstadt, wiederum fördernd und vorwärts treibend, geltend machen sollten.

Als der Magistrat von Berlin aus Veranlassung der Weichbildserweiterung am 19. Dezember 1861 feststellte, daß Roth-Weiß-Schwarz fortan die Berliner Stadtfarben sein sollten, hatte er und das gesammte Berlin keine Vorahnung, welche Bedeutung diese selbigen symbolischen Farben, wenn auch in umgekehrter Folge, binnen wenig Jahren für die preußische Haupt- und Residenzstadt erhalten sollten.**) In der That bezeichnet das Jahr 1866 und

*) Vgl. „Berlin und seine Bauten" I, 66. Erst seit 1866 führt die Baupolizei Verzeichnisse über ihre Rohbauabnahmen. Seit dem 1. Januar 1876, mit welchem Termine die Straßenbau-Polizeiverwaltung auf den Oberbürgermeister übergegangen ist, hat der Verf. als Verwaltungsdecernent die Sammlung statistischer Nachweise über die seitens der letztgenannten Verwaltung ertheilten Bauerlaubnißscheine eingeführt.

**) Ueber die Frage, welche Farben die Stadt Berlin zu führen habe, ist seltsamerweise erst in ganz neuerer Zeit verhandelt worden. Der verdienstvolle ehemalige Stadtarchivar Fidicin ermittelte, daß im 15. und 16. Jahrhundert die Bürger Berlins im Felde und bei Aufzügen „Fähnlein und Feldbinden von weißem und schwarzem Zindel", also die Hausfarbe der Hohenzollern, geführt hatten; daß Berlin aber jemals eigene Farben gehabt hätte, davon ergab sich nirgends eine Spur. Um solche Farben aber zu ermitteln, mußte nach derselben Regel verfahren werden, welche die Städte befolgten, die schon seit Jahrhunderten eigene Farben führen und diese aus ihren Wappenbildern entlehnt hatten. Hiernach stellte sich für Berlin, aus den verschiedenen Wappen desselben: dem rothen Adler im weißen Felde, dem schwarzen Bär im weißen Felde und dem schwarzen Adler im weißen Felde, die obige Farbenfolge fest. — Hierbei sei bemerkt, daß ein neues Wappen für Berlin als Reichshauptstadt noch nicht durchweg eingeführt, vielmehr im Wesentlichen noch das Wappen giltig ist, welches nach der Vereinigung der verschiedenen Stadtgemeinden als Berlin, Kölln, der Friedrichswerder, die Dorotheenstadt, Neu Kölln, die Friedrichsstadt, die Luisenstadt, die Friedrichsvorstädte durch königliches Patent vom 17. Januar 1709 unter dem 6. Februar 1710 „Allergnädigst approbirt" ward. Dies Siegel enthält einen in drei Felder getheilten Schild, deren erstes den brandenburgischen Adler, das zweite den preußischen Adler, das dritte den schwarzen aufrechten Bären mit dem Halsband, alle diese Figuren in weißen Feldern, enthält. Geschmückt ist dies Wappen mit Laubwerk und oberhalb mit dem Kurhute. Unten steht 1709 und zwischen diesen Zahlen S. C. B. (Sigillum Civitatis Berolin.). — Eine neue Blasonnirung erhielt dies Wappen im Jahre 1839. König Friedrich Wilhelm III. verlieh damals dem Oberbürgermeister und dem Stadtverordnetenvorsteher, später in etwas einfacherer Ausstattung auch den übrigen Magistratsmitgliedern (dem zweiten Bürgermeister und den Stadträthen) sowie den Stadtverordneten goldene Amtsketten mit Medaillon, auf welch letzterem sich ein ganz ähnliches Wappen befindet, nur daß es statt des Kurhutes die Königskrone und zwischen den beiden oberen und dem unteren

Digitized by Google

die Beförderung Berlins zur Hauptstadt des Norddeutschen Bundes wiederum einen außerordentlichen Fortschritt der innern und äußern kommunalen Entwicklung.

Die Bauthätigkeit fuhr rastlos fort: an Rohbauabnahmen 956 im Jahre 1866, 857 im Jahre 1867, 1028 im Jahre 1868, 861 im Jahre 1869 und noch 769 in dem schweren Kriegsjahre 1870, dabei 1867 an Einwohnern 702,437, im Jahre 1870 bereits nahezu 800,000 Seelen. Die Emanzipation der Privatarchitektur vom Geheimerathsbaustil und überhaupt von der offiziellen Beeinflussung brach während dieser Epoche derart durch, daß man fortan vielen Staatsarchitekten nur empfehlen konnte, sich bei den bürgerlichen Baumeistern umzuschauen. Diese Epoche wird vortheilhaft gekennzeichnet durch die Rückkehr des Berliner Baustils zur Heimat, zur Pflege des älteren deutschen Baustils und geschickten Anpassung an die modernen wirthschaftlichen und ästhetischen Bedürfnisse.

Das Thiele-Winkler'sche Haus in der Wilhelmstraße.

Der Unterschied zwischen dem neuen Berliner Baustil und dem Geheimenbaurathsstil charakterisirt sich äußerlich u. A. auf den ersten Blick durch die fundamental verschiedene Behandlung der Hausbedachung. Für ein

Felde des Schildes die Mauerkrone führt. Nach diesem Wappen wurde das jetzt übliche Stadtsiegel angefertigt, aus dem aber, auf Vorschlag des Verfassers, das Bärenhalsband, wie in Kap. 1 erwähnt, 1876 entfernt ist und das die Umschrift: „Siegel der Haupt- und Residenzstadt Berlin" führt. Ein auf das Verhältniß Berlins zum Deutschen Reiche bezügliches Wappen ist nur erst bei dem Märkischen Provinzialmuseum der Stadtgemeinde Berlin nach der Blasonnirung des Verfassers seit 1878 eingeführt: der deutsche Reichsadler mit der Reichskrone, heraldisch rechts den rothen brandenburgischen Adler mit dem Kurhut und mit blauem Brustschild, worin das goldene Kurscepter, heraldisch links den preußischen Adler mit der Königskrone, im Brustschild mit F. R., im Mittelfelde den schwarzen Berliner Bär im weißen Schilde führend.

Digitized by Google

kälteres nordisches Klima ist, wie auf der Hand liegt, das Dach der wichtigste Bestandtheil, ja eigentlich das Haus selbst, welches sich aus dem primitiven Zelt oder der Schilfhürde des Urbewohners, d. i. eben aus „Dach und Fach", allmählich entwickelt hat. Welche Verkennung natürlicher Gesetze und baulicher Nothwendigkeit, klimatischer und geographischer Bedingnisse liegt demnach darin, sich gewissermaßen des Daches zu schämen und dasselbe zu verstecken. Nichts charakterisirt die Ausschreitungen der Schinkel-Stüler'schen Periode mehr, wie dies Versteckspielen mit dem Dach — als wenn Berlin und Potsdam mit Athen und Neapel unter einer Breite lägen, während sie doch keine sechs Wochen Sommerhitze, wol aber oft acht Monate und mehr winterliche Temperatur haben, die Nachtfröste erst im Juni aufhören, mitunter aber schon im September wieder einsetzen und die flachen oder kaum geneigten Dächer des Geheimenbaurathsstils oft tagelang und nicht selten in bedrohlicher Weise mit Schneemassen überlastet sind!

Das Pringsheim'sche Haus, Wilhelmstraße Nr. 67.

Im nothwendigen Gegensatz hierzu kultivirt der neue bürgerliche Stil unter Anlehnung an die deutsche Gothik oder deutsche Frührenaissance unser ehrliches nordisches Dach in rationeller und ästhetischer Art.

Der glorreiche Krieg von 1870—71, die Befreiung und Einigung Deutschlands und die Erhebung Berlins zur Hauptstadt des gesammten Deutschen Reichs hatten, wie dem blödesten Auge klar werden muß, den angebahnten baulichen Umschwung vollendet und besiegelt. Die Bevölkerungsziffer ist seitdem rastlos angewachsen: 1871: 824,580, 1872: 864,300, 1873: 900,620, 1874: 932,760, 1875: 964,240, 1876: 995,470, 1877: 1,021,150, 1878: 1,049,663 und 1881 über 1,200,000 Einwohner. In diesem Schritt anhaltend, wird Berlin im Jahre 1900 nach den Berechnungen des städtischen statistischen Bureaus ungefähr 2,400,000 Einwohner zählen.

Digitized by Google

In diese Periode fallen vier für Berlins bauliche Verhältnisse wichtige Momente: die sogenannte Gründerzeit, der „Krach", die Uebertragung fiskalischer Baurechte auf die Stadtgemeinde und die Aenderung der Baugesetzgebung.

Die beispiellosen kriegerischen Erfolge Deutschlands, das Erwachen eines wirklichen deutschen Nationalbewußtseins, die unversiegbar erscheinenden fünf Milliarden Francs Kriegsentschädigung, das Gefühl, daß auf längere Zeit Ruhe und Friede herrschen würden: alle diese Umstände zusammen erweckten die hochfliegendsten Spekulationen, die sich in Berlin u. A. in einer fieberhaft zu nennenden Bauthätigkeit äußerten. In dem soeben (Ende 1880) erschienenen, vom Magistrat herausgegebenen großen amtlichen Werk: „Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1861—1876" heißt es bei Besprechung dieser Zustände: „Es war eine durch den Luxus einzelner zu schnellem Reichthum gelangter Kreise, durch die bei leichter Kreditgewährung und zeitweilig rascherem Konsum rastlos ausgedehnte Produktion in ihren Wirkungen noch gesteigerte Folge der Verminderung des Geldwerthes, daß auf der einen Seite die Löhne der Handarbeit eine Höhe erreichten, welche für die Arbeiter eine starke Versuchung zu Uebermuth und Verschwendung wurde; daß andererseits jene Epoche des leichten Verdienstes an der Börse, bei der Lohnarbeit, beim Handel, insbesondere auch bei dem Handel mit Grundstücken für die auf feste Renten und Besoldungen Angewiesenen, bis zu der — naturgemäß erst nach einiger Zeit, wenigstens für die Beamten eintretenden — Ausgleichung eine Zeit der Sorgen und Bedrängniß war, die besonders in der „Wohnungsnoth" zur Erscheinung kam." Das massenhafte Hinzuströmen der Bevölkerung erzeugte in der That trotz der Bauwuth Wohnungsnoth; die ebenso massenhaft auf den Markt geworfenen Kapitalien und imaginären Papierwerthe die Vorstellung von allgemeinem Reichthum, der sich vor Allem auch letzterem entsprechende Paläste aneignen und industrielle Monumentalbauten schaffen wollte. Wenige Jahre, die denkwürdige, sogenannte Gründerzeit, genügten, um auf diese Weise die Physiognomie Berlins durch Prachtbauten zu verändern, bei denen mit kostbareren Baumaterialien, Marmor, Granit, Sandstein, französischem Kalkstein, Porphyr u. s. f., nicht geknausert und auch auf die stilistische Ausstattung Unsummen verwendet wurden. Auf 792 Rohbauabnahmen im Jahre 1870 folgten im Jahre 1871: 1134, im Jahre 1872: 1466, im Jahre 1873 nicht weniger denn 2148, also der gesammte Häuserbestand einer mittleren deutschen Stadt!

Auch der mit einem aus Wien entlehnten Ausdruck „Krach" bezeichnete Rückschlag, den Einsichtige schon in der besten Zeit der Gründerperiode vorausgesehen hatten, hat dem privaten Prachtbau keinen so namhaften Abbruch gethan, wie man erwarten sollte. Denn das Vertrauen, welches die Krone in die Stadtgemeinde setzte, als sie, wie schon in Kap. 1 angedeutet, derselben das gesammte bis dahin fiskalische Eigenthum der Straßen, Plätze und Brücken und dem Oberbürgermeister die Ausübung der bis dahin vom königlichen Polizeipräsidium wahrgenommenen Straßenbaupolizei vom 1. Jan. 1876 ab übertrug, konnte nur in höchstem Maße ermuthigend auf die Bürgerschaft einwirken. Selbst das neue preußische Bebauungsgesetz vom 2. Juli 1875 und die auf Grund desselben erlassenen zwei Bebauungs-Ortsstatute

Digitized by Google

für Berlin, welche das Bauen an unregulirten Straßen verbieten und hinsichtlich der Herstellung des Pflasters die höchsten Anforderungen, welche irgend eine Stadt der Welt kennt, aufstellen, haben auch nur insofern numerisch hemmend auf die Bauthätigkeit eingewirkt, als sie ganz gewissenlose Schwindelbauten, das Bauen mit schlechtem Material und an unzuträglichen Orten sowie mit unzureichenden Mitteln ausschließen. Daß dies aber ein wirklicher Segen für die Reichshauptstadt ist, wird jeder Einsichtige zugeben.

Die Zionskirche (s. S. 56).

Gelähmt haben diese Neuerungen die Bauthätigkeit keineswegs, wie folgende, den Akten der Straßenbaupolizei entnommene Statistik der dort ertheilten Bauerlaubnisse, die nur Neu-, nicht Um- und Ausbauten betreffen, lehrt.

Es wurden ertheilt:	auf dem rechten Spreeufer:	auf dem linken Spreeufer:	zusammen:
1876	686	382	1068
1877	738	470	1208
1878	384	344	728
1879	344	333	677
1880	476	403	879.

Demnach zeigte sich selbst im Jahre 1879 noch immer eine sehr rege Bauluft.

Digitized by Google

Während der ganzen Epoche seit 1861 bis jetzt hat sich nun in Berlin eine große Anzahl trefflich geschulter und hochangesehener Privatarchitekten herausgebildet, die zum Theil, wie die folgenden Zusammenstellungen zeigen, gemeinschaftlich arbeiten, so Hitzig, Hennicke und van der Hude, Gropius und Schmieden, Ende und Böckmann, Kyllmann und Heyden, Orth, Johannes Otzen, der geniale Vertreter und Wiederbeleber der Gothik, u. A. Die große Zahl von Prachtbauten, welche dieser neuesten Entwicklung ihre Entstehung verdanken und sich im Besitz von Privatleuten befinden, fällt bei jedem Spaziergange, bei jeder Wanderung z. B. durch die Behren-, Wilhelms-, Leipziger-, Friedrichs-, Bellevue-, Viktoria-, Thiergartenstraße und an vielen anderen Straßen, Plätzen und Promenaden vorbei in die Augen und kann bei dem diesem Kapitel zugemessenen knappen Raume auch nicht annähernd erschöpft werden. Nicht versagen indessen können wir uns, wenigstens drei Prachtbauten zu erwähnen: das eigenartig stilisirte, in reichen Farbentönen ausgestattete Haus des Dr. Pringsheim, Wilhelmsstraße 67, den Prachtbau der Firma Spinn u. Menke in der Leipzigerstraße 83 und den herrlichen Renaissancepalast der Lebensversicherungsgesellschaft Germania, Französische Straße 21, Ecke der Friedrichsstraße. Alle drei Häuser sind aus echtem, zum Theil kostbarem Material; der Bau der Germania zeigt die Verwendung eines lichten, gelbbraunen Sandsteins von besonders angenehmer Farbe. Die beiden letzteren Gebäude zeichnen sich auch dadurch auf das Vortheilhafteste aus, daß sie das nordische Dach und den nordischen Giebel konstruktiv wie ästhetisch wieder zu Ehren bringen. Daß gegen einen Prachtbau, wie den der Germania z. B., die Leistung, welche der Geheimebaurathsstil in dem älteren Theile des Generalstabsgebäudes zu verewigen anstrebt, kläglich abfällt, wird kein unbefangen Prüfender in Abrede stellen können. — Auch wo jetzt noch Putz, statt Rohziegel oder Haustein, bei vornehmeren Privathäusern Verwendung findet, sucht man nicht selten die Putzflächen dadurch zu mildern und gewissermaßen in den Dienst des Schönen zu bringen, daß man sie zum Träger von Sgraffito-Malereien macht. Diese Kunstübung, wörtlich „Kratzmalerei", ist eine einfarbige Zeichnung, welche man in folgender Weise herstellt. Die Wand wird zunächst in Schwarz, Grau oder Braun, d. h. in dem Farbenton, den später die Zeichnung haben soll, abgeputzt. Dieser untere Grund wird mit Weiß übertüncht und hierauf die Zeichnung selbst ausgeführt. Die weiße Decke wird alsdann auf den Konturen und Schraffirungen mittels Messer, Griffel ꝛc. entfernt, so daß schließlich der dunkle Grund in Linien wieder zum Vorschein kommt. Die Kratzmalerei ist italienischen Ursprungs und läßt sich bei jeder Stilart verwenden.

Die Privatbaukünstler emanzipirten sich von dem altpreußischen Geheimebaurathsstil nicht blos, sondern fingen an, ihm innerhalb der eigenen Domäne Konkurrenz zu machen. Hierzu trug die Erweiterung des preußischen Staates, namentlich die Einverleibung von Hannover, Frankfurt und Nassau, nicht wenig bei. Städte wie Wiesbaden, Homburg, Frankfurt a. M., Hannover, Hildesheim, Göttingen, Lüneburg, Goslar, Emden, Altona, Kiel, Schleswig, Flensburg u. s. f., die zumeist schon eigene Baukünstler besaßen und eigene Baustile kultivirten, als Berlin noch ein wendischer Pfahlbau war, mußten von vornherein mit Fug jede Einmischung der Geheimebaurathsschule abweisen und konnten der Centralstelle eigene, jedem altpreußischen Staatsarchitekten ebenbürtige Baumeister vorführen.

Digitized by Google

Das Rathhaus.

Digitized by Google

Die Kritik, welche von dorther über den Geheimebaurathsstil unausgesetzt geübt wurde und in den Kreisen jüngerer, auf eigenen Füßen stehender Berliner Architekten ihr Echo fand, konnte auf die Dauer ihre Wirkung, wie wir gleich sehen werden, nicht verfehlen.

Unter den städtischen Bauten dieser Epoche erwähnen wir das neue Rathhaus an der Königsstraße, das für die öffentlichen Bauten Berlins eigentlich ein würdiges Vorbild hätte werden sollen, über welches sich aber Prof. Dr. Woltmann (Baugesch. Berlins, S. 259 fg.) abfällig äußert: „Der Gang der Dinge wäre noch ein anderer geworden, wenn nicht leider ein ungünstiges Schicksal über der ersten großen Aufgabe gewaltet hätte, welche das Bürgerthum bot, der schönsten und bedeutendsten, welche es auf viele Menschenalter bieten konnte. In der Gegenwart ist viel Mißbrauch mit Konkurrenzen getrieben worden, selten aber ein größerer als bei dem Bau des Berliner Rathhauses. Durch die Aufgabe gelockt, betheiligte sich eine Reihe der tüchtigsten Kräfte an der Bewerbung, es kamen echt künstlerische Leistungen zu Tage, schließlich wurde keiner der siegreichen Bewerber mit dem Bau beauftragt, sondern ein Architekt, der sich gar nicht bei der Konkurrenz betheiligt hatte und überhaupt noch keine erhebliche Leistung zur Rechtfertigung dieses Vertrauens aufweisen konnte. Wie sehr auch jetzt, durch die glücklichen Leistungen der Vorgänger, der Weg geebnet war, so fiel der neue Entwurf des königl. Baurath Wäsemann (gest. 1879 zu Berlin) doch nur mittelmäßig aus. Alle Durcharbeitung nach dieser und nach jener Seite hin, alle Sorgfalt bei der Ausführung haben daran nichts ändern können. — Der leitende Gedanke war gewesen, eine Anlage nach Art der mittelalterlichen Rathhäuser zu schaffen, mit einem großen Thurm, der wie ein Beffroi das Ganze beherrscht. — Das Rathhaus ist von kasernenmäßiger Einförmigkeit, die große Portalnische in der Mitte, die übrigens nur eine verhältnißmäßig kleine Eingangsthür enthält, hilft dem nicht ab. Für die Bildung der Façaden konnte es kein unglücklicheres Hauptmotiv geben, als die Vereinigung der beiden mittleren Stockwerke zu einem scheinbaren Ganzen. — In dem Thurmbau erreicht die Charakterlosigkeit ihren Gipfel. Es fehlt ihm der eigentliche Zusammenhang mit dem Unterbau sowie die lebendige Entwicklung ꝛc."

Diese finstere, nur durch ihre ungeheure Massigkeit imponirende, dem düstersten Stil entlehnte Schöpfung repräsentirt nun und nimmermehr den geschichtlichen Geist und die Kulturentwicklung Berlins und seiner Bürgerschaft. Eine ruhige Kritik späterer Zeit wird in diesem Bauwerk eine der verhängnißvollsten Früchte des Geheimebaurathsstils finden.

Der Grundstein wurde am 11. Juni 1861 gelegt; König Wilhelm sprach dabei folgende Worte: „An Gottes Segen ist Alles gelegen. Er spende ihn auch auf diesen Bau, auf daß derselbe eine Stätte altpreußischen Bürgersinnes und altpreußischer Bürgertugend werde!" Die gesammte Grundfläche beträgt ca. 12,800 qm. Der Preis der anzukaufenden Grundstücke betrug 2,731,350 Mark, der Werth des abgebrochenen Rathhauses mit der Grundfläche 548,640 Mark, die Höhe der Baukosten 6,444,882 Mark, sonach die Gesammtausgabe für das neue Rathhaus 9,724,872 Mark. Kaum völlig bezogen, zeigte es sich beengt; jetzt ist es bereits viel zu klein, und eine Menge Verwaltungsstellen sind schon heute nach besonderen Gebäuden in anderen Theilen Berlins verlegt worden.

Digitized by Google

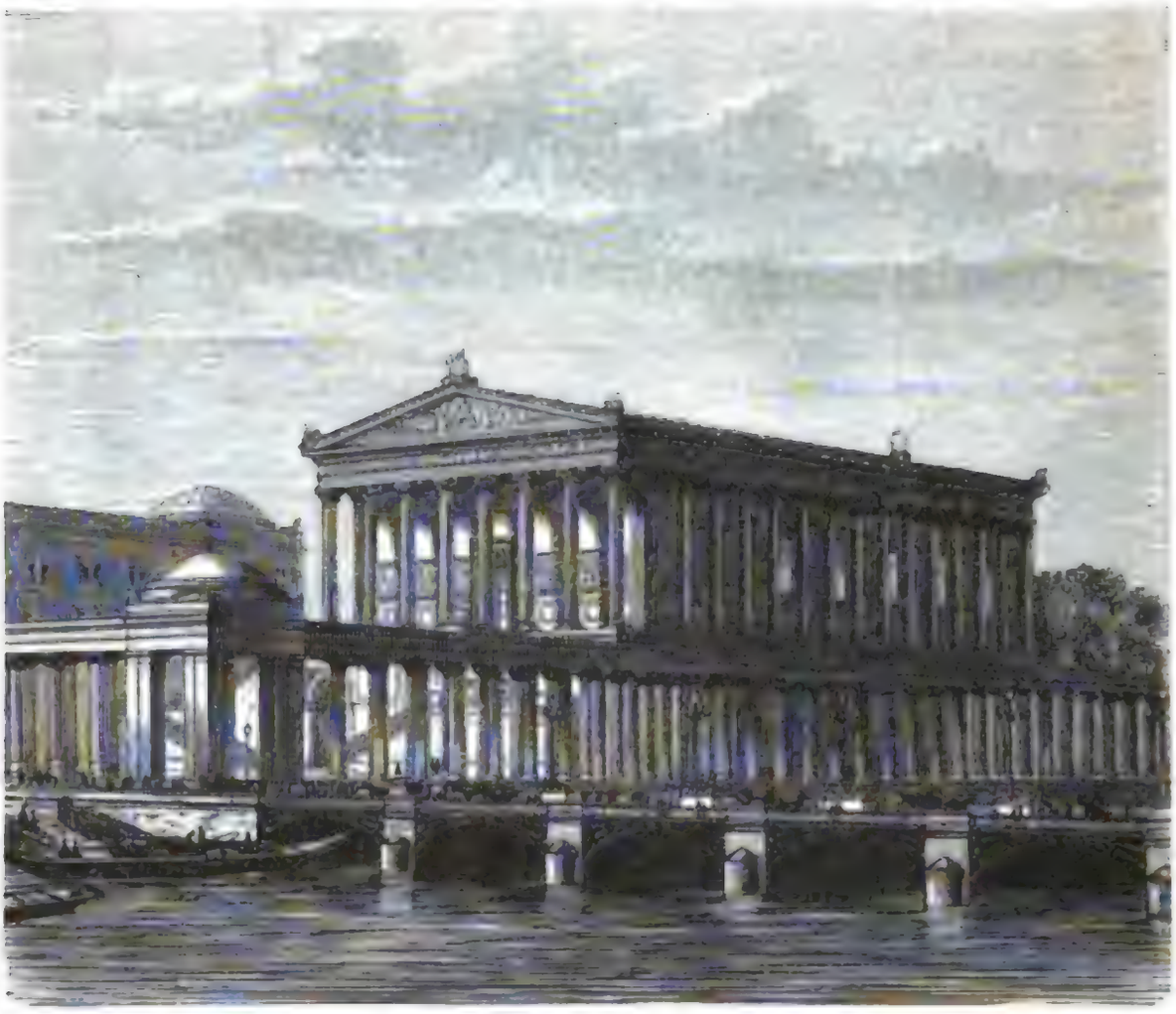
Schon oben (S. 42) geschah des Königlichen Schlosses, welches auch seit der Errichtung des Kaiserthums amtlich noch immer so genannt wird, Erwähnung. Wir möchten über dasselbe noch nachträglich einige nähere Angaben hinzufügen. Der Ausbau hat mit dem Kapellenbau vorerst seinen Abschluß erreicht, und dasselbe präsentirt sich nunmehr so, wie die untenstehende Abbildung zeigt. Im Innern verdient vor Allem die Wiederherstellung der Paradekammern und die im Jahre 1846 bewirkte Vollendung des berühmten Weißen Saales, von dem aus man durch eine Prachttreppe in die Schloßkapelle gelangt, erwähnt zu werden. Die Längenverhältnisse dieses edlen Raumes sind $15{,}_{70} : 32{,}_{20}$ m.

Das Königl. Schloß mit der Langen Brücke.

In dem Saale wurde 1847 der Vereinigte Landtag eröffnet, überhaupt wird er seitdem bei allen im Schloß vorfallenden Staatsaktionen in erster Linie benutzt. An den Seiten der Decke stehen die symbolischen Statuen der acht älteren preußischen Provinzen, an den Bogen der unteren Arkaden je zehn Figuren (die Künste und Wissenschaften), außerdem sind die Reliefbüsten ausgezeichneter Männer des Friedens, Kopernikus, Thomasius, Leibniz ꝛc., angebracht. — Unter Kaiser Wilhelm ist die Herstellung der bisher vernachlässigten Nebenräume in ihrem alten Stil angestrebt, außerdem ein Projekt zur Herstellung größerer Festräume angeregt, da die jetzigen dem vergrößerten Bedürfniß nicht mehr genügen.

Digitized by Google

Daß wir des Kaiserlichen Palais, hieran anschließend, gedenken, liegt nahe. Es ist am Eingang der „Linden", vom Schloß aus gesehen, auf der Stelle der Baulichkeiten errichtet, welche wir zunächst links auf der Abbildung der „Linden", S. 21, gewahren. Gediegen, aber schlicht ausgeführt, steht es in derselben Fluchtlinie mit den Privathäusern, so recht dem bürgerlichen Sinne Kaiser Wilhelm's entsprechend. C. F. Langhans hat den Bau 1834 bis 1836 mit 900,000 Mark Kosten ausgeführt. Das im Putzbau mit Sandsteindetails hergestellte Aeußere erinnert an die klassischen Vorbilder Schinkels.



Die Nationalgalerie.

Das obere Geschoß wird von der Kaiserin, das untere von ihrem Gemahl bewohnt. Links an der Ecke ist das bekannte Fenster, an welchem Kaiser Wilhelm die Vorträge entgegen zu nehmen pflegt, wobei er ohne sonderliche Mühe vom Opernplatz aus gesehen werden kann, so daß sich bei solchen Gelegenheiten regelmäßig auf letzterem Menschengruppen ansammeln.

Einen recht erfreulichen Eindruck macht die nach Stüler's Plänen gebaute Nationalgalerie, zwischen dem Neuen Museum und der Spree belegen, obwol auch hier die Einzwängung einer modernen Bildergalerie in das Schema eines Tempelbaues herb getadelt worden ist. Die gewählte Form ist ein Pseudoperipteros — nur vorn eine offene Säulenhalle, sonst Dreiviertelsäulen an der Wand. Die innere Ausstattung ist in Berlin unübertroffen und der

Digitized by Google

Antike auf das Glücklichste abgelauscht; hier ist der erste Versuch gemacht worden, die Bildsäulen mit einer lichten Bemalung zu versehen, wie solche vielen antiken Statuen eigen gewesen ist.

Jenseit der Spree, an der Burgstraße, erscheinen die stattlichen Façaden der neuen Börse, 1859—64 von Hitzig gebaut. „Der Bau zeigt (nach Woltmann) die Formen einer geläuterten Renaissance ohne hervorragende Originalität im Aufbau, aber von gediegener Stattlichkeit. Dem speziellen Charakter einer Börse gerecht zu werden, hat Hitzig nicht versucht."

Das Generalpostamt in der Leipzigerstraße.

Auch die entlegeneren Theile der Stadt werden nunmehr mit großen monumentalen Staatsbauten bedacht, wie der Stadttheil Moabit mit dem neuen großartigen Kriminalgerichtsgebäude und mehreren Kasernen, die Invalidenstraße mit den Museumsbauten der geologischen Landesanstalt und für die landwirthschaftlichen Sammlungen, welche, obwol prächtig ausgestattet, noch immer den hergebrachten schwerfälligen und düsteren Rundbogenbau vertreten.

An gottesdienstlichen Gebäuden ist die von 1859—66 nach Knoblauch's Entwürfen aufgeführte Neue Synagoge in der Oranienburger Straße hervorzuheben, deren Inneres nach den edelsten maurischen, sarazenischen und persischen Motiven besonders prächtig ausgestattet ist. Die St. Thomaskirche am Mariannenufer, 1864—69 von Adler aufgeführt, ist bei ihrer isolirten

Digitized by Google

Lage recht wirkungsvoll; die Zionskirche, 1860 nach dem Badener Attentat als Votiv gestiftet und 1866—73 durch den trefflichen Kirchenbaumeister Orth ausgeführt, wirkt ebenso günstig durch ihre ansprechende Architektur wie ihre imponirende Hochlage am Platze gleichen Namens. Zu den wirkungsvollsten Umbauten älterer Kirchen ist der Ausbau der Alten Nikolaikirche in der Spandauerstraße durch Blanckenstein zu rechnen, obwol das gewählte, auf Schinkel's Entwürfen beruhende Projekt von Baugeschichtskennern als unstilistisch angefochten wird. An Stelle des früheren einen Thurmes sind zwei Thürme aus rothem Backstein mit spitzen blauen Schieferdächern getreten. Einen besonders freundlichen Eindruck macht der durch Edmund Knoblauch 1875—79 bewirkte Umbau der Jerusalemerkirche an der Lindenstraße, welcher fast einem Neubau gleichkommt. — Zu den trefflichsten Schöpfungen altnationalen Baustils wird die auf gothischen Motiven beruhende Heilige-Kreuzkirche gezählt, die Johannes Otzen auf dem Johannistisch vor dem Halleschen Thore erbaut.

Die Reichspostverwaltung, an deren Spitze der geniale Reformator des deutschen und Weltpostwesens Dr. Stephan steht, hat sich zuerst von dem amtlichen preußischen Baustil Berlins hier und in den übrigen Theilen Deutschlands emanzipirt und baut, ohne die Geheimebaurathsschablone zu beachten, lediglich nach der baulichen Tradition des Ortes und den dienstlichen Anforderungen, stilvoll und opulent. Beweis dafür die Prachtbauten in der Leipzigerstraße (Generalpostamt), in der Spandauerstraße (Oberpostdirektion), in der Oranienburger-, Artillerie- und Auguststraße, in dem Nachbarorte Charlottenburg (deutscher Renaissancebau mit hohem Giebel) u. s. f.

Die Reichsmilitärverwaltung hat nach längerem Schwanken sich ebenfalls von dem Geheimebaurathsstil losgesagt, dessen Einwirkung noch neuerlich die ermüdenden Kasernenbauten an der Hasenheide und der ältere Theil des Generalstabsgebäudes am Königsplatz deutlich bekundeten. Trotz aller Gediegenheit, ja Reichlichkeit der Ausstattung ist dieser ältere Theil ein so nichtssagender Schablonenbau, daß man sich nicht hat entschließen können, bei dem neuen Anbau nach dem Kronprinzenufer und der Moltkestraße diesen Stil weiter fortzupflanzen Dieser Neubau aus Reichsmitteln ist ungleich erfreulicher ausgefallen, er wagt sogar das Dach wieder etwas zur Geltung zu bringen. — Die vortrefflichste Neuschöpfung der Reichsmilitärverwaltung ist das imponirende Ingenieur-Dienstgebäude in der Kurfürstenstraße, welches eine reiche Renaissanceentwicklung dem modernen Bedürfniß bestens anpaßt. Dieser Monumentalbau verbrieft gewissermaßen den Bruch der deutschen Reichsverwaltung mit der Geheimebaurathsschule.

Möge die deutsche Reichsregierung auf diesem Wege in Berlin fortfahren und die deutschnationalen Stilformen, sei es in der Anlehnung an die norddeutsche, hanseatische Spätgothik, sei es an die deutsche (nicht italienische) Renaissance, auch fernerhin pflegen, und möge ein günstiger Stern über dem neuen deutschen Reichstagsgebäude walten, welches mit einem Aufwande von vorläufig 13 Mill. Mark am Königsplatz errichtet werden soll. Reichsregierung und Reichstag werden, so hoffen wir zuversichtlich, keinem undeutschen Bauprojekte ihre Zustimmung geben!

Auch an der preußischen Centralbaustelle haben sich vor ganz Kurzem Veränderungen vollzogen, welche einen neuen Um- und Aufschwung der

Digitized by Google

amtlichen Architektur Berlins in erfreuliche Aussicht rücken. Aus dem bisherigen Kollektivministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten ist das Bauwesen im Jahre 1879 ausgeschieden und zu einer eigentlichen Centralstelle, dem neuen Ministerium der öffentlichen Arbeiten erhoben worden. Beweist dieser Staatsakt aufs Neue den Regierungsscharfblick und die unermüdliche Sorgfalt unseres greisen Kaisers Wilhelm für das Bauwesen, so zeigt der neueste Befehl, daß dasselbe fortan keineswegs lediglich vom Nützlichkeitsstandpunkte oder nach Schablone und Routine, sondern nach wirklich künstlerischen Gesichtspunkten, namentlich soweit der monumentale Hochbau in Frage kommen wird, vom Staate verwaltet werden soll.

Generalstabsgebäude.

Durch Allerhöchsten Erlaß vom 7. Mai 1880 ist die aus dem früheren Kollektivministerium übernommene höchste bauliche Behörde, die sogenannte technische Deputation, aufgelöst und an ihrer Stelle die freie Akademie für das Bauwesen geschaffen worden. In diese Körperschaft sind nicht blos Staatsarchitekten, sondern auch Privatbaukünstler, und zwar aus allen Provinzen des preußischen Staates und Deutschlands, gewählt worden. Von nun ab ist die Berliner Geheimebaurathsschule geschichtlich geworden. Der bereits erwähnte, durch noble Berliner Privatbauten seit lange vortheilhaft bekannte Hitzig ist Vorsitzender dieser Akademie des Bauwesens, soweit der Hochbaustil in Frage kommt, geworden.

Berliner Bildhauer. — Ein Gang an den Hauptplätzen Berlins vorbei macht uns mit der Entwicklung der Berliner Bildhauerei vertraut und zeigt, daß diese edle Kunst in Preußens Hauptstadt besonders gepflegt worden ist. Als Altmeister tritt uns hier Christian Rauch (geb. 1777 zu Arolsen) entgegen, der seinen Weltruf durch die schlummernde Gestalt der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg begründet hat.

Höchster Liebreiz, durch keinen Schreckenszug des Todes entstellt, ist über diesem herrlichen Marmorwerk ausgegossen, dem 1843 der Gemahl König Friedrich Wilhelm III., ebenfalls auf dem Paradebett liegend, desgleichen von Rauch's Hand, an die Seite gesetzt worden ist. Von den zahlreichen Arbeiten des Künstlers, deren Abgüsse und Modelle ein eigenes geräumiges Museum im Lagerhausgrundstück, Klosterstraße, einnehmen, finden sich fünf: Blücher, Scharnhorst und Bülow, letztere zwei aus Marmor, von 1826, sowie Gneisenau und York, aus Erz, von 1855, am Opernplatz aufgestellt, unter denen sich die Bronzestatue des Marschall Vorwärts einer besonderen Volksthümlichkeit erfreut. Weiter hinunter vor dem Palais des Kaisers befindet sich das größte Werk Rauch's, an dem er seit 1840 arbeitete, gleichzeitig das größte Standbild Berlins, Friedrich der Große über seinen Paladinen reitend, welche, mit Gelehrten und Künstlern der Zeit vereint, lebhafte Gruppen bilden, Alles aus Erz, der stattliche Fuß des Denkmals aus Granit. Der König, hoch zu Roß, ist als der Alte Fritz in den bekannten Zügen und der charakteristischen Uniform mit Dreimaster und Krückstock dargestellt. Um die Figur in der Höhe nicht zu dünn erscheinen zu lassen, ist ihr ein faltiger Hermelinmantel umgeschlagen. Eine nähere Beschreibung des ebenfalls durch Abbildungen überall höchst volksthümlich gewordenen Standbildes dürfen wir übergehen.

In der Richtung nach dem Schloß zu passiren wir die von Schinkel 1822—24 erbaute, leider noch immer mit hölzernen Aufzügen versehene Schloßbrücke, welche unter Friedrich Wilhelm IV. mit acht allegorischen Gruppen in carrarischem Marmor geschmückt ist: 1) Nike lehrt den Knaben Heldengeschichte, von Emil Wolff; 2) Pallas unterrichtet den Jüngling im Speerwurf, von Schievelbein; 3) Pallas waffnet den Krieger zum ersten Kampfe, von Möller; 4) Nike krönt den Sieger, von Drake; 5) Nike richtet den verwundeten Krieger auf, von Wichmann; 6) Pallas mit dem Lorber in der Hand ruft den Krieger zu neuem Kampfe, von Albert Wolff; 7) Pallas unterstützt den Kämpfer, von Bläser; 8) Iris trägt den ruhmreich Gefallenen zum Olymp empor, von Wredow.

Im Lustgarten erhebt sich das 1871 gegossene hohe Reiterstandbild Friedrich Wilhelm's III. von A. Wolff, dessen allegorische Sockelfiguren besonders bewundert werden.

Eine andere Denkmalsgruppe auf dem Wilhelmsplatz zeigt uns sechs Helden Friedrich's des Großen. Ursprünglich waren diese Bildsäulen aus Marmor: Schwerin von Adam und Michel (1771), Winterfeld von den Gebrüdern Ränz (1777), Seidlitz und Keith von Tessaert (1778 und 1779), Zieten von dem genialen Johann Gottfried Schadow, geb. 1764, gest. 1850 (1797), und Fürst Leopold von Anhalt, der „alte Dessauer", von demselben (1800).

Digitized by Google

Denkmal Friedrich Wilhelm's III. Von Albert Wolff.

Digitized by Google

Unter dem Vorwande, daß diese Statuen zu sehr von der Witterung litten, sind sie durch Nachahmungen in Bronze von Kiß ersetzt worden, wobei man, sehr charakteristisch für die damalige realistische Auffassung, besondern Anstoß an dem halb römischen Kostüm Schwerin's und Winterfeld's nahm und zeitgenössisches vorzog, während doch auch der Schlüter'sche Große Kurfürst römisches Kostüm mit der Allongeperrücke des 17. Jahrhunderts trägt.

Einen vortrefflichen Schmuck hat die Umgebung des Friedensdenkmals auf dem Belle-Alliance-Platz erhalten in vier marmornen Kriegergruppen, die Volksstämme darstellend, welche den Kaiser Napoleon I. bei Belle-Alliance 1815 besiegten.

Ein Denkmal in Erz auf dem Leipziger Platz von R. Hagen (1862) feiert den Grafen von Brandenburg, dem Preußens Erniedrigung in der Olmützer Konvention das Herz brach.

Volksthümlicher erscheint die gegenüberstehende Bildsäule des Feldmarschalls Wrangel von Keil (1880), des dreiundneunzig Jahre alt gewordenen Haudegens, der als „Papa Wrangel" noch lange im Gedächtniß der Berliner leben wird, die er im Jahre 1848 mit Milde behandelte, auch durch Leutseligkeit und originelles Wesen mit dem Heere wieder aussöhnte.

Bürgerliche Koryphäen, welche auf dem Denkmal Friedrich's II. die Rückseite einnehmen, haben in dem militärischen Berlin erst spät eigene Denkmäler erhalten: Hegel, eine Kolossalbüste in Bronze von Bläser (1862), hinter dem Kastanienwäldchen an der Universität; der Reformator der Landwirthschaft, Thaer, ein Standbild von Rauch, dessen letzte Arbeit (1860), mit Reliefs von Hagen, neben ihm der um die preußische Industrie verdiente Beuth, von Kiß (1861), mit Reliefs von Drake, und in der Mitte Schinkel, von Drake (1869), alle drei von Erz, auf dem Platze vor der Bauschule, jetzt Schinkelplatz. — Dem Begründer der Städteordnung von 1808, dem Freiherrn vom Stein, ist 1879 von Schievelbein ein Denkmal aus Erz, bei dem der leidige, naturalistisch gehaltene, schlafrockartige Oberrock ungünstig wirkt, auf dem Dönhofsplatz gewidmet worden.

Anmuthig in der Komposition, edel in der Darstellung, erhebt sich vor dem Königl. Schauspielhause, von den Idealgestalten der Geschichte, Philosophie, dramatischen und lyrischen Dichtkunst am Sockel umgeben, das treffliche Denkmal Schiller's, von Reinhold Begas (1871) in bewährter Meisterschaft aus Marmor gefertigt, auf dem Theile des Gendarmenmarktes, welcher fortan Schillerplatz genannt worden ist. Es ist dies eine Errungenschaft der hundertjährigen Geburtstagsfeier des unsterblichen Dichterfürsten im Jahre 1859. Leider steht das zu kleine Denkmal in keinem richtigen Verhältniß zu seiner Umgebung.

Ganz im Westen der Stadt, vor dem Brandenburger Thore, am Saume des Thiergartens, da, wo die Siegesallee in den Königsplatz einmündet, ragt das am 3. September 1873 enthüllte Siegesdenkmal, vom Volkswitz wegen der schlank aufstrebenden Säule im Scherz „Siegesspargel" genannt, weithin sichtbar empor. In der That kann diese gleichsam ruckweise aufschießende Pflanze mit der Entwicklung des Denkmals verglichen werden, von welchem der Grundstein 1865 nach dem dänischen Kriege und zu dessen Gedächtniß kaum gelegt war, als die Ereignisse von 1866 eine Erweiterung des Planes nothwendig machten, den wiederum die Siege über Frankreich änderten.

Digitized by Google

Der Belle-Alliance-Platz mit dem Friedensdenkmal.

Digitized by Google

Die Gestaltung dieses mächtigen Monuments ist vielfach angegriffen, namentlich die Aehnlichkeit mit den Triumphsäulen der altrömischen und der modernen französischen Cäsaren getadelt und jeglicher national-deutsche Anklang vermißt worden. Einigermaßen versöhnen mit diesem Mangel des Entwurfs des Oberhofbauraths Strack die mit packender Realität die hervorragenden Ereignisse der großen Zeit darstellenden vier Bronzereliefs des Postaments, von den Bildhauern Calandrelli, M. Schultz, K. Keil und A. Wolff: die Vorbereitungen zum Kampfe und die Erstürmung der Düppeler Schanzen; die Schlacht bei Königgrätz; die Kapitulation von Sedan und der Einmarsch in Paris; endlich der Einzug der Sieger in Berlin. Hierüber folgt eine kreisrunde Halle, wie der Unterbau aus schwedischem Ostseegranit. Der runde innere Kern der Halle wird durch ein Gemälde in venetianischer Glasmosaik von Salviati nach dem Entwurfe Anton von Werner's — den Ueberfall der Germania durch den gallischen Cäsarismus, die Verbrüderung der deutschen Stämme und die Errichtung des deutschen Kaiserthums darstellend — farbig geschmückt.

Es folgt dann der $20_{,4}$ m hohe Säulenschaft von feinem, weißgrauem Oberkirchener Sandstein, unten umgürtet durch vergoldete schwere dänische, in der Mitte durch österreichische, oben durch französische Geschützläufe. Als Krönung der Säule schuf Meister Drake eine Flügelfigur, die siegreiche Borussia, rechts den Lorberkranz, links das mit dem eisernen Kreuze geschmückte Feldzeichen haltend.

So schwebt die Siegesgöttin, einer Walküre vergleichbar, vor dem Kleinen Königsplatz, der durch die Moltke-, Bismarck- und Roonstraße abgegrenzt wird und von dem die Alsenstraße zur Alsenbrücke führt, während die Herwarth- und Hindersinstraße, das Kronprinzen- und Friedrich-Karl-Ufer sich anschließen. Welch eine Reihe glänzender Namen, die darauf hinweisen, daß sich hier einst das Standbild Kaiser Wilhelm's, umgeben von seinen Paladinen, erheben wird, an Odin gemahnend, der, von der Bifrostbrücke kommend, inmitten der Einherier, von Walküren begleitet, in Walhalla einreitet.

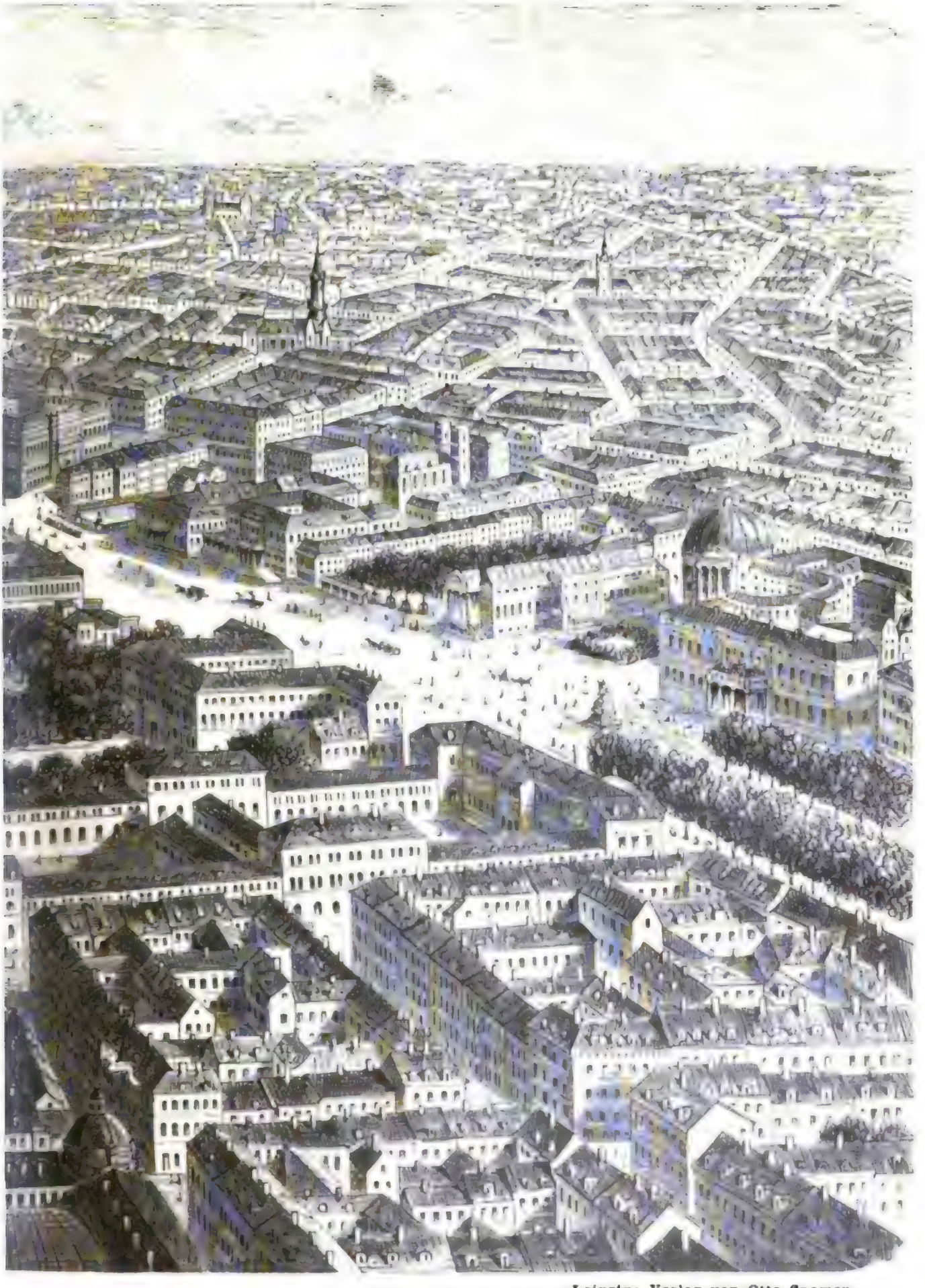
Kriegergruppe „England" vom Belle-Alliance-Platze in Berlin.

Digitized by Google

Deutsches Land und Volk IX.

Berlin aus d

Digitized by Google



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Vogelschau.

Digitized by Google

Borsig's Maschinenfabrik zu Berlin.

Gewerbe und Verkehr. Handel und Wandel.

Die Borsig'sche Fabrikstadt. — Die königliche Eisengießerei. — Geschichte des Berliner Porzellans. — Das Kunstgewerbemuseum und die neue Kunstschule. — Vor den Schauläden. — In der Börse. — Die Berliner Viehmärkte und Schlachthöfe. — Reichsbank und Reichsmünze. — Berlins Verkehrsmittel (Straßenbahnen, Omnibus, Droschken, elektrische Eisenbahn, Dampfdroschke, Ringbahn, Stadtbahn, die neue Ringstraße, die Kaiser Wilhelmsstraße, Bahnhöfe, Brücken). — Das unterirdische Berlin. — Um Mitternacht in Wolff's Telegraphenbureau. — Mit Rohrpost. — Das Fernsprechwesen. — Das Reichspostmuseum. — Beleuchtungswesen (Gas und Elektrizität), der elektrotechnische Verein, Werner Siemens. — Gemeinsame Erheizung Berlins. — Die Wasserwerke. — Straßenbesprengung und Straßenreinigung. — Feuerlöschwesen. — Was kostet die Berliner Polizei? — Die Kanalisation und die Rieselfelder. — Straßenbau und Straßenbenennung. — Vom Stadthaushalt und vom Stadtregiment. — Rückblick und Zukunft.

Die Borsig'sche Fabrikstadt. Die Gegend vor dem Oranienburger Thore hat man mit einem poetischen Vergleich die Schmiede des Vulkan genannt. In der That raucht an der Chausseestraße und manchen ihrer Querstraßen Esse an Esse. Ein Wald von Schornsteinen erhebt sich hier, und Abends sieht man rauchgeschwärzte Gestalten in blauen Blusen zu Tausenden von der heißen Arbeit heimkehren. Hier ist das Hauptcentrum der Berliner Eisenindustrie, welche die Hauptstadt zu einem zweiten Birmingham in Preußen gemacht hat.

Allgemach vollzieht sich freilich auch hier eine Veränderung. Die großen Fabriken räumen hier und da das Feld, die Besitzer finden es vortheilhafter,

Digitized by Google

in entlegeneren Außendistrikten neue Fabriken zu bauen und die Grundstücke in der Stadt als werthvolle Baustellen zu verkaufen. Auf diese Weise sind die Schlegel- und die Eichendorffstraße, früher schon die Tieckstraße, entstanden — wundersame Straßennamen, nach den Hauptvertretern der romantischen Dichterschule: August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck und Joseph Freiherrn von Eichendorff gewählt, d. h. wundersam in dieser, dem Kultus des Feuergottes geweihten Gegend. Allein dieser Kultus hat wirklich seine poetische Seite, und wer einmal vor den glühenden Schmelzöfen gestanden und das Herausströmen ungeheurer flüssiger Eisenmassen erblickt; wer das unheimliche Schwirren der Maschinen, das fürchterliche Getöse des Dampfhammers vernommen; wer die herkulischen Arbeiter mit ihren Werkzeugen, vom Loderfeuer grell beschienen, an jenen unheimlichen Orten hat hantiren und schaffen sehen: der wird zugeben, daß dem modernen Industriewesen, namentlich der Eisenfabrikation, auch eine echt romantische Poesie innewohnt, die der berühmte Adolf Menzel auf seinem bekannten Bilde einer Eisenfabrik in der Berliner Nationalgalerie so wohl zu empfinden und so malerisch zu fixiren verstanden hat.

Wenn nun auch, wie angedeutet, Privathäuser anfangen, die Maschinenfabriken und Eisengießereien zu verdrängen, so wird die industrielle Physiognomie der Oranienburger Vorstadt so lange noch erhalten bleiben, als an der Ecke der Chaussee- und Elsasserstraße sich die Borsigwerke befinden.

Haben auch vor dem Lokomotivenkönig und Millionenschmied Johann Karl Friedrich August Borsig hier einzelne Fabriken, wie seit 1826 die „Neue Berliner Eisengießerei" seines Lehrmeisters F. A. Egells, existirt, so ist es doch zweifellos, daß erst Borsig daselbst das Maschinenbauerviertel gegründet und jenen Arbeiterstamm herangezogen hat, der sich schon in dem Jahre der Umwälzung, 1848, durch große Personenzahl und bewußten Korpsgeist unter der gesammten Arbeiterbevölkerung Berlins in imponirender Weise nach außen hin bemerkbar machte.

Auf die Bedeutung dieser Gegend Berlins für die Metallindustrie Berlins und Preußens hatte schon die königliche Eisengießerei seiner Zeit aufmerksam gemacht. Dieses großartige Staatsunternehmen wurde auf dem geräumigen fiskalischen Grundstück in der benachbarten Invalidenstraße vom Minister Grafen von Reden im Jahre 1804 eingerichtet und dem Oberbergamt unterstellt. In dem vortrefflich geleiteten, von den besten technischen und künstlerischen Kräften unterstützten Institut wurden Maschinentheile, Baukonstruktionen, Brückenbogen, Säulen, Träger, Standbilder, Büsten und Kolossaldenkmale aller Art gegossen, ebenso die zierlichsten Nippsachen, Figürchen, feine Kettchen und Filigranarbeiten gefertigt, welche als Berliner Eisen-Kunstguß, als fil-de-fer de Berlin u. s. f. sich einen Weltruf und Weltmarkt eroberten. Leider hat der preußische Staat sich bestimmen lassen, in die Hekatombe, welche dem Moloch der Gründerzeit geopfert worden ist und die beinahe auch die königliche Porzellanmanufaktur in Berlin verschlungen hätte, die Eisengießerei einzuschlachten. Als doktrinärer Vorwand galt das volkswirthschaftlich sehr zweifelhafte Axiom, daß der Staat kein Gewerbe betreiben soll. Allenfalls hätte man die Grobeisenfabrikation preisgeben, den im Auslande so hochgeschätzten Eisen-Kunstguß aber erhalten sollen, und so viel steht fest, daß, wenn diese Staatsindustrie die Gründerzeit überdauert hätte, man gegenwärtig nicht an ihre Auflösung denken würde.

Digitized by Google

Lokomotivsaal in Borsig's Maschinenbauanstalt. Nach Paul Meyerheim.

Digitized by Google

Das sind freilich Rückblicke, welche nichts mehr ändern, und so wollen wir uns damit trösten, daß die verschwundene königliche Eisengießerei wenigstens einen Stamm von Kunsthandwerkern erzeugt hat, welcher Berlins Industrie hoffentlich noch recht nachhaltig zugute kommen wird. — In dem Geburtsjahre der königlichen Eisengießerei erblickte Borsig als ein armer Zimmermannssohn zu Breslau das Tageslicht, und talentvoll, wie er sich von früh auf zeigte, wurde er im Jahre 1823 auf Regierungskosten nach dem königlichen Gewerbeinstitut in Berlin, welches mit der Eisengießerei naheliegende Beziehungen pflog, zu seiner Ausbildung gesandt. Hier fand er in den Augen des berühmten Beuth, des Direktors, dessen Standbild wir im 2. Kapitel betrachtet haben, keine Gnade, und der strenge Schulmonarch soll dem jungen Handwerker beim Abgange ziemlich mürrisch gesagt haben: „Aus Ihnen, Borsig, wird mein Lebtag nichts werden!“

Beuth irrte sich und sollte den Tag noch erleben, wo aus Borsig etwas wurde. Letzterer schwieg. Wie er sich an Beuth rächte, werden wir gleich sehen.

Borsig trat bei Egells als einfacher Maschinenbauer ein, arbeitete rastlos an seiner Ausbildung, setzte nach einiger Dienstzeit als Monteur Maschinen zusammen, rückte zum Faktor mit Gewinnantheil, endlich sogar zum Leiter der Fabrik auf. Da seinem scharfen Verstande die ungeheure Perspektive der Maschinenwelt, welche damals kaum eröffnet war, namentlich die wachsende Bedeutung der Dampfmaschinen, bald klar wurde, beschloß er, sich auf diesen Zweig besonders zu werfen und eine eigene Fabrik zu begründen. Hierzu stand ihm die bescheidene Summe von 5000 Thalern zur Verfügung. Wiederum bezeugt es seinen Scharfblick, daß er für seine Fabrik die Grundstücke hart vor dem Oranienburger Thore erwarb. Dies geschah 1836 und in den folgenden Jahren; im Ganzen soll Borsig hier in Ankäufen ungefähr 225,000 Mark angelegt haben, jetzt schätzt man den reinen Grundwerth auf nahe an 3 Millionen Mark. Allerdings umfaßt das Etablissement nun fast ein Stadtviertel zwischen der Chaussee-, Elsasser-, Borsig- und Tieckstraße, an dem nur ein Terrain an der Ecke der letztern und der Chausseestraße in den Händen anderer Besitzer verblieben ist. Wer die in der That palastartig ausgeführten Hauptgebäude, den Wald von Hochöfen und Schornsteinen, von Schloten und Essen hier übersieht, der wird sich in die bescheidenen Verhältnisse von 1836, wo Jung-Borsig, ein stämmiger kurzhalsiger Mann, mit derber Schmiedefaust selbst den Hammer noch schwang, kaum zurückdenken können.

Aber es steckte in diesem Hammer etwas von der Zauberkraft Wieland's, des kunstvollen Schmiedes unserer deutschen Heldensage. Borsig's Hammer war gleichzeitig eine Wünschelruthe, die, wo sie anklopfte, Silber und Gold im Schoße der Erde zu finden vermochte.

Am 2. November 1837 erschien in den Zeitungen folgende Anzeige: „Die Eisengießerei und Maschinenbauanstalt von A. Borsig, am Oranienburger Thore, Chausseestraße Nr. 1, ist nunmehr in ihrer innern Einrichtung so weit vorgeschritten, daß alle darauf bezügliche Bestellungen, betreffend die Anfertigung von Dampfmaschinen sowie Maschinen jeder Art und von allen nur möglichen Gußwaaren nach Wunsch ausgeführt werden können.“ Mit dieser bescheidenen Reklame führte sich die nachmals größte Berliner Industriewerkstätte in der Geschäftswelt ein. Am 22. Juli desselben Jahres war zum ersten Male daselbst

Digitized by Google

Eisen geschmolzen und gegossen worden. Beschäftigt wurden 50 Arbeiter. Sie schafften nach dem Dichterwort:

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben!"

Der Segen kam schneller, als der Meister sich's selbst vorgestellt hatte. 1846 beschäftigte er bereits 1100 Arbeiter. Hauptsächlich war der Lokomotivenbau, auf welchen er sich mit aller Kraft warf, der Anlaß zum Anwachsen des Geschäftes. Als ein wichtiger Tag für Berlins Industrie kann der 24. Juni 1841 gelten, an dem die erste Lokomotive, welche den Namen „Borsig" führte, fertig wurde. — An einem Sonnabend war's (erzählt der Biograph Borsig's, Hermann Vogt), da wurde die erste Maschine nach der Anhalter Bahn gebracht. Die ganze Nacht wurde gearbeitet, um die Maschine zu montiren; Sonntag früh 4 Uhr wurde dieselbe geheizt und sodann zur Probe bis Großbeeren und zurückgefahren. Borsig hatte die ganze Nacht bei seinen Arbeitern gestanden; voller Erwartung sah er auf sein Werk, noch nicht gewiß, ob es ihm gelingen würde. Aber Freudigkeit und Siegesbewußtsein ergriff ihn, als die Maschine sich mit ruhiger Sicherheit bewegte, und voller Freude rief er seinem Ingenieur zu: „Sehen Sie, sie geht!" — Der Sieg war errungen! Deutsche Industrie hatte durch Borsig eine Selbständigkeit erlangt; das Privilegium Englands und Amerika's, welche sich dasselbe mit Bezug auf Maschinenwesen angemaßt hatten, war vernichtet.

Auf der ersten Berliner Industrieausstellung stellte er eine vortreffliche Lokomotive aus, welche den Namen „Beuth" führte: das war die Rache für das ungnädige Abschiedswort!

In den Jahren 1841 bis 1847 wurden in der Fabrik 186 Lokomotiven gefertigt. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Borsig das Schmiedeeisen aus England bezogen. Auch diese Fessel schüttelte der unternehmende Mann ab, indem er vom Fiskus und von dem Rittergutsbesitzer Griebenow in Moabit westlich an der Spree ein großes Terrain zu einem eigenen Eisenwerk erwarb. 1846 hatte er bereits die Erlaubniß zur Anlage eines Hammer- und Walzwerkes erhalten, das 1850 in Betrieb kam. In diesem Jahre kaufte er noch die in Moabit an der Kirchstraße belegene, früher der Seehandlungssozietät gehörige Maschinenbauanstalt und Eisengießerei dazu. Hier wurden Brücken und Dächer für die Bahnhallen und Kirchenkuppeln, u. A. für diejenigen der St. Nikolaikirche zu Potsdam und der Schloßkapelle zu Berlin, gefertigt.

Auch in Bezug auf das Rohmaterial und die Feuerung wollte Borsig vom Auslande unabhängig sein, und erwarb zu diesem Behufe in Oberschlesien Erzbergwerke und Steinkohlengruben.

So konnte der erste Maschinenbauer Berlins mit Genugthuung und Stolz die Fertigstellung der fünfhundertsten Lokomotive feiern; es gestaltete sich dies Ereigniß am 25. März 1854 zu einem wahren Volksfeste und zu einer öffentlichen Huldigung für den genialen Lokomotivenkönig.

Rastlos in der Werkstatt, am Zeichentisch und im Kontor thätig, gewann Borsig — wie alle großen, schöpferischen Geister — dennoch Zeit und Muße, sich selbst ein schönes Heim zu schaffen. So entstand der fürstlich eingerichtete,

Digitized by Google

von dem Sohne Albert Borsig vergrößerte Wohnsitz an der Straße Alt-Moabit. Ein prächtiges Haus mit herrlichem Garten und einem Treibhausflor, der sich eines großen Rufs weit und breit erfreut. Gastlich sind diese Räume geöffnet, und namentlich zieht die herrliche, im Februar in vollster Blüte stehende Kamellienpflanzung noch immer den regsten Besuch an.

Leider war es dem Millionenschmied nicht lange mehr vergönnt, sich seines redlich erworbenen Reichthums zu erfreuen. Am 8. Juli 1854 bereitete ein Schlagfluß plötzlich dem Leben des thätigen Mannes ein Ende. Berlin, vom Könige bis zum Arbeiter, trauerte um ihn.

Doch waltete der Glücksstern über dem Borsig'schen Unternehmen weiter. Bereits am 21. August 1858 wurde die 1000., am 2. März 1867 die 2000., am 19. April 1873 die 3000. Lokomotive fertig gestellt. Bis Ende 1879 belief sich die Zahl auf 3709, immer noch ein ansehnlicher Zuwachs, wenn man erwägt, daß in diese Zeit die schwerste Handelskrisis, welche Berlin seit 1848 durchzumachen gehabt hat und welche noch immer nicht überwunden ist, fällt.

Von den 3709 Lokomotiven entfallen auf Deutschland 2845, auf Rußland 718, auf Holland 59, auf Schweden 50, auf Oesterreich 27, auf Dänemark 6, auf Indien 4 Stück.

In der Lokomotivbauanstalt befinden sich 5 Dampfkessel und 11 Dampfmaschinen mit 250 Pferdekraft; im Eisenwerke 14 Dampfkessel, 15 Dampfmaschinen mit 270 Pferdekraft und 25 Dampfhämmer mit 6 bis 100 Centner Hammergewicht. In normalen Geschäftsjahren ist der Verbrauch an Steinkohlen in der Lokomotivbauanstalt durchschnittlich 6,200,000 kg, im Eisenwerke 29 Mill. kg.

Der jährliche Verbrauch der Lokomotivbauanstalt an Roheisen beträgt 2 Mill. kg, an Schmiedeeisen und Blechen 6,150,000 kg, der des Eisenwerks zu Preß- und Schmiedestücken aus Stahl und Eisen 1,851,200 kg Roheisen, 1,075,250 kg Schrotteisen; zur Fabrikation von Lokomotivkesseln 1,498,800 kg Eisen- und Stahlbleche, 360,950 kg Kupferbleche. — Die Maschinenbauanstalt und Eisengießerei zu Moabit, Kirchstraße 6, hat eine Belegschaft von 600 Arbeitern, 3 Dampfkessel, 5 Dampfmaschinen mit 90 Pferdekraft, 2 Dampfhämmer. Der Jahresverbrauch beträgt an Roheisen 1,750,000 kg an Schmiedeeisen und Blech 2,300,000 kg, an Steinkohle 2,400,000 kg.

Im rüstigsten Mannesalter, am 10. April 1878, ist auch der Sohn des Begründers der Borsig-Werke verstorben und deren Verlassenschaft an noch im jugendlichsten Alter stehende Kinder gefallen. Ob die Vormünder die ungeheure Verantwortung der Weiterführung des Geschäfts Angesichts des Daniederliegens der Eisen- und Maschinenindustrie auf der ganzen Erde noch viele Jahre hindurch tragen oder die Auflösung des Geschäfts veranlassen werden, wer wäre Prophet genug, um das heute auszusprechen?

Sollte aber selbst der letztere unerwünschte und für Berlin besonders bedauerliche Fall eintreten, so wird doch der Name Borsig und vor Allem — hoffentlich für immer — der Anstoß, den er Deutschlands Industrie gegenüber der Mitbewerberschaft des Auslandes gegeben hat, fortleben und fortwirken.

In dieser Hoffnung nehmen wir von der Borsig'schen Fabrikstadt am Oranienburger Thore Abschied und wenden uns einer andern, einer feineren, saubereren, namentlich die Frauenwelt mehr ansprechenden Industrie zu, welche

Digitized by Google

gegenwärtig den Borsig-Werken an der Spree in Moabit gegenüber, am andern Flußufer, am Saume des Thiergartens und an der Weichbildsgrenze zwischen Berlin und Charlottenburg, ihre Werkstätten aufgeschlagen hat.

Im Jahre 1817 wurde hier vom Fiskus ein Grundstück zur Anlegung der königlichen Gesundheitsgeschirr-Fabrik angelegt, in welcher sich gegenwärtig überhaupt die Fabrikanstalten der mit Recht in hohem Ansehen stehenden, dem preußischen Staat gehörigen Porzellanmanufaktur befinden, nachdem die früheren großen Räumlichkeiten in der Leipziger Straße an verschiedene sonstige öffentliche Verwaltungsstellen abgetreten und die Ausstellungslager der fertigen Waare an anderen Verkaufsstellen in der Stadt untergebracht worden sind.

Friedrich II. besucht eine Fabrik. Nach Adolf Menzel.

Die Anfänge der Berliner Porzellanindustrie fallen in die Zeit Friedrich's des Großen, ja man hat im Scherz gesagt, daß das Porzellan „beinahe" in Berlin erfunden worden sei. Damit verhält es sich so. Johann Friedrich Böttger (auch Böttcher, Böttticher, Böttiger geschrieben), am 4. Februar 1682 zu Schleiz im reußischen Voigtland geboren, wurde in seinem 15. Jahre, nachdem sein Vater, Münzmeister in Magdeburg, frühzeitig gestorben war, bei dem Hofapotheker Zorn in Berlin untergebracht, woselbst er sich zum „Zorn" desselben viel mit chemischen und alchymistischen Studien abgab und darüber die eigentliche Pharmazie vernachlässigte. Er scheint sich hier bereits bedeutende Kenntnisse namentlich in der Metallurgie und in der Kunst, feuerfeste Schmelztiegel zu

Digitized by Google

verfertigen, erworben zu haben. Da schon seit längerer Zeit Versuche an verschiedenen Stellen Europa's unternommen worden waren, das chinesische Porzellan, welches in hohem Preise stand, nachzuahmen, so mußte auch ein grübelnder, erfinderischer Kopf wie Böttger leicht zu Aehnlichem angespornt werden. Ehe er aber noch hierzu kam, zog er durch Goldmacherversuche die Aufmerksamkeit auf sich. Die Mittel hierzu hatte ihm ein griechischer Abenteurer Namens Laskaris gewährt. Als Böttger nun erfuhr, daß man willens sei, ihn an dem neuen preußischen Königshofe als Adepten zu interniren, gab er Fersengeld und flüchtete nach Kursachsen. Wie er dort wiederum Goldmacher, später Verfertiger des rothen Hartguts, endlich Entdecker und Erfinder des eigentlichen weißen Kaolinporzellans in Meißen wurde, findet der Leser unter Abschnitt XVII im 1. Kapitel dieses Werkes geschildert.

Eine geheime Korrespondenz, welche Böttger, der schon 1719 starb, während der Jahre 1716 und 1717 nach Berlin in der Absicht geführt hatte, um die Geheimnisse der kursächsischen Porzellanfabrikation für gutes Geld zu verrathen — ein Versuch, welcher dem Adepten sofortige Verhaftung eintrug, mag der erste Anlaß gewesen sein, daß man in industriellen Kreisen der preußischen Hauptstadt Nachahmungen versuchte. Im Jahre 1751 hatte der Kaufmann Wilhelm Kaspar Wegeli begonnen, auf seinem Grundstücke an der Ecke der Königs- und Neuen Friedrichsstraße Porzellan zu brennen, welches, nach den im deutschen Kunstgewerbe- und dem Märkischen Provinzialmuseum zu Berlin verwahrten Proben, gar nicht übel ausfiel, aber mit dem Meißen'schen Staatsporzellan nicht konkurriren konnte, so daß die Fabrik schon 1757 einging.

Im Jahre 1760 erwarb der uns aus dem 1. Kapitel bereits bekannt gewordene Kaufmann Johann Ernst Gotzkowsky von einem Künstler Ernst Heinrich Reichard das Fabrikationsgeheimniß für 30,000 Mark und richtete in dem, den Dorville'schen Erben abgekauften Hause, Leipziger Straße Nr. 4, eine neue Porzellanmanufaktur ein. Nachdem zu Anfang August 1763 Gotzkowsky, welcher in Vermögensverfall gerathen war, seine Zahlungen eingestellt hatte, übernahm Friedrich II. die Fabrik am 24. August für 675,000 Mark. § 3 des Vertrages lautet: „Alle Geheimnisse, Wissenschaften, Künste und Handgriffe, worauf sich diese Fabrique gründet, müssen Sr. Königl. Majestät von dem ꝛc. Gotzkowsky getreulich entdecket, beschrieben und ausgeantwortet, nicht minder von demselben eidlich angelobet werden, daß er davon weder für sich, noch die Seinigen etwas zurückhalten und verschweigen, auch für sich und die Seinigen von nun an keinen ferneren Gebrauch machen, noch viel weniger das geringste davon an einen Dritten, er sei, wer er wolle, offenbaren, sondern diese Geheimnisse, Wissenschaften und Künste gegen Jedermann außer gegen Se. Königl. Majestät und Diejenigen, welche von Allerhöchstdenenselben hierzu legitimirt werden möchten, verschwiegen halten und mit in seine Grube nehmen wolle."

Man hielt also das Geheimniß der Fabrikation hier wie in Meißen und anderen Orten ebenfalls mit großer Strenge aufrecht. Dagegen kann der Vorwurf, der von Marryat (Geschichte der Töpferwaare und des Porzellans) u. A. m. gemacht worden ist, Friedrich habe, als er sich Dresdens oder Meißens im Siebenjährigen Kriege bemächtigte, mehrere der besten sächsischen Porzellanmaler, Modelleure und Chemiker, unter denen Meyer, Klipfel und Böhme genannt werden, wider ihren Willen nach Berlin bringen und zwingen lassen, ihre Arbeiten zu

Digitized by Google

seinem Vortheil fortzusetzen, als bündig widerlegt gelten. Es schreibt nämlich der königlich polnische und kurfürstlich sächsische Kommissionsrath Grieninger, welcher von Gotzkowsky für seine Fabrik engagirt wurde, Folgendes:

„Die damals noch anhaltenden Kriegs-Unruhen, die beständige Furcht und Gefahr, in der Jedermann besonders in Sachsen lebte, und der Geldmangel veranlaßten auch manchen, sich von der Meißner Porcellän-Manufactur zu entfernen. Unter diesen war der geschickte Bildhauer Friedrich Elias Meyer, der 1761 nach Berlin kam, und sich verbindlich machte, bei der neuen Porcellän-Manufactur seine Dienste zu leisten".

Königl. preuß. Porzellanmanufaktur bei Moabit.

„Im December 1761 kam der im Figuren- und Landschaftsmalen sowohl, als im Zeichnen nach der Natur sehr geschickte Carl Wilhelm Böhme, Schwager des großen Dietrich's, von Meißen nach Berlin, und wurde Maler bei der neuen Manufactur; bald hernach, da man von seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße überzeugt war, bekam er die Mitaufsicht über sämmtliche Maler, und zugleich die Unterweisung von einem Theile der Lehrlinge. Bald nach dem Böhme kam auch von der Meißner Manufactur einer ihrer besten Prospect- und Landschaftsmaler, Johann Balthasar Borrmann, und engagirte sich bei hiesiger Manufactur. So willkommen diese Beede waren, so gern würde man der übrigen, die ihnen nachfolgten, entbehrt haben, indem sie mit lüderlichen Fabrikenstreichen besser bekannt waren, als mit den Arbeiten, zu denen sie sich angegeben hatten: die mehrsten wurden auch bald wieder verabschiedet und fortgeschafft." Endlich heißt es: „Der bei der

Meißner Manufactur erzogene und in der Mosaique-Malerei überaus geschickte Carl Jacob Christian Klipfel hatte gar seltene Fertigkeit auf dem Flügel zu spielen, und wurde dahero öfters gewürdiget, zum Concert des Königs, so lange derselbe während des Krieges in Sachsen war, mitzugelassen zu werden. Der Gotzkowski engagirte denselben als Maler zur Berliner Porcellän-Manufactur 1763, und da er gute Kenntniß von den Meißner Malerei-Taxen hatte, wurde er nebst den beeden vorgesetzten hier mit zum monatlichen Taxiren bestellt."

Friedrich der Große trug zur Hebung der Fabrik, für deren speziellste Einzelheiten er sich lebhaft interessirte, viel bei. Bis 1771 war der Thon aus Passau in Bayern bezogen worden, in diesem Jahre wurde bei dem Dorfe Brachwitz unweit Halle a./S. ein vorzügliches Kaolin in Menge entdeckt, aus welchem Lager noch jetzt der Bedarf entnommen wird. Das dortige Kaolin enthält schon von Natur die chemisch richtige Zusammensetzung von Kieselerde und Thonerde (etwa 71½ Prozent Kieselerde, 26 Prozent Thonerde, das Uebrige Kalk, Kali, Eisenoxyd), so daß der alleinige Zusatz von Feldspath, nach Kolbe's Geschichte der königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin, genügt, um eine zur Porzellanbereitung völlig geeignete Masse herzustellen, während bei den meisten anderen Fabriken noch zu diesem Behuf die Beimengung von Quarzsand (Kieselerde) erforderlich ist.

Nachdem die Hallesche Porzellanerde durch Schlämmen gereinigt und mit Feldspath gehörig vermischt worden ist, wird die zu Gefäßen bestimmte Porzellanmasse in die dazu erforderliche Gestalt entweder durch Drehen auf der Töpferscheibe oder durch Formen oder durch Gießen gebracht. Die fertig geformten Gegenstände müssen langsam an der Luft getrocknet werden, um das Wasser zu vertreiben und sie für das Glasuren vorzubereiten. Zu dem Ende werden die Gefäße in die zu einem dünnen Brei angerührte Glasur eingetaucht. Alsdann werden die Geschirre vorgebrannt oder verglüht. Die Bestandtheile der Berliner Glasur sind hierbei reiner Quarzsand und Kaolin, nebst einem Zusatz von Gips und gebrannten, pulverisirten Porzellanscherben.

Schließlich geht das Garbrennen des Geschirrs in runden vier-etagigen Porzellanöfen vor sich. Die hier gewonnenen Fabrikate wandern noch in die Schleiferei, um die bei manchen Porzellanen hervortretenden Unvollkommenheiten durch Schleifen, Abreiben, Poliren u. s. w. zu entfernen und das fertige Fabrikat nach seiner Güte zu sortiren.

Das Dekoriren des Porzellans bei der königlichen Berliner Fabrik geschieht durch Auftragen von chemisch reinem Gold, beziehentlich von Schmelzfarben, welche gepulvert mit Terpentin aufgerieben und in Muffelöfen bei einer Rothglut von etwa 800 Centigrad während 1½ Stunden aufgebrannt werden.

Eine wesentliche Verbesserung des Betriebes trat 1799 ein, indem man nunmehr statt des bisherigen Roßwerks für die Glasurmühlen, Schleifereien, Stampfwerke eine Dampfmaschine oder, wie man damals sagte, „Feuermaschine" einführte. Wir heben das besonders hervor, weil dies die erste Dampfmaschine in Berlin war und weil es elfjährige Kämpfe gekostet hatte, ehe das vermeintlich so gefährliche Unthier, „das Feuer fraß und Dampf ausspie", und von dem u. A. der Directeur des Spectacles, Freiherr von der Reck, behauptet hatte, daß es für die Gesundheit und das Leben der Anwohner im hohen Grade gefährlich sei, polizeilich verstattet wurde. Die Konstruktionsangaben

Digitized by Google

waren von den Maschinenfabrikanten Watt u. Boulton in Birmingham gemacht, die Herstellung der Feuermaschine selbst erfolgte aber in den königlichen Eisenhütten zu Malapane und Gleiwitz in Oberschlesien durch den Maschinisten Baildon, welchem neben seinem Honorar dafür eine goldene Medaille, „aus den Stempeln der Preismedaille der königlichen Akademie der bildenden Künste geprägt", zutheil wurde. Die neue Dampfmaschine von 10 Pferdekraft, nach doppelt Watt-Boulton'schem Prinzip konstruirt, hatte einen Cylinder von 16 Zoll Durchmesser, der Hub betrug 4 Fuß bei 20maliger Umdrehung des Hauptbewegungsrades in der Minute, der Kessel wog 18 Centner, der Steinkohlenverbrauch betrug 11 Scheffel täglich bei 13stündiger Arbeitszeit. Die Maschine kostete einschließlich des hölzernen Balanciers, jedoch ausschließlich der Beförderungs- und Aufstellungskosten, 1404 Thlr. 12 Gr. 7 Pf. und blieb über 23 Jahre in Betrieb. — Diese Neuerung galt mit Recht als für Berlins Industrie so wichtig und interessant, daß der Minister von Heinitz folgende Einladung ergehen ließ:

„An des Königs Majestät.

Die mit schlesischen Steinkohlen in Gang gebrachte Feuermaschine bei der Porcellanmanufactur, von deren Erbauung ich bereits vorläufig unterthänigst Anzeige gethan habe, ist nun vollständig errichtet, und es werden dadurch an 10 Pferde erspart. Sie beweget 12 Stampfen, 11 liegende und einen stehenden Mühlenstein und eine große kupferne Scheibe für die Porzellanschleiferei. Außerdem hebt sie alles Wasser, dessen sie theils selbst zum Verdampfen und Niederschlagen der Dämpfe, theils die ganze Wasch- und Schlemmerei-Anstalt bedarf, aus einem 40 Fuß tiefen Brunnen. Sie ist die erste ihrer Art, von kleinem Umfang und großer Wirkung, durchaus ein inländisches Produkt, auf den oberschlesischen Eisenwerken Euer Majestät durch den sehr geschickten Maschinisten Baildon verfertigt und nun hier errichtet. Sie verdient von Eurer Majestät und Höchstdero königlichen Frau Gemahlin besehen zu werden, und ich würde bei dieser erwünschten Gelegenheit die nun auch völlig fertigen, zur beträchtlichen Holzersparung eingerichteten und zugleich auf Vervollkommnung der Arbeiten und Erleichterung der Ouvriers abzweckenden Porzellanbrenn-, Trocken- und Emailliröfen unterthänigst vorzeigen. — Geruhen daher Euer Majestät den Tag und die Stunde hiezu gnädigst zu bestimmen.

Berlin, den 13. August 1793."

Der Besuch erfolgte und trug wesentlich dazu bei, Dampfmaschinen in Berlin einzubürgern.

Um den Absatz des Porzellans zu fördern, wurde so recht im Sinne der damaligen Zeit zu den absonderlichsten Mitteln gegriffen. So mußten die Generalpächter der Lotterie nach einem königlichen Erlaß vom 24. Juni 1769 zum auswärtigen Absatz und auf ihre eigene Rechnung für 6000 Thlr., seit 1783 für 9600 Thlr. Porzellan jährlich entnehmen. Ebenso waren die Juden genöthigt, für gewisse bürgerliche Handlungen, welche an sich nicht steuerpflichtig waren, ein bestimmtes Quantum von Porzellan, nicht selten für 300 Thlr. und mehr, anzukaufen, mit der Verpflichtung, es im Auslande abzusetzen und dies durch obrigkeitliche Atteste nachzuweisen. So erhielt z. B. Abel Levin zu Freienwalde eine „Concession als publiquer Bedienter bei dortiger Judenschaft in der Qualität eines Todtengräbers", wogegen er für 28 Thlr. Porzellan zu entnehmen hatte. Mit Recht tadelt Kolbe diese Maßregel als hart und dabei

Digitized by Google

unwirksam. Man denke sich die Lage eines armseligen Juden in einer der kleinen Städte der Mark, Schlesiens oder Westfalens, der sich etabliren oder verheirathen wollte, und nun für 300 Thlr. Porzellan zu kaufen hatte, während er vielleicht nicht 300 Groschen besaß, und der obenein das Porzellan nun noch im Auslande absetzen mußte. Als Kuriosität mag erwähnt werden, daß, als der Berliner Buchhändler Himberg Goethe's Werke nachdruckte und Letzterer darüber Beschwerde führte, Himberg den großen „christlichen" Dichter damit zu beschwichtigen suchte, daß er ihm eine Auswahl von Berliner Judenporzellan zuschickte. Goethe ist nur einmal, im Jahre 1778, in Berlin gewesen, und man hat öfters in Berlin seine Abneigung gegen diese Stadt mit der ihm durch Himberg widerfahrenen Behandlung erklären wollen.

Nach Friedrich's II. Tode waren die Rückstände dieser sogenannten „beneficirten Juden" so groß, daß von einer zwangsweisen Beitreibung keine Rede sein konnte. Außerdem drückte das Verschleudern der in der Handelswelt allgemein unter dem Namen „Judenporzellan" bekannten Waare selbstverständlich überhaupt den Preis des preußischen Porzellans und führte zum Wiedereinschmuggeln des ins Ausland exportirten Geschirrs. Die Verwaltung zog es daher schließlich vor, jene Verpflichtung der jüdischen Bevölkerung wie auch die der Lotteriepächter durch Zahlung einer mäßigen Summe ablösen zu lassen.

Gleichwol war jene erste Periode der königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin, künstlerisch betrachtet, ihre Glanzzeit. Die Fabrikate derselben, namentlich die dekorativen Stücke sind gerade jetzt, wo das Sammeln von altem Porzellan wieder Modesache ist, außerordentlich geschätzt und werden sehr hoch, fast so hoch wie das Vieux-Saxe (das alte Meißener Porzellan) und das ältere Fabrikat von Sèvres, bezahlt. In der That war der zur Zeit der Erfindung des Porzellans herrschende Rococogeschmack mit seinen bizarren Einfällen, seiner spielenden und tändelnden Manier, so recht für die Kleinkunst der Porzellanmeister geschaffen, sowol was die Formgebung, wie die Dekoration durch allerhand phantastische Ausstattung und durch Malerei anlangt. Die Leistungen dieser Epoche sind daher auch, der künstlerischen Richtung der Zeit gemäß geschätzt und betrachtet, bislang kaum übertroffen worden.

Als das Hauptstück der Berliner Kunstwerkstatt wird gewöhnlich der Tafelaufsatz für die Kaiserin Katharina II. von Rußland betrachtet. Friedrich II., der als Weiberfeind galt, jedenfalls auch über seine gekrönten Gegnerinnen sich in moquanter Weise vielfach geäußert hat, hielt es doch aus politischen Gründen für angemessen, sich den russischen Regentinnen gegenüber als galant zu zeigen. Bei der Kaiserin Elisabeth, der er sein prachtvolles Oelporträt von der Meisterhand Antoine Pesne's, sowie einen in Berlin bewundernswürdig gearbeiteten vergoldeten Krönungswagen verehrte, scheint er wenig damit erreicht zu haben, da die Zarin bis zu ihrem Tode seine erbitterte persönliche Feindin blieb. Dagegen gewann er bei der Kaiserin Katharina II. allerdings durch sein Porzellanservice einen Stein im Bret.

„Im April 1772", heißt es in der Chronik des erwähnten Grieninger (bei Kolbe, S. 158), „ist das vom Könige nach selbsteigener Angabe bestellte und für die russische Kaiserin zum Geschenk bestimmte große Dessertservice fertig und auf einer langen Tafel zum Besehen aufgestellt worden. Es wurde wegen seiner Seltenheit vierzehn Tage, bis die königliche Ordre zum Verpacken und

Digitized by Google

Versenden gekommen war, an Jedermann gezeigt. In der Mitte der Tafel war die auf dem Throne sitzende Kaiserin im kaiserlichen Anzug und in mit feinen Kanten gezierter Kleidung en biscuit. Um den Thron waren mythologische Gottheiten und vor der Kaiserin die Themis mit dem durch derselben weise Verordnung allen unter ihrem Scepter stehenden Völkern neu ertheilten Gesetzbuche, auf welchem die Worte: Leges novae mit goldenen Buchstaben zu lesen waren. Unten um den Thron knieten Vertreter von allen zum russischen Reich gehörigen Nationen in ihren gewöhnlichen Trachten, nach denen durch meinen guten Freund, den jüngeren Herrn Professor Euler zu St. Petersburg, erhaltenen illuminirten Zeichnungen. Zu diesen war die Tafel noch mit vielen staffirten mythologischen und anderen Figuren, besonders mit Tropheen und angeketteten Türken in ihren mit bunten Farben staffirten verschiedenen Kleidungen, nebst einer großen Anzahl von Tellern und Schüsseln von allerhand beim Dessert erforderlichen Gefäßen und Zuthaten besetzet. Die Ränder an Tellern und Schüsseln waren durchbrochen, reich vergoldet und an einem jeden derselben C. II. mit Gold und natürlich staffirtem Lorberkranze angebracht. In der Mitte waren alle Teller und Schüsseln mit Kriegsgeschichten zwischen Russen und Türken von unserm geschickten Borrmann vorzüglich schön mit bunten Farben bemahlt. Löffel, Messer und Gabeln waren von Silber und reich vergoldet. Die ganze königliche Familie mit dem ganzen Hofstaate, die vornehmsten, ja die mehrsten Einwohner von Berlin kamen, um dieses königliche Geschenk in Augenschein zu nehmen. Der Sehensbegierigen wurden zuletzt so viele, daß das unordentliche Zudringen kaum durch die Soldatenwachen, welche alle Zugänge besetzet hatten, konnte abgehalten werden. Da dieses Service zu St. Petersburg angekommen und daselbst auf kaiserlichen Befehl eben auf die Art wie hier in Berlin zur öffentlichen Schau aufgesetzet worden war, soll sich auch dort eine unzählbare Menge von Menschen dabei eingefunden haben."

Berühmt sind ferner jene zwölf großen Vasen, welche die französische Kaiserin Josephine im Jahre 1805 zum Geschenk erhielt. Es heißt im Bericht darüber: „Sie sind ganz unbeschädigt angekommen und nach dem Zeugnisse mehrerer Sachkundigen so vorzüglich, daß sie die Kritik der französischen Antiquare und Aesthetiker nicht scheuen dürfen. Besonders hat die reiche und erhabene Vergoldung, das Farbenlüstre, die Mannichfaltigkeit der Formen und Malereigattungen, die Nachahmung des lapis lazuli und mehrerer edler Steinarten, ganz vorzüglich aber die täuschende Darstellung der florentiner und römischen Mosaikarbeit ihre Aufmerksamkeit gefesselt, und der berühmte Blumenmaler Redouté, welcher eben in Malmaison war und mit Zeichnungen für das prächtige Pflanzenwerk vom dortigen Garten beschäftigt ist, hat sich als Künstler über die treue und vollendete Darstellung der Gegenstände seines Faches unverdächtig geäußert, sowie auch der Direktor der kaiserlichen Porcellanmanufactur zu Sèvres, Brogniart, von diesem Vasengeschenk einen sehr vortheilhaften Bericht abgefasset und denselben vorläufig in der philomatischen Gesellschaft zu Paris vorgelesen hat."

1807 erhielt Josephine nochmals ein reiches Porzellangeschenk, ein Tafelservice im Werthe von etwa 54,000 Mark, jedenfalls mit noch mehr getrübter Stimmung der Geber als 1805, denn dazwischen lag die Niederlage von Jena.

Daß diese Arbeiten bereits antikisirenden Stils sind, daß bei ihnen das vorgeblich klassische Element der Aufklärungs- und Revolutionszeit sowie des

Digitized by Google

französischen Empire zum Ausdruck kommt, ist selbstverständlich. Aufgegeben ist jene Klassizität, abgesehen von der neuesten Entwicklung, seitdem niemals, nur unter dem Einfluß von Schinkel strenger geläutert worden. Die edleren Porzellanmanufakte sind hierdurch zweifellos den griechischen und etruriſchen Formen ähnlicher geworden, ebenso unleugbar ist es aber auch, daß die Zierlichkeit und Gefälligkeit der Figuren und Figürchen, der tausenderlei Nippsachen, für welche das Porzellan so recht geeignet ist, sich erheblich verloren hat. Die gewöhnlicheren Tafelgeschirre sind unschön geworden, während die Verzierungen, welche man unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. hier erfand, um die Waare ansprechend zu machen, mitunter geradezu abstoßend sind und von einer bedauerlichen Verwilderung des feineren Geschmacks zeugen.

Als berühmtes Belagstück der neuen klassischen Richtung gilt der große Tafelaufsatz nebst Service vom Jahre 1819 für den Herzog von Wellington. Den Aufsatz bildeten, nach Kolbe, elf auf bronzenen Plateaus aufgestellte Hauptgruppen, deren Mittelpunkt ein Obelisk von Porzellan von 4 Fuß 2 Zoll Höhe einnahm, mit den Wappen von Preußen, England, Schottland und dem des eisernen Herzogs in Relief verziert, während zwei Seitenflächen die Namen seiner bedeutendsten Schlachten, die anderen zwei seine Orden enthielten. Um den Obelisk gruppirten sich halbliegende Flußgottheiten, dazwischen zwei 16 Zoll hohe Biscuitfiguren, Borussia und Britannia. Seitwärts noch zehn Gruppen. Die Skulpturen waren meist Biscuitporzellan, die sämmtlichen Stücke reich gemalt. Klassische Reinheit und Einfachheit, verbunden mit ängstlicher Strenge der Form, ist bei diesem Werke, das als Porzellanarbeit kaum dazu geeignet ist, gewissermaßen typisch zum Ausdruck gebracht.

Dergleichen klassische Stilübungen in Porzellan, namentlich prächtige Vasen von bedeutender Größe, haben in diesem Jahrhundert die höchste ästhetische Leistung der Porzellanmanufaktur gebildet. Auf die Malerei ist dabei eine rühmlich anzuerkennende Sorgfalt verwendet. Solche bemalte Prunkstücke aus der Berliner Offizin finden sich in allen fürstlichen Häusern Europa's und werden auch anderweitig als Ehrengaben vielfach verwendet. In richtiger Erkenntniß der Rückschritte, welche die Manufaktur in den kleinkünstlerischen Porzellanen längere Zeit gemacht hatte, griff man neuerdings zur Reproduktion der alten Typen des vorigen Jahrhunderts, deren Formen sich glücklicherweise erhalten haben. Es war dieser Rückgriff in einer Zeit, die nicht im Stande ist, gutes Neue zu liefern, nur zu loben. Allmählich hat der große Umschwung, welcher sich im deutschen Kunstgewerbe auf allen Gebieten geltend macht und einen wirklichen Aufschwung des Kunsthandwerks einleitet, seinen Einfluß auch auf die Porzellanbildnerei auszuüben begonnen. Man fängt auch hier an, die deutsche Renaissance aufzusuchen und nachzubilden; eine Anlehnung an den nationalen Stil muß auch der edlen Kaolinkeramik neuen Impuls geben, der zu einer wirklichen Fortbildung und zu einer frischen künstlerischen Formbildung führen wird. Hierin liegt die Mission der königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin. Sie möge sich weniger als Fabrik und immer mehr als Kunstschule für Töpfer, Dreher, Modelleure und Miniaturmaler entwickeln, so wird man ihr die Existenzmittel seitens der Volksvertretung, wie bestimmt erwartet werden darf, auch fernerhin nicht versagen.

Digitized by Google

Das Kunſtgewerbemuſeum. Auf dem ehemaligen Grundſtück der königlichen Porzellanmanufaktur an der Königgrätzerſtraße 120 erhebt ſich das eben vollendete, mit großen Mitteln eingerichtete und mit vortrefflichen Sammlungen ausgeſtattete Kunſtgewerbemuſeum. An der Spitze dieſes muſtergiltigen Inſtituts, welches ſich, früher deutſches Gewerbemuſeum benannt, durch Initiative der Bürgerſchaft aus beſcheidenen Anfängen nach dem Vorbilde des South-Kenſington-Muſeums in London entwickelt hat, ſteht ein Vorſtand unter dem Vorſitz des Herzogs von Ratibor, mit drei Direktoren, Architekt Grunow als erſtem Direktor, Prof. Dr. Julius Leſſing als Direktor der Sammlungen und Prof. Ewald als Direktor der Unterrichtsanſtalt.

Kunſtgewerbemuſeum zu Berlin, Königgrätzerſtraße Nr. 120.

Die Sammlungen gehören zu den großartigſten derartigen in Deutſchland und geben ein umfaſſendes Bild der Entwicklung des Kunſthandwerks und der Kunſtinduſtrie unter allen Kulturvölkern, jedoch mit beſonderer Berückſichtigung Deutſchlands. Ungemein reichhaltig iſt die Abtheilung der Holzarbeiten mit trefflichen geſchnitzten oder ausgelegten Truhen, Laden, Schränken, Kirchenſtühlen u. dgl., darunter der koſtbare ſogenannte Pommerſche Wunderſchrank aus dem 17. Jahrhundert, der mit edlem Metall und Geſtein reichlich verziert iſt. Hervorzuheben ſind die Eiſenarbeiten, geſchnitten und getrieben, als beſondere preußiſche Spezialität die prachtvollen Dekorationsſtücke aus Bernſtein. Unter den Metallarbeiten ragt der Silberſchatz des Rathhauſes zu Lüneburg hervor, welcher aus Staatsmitteln angekauft wurde und Tafelaufſätze und Prunkſtücke jener Stadt umfaßt, hauptſächlich der Spätrenaiſſance zugehörig. Berühmt iſt ferner die Sammlung der Majoliken aus der beſten Zeit; auch an Steingut, Porzellan und Glas iſt Vortreffliches vorhanden. Alle dieſe, durch die Auflöſung der ehemals im Schloſſe, dann im Neuen Muſeum befindlich geweſenen königlichen

Kunstkammer reich vermehrten Kunst- oder Kunsthandwerks-Gegenstände und die Abgüsse oder Nachbildungen vieler derartigen auswärts befindlichen Objekte sind dem strebsamen Künstler und Kunsthandwerker zugänglich, für dessen Ausbildung im Zeichnen, Modelliren u. s. f. noch eine besondere Unterrichtsabtheilung gepflegt wird.

Eine verwandte Richtung verfolgt die königliche Kunstschule in einem neu errichteten Monumentalbau neben dem Lagerhause in der Klosterstraße, so daß man anerkennen muß, wie die preußische Regierung sich vollauf anstrengt, um die bekannte Schlappe, welche die deutsche Industrie auf der Weltausstellung zu Philadelphia im Jahre 1876 erlitt und die in dem eigenen Verdikt des deutschen Kommissars, Geheimen Regierungsraths Reuleaux, mit dem geflügelten Wort „billig und schlecht" bestätigt wurde, durch methodischen Unterricht und durch unablässige, sorglichste Förderung auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, besonders in der Hauptstadt, nach jeder Richtung hin wett zu machen.

Daß diese Bemühungen lohnen und daß sie im Auslande anerkannt werden, beweisen die Erfolge der deutschen Industrie auf den neuesten internationalen Ausstellungen zu Sydney und Melbourne in Australien. Vor den Schauläden Berlins vorüberwandernd, finden wir eine Fülle von preiswerther und guter, zum Theil vortrefflicher Waare, welche lehrt, wie Berlin sich bemüht hat, die herben Erfahrungen zu beherzigen und durch geschmackvolle Muster wie Solidität der Arbeit unserem heimischen Gewerbfleiß neue Absatzquellen zu eröffnen. — Vor Allem nennen wir die Reihe prachtvoller Läden, welche sich in dem Neubau der Kaisergalerie zwischen der Straße Unter den Linden und der Behrenstraße befinden. Die Baugesellschaft Passage hat in den Jahren 1869—1873 durch die Architekten Kyllmann und Heyden hier eine mit Glasdach versehene Galerie im Renaissancestil mit hohem Dach, Giebeln und Thürmchen ausführen lassen, welche an ihren Außenseiten in der Behren- und Friedrichsstraße, vor Allem aber innen unter dem Glasdach eine lange Reihe von Läden enthält, in der Anlage an die Passage St. Hubert in Brüssel und die große Passage in Mailand erinnernd. An nobler Ausstattung kommt dies Meisterwerk allen vorhandenen Passagen europäischer Großstädte gleich, an Breite und guter Ventilation sowie Zweckmäßigkeit der Einrichtung übertrifft sie die meisten ihrer Art. In den oberen Stockwerken befinden sich Restaurations- und Festsäle. Einen großen Theil der Passage nimmt Castan's Panoptikum ein, ein Institut, welches von dem Bildhauer Castan nach dem Vorbilde des weitbekannten Wachsfigurenkabinets der Madame Tusseaud in der Baker Street zu London angelegt ist. Es befinden sich darin die lebensgroßen Nachbildungen berühmter und berüchtigter geschichtlicher und zeitgenössischer Persönlichkeiten in der Tracht ihrer Epoche dargestellt, gewöhnlich einzeln, mitunter zu Gruppen vereinigt. Der Besitzer legt in neuester Zeit mit Recht mehr und mehr Werth darauf, hierbei die Heimat, zunächst Preußen, zu berücksichtigen und allerhand authentische Schaustücke, als Kleider, Geräthe, Waffen, Möbel u. dgl., zu sammeln, Objekte, die nicht blos den Reiz der Neugier befriedigen, sondern ein dauerndes kulturgeschichtliches Interesse beanspruchen, Malern und anderen Künstlern Motive und Ausstattungselemente bieten und auf die Schuljugend anregend wirken.

Als ein zweites großartiges Geschäftshaus gilt das Rothe Schloß, von Ende und Böckmann 1866—67 auf dem Terrain gegenüber dem königlichen Schlosse erbaut, welches bei der Durchlegung der Werderstraße und Beseitigung

Digitized by Google

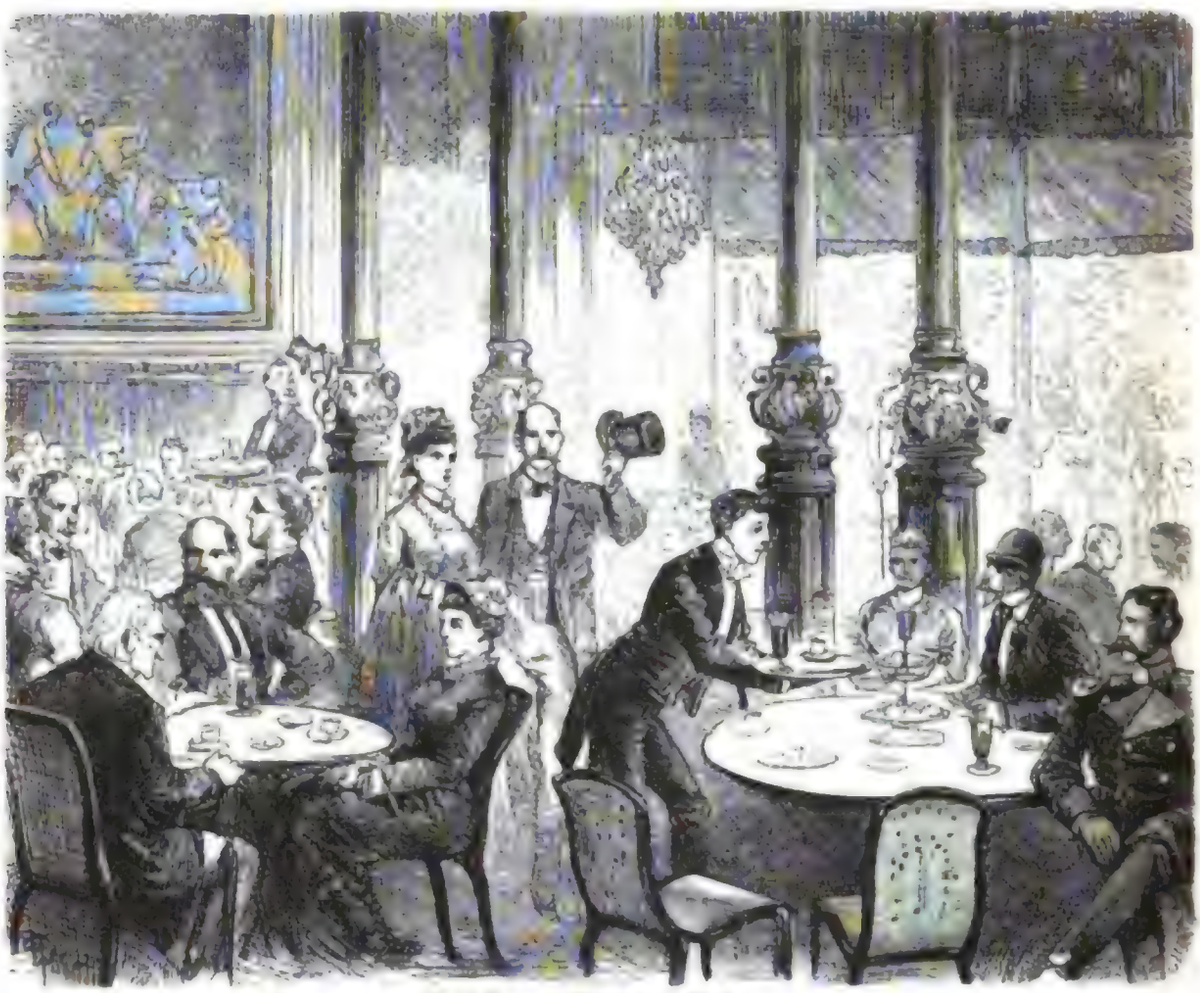
der alten Stechbahn in Form eines ſchmalen, durch den Mühlgraben der Spree etwas beengten Streifens erübrigt wurde.

Kaiſergalerie.

Die Strukturtheile der Façade ſind theilweiſe aus rothem Sandſtein, die Wandflächen aus rothen Verblendern in Ziegelrohbau ausgeführt, daher der erwähnte volksthümliche Name. Die ſchönen Geſchäftsräume zeichnen ſich durch ungewöhnliche Größe der Schaufenſter aus.

Digitized by Google

Eigentliche Kaufhäuser, einem einzigen Geschäft gehörig, wie sie in Deutschland während des Mittelalters und weiter bis zum Dreißigjährigen Kriege in fast allen großen Städten zu finden waren und wie sie in London, Paris und New-York ganz gewöhnlich sind, gehören leider in Berlin noch immer zu den Seltenheiten. Es liegt dies zum Theil daran, daß der Werth des Grund und Bodens und der Gebäude andauernd in Berlin ein im Verhältniß zu anderen Großstädten exorbitanter und daher auch nur eine kleine Zahl von Großhändlern in der Lage ist, ein ganzes Grundstück mit allen Wohnräumen, namentlich in eleganter Lage, ausschließlich dem Geschäft zu widmen.



Café Bauer Unter den Linden.

Von Alters her wohlbekannt war in dieser Beziehung das große Konfektionsgeschäft von Hermann Gerson in einem eigenen eleganten Putzbau an der Ecke der Werderstraße und des Werder'schen Marktes. Während das Konfektionsgeschäft gleichen Namens in den imponirenden Neubau an der Schleuse gegenüber der Bauakademie verlegt ist, hat jetzt ein großartiges Geschäft für Teppiche und Gardinen das ältere Kaufhaus inne.

Die Firma Rudolf Hertzog hat den Versuch gemacht, die alten Gebäude Breitestraße 14 und 15 sowie Brüderstraße 27 und 28 zu einem Kaufhause einzurichten. Leider hat man, statt den spätgothischen oder hanseatischen Stil zu wählen, versucht, den Ausbau in italienischer Renaissance auszuführen, womit die Niedrigkeit der Stockwerke sich nicht verträgt. Die Reichhaltigkeit des in diesen Räumen enthaltenen Lagers pflegt einen steten Fremdenbesuch anzulocken.

Digitized by Google

Ein stolzes Geschäftshaus ist das der Gebrüder Oppenheim, Jerusalemerstraße 20, vom Architekt Schwatlo 1869—70 gebaut. Die Verbindung mit den oberen Stockwerken des „Bazar zur Flora“ genannten Gebäudes wird durch einen hydraulischen Fahrstuhl bewirkt. Sehenswerth ist der durch denselben Architekten bewirkte stilvolle Ausbau des Geschäftshauses Poststraße Nr. 5, gewöhnlich Kurfürstenhaus genannt, weil in demselben der Kurfürst Johann Sigismund nach seiner Abdankung gewohnt hat und am 23. Dezember 1619 gestorben ist. An den Giebeln und Erkern dieses Hauses sind neuerdings Medaillonbüsten sämmtlicher brandenburgischen Kurfürsten angebracht.

Das Centralhotel (Ecke der Friedrich- und der Dorotheenstraße).

Der Personen- und Waarenverkehr erfolgt auch hier mittels zweier hydraulischer Fahrstühle. Viel besucht wird die im Hause befindliche Gastwirthschaft, unter dem Namen der Bierakademie bekannt. Was den Besuch dieser Wirthschaft besonders erfreulich macht, ist die reiche Ausstattung mit modernen Trinkgeschirren im Stile der Renaissance, vor Allem aber der Cyklus historischer, auf Berlins Entwicklung bezüglicher Wandgemälde von der Hand des beliebten Historienmalers Ludwig Burger.

Mit besonderer Pracht ausgestattet ist ferner das Geschäftshaus an der Ecke der Friedrichsstraße und der Straße Unter den Linden, in welchem sich das mit Recht weltberühmte Café Bauer befindet. Prächtiger und gediegener ausgestattet ist sicherlich kein ähnliches Lokal; die Komposition zu den Wandgemälden, Scenen altrömischen Lebens der ersten Kaiserzeit darstellend, sind von Anton von Werner.

Digitized by Google

Die beiden größten Gasthöfe Berlins: der Kaiserhof, das Quadrat zwischen dem Zieten- und Wilhelmsplatz, der Mauer- und Kaiserhofstraße einnehmend, und das Centralhotel, an drei Seiten von der Dorotheen-, Friedrichs- und Georgenstraße begrenzt, enthalten eine lange Flucht glänzender Schaufenster, ebenso das sogenannte Geber'sche Industriegebäude in der Kommandantenstraße 77—79, welches von den Architekten Ende und Böckmann in der kurzen Zeit vom 1. Oktober 1868 bis zum 1. April 1869 durch einen geschickten Umbau der ehemaligen Kaiser-Franz-Grenadierkaserne geschaffen worden ist. Im Centralhotel befinden sich in drei Stockwerken über dem hohen Erdgeschoß 400 Fremdenzimmer mit ca. 500 Betten sowie eine große Zahl reich dekorirter Salons. Fast jedes Zimmer hat einen Balkon nach der Straße. Der vierte Stock dient nur zur Unterbringung von ca. 200 Bediensteten des Hotels. Vier Treppen, darunter eine von Marmor, zwei hydraulische Personenaufzüge, ein Gepäckaufzug und fünf Speiseaufzüge vermitteln den Verkehr vom Erdgeschoß resp. von den Wirthschaftsräumen im Keller mit den verschiedenen Stockwerken. Eine Central-Dampfheizung erwärmt sämmtliche Räume des Hauses, die auf das Beste ventilirt sind. Badezimmer und elegante Toilettenräume sind in reichlicher Weise angelegt. Sehr bemerkenswerth sind die Garderobenspinde in allen größeren Zimmern, welche zum Aufhängen der zu reinigenden Garderobe bestimmt sind. Das Erdgeschoß enthält an den drei Fronten ca. 30 Läden, ein Post- und Telegraphenbureau sowie das Auskunftsbureau des Herrn Riesel, welches auch den Verkauf von Eisenbahnbillets u. s. w. besorgt. Außerdem ist dem Bahnhofe gegenüber ein Café-Restaurant angelegt worden. Helle und luftige Eintrittshallen und Durchfahrten führen auf den Centralhof, welcher 29 m breit und 20 m tief ist, und um den sich die besten Zimmer gruppiren, vor allen die drei großen reich dekorirten Fest- und Speisesäle, welche eine Länge von 60 m, eine Breite von 11 m und eine Höhe von 9 m haben, und die sowol als ein großer Saal, sowie auch als drei fest gegeneinander abgeschlossene Säle benutzt werden können. Vorsäle, Damensäle, Lesesalons und Vorflure mit Garderoben und Toiletten schließen sich den Hauptsälen an. Durch eine prächtige Freitreppe betritt man von den Hauptsälen aus den Wintergarten, einen mit einer Glaskuppel überdachten Raum von 75 m Länge, 23 m Tiefe und 17 m Höhe, welcher durch reiche Pflanzendekorationen, durch Statuen und Gaskronen aufs reichste geschmückt ist. Eine Bühne für Theateraufführungen und tägliche Konzerte befindet sich in der Mitte der den Sälen gegenüberliegenden Längswand. 3000 Besucher finden in diesem Komplex von Sälen und im Wintergarten bequem Platz.

Aus der Reihe der übrigen großen Kauf- und Geschäftshäuser nennen wir noch das großartige Leinengeschäft von Israel in der Spandauer Straße, das Pfaff'sche Möbelexportgeschäftshaus, Ecke der Französischen und Markgrafenstraße, durch van der Hude und Hennicke 1869—72 erbaut, und die im 2. Kapitel erwähnten Prachtbauten Leipzigerstraße 73 (Spinn u. Menke) und Französische Straße 20 (Lebensversicherungsgesellschaft Germania).

Hierneben ist die Zahl glänzender Läden und reich dekorirter Schaufenster so groß, daß wir uns damit begnügen müssen, die hauptsächlichsten Straßenzüge zu erwähnen, deren Durchwanderung deshalb auch dem Einheimischen wie dem Fremden einen immer neuen Reiz verleiht: die Friedrichstraße, besonders auf der Strecke zwischen der Georgen- und der Kochstraße.

Digitized by Google

Wintergarten im Centralhotel.

Digitized by Google

Dann die Straße Unter den Linden, die Wilhelmsstraße, die Charlotten- und Markgrafenstraße in der Nähe des Gendarmenmarktes und Dönhofsplatzes, die Jäger- und die Französische Straße, die Werderstraße, die Leipziger Straße, die Jerusalemerstraße, der Schloßplatz, die Breite- und die Brüderstraße, die Königsstraße.

Besonders anziehend wird die Ausstattung der Läden Berlins um die Weihnachtszeit. Schon im November beginnen die Vorarbeiten hierzu, wobei die Schaufenster sich durch Pracht und Auswahl der Waaren zu überbieten streben. Eine Probe von Dem, was Berlin an kunstmäßig gearbeiteten Gegenständen des Hausgebrauchs, des Komforts und des Luxus leistet und verbraucht, findet sich in übersichtlicher, höchst geschmackvoller Zusammenstellung auf der Weihnachtsmesse, einem weitläufigen Bazar, welcher in den imposanten Festräumen des Architektenhauses, Wilhelmstraße 92, alljährlich eingerichtet wird.

Einen belehrenden, überzeugenden, ja, fast möchten wir sagen, einen verblüffenden Eindruck von Dem, was Berlins Industrie ausschließlich aus sich selbst zu leisten vermag, hat die großartige Berliner Industrieausstellung geliefert, welche im Jahre 1879 auf dem weitläufigen Terrain zwischen dem Bahnhof der Lehrter Eisenbahn, der Invalidenstraße und der Straße Alt-Moabit abgehalten worden ist. Es hat selbst unter den ersten Industriellen Berlins, unter den höchsten Beamten des preußischen Handelsministeriums sicherlich Niemand gegeben, welcher nicht durch diese geradezu überwältigende Schaustellung höchlichst überrascht worden wäre. Diese Industrieausstellung hat gezeigt, daß es kaum einen größern Industriezweig in der civilisirten Welt giebt, welcher nicht in Berlin vertreten wäre, und daß in einer ganzen Reihe von Gewerbszweigen Berlin den Vergleich mit keiner inländischen oder ausländischen Konkurrenz zu scheuen hat. So anziehend wie die Schilderung dieser Ausstellung sich auch ausmalen ließe, so müssen wir uns darauf beschränken, hervorzuheben, daß nach dem Urtheil erfahrener Preisrichter die Maschinenbranche, die Metall- und Textilabtheilung den Leistungen des Auslandes nach den verschiedensten Richtungen hin gewachsen, zum Theil überlegen war. Als besonders reizvoll und eigenartig wollen wir der Einrichtungen kompleter Wohn- und Empfangsräume gedenken, die sich beiderseits des Hauptgebäudes hinzogen und die ganze Eigenartigkeit, den geläuterten Geschmack und das Verständniß für Zweckdienlichkeit, verbunden mit Dekoration und formgerechtem Stil der modernsten Berliner Kunstindustrie, in helles Licht stellten. Da paßte Alles harmonisch zusammen von den Holzpaneelen und Tapeten der Wände sowie den Schnitzereien der Decke, von den Teppichen, Stühlen, Divans, Tischen und Schränken bis zu den Krügen und Nippsachen, den Uhren, Lampen und Kronleuchtern, den Büchereinbänden und anderen kleinen und kleinsten Ausstattungsstücken, so daß man nur die wohlsituirten Berliner Eigenthümer vermißte, aus deren Häusern diese wohnlichen Räume wie für eine öffentliche Schaubühne entnommen zu sein schienen.

Das war die würdige Revanche für Philadelphia und in diesem Sinne die Berliner Industrieausstellung eine That für ganz Deutschland, ein Hebel, der bereits eine ganze Reihe ähnlicher, meist provinzieller Ausstellungen hervorgerufen hat. Diese eminente Kundgebung heimischen Gewerbfleißes und Kunsthandwerks hat gleichzeitig verrathen, worin das treibende Element für den so außerordentlichen Aufschwung Berlins und dessen riesenhaftes Anwachsen liegt.

Digitized by Google

In der Börse. Während in Hamburg die Börse und ihr Verkehr zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört, die nicht leicht ein Fremder versäumt, bietet Berlin so viel von öffentlichen Instituten, daß die Börse oftmals übersehen wird, obwol ihr Gebäude ungleich monumentaler, ihr Getreibe ungleich großartiger als das Seitenstück an der Alster und Elbe ist.

Eine Musterung der Lokalitäten für den Börsenverkehr spiegelt auch den rapiden Entwicklungsgang Berlins ab.

Die neue Börse in Berlin.

In dem Lusthause am Lustgarten, welches Memmhardt im Jahre 1650 erbaute und in dessen obern Saale öfters der Hof an schönen Sommertagen speiste, weil man von dem am äußersten Ende der damaligen Stadt belegenen Gebäude eine freie Aussicht in die Gegend vor dem Spandauer Thore hatte, wurde der erwähnte Saal im Jahre 1738 der Kaufmannsgilde als Versammlungslokal eingeräumt. Als das Gebäude baufällig geworden war, errichtete Friedrich Becherer im Jahre 1801 im Auftrage der Kaufmannschaft für diese ein eigenes Gebäude, welches im Jahre 1805 feierlich eingeweiht ward und 270,000 Mark gekostet hatte. Das noch jetzt vorhandene Haus enthält in zwei Flügeln drei Stockwerke. In dem großen Saale zu ebener Erde ward sonst die Börse zwischen 1 und 3 Uhr abgehalten, wozu man bei warmer Witterung auch wol die vorliegende Kolonnade benutzte. Das zweite

Geschoß diente als eine Ressource für die Kaufmannschaft, im dritten Stockwerke waren Wohnungen der Gildebeamten. Allmählich wurde dies Gebäude immer unbequemer, aus diesem Grunde im Jahre 1861 aufgegeben und durch den bereits im 2. Kapitel besprochenen Bau an der Ecke der Neuen Friedrichs- und Burgstraße ersetzt, welcher bereits wieder so unzulänglich geworden ist, daß wiederum eine umfängliche Erweiterung nach der Kurfürstenbrücke zu vorgenommen wird. Hierbei verschwindet auch die alte Heilige Geistgasse, welcher Ueberrest des alten Berlin in die Bebauung mit hineingezogen und durch eine mehr südlich belegene neue Straße ersetzt wird.

Wenn man den Börsensaal durch die Zuschauertreppe von der Neuen Friedrichsstraße um 1 Uhr Nachmittags betritt, so hört man ein Brausen wie fernes Meer, das, je näher man kommt, desto unheimlicher wird. Wir haben es selbst beobachtet, wie Zuschauer sich ängstlich ansahen, als wenn sie unten einen Aufruhr befürchteten. Trotzdem und trotz aller scheinbaren Unordnung, Ueberstürzung und Aufregung wird das Geschäft, das sich um die immer wiederkehrende Vermittlung von Angebot und Nachfrage dreht, mit Hülfe der vereideten Makler, welche die zu Stande gekommenen Geschäfte notiren und darüber Schlußscheine mit öffentlichem Glauben ertheilen, glatt abgewickelt. Der große Raum, 69 m lang, $26{,}_{70}$ m breit und $20{,}_{4}$ m hoch, zerfällt durch eine offene Arkadenstellung in zwei Abtheilungen, die erste für die Effekten- und Fonds-, die andere für die Produktenbörse. Die Reichhaltigkeit des Berliner Börsenkurszettels, welche weder vom Hamburger und Frankfurter, noch Leipziger Kurszettel entfernt erreicht wird, läßt auf die Mannichfaltigkeit und Ausgiebigkeit des Berliner Effektengeschäfts schließen.

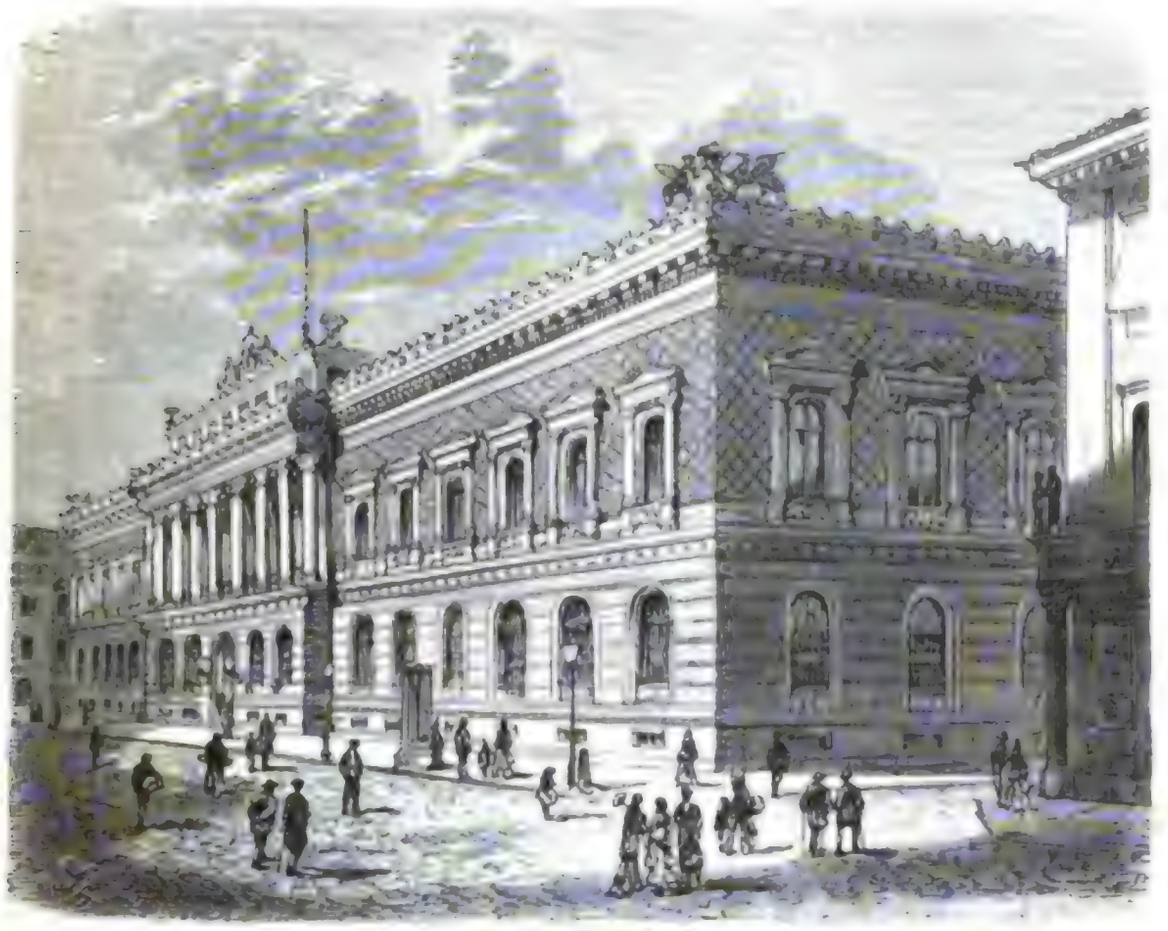
Mitunter möchte man hier doch eine etwas weniger reichbesetzte Speisekarte und eine größere Beschränkung auf inländische Werthe wünschen. Denn es ist unwiderleglich, daß, während wirklich große und rentable, in jedem Fall gemeinnützige Unternehmungen, wie die Beleuchtung und Wasserversorgung Berlins, durch englisches Geld haben ins Leben gerufen werden müssen, kein ausländisches Papier existirt, und wenn es aus Spanien, Rumänien, Griechenland und der Türkei stammt, und noch so faul oder flau ist, welches nicht an der Berliner Börse „gefixt" würde.

Das Produktengeschäft ist in manchen überseeischen Spezialitäten, welche importirt werden, in Hamburg, woselbst die Schätze „beider Indien" in den ungeheuern Docks und Waarenspeichern lagern, freilich mannichfaltiger; dagegen ist wiederum in Berlin das Geschäft in einzelnen Hauptgütern, wie Korn, Oelsaaten, Kartoffeln und Spiritus, an Umfang großartiger als das irgend einer deutschen Stadt.

Hierzu tritt noch der Viehkommissionshandel auf den beiden großen Viehmärkten, dem älteren an der Brunnenstraße, einer großen Aktiengesellschaft gehörig, und dem neuen, vor dem Frankfurter Thore belegenen städtischen Viehhof, höchst sehenswerthen Unternehmungen, welche mit riesigen Schlachthäusern versehen sind und Berlin zum größten Schlachtviehmarkt des europäischen Kontinents machen.

Digitized by Google

Reichsbank und Münze. Börse und Bank fangen nicht umsonst bei allen Handelsvölkern mit demselben Buchstaben an, sie müssen wie in der Natur Regen und Sonnenschein neben einander zum Gedeihen wirksam sein. Und welche Bedeutung die Münze als Dritte im Bunde hat, das lehrt die hochwichtige, gerade jetzt vielbesprochene Frage des Münzfußes und der Währung: ob Silber, ob Gold oder ob beide Metalle gleichzeitig den nervus rerum bilden sollen. Beide Institute, welche seit Wiedererrichtung des Deutschen Reichs diesem unterstellt sind, wollen wir daher bei unserer Stadtwanderung nicht übersehen.



Deutsche Reichsbank.

1764 stiftete Friedrich der Große in der Jägerstraße 34 die „Königliche Bank“ in einem zwei Geschoß hohen Gebäude, dessen Portal mit einer ionischen Säulenstellung versehen, 1690 nach Nering's Rissen erbaut und dem königlichen Oberjägermeister überwiesen war. Eingerichtet wurde daselbst ein Hauptkontor vornehmlich für den Ankauf des Edelmetalles der Münze und den Ein- und Verkauf fremder und einheimischer Wechselbriefe. Es beförderte mittels der Provinzialbankkontore die Staatseinkünfte und gab Anweisungen zur Zahlung im In- und Auslande. Das Depositenkontor nahm Kapitalien, jedoch nicht unter 150 Mark, an und verzinste solche zu $2\frac{1}{2}$ oder 3%, namentlich wurden hier Stiftungs- und Vormundschaftsmassen derartig hinterlegt. Endlich das Diskontokontor und Lombard lieh Kapitalien zu 5% jährlicher Zinsen aus auf gezogene Wechsel, ingrossirte Obligationen, Juwelen, Edelmetall und andere unverderbliche Sachen. Anfänglich Giro- und Zettelbank, ward das Institut später lediglich Zettelbank.

Digitized by Google

Allmählich überzog die Preußische Bank den ganzen Staat von Berlin aus mit einem Netze von Bankkontoren, Kommanditen und Agenturen, das an Vollständigkeit die ähnlichen Einrichtungen der großen Banken von England und Frankreich weit übertraf. Infolge dieser Einrichtung von 124 im ganzen Lande verbreiteten Zweiganstalten konnten in allen preußischen Städten, die nur einige gewerbliche Bedeutung haben, Wechsel auch auf kleinere Plätze des Landes zu dem jedesmaligen Bankdiskonto diskontirt oder, wenn sie schon verfallen waren, gegen eine geringe Gebühr eingezogen werden. In jedem der drei Jahre 1863 bis 1865 hat die Bank für mehr als 300 Millionen Thaler solcher Rimessenwechsel auf preußische Plätze angekauft und mit den durchschnittlich darin angelegten Kapitalien einen Gewinn von 4 und $5_{/21}$ %, also nicht mehr als dem an den größten Börsenplätzen damals herrschenden Diskonto, gemacht. Ohne diese Vermittlung der Bank hätte ein großer Theil dieser Wechsel auf kleinere Plätze nur zu viel ungünstigeren Bedingungen Nehmer gefunden. Oft hätte zu ihrer Einziehung seitens der Gewerbtreibenden die Vermittlung mehrerer Bankiers oder Wechselhändler, deren Dienste theuer zu bezahlen gewesen wären, in Anspruch genommen werden müssen. Die Ereignisse von 1866 und 1870—71 führten auch hier zunächst zur Vergrößerung der Preußischen, alsdann zur Gründung der Reichsbank.

An Stelle der alten Gebäude, bei deren Wegräumung man auf große Massen von Geweihen und Wildthierknochen, den Zeugen der Thätigkeit des alten hier bestandenen Hofjagdamtes, gelegentlich der Fundamentirungsarbeiten stieß, erhebt sich seit 1876 ein ornamentaler Prachtbau von Hitzig, der von den 8500 qm des ganzen Grundstückes 6078 qm in Anspruch nimmt. Die oberste Verwaltung liegt bei einem Kuratorium, dessen Vorsitz der Reichskanzler führt und in welchem sich der preußische Finanzminister, ein bayrischer Oberregierungsrath, der Präsident des badischen Finanzministeriums und ein Senator der Freien und Hansestadt Hamburg als Beisitzer befinden. Es folgt dann das Reichsbankdirektorium: 1 Präsident und 6 Mitglieder und 3 Deputirte vom Centralausschuß sowie deren 3 Stellvertreter, welche kaufmännischen Kreisen angehören. Vom Reichsbankdirektorium ressortiren und sind in dem riesigen Bau untergebracht: die Reichshauptbank, das Centralbureau, das Bureau für Abnahme der Rechnungen, das Archiv für Bankantheile, die Hauptbuchhalterei, die Reichsbank-Hauptkasse, das Diskontokontor, das Lombardkontor mit Kontrole, das Kontor für Werthpapiere u. s. f. Sehenswerth sind die Sicherungsvorrichtungen der hier verwahrten Schätze gegen Diebstahl. Der Vortresor im Erdgeschoß mit gegen 230 qm Grundfläche kann 45 Millionen Mark in Silber aufnehmen. Unter dem Hauptkassenraum und durch eine hydraulische Hebevorrichtung mit dem Erdgeschoß in Verbindung liegt der Haupttresor von 1000 qm Grundfläche. Alle Fenster im Keller und Erdgeschoß sind mit starken Eisengittern, Tresor und Kassenraum außerdem mit eisernen Fensterläden versehen und durch eingemauerte, 78 mm breite Eisenschienen gegen Einbruch gesichert. Die zur Aufbewahrung von Werthsachen dienenden Räume sind mit einen Stein starken Gewölben und zur Ausgleichung von Stößen bei einem Brande mit hoher Aufschüttung von Kohksasche versehen, alle dem Bankgeschäft dienenden Räume feuersicher, namentlich massiv gewölbt, auch die Dächer von Eisen gefertigt und mit gewelltem Zinkblech abgedeckt.

Digitized by Google

Die Wirkung der reichen Renaiſſanceformen der Façade wird durch das vortreffliche Rohziegelmaterial beſonders gehoben. Die netzartige Anordnung des Gemäuers im zweiten Stock und die ſaftig tiefgelbe Farbe des Backſteins trägt hierzu das Meiſte bei; dieſes Bankgebäude beweiſt, wie der Rohziegelbau den höchſten Anforderungen an Eleganz, Geſchmack und Maſſenwirkung unter der Hand eines erfahrenen Meiſters gerecht werden kann. Die Koſten betragen 4,200,000 Mark.

Die Königl. Münze in Berlin, Unterwaſſerſtraße Nr. 2—4.

An ein trauriges Ereigniß erinnert eine rechts vom Haupteingang angebrachte Tafel. Der Grenadier Theißen vom Kaiſer Franz-Regiment, welcher mit einem Kameraden an dem verhängnißvollen 18. März 1848 hier auf Poſten ſtand, wurde am Nachmittag gewaltſam entwaffnet und beim Ringen um ſein Gewehr durch Entladung deſſelben derart verwundet, daß er am Abend an der Wunde verſchied.

Die Münze befand ſich im 16. Jahrhundert in dem Hauſe Poſtſtraße 5, um 1602 in einem Seitengebäude des Schloſſes. Der Große Kurfürſt verlegte ſie 1680 in den Thurm der Waſſerkunſt an der Ecke des Schloſſes nach der Hundebrücke, jetzigen Schloßbrücke, zu. Als dieſer Thurm durch Schlüter erhöht werden ſollte — ein Unternehmen, das verunglückte und Schlüter beim Hof in Ungnade brachte — ward die Münze 1704 nach der Unterwaſſerſtraße 2—4 verlegt. Durch Friedrich den Großen ward alsdann eine zweite, die ſogenannte

Digitized by Google

Neue Münze, auf dem Grundstück Münzstraße Nr. 10 eingerichtet, welche als solche eingegangen ist, während ihre Einrichtungen für die königliche Kunstgießerei, u. A. für die Herstellung des Gusses des Denkmals Friedrich's des Großen, nachmals benutzt worden sind. Nachdem 1794 das Werder'sche Rathhaus abbrannte, erbaute man 1799—1800 das noch jetzt vorhandene, mit zwei dorischen Säulen am Haupteingange und mit einem Relieffries von Schadow versehene, später an die Stadtgemeinde vertauschte Gebäude am Werder'schen Markt. Das Grundstück an der Unterwasserstraße wurde allmählich durch Ankäufe und Anbauten vergrößert und schließlich der jetzige ansehnliche Neubau, auf Grund Stüler'scher Pläne von W. Neumann errichtet, im Jahre 1871 dem Betriebe überwiesen. Die trefflichen Basreliefs von Schadow sind hier wieder angebracht, auch durch Siemering und Hagen ergänzt und dabei um ein Drittel verlängert worden. Angesichts links ist die Geschichte des Münzwesens, rechts der Verkehr des Geldes und sein Einfluß auf Kunst, Wissenschaft, Ackerbau, Gewerbe, Handel und Krieg dargestellt. Daneben sind als Verzierungen Terracottareliefs angebracht, worunter die münzenartig gehaltenen, auf mattem Goldgrund hervortretenden Medaillonbildnisse derjenigen hohenzollernschen Kurfürsten und Könige, welche Münzen geschlagen haben.

Aus dem in dem Gebäude befindlichen Reichstresor gelangt das zu verprägende Gold oder Silber in die Schmelze, die in Graphittiegeln so zwar bewirkt wird, daß bis 3 Centner Gold und bis 7 Centner Silber zugleich geschmolzen werden können. Der Schmelzkönig wird in Gießflaschen zu etwa $0{,}_4$ m langen Zainen ausgegossen. Die Zaine werden durch ein Streckwerk bis zu der erforderlichen Dicke der Münzplatte ausgewalzt, die einzelnen Münzplatten alsdann ausgelocht und die zurückbleibenden Metallstreifen oder Schroten zu einer dichten Masse in Form eines Helmes oder Schrotenkopfes zusammengeschlagen und wieder eingeschmolzen. Die Adjustirung, Gewichtsbestimmung, geschieht durch selbstthätige Justirmaschinen; die richtig abgewogenen Platten werden gerändelt, gebeizt, gewaschen, mit Dampf getrocknet und mittels einer Hochdruckmaschine von 16 Pferdekräften ausgeprägt. Wenn auch die einzelnen Manipulationen durch verbesserte Maschinen erleichtert sind, so wird man nicht behaupten können, daß die Berliner und überhaupt die deutschen Reichsmünzen den Anforderungen genügen, welche unsere Zeit zu stellen berechtigt ist. Die geringe Schärfe der Prägung, die Unzweckmäßigkeit der äußeren Ausstattung der Münzen ist in der Geschäftswelt wie im Reichstage vielfach getadelt worden, von wirklich künstlerischer Gestaltung ist vollends dabei keine Rede. Ueberhaupt liegt die Medaillir- und Prägekunst hier und anderwärts im Lande bedauerlich danieder. Als es im Jahre 1880 galt, die Gedenk- und Ehrenmünzen für die Internationale Fischereiausstellung zu fertigen, wandte man sich von Berlin nach Stuttgart, in der Erwartung, dort etwas Vorzügliches zu erhalten; daß dergleichen aber auch dort nicht geliefert worden ist, hat sich alsbald gezeigt. Besonders charakteristisch ist es, daß im Jahre 1879 die Direktion des Märkischen Museums ersucht wurde, auf der Internationalen Gewerbeausstellung ältere Berliner Prägstücke auszulegen, weil die moderne Medailleurkunst wenig Erfreuliches aufzuweisen habe. Es wurden hierauf u. A. die Medaillen Kurfürst Friedrich's III. beziehentlich König Friedrich's I. ausgelegt, die noch jetzt als das Beste, was Berlin jemals in der Stempelschneide- und Prägekunst geleistet hat, anzusehen sind.

Digitized by Google

Prägemaſchinen in der Königl. Münze zu Berlin.

Das Beizen der fertigen Münzen.

Digitized by Google

Man kann sich vielleicht eines Lächelns darüber nicht erwehren, daß der prunksüchtige Herrscher oft auf recht unbedeutende Vorkommnisse Medaillen schlagen ließ, aber er förderte doch die Kunst dadurch. Die schöne Prägekunst ist offenbar mit deshalb in Berlin so verfallen, weil der Hof, die Regierung und die Stadtgemeinde seit langer Zeit nur selten Medaillen schlagen lassen, und wenn sie es wirklich thun, zuweilen mit Handwerksmäßigem vorlieb nehmen, anstatt prämiirte Bewerbungen auszuschreiben und das beste Motiv für das Prägstück mit Feinsinnigkeit und Umsicht auszuwählen. —

Berlins Verkehrsmittel. — Die Verkehrsmittel der Reichshauptstadt zu betrachten, gewährt, da sie in keiner andern deutschen Stadt in gleicher Mannichfaltigkeit und vor Allem nicht annähernd in gleichem Umfange vorhanden sind, einen besondern Reiz der Unterhaltung und der Belehrung.

Um mit den Straßenbahnen zu beginnen, so blieb Berlin in ihrer Entwicklung anfangs hinter Hamburg zurück, hat aber diese Stadt nunmehr bedeutend überflügelt. 1863 begannen die Verhandlungen über eine Pferdebahn durch die Straße Unter den Linden und das Brandenburger Thor; man hielt diese Strecke alsdann für verkehrlich unausführbar, entschädigte hierfür den Unternehmer mit einer Konzession zu einer Linie durch die Potsdamerstraße nach Schöneberg, welche nach vielen Wandlungen schließlich durch die Internationale Pferdebahngesellschaft ausgeführt wurde, und gestattete 1865 den Bau der Linie Kupfergraben-Dorotheenstraße-Charlottenburg, die nachmals bis zum Spandauer Bock verlängert worden ist. Den eigentlichen Aufschwung nahm das Straßenbahnwesen durch die Große Berliner Pferdeeisenbahn-Aktiengesellschaft, welche gegen 120 km in Betrieb hat. Daneben existirt noch als vierte Unternehmerin die Neue Berliner Pferdebahn mit den Linien in der Richtung Alexanderplatz-Weißensee und Friedrichsberg. Auf mehreren dieser Linien ist der Dampfbetrieb gestattet. Der Gesammttransport auf Straßenbahnen belief sich 1873 in Berlin auf $3_{,8}$ Millionen Personen und stieg allmählich bis auf $40_{,1}$ Millionen Personen im Jahre 1879; der Gesammttransport auf Omnibussen belief sich 1873 auf $14_{,4}$ Millionen Personen und sank allmählich bis auf $12_{,1}$ Millionen im Jahre 1879. Im Ganzen wurden daher im Jahre 1873: $18_{,2}$ Millionen, 1879: $52_{,2}$ Millionen Menschen durch Straßenbahn und Omnibus gemeinschaftlich befördert, während die Zahl der Droschken sich daneben von rund 4000 auf 5000 erhob, darunter 1200 erster Klasse. Im Jahre 1863 waren 13 Omnibuslinien mit 47 Wagen, jetzt sind 20 mit 200 Wagen im Gange. An Droschken existirten im Jahre 1860: 1. Klasse 60, 2. Klasse 999.

Zum Vergleich sehen wir uns in Paris um. Dort belief sich der Gesammttransport auf Pferdebahnen im Jahre 1873 auf 1 Million Personen, 1879 dagegen (nachdem er im Weltausstellungsjahr 1878 viel erheblicher gewesen war) auf $58_{,4}$ Millionen. Der Gesammttransport auf Omnibussen betrug dagegen 1873: 111 Millionen und nahm bis auf $91_{,2}$ Millionen Personen im Jahre 1879 ab. Im Ganzen wurden daher in Paris 1873: 112 Millionen Personen, 1879: $149_{,6}$ Millionen durch Pferdebahn und Omnibus gemeinsam befördert, während die Zahl der Droschken mit nahezu 5000 Wagen fast unverändert blieb.

Digitized by Google

Neben der bedeutenden Steigerung des Verkehrs im Allgemeinen in beiden Städten ersieht man aus diesen Zahlen, wie sehr sich besonders der Verkehr in Berlin gehoben hat. Der Gesammtverkehr von Berlin und Paris 1873 verhält sich nämlich wie $18_{,2}$ zu 112 Millionen, also nahezu wie 1 zu 6, im Jahre 1879 dagegen wie $52_{,2}$ zu $149_{,6}$ Millionen, also nahezu wie 1 zu 3. Berücksichtigt man, daß Paris eine etwa $2^1/_2$mal stärkere Bevölkerung hat und daß der Personentransport in einer im Wachsen begriffenen Stadt erheblich schneller zunehmen muß als die Bevölkerungsziffer, so ergiebt sich das merkwürdige und überraschende Resultat, daß in Berlin augenblicklich ein relativ stärker pulsirendes öffentliches Leben als in der Weltstadt Paris herrscht.

Ein Omnibusdepot zu Berlin.

Die mit sämmtlichen Straßenbahnen beförderten Personen beliefen sich im Jahre 1880 auf die ungeheure Summe von etwa 45 Millionen Menschen. Das regste Leben entfaltet sich auf der Ringbahn, welche die Stadt im Kreise zumeist im Zuge der ehemaligen Stadtmauer durchläuft, demnächst auf der am 7. November 1880 dem Betriebe übergebenen Asphaltstraßenbahn Spittelmarkt-Leipzigerstraße, welche in Bezug auf das Schienen- und Wagenmaterial für eine der besten Straßenbahnen Europa's von technischer Seite gehalten wird.

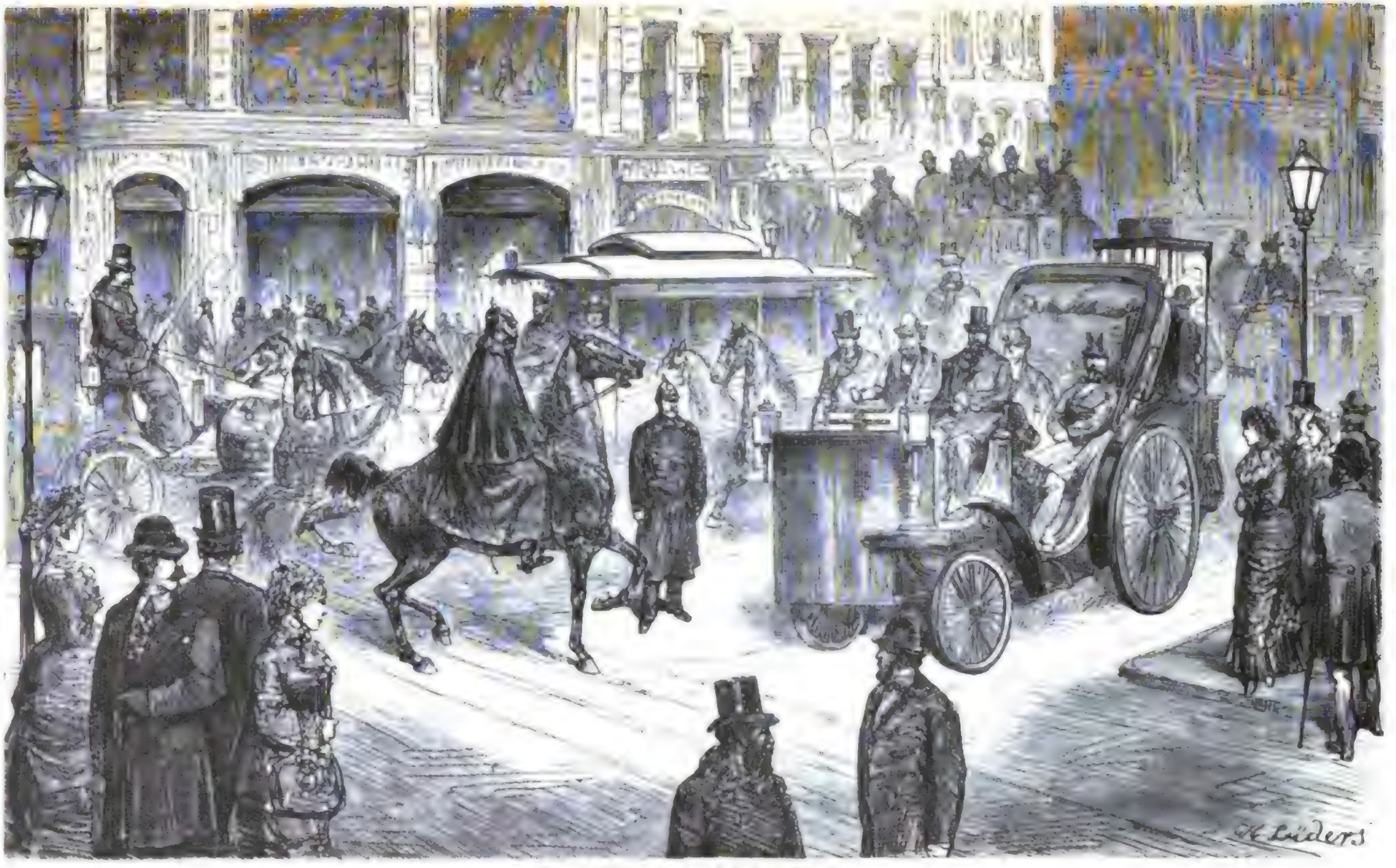
Neben diesen Dampfstraßenbahnen wird in Berlin die Einrichtung elektrischer Straßenbahnen vorbereitet. Berlin ist die Geburtsstätte der dynamo-elektrischen Maschine und der elektrischen Eisenbahn, und der berühmte Techniker Werner Siemens, auf dessen Leben wir weiterhin

eingehen, beider Vater. Im Jahre 1841 bestand noch die von dem damaligen Deutschen Bunde ausgegangene Preisaufgabe, die einzige, die er unseres Wissens je gestellt hat, auf Konstruktion einer elektrischen Lokomotive. Sie wurde trotz aller Versuche nicht gelöst. Eine Eigenschaft der elektrischen Maschine stellte sich dabei heraus, welche das Gelingen unerreichbar machte: daß nämlich jede elektrische Arbeitsmaschine, die durch eine galvanische Batterie getrieben wird, einen Gegenstrom erzeugt, welcher die Kraft der Batterie mindert, und daß, je schneller sie geht, der Gegenstrom um so größer wird und um so weniger Triebkraft übrig bleibt. Es sind hier gewissermaßen zwei Pferde, welche gegen einander arbeiten. Diese Erscheinung führte Siemens zur Konstruktion der dynamo-elektrischen Maschine, welche im Prinzip nichts weiter ist, als eine elektromagnetische Maschine, die man umgekehrt dreht: dann addirt sich der Gegenstrom zu dem ursprünglichen und verstärkt ihn, statt ihn zu schwächen. Zu dem entgegengesetzten Drehen verbraucht man aber mechanische Arbeit, und diese wird umgewandelt in elektrischen Strom. Bei der elektrischen Straßenhochbahn ruhen die Schienen auf einer $4^1/_2$ m hohen Doppelsäulenreihe, auf denen sich die kleinen Omnibuswagen, jeder durch seine eigene Maschine getrieben, mit Güterzugsgeschwindigkeit, also etwa 30 km auf die Stunde, bewegen. An der Centralstation und an den anderen Enden sollen stehende Maschinen sein, die mit beiden Schienen in Verbindung sind, so zwar, daß die eine positiv, die andere negativ elektrisch wird. Durch die Räder wird der Strom von der einen Schiene durch die Maschine hindurch zur Schiene auf der andern Seite geführt, und auf diesem Wege erzeugt er die Kraft, um die Räder zu drehen. Die Dynamo-Elektrizität gestattet außerdem die Ueberwindung weit stärkerer Steigungen, als dies bei Dampflokomotiven möglich ist.

Siemens hat den Betrieb einer elektrischen Bahn zuerst in Berlin auf einer Strecke gezeigt, welche im Jahre 1879 in dem geräumigen Terrain der Industrieausstellung zur großen Befriedigung des Publikums thätig war. Im Jahre 1880 ertheilte die Polizei zur Anlage einer elektrischen Bahn vom Karlsplatz nach dem Platz vor dem Neuen Thore durch die Luisenstraße im Niveau der letzteren für die Dauer der Internationalen Fischereiausstellung die Erlaubniß; doch machte Dr. Siemens wegen der Kürze der Dauer der Ausstellung hiervon keinen Gebrauch. Geschadet wurde der Sache in der öffentlichen Meinung alsdann recht wesentlich dadurch, daß das Gerücht sich verbreitete, es solle eine elektrische Hochbahn auf Pfeilern durch die große Friedrichsstraße geführt werden; ehe noch ernstlich darüber verhandelt war, kamen seitens der besorgten Hauswirthe und Ladenbesitzer jener längsten Straße Berlins Sturmpetitionen in abwehrendem Sinne an die Behörden. Dr. Siemens hat in der Folge Verhandlungen wegen Anlegung einer elektrischen Hochbahn mehr in Außendistrikten angeknüpft. In der Ausführung begriffen ist in der Nachbarschaft der Stadt eine elektrische Eisenbahn von der Station der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn Lichterfelde nach Teltow über die Villenkolonie Seehof mit einer Abzweigung nach dem Lichterfelder Kadettenhause durch die Firma Siemens und Halske, der Betrieb vor der Hand für Rechnung der Unternehmerin.

Die gefährliche Mitbewerberschaft der Elektrizität nöthigte den geängstigten Dampf, schleunigst einen neuen Trumpf auszuspielen. Das ist die Bollé'sche Dampfdroschke.

Digitized by Google



Gegen Mittag in der Leipziger Straße.

Von dem französischen Ingenieur Bollé in Le Mans hat die Wöhlert'sche Maschinenbauanstalt zu Berlin durch Vertrag vom 26. August 1879 die Ausführung aller betreffenden Maschinen und Dampfwagen auf die ganze Dauer des Patents, d. h. 15 Jahre, übernommen. Dadurch, daß der Kaiser und der Kronprinz sowie die Spitzen der Behörden von Berlin mit der Dampfdroschke gefahren sind, hat dieselbe sich eine große Berühmtheit schnell und wohlfeil erworben; auch hat die überraschende Lenksamkeit dieses Gefährts sehr gefallen. Dennoch wird dasselbe im Innern der Stadt kaum rentiren, denn die Droschke kostet 10,000 Mark und würde wegen ihrer Schwere, zumal wenn Wagen angehängt werden sollen, polizeilich nicht gestattet werden. Ein Dampflastwagen, der 800 Centner fortzubewegen vermag, würde sogar 45,000 Mark kosten. Daß die Dampfdroschke in den Außendistrikten nach den Vororten Berlins eine Zukunft hat, mag nicht bestritten werden; wo aber nach diesen Straßenbahnen mit Lokomotivenbetrieb führen, ist der Nutzen der Dampfdroschke, welche allerdings gegen 22 km auf die Stunde zu laufen vermag, vorläufig auch noch nicht recht abzusehen.

Neben den Straßenbahnen sind zur Vermittlung des Personen- und auch des Güterverkehrs zwei große königliche Lokomotiveisenbahnen: die Ringbahn und die Stadtbahn, neu angelegt worden.

Die Ringbahn, früher Verbindungsbahn, im Volksmunde „der Verbinder" genannt, beschreibt eine ungefähre Ellipse, theils durch, theils um Berlin führend. Vom Lehrter Bahnhof aus fahren wir mit ihr durch die nordöstliche Hochstadt in Terraineinschnitten über die Bahnhöfe Gesundbrunnen, Weißensee und Friedrichsberg bis Rummelsburg, wo man vom Perron eine schöne Aussicht über den Rummelsburger See und das Spreethal hat. Die Bahn überschreitet alsdann auf einer mächtigen Brücke die Spree und verläuft hiernächst südlich Berlins in dem niedrigen Terrain, zumeist auf Dammschüttungen, die Stationen Rixdorf, Schöneberg und Wilmersdorf berührend. Von hier ab streift sie bei Station Grunewald den anmuthigen fiskalischen Forst gleichen Namens mit dem Halensee, um, vorbei an dem Villenviertel Westend, westlich Charlottenburg über Bahnhof Moabit die Schleife nach dem Lehrter Bahnhof wiederum zu erreichen.

Großartig, wie diese Zirkeltrace ist, tritt sie gegen den Riesenbau der Berliner Stadtbahn doch in den Schatten. Die von Südosten nach Westen durch Berlin führende Stadteisenbahn gilt nicht allein für die theuerste aller europäischen Eisenbahnen, sondern auch für eine der konstruktiv merkwürdigsten und kühnsten. Als eine der rücksichtslosesten könnte man vielleicht richtiger sagen; denn einer Riesenschlange gleichend, bricht sie sich von dem Frankfurter Bahnhof her kommend und die Frucht- sowie Koppenstraße daselbst mit mächtigen Ueberführungen überschreitend ohne Schonung durch den Häuserwald Berlins Bahn, um schließlich südlich Charlottenburg zwischen dem Lietzen- und Halensee am Saume des Grunewaldes in den mächtigen Betriebsbahnhof der neuen Berlin-Wetzlarer Bahn einzumünden.

Dies gigantische Werk ist eine der erfreulichen Früchte der Gründerzeit. Nachdem die Privatgesellschaft, welche den Bau damals unternommen hatte, in finanzielle Schwierigkeiten gerieth, trat der preußische Eisenbahnfiskus, bei Gewährung von Zuschüssen anderer Bahnen, in das Unternehmen ein und hat nun die Arbeiten so weit gefördert, daß ihr Abschluß bis 1882, spätestens 1883, gewärtigt wird.

Digitized by Google

Berliner Stadtbahn.

Digitized by Google

Mit der Einweihung der Stadtbahn soll die Eröffnung einer großartigen internationalen Eisenbahnausstellung verbunden werden, welcher das Bahnhofsgebäude der Lehrter Eisenbahn mit den anstoßenden geräumigen Terrains eingeräumt werden wird.

Der Zweck der Stadtbahn ist ein doppelter, wie auch ihre Geleisanlage mit zwei Strängen für den durchgehenden und mit zwei dergleichen für den inneren Verkehr doppelt sind. Im durchgehenden Verkehr soll sie die verschiedenen Bahnhöfe, namentlich die östlichen mit den westlichen, unmittelbar verbinden, eine Lücke und ein Mangel, welcher bisher schmerzlich je länger je mehr empfunden und durch die Ringbahn nur unvollkommen beseitigt wurde. Man wird also von Petersburg mit der Ostbahn fahrend auf den Geleisen für den durchgehenden Verkehr unmittelbar durch Berlin weiter, z. B. nach den Stationen der Berlin-Wetzlarer Bahn bis Metz und weiter bis Paris ohne Wagenwechsel befördert werden. Im Innern der Stadt werden verschiedene Bahnhöfe oder Haltestellen an der Stadtbahn errichtet, von Osten nach Westen die Stationen Königsstadt, Börse, Centralbahnhof (Ecke der Georgen- und Friedrichsstraße), Moabit, Zoologischer Garten ꝛc.; von außerhalb kommend, wird man gleich auf demjenigen dieser Zwischenbahnhöfe, welcher Einem am bequemsten liegt, absteigen. Wer also von Aachen kommend nach dem Alexanderplatz hingelangen will, wird ein Billet Aachen-Berlin, Königsstadt, lösen. Ebenso kann man bei allen diesen Zwischenstationen nach außerhalb aufsteigen, also auf dem Bahnhof Zoologischer Garten ein Billet z. B. nach Warschau nehmen. Diese Einrichtung ermöglicht es daher auch, daß in Zukunft neue Eisenbahnen, welche an die Stadtbahn angeschlossen sind, keine besonderen großen kostspieligen Bahnhöfe zu bauen brauchen, und hat zur Folge, daß die Bahnhöfe der bestehenden, an die Stadtbahn angeschlossenen Linien überflüssig werden. Letzteres ist z. B. der Fall mit dem größten Bahnhofsgebäude Berlins, dem Küstriner oder Ostbahnhof, und mit dem Lehrter Bahnhof.

Im inneren Verkehr sollen alle 5 Minuten Züge rollen, welche höchstens 1 bis 2 Minuten auf der Station halten und bei denen man auf eine überaus starke Frequenz, ähnlich wie bei den Straßenbahnen, rechnet. Daß die Transport- und Verkehrsverhältnisse Berlins durch die Stadtbahn völlig verändert werden müssen, erleidet keinen Zweifel. Aber auch die bauliche Physiognomie Berlins bekommt durch diese epochemachende Schöpfung der Ingenieurkunst ein neues Gesicht.

Noch sind sich die wenigsten Berliner dessen klar bewußt, obwol sie bereits die Ueberführung der Stadtbahn quer über die belebtesten Straßen der Stadt mit Kopfschütteln betrachten. Wir behaupten, daß seit der Niederlegung der Befestigungswerke des Großen Kurfürsten durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen Berlin keine so radikale Umwälzung erfahren hat, als sie sich bereits jetzt im Gefolge des Stadtbahnbaues mit ziemlicher Schnelligkeit vollzieht.

Eine wichtige Veränderung erleidet Berlin ferner durch die bereits erfolgte Zuschüttung des Königsgrabens, des nördlichen Befestigungskanals aus dem 17. Jahrhundert, welcher bei der Jannowitzbrücke von der Spree abzweigte und bei der Herkulesbrücke am Treffpunkt der Neuen Promenade und Burgstraße in die Unterspree einmündete. Hier begleitet bereits eine breite Ringstraße den Eisenbahnviadukt auf der einen Seite. Diese neue innere Ringstraße

Digitized by Google

giebt weiter Anlaß zur Durchführung zahlreicher, dieselbe kreuzender Straßen, unter denen die bedeutendste die bereits in der Ausführung begriffene Kaiser-Wilhelmstraße ist. Dieselbe ist als östliche Fortsetzung der Straße Unter den Linden zu denken, sie beginnt mit einer zwischen den Fundamenten des neuen Doms und der Schloßapotheke an Stelle der Kavalierbrücke zu erbauenden Monumentalbrücke und bricht sich alsdann ungefähr im Zuge der Kleinen Post-, Brauhaus- und Papenstraße Bahn bis zur Klosterstraße als breite Avenue.

Potsdamer Bahnhof.

Von hier ist sie bereits bis zur innern Ringstraße (ehemaligem Königsgraben) durchgelegt oder wenigstens in Grund und Boden in den Besitz der Stadtgemeinde übergegangen, so daß sie jeden Augenblick weitergeführt werden kann. Jenseit des Ringes hält sie die Richtung auf das Viktoriatheater, um schließlich in das neue äußere Bauquartier zwischen dem ehemaligen Prenzlauer und Schönhauser Thore auszumünden. Die Kaiser-Wilhelmstraße wird den Verkehr der bereits überlasteten Königsstraße wenigstens theilweise in sich aufnehmen und eine der belebtesten sowie prächtigsten Straßen Berlins werden.

Da wir bei den Ingenieurbauten Berlins angelangt sind, wollen wir unter den zahlreichen kolossalen Bahnhöfen Berlins nur der zwei neuesten Anfangsstationen, des Potsdamer und des kürzlich erst vollendeten Anhaltischen Bahnhofs, gedenken, letzterer von dem Architekt Franz Schwechten muster- und meisterhaft ausgeführt. Durch ein mächtiges Empfangs-Vestibül, dessen Umfang 390 qm beträgt, gelangt man zur großen Korridorhalle, dem Vorraum zur eigentlichen Bahnhofshalle. Dieses Foyer hat eine Länge von 87 m.

Digitized by Google

Von der Korridorhalle führen rechts und links vier Thüren in den eigentlichen Kopfperron der Bahnhofshalle, welche $34,_{25}$ m Höhe hat. Die Breite ist ganz außergewöhnlich: $60,_{72}$ m, nur von zwei Bahnhöfen Europa's, der St. Pankrazstation zu London und der Centralstation zu Birmingham übertroffen. Die Gesammtkosten des neuen Anhalter Bahnhofs zu Berlin mit allen Nebenanlagen belaufen sich denn auch auf das Sümmchen von Achtzehn Millionen Mark.

Auch für den Brückenbau verwendet die neue Kaiserstadt erhebliche Summen. Unter den älteren Brücken konnten eigentlich nur wenige als ansehnlich aufgeführt werden: die bereits früher besprochene Schloßbrücke, die Friedrichsbrücke, die Kurfürsten- und die Königsbrücke, denen der Fiskus später die Alsen- und Moltkebrücke über die Unterspree in der Nähe des Königsplatzes anschloß. Erst durch den Uebergang der fiskalischen Brückenbaulast auf die Stadtgemeinde vom 1. Januar 1876 ab erhielt das Ueberbrückungswesen einen zeitgemäßen Aufschwung. Die Vertreter der Stadt beschlossen sofort, sämmtliche ältere Holzbrücken abzubrechen und dafür massive Brücken ohne Aufzüge zu erbauen. Der letztere Umstand bedingt eine Höherlegung der Brücken, damit letztere auch bei Hochwasser von den etwa 40,000 Schiffen, welche auf Berlins Wasserläufen jährlich schwimmen, passirt werden können, und giebt damit erst dem Baumeister Gelegenheit, wirklich monumentale Brücken zu bauen. Als solche hatte bereits kurz zuvor die Stadt an der Oberspree die Schillingsbrücke selbständig aufgeführt, es folgte die ganz neue Michaelsbrücke und an Stelle der Unterbaumsbrücke die neue Kronprinzenbrücke. Hierneben wurden mehre kleinere Kanalbrücken, alle monumental gehalten, erbaut; als hervorragend sei hierbei die mit schönen Figurengruppen geschmückte Hallesche Thorbrücke erwähnt. Unter größeren Flußüberführungen steht die Vollendung der Marschallsbrücke zunächst zu gewärtigen. Alle diese Bauten beweisen, wie die Stadtbehörde bemüht ist, auch im Brückenbau den europäischen Großstädten ebenbürtig nachzueifern.

Das unterirdische Berlin. Der Fremde, welcher in den Straßen der Reichshauptstadt spaziert und dem Gewühl auf den Bürgersteigen, dem unaufhörlichen Kreuzen der eleganten Gefährte, Lastwagen, Droschken, Omnibus und Straßenbahnwagen staunend zusieht, ahnt zumeist nicht, daß unter seinen Füßen im Schoß der Mutter Erde ein eben so reger Verkehr herrscht. Gleichwol könnte ihn das seit zehn Jahren niemals, selbst im Winter nicht völlig rastende Aufgraben der Straßen, welches Berlin den Scherznamen der „Buddelstadt" eingetragen hat, ahnen lassen, wie es im Schoße der Mutter Erde hier keineswegs still und friedlich zugeht, wo von gewachsenem oder jungfräulichem Boden fast keine Rede mehr ist und wo unten in der Tiefe ein regsames, mitunter freilich etwas unheimliches Leben pulsirt. Nur selten wird dem Beschauer einmal ein so vollständiges Bild großstädtischer Unterwelt entrollt, als während der gewaltigen Ausgrabungen, welche auf Befehl des deutschen und preußischen Kronprinzen im Sommer 1880 auf dem Schloßplatz ausgeführt wurden. Diese Gelegenheit wollen wir benutzen, um einen Einblick in und eine Wanderung durch das unterirdische Berlin, die Blendlaterne in der einen, Kompaß und Orientirungsplan in der andern Hand, zu versuchen.

Digitized by Google

Ankunftshalle der Berlin-Anhalter Eisenbahn.

Digitized by Google

Auf dem Schloßplatz stand, wie wir schon früher beschrieben, eine Klosterkirche der Dominikanermönche mit drei gleich hohen Schiffen in stattlichem, gewölbtem Backsteinbau, um 1280 erbaut, welche, durch Kurfürst Joachim II. zu einer Kreuzkirche mit hohen Giebeln und Thürmen 1536 umgebaut, zur Gruftkirche der Hohenzollern bestimmt und mit einem Domstift ausgestattet wurde. Da diese älteste Domkirche allmählich baufällig wurde und dem Verkehr vom Friedrichswerder über die Kurfürstenbrücke nach Alt-Berlin hindernd im Wege stand, so wurde sie unter Friedrich dem Großen im Jahre 1749 abgerissen und dabei die Ueberführung der fürstlichen Leichen nach dem neuen Dom zwischen der alten Börse und dem Schlosse angeordnet, der erst in diesem Jahrhundert ausgebaut worden ist, um hoffentlich nunmehr bald einem ganz neuen, Berlins würdigen Dom Platz zu machen. Bei dieser Ueberführung sind übrigens die Särge und sterblichen Reste der Kurfürsten Johann Cicero's und Joachim's II. verschwunden.

Dem pietätvollen und historischen Sinne des Kronprinzen Friedrich Wilhelm entsprach es, mittels einer ausgedehnten Ausgrabung des Schloßplatzes den Versuch zur Wiederauffindung jener Ahnen zu machen. Sind die Letzteren auch nicht gefunden worden, so ist doch ein tiefer und neuer Einblick in das längst vergrabene unterirdische Berlin gemacht und mancher kulturgeschichtlich interessante Ueberrest der grauesten Vorzeit noch unter den Kellern und Fundamenten der alten Klosterkirche der Schwarzen Brüder aufgefunden worden. Bei solchen Erddurchschnitten tritt nun jedesmal ein seltsames Gewirr von neuerlichen Anlagen der Tiefstadt Berlin ans Tageslicht: da sind alte Entwässerungsanlagen, welche durch die neueste Kanalisation entbehrlich wurden. Alsdann fallen die mächtigen Bauten der Hobrecht'schen Entwässerungsanlage außer durch ihre riesigen Verhältnisse durch ihren sonderbaren — nach unten zu spitzeren — eiförmigen Durchschnitt in der gähnenden Tiefe auf, daneben oder darüber liegen die eisernen oder thöneren Rohre der neuen Wasserleitung, die Röhren der Gaswerke, die eigenthümlich gestalteten Führungen der Rohrpost und ein wahres Wirrsal von Telegraphen und Telephonkabeln, welche der Post, dem Polizeipräsidium, dem Kriegsministerium, der Stadtverwaltung und wer weiß welchen anderen Interessenten angehören.

Immer mehr verlangt der Verkehr dergleichen unterirdische Leitungen, und immer schwieriger wird die Beschaffung des Platzes. Da ferner trotz aller Sorgfalt bei der Beschaffung des Materials und bei der Ausführung immer von Neuem wieder Betriebsstörungen vorkommen, so wird auch fortgesetzt ein störendes und kostspieliges Aufreißen des Dammes oder Bürgersteiges nothwendig, um die Schäden auszubessern. Schon muß man sich die Frage aufwerfen, ob es nicht gerathen sein wird, die Straßen gänzlich zu unterkellern und in die entstehenden Hohlräume alle jene Leitungen so, daß sie durch Einsteigeschächte zugänglich werden, zu verlegen. Zwar hätte man hier mit dem Frost und beim Undichtwerden von Gasröhren mit einer Explosionsgefahr zu kämpfen, welche letztere, wie ein schrecklicher Vorgang zu London im Jahre 1880 gezeigt hat, ganze Straßen und Häuserreihen mit Tausenden von Menschen wie ein Erdbeben mit plötzlicher Vernichtung bedrohen kann. Vielleicht ist aber, wenn es zur Unterkellerung der Straßen kommt, das bereits altmodische und verrätherische Leuchtgas schon längst durch das elektrische Licht beseitigt.

Digitized by Google

Das unterirdische Berlin.

Br Brunnen. — H Hydrant. — Ga Gasleitung. — K Kabel. — W Wasserleitung. — ET Entwässerungs-Thonrohr.

Am Mitternacht in Wolff's Telegraphenbureau. Um Mitternacht, wenn der größte Theil von Berlins Einwohnern bereits in Morpheus' Armen ruht, entfaltet sich in dem hell erleuchteten Hause Ecke der Charlotten- und Zimmerstraße noch das regste Leben. Wir befinden uns in der Redaktion und Druckerei des Wolff'schen Telegraphenbureaus.

Dieses „W. T. B." oder, wie das Bureau in Wirklichkeit heißt, die Kontinental-Telegraphen-Kompagnie, wurde vor etwa 30 Jahren von dem ehemaligen Besitzer der Nationalzeitung, Bernhard Wolff, begründet, um seine Zeitung durch schnelle Mittheilung wichtiger Nachrichten beliebt zu machen. Dies gelang ihm sehr wohl, und er suchte die erheblichen Kosten der Telegramme sich dadurch zu verbilligen, daß er dieselben an Geldmänner und Spekulanten vor dem Abdruck in der Nationalzeitung, verkaufte. Allmählich erweiterte sich das Unternehmen zu einem ständigen Telegraphenbureau, welches für die Börse und die sämmtlichen Zeitungen Deutschlands geradezu unentbehrlich geworden ist.

Um dieselbe Zeit etwa begann, nach einem handschriftlichen Aufsatz, den uns Emil Dominik freundlichst zur Verfügung gestellt hat, ein Berliner Buchhändler, Reuter, dem es in Berlin nicht recht glückte, in London ein ähnliches Institut einzurichten. Sein Bureau setzte sich mit allen Hauptstädten Europa's und Amerika's in Verbindung und machte den ehemaligen kleinen Berliner Buchhändler zu einer einflußreichen öffentlichen Persönlichkeit, zum Millionär und englischen Baronet.

Diese glänzenden Vorgänge führten zur Gründung noch ähnlicher Telegrapheninstitute, unter denen das Institut Havas in Paris das bedeutendste ist. Diese haben sich unter einander geeinigt und den Erdkreis für ihre Zwecke gewissermaßen in drei Theile getheilt, derartig, daß in jedem Drittel eins der Institute ausschließlich dominirt, dafür aber ein Drittheil des Verdienstes an die beiden Kollegen abgiebt. Der eigentliche Schöpfer dieses großartigen internationalen Telegraphenwesens ist der noch heute an der Spitze des Wolff'schen Bureaus stehende Geheimrath Wentzel, den die Kommanditgesellschaft, an welche Wolff später sein Unternehmen verkaufte und zu der die größten Berliner Bankiers, wie S. Bleichröder und Gebrüder Schickler, als Theilnehmer gehören, in diese Stellung berufen hat.

Zu bestimmen, welche Nachricht für alle Welt oder nur für ein besonderes Land wichtig, ferner, welche Fassung derselben zu geben, ist Sache der Redakteure des Wolff'schen Telegraphenbureaus.

Gegenwärtig stehen Dr. Rosenstein und Dr. Fuchs als technische Direktoren an der Spitze dieses Instituts, zu welchem ehedem der jetzige Geheimrath Lothar Bucher — „die rechte Hand Bismarck's" —, der Herausgeber der „Gegenwart" Paul Lindau, der 1878 verstorbene Dichter Brachvogel, welcher in diesem Bureau selbst sein bekanntes Trauerspiel „Narciß" verfaßt haben soll, und andere literarische Kapazitäten als Mitarbeiter gehört haben.

Als geradezu verkehrt muß es bezeichnet werden, wenn mitunter Tagesblätter radikaler Richtung dem Wolff'schen Bureau vorwerfen, daß es offiziös sei. Das Wolff'sche Bureau giebt für Telegramme jährlich einige Millionen Mark, jedes der zwei anderen Bureaus nicht viel weniger aus, selbstredend nur für die allerwichtigsten Nachrichten, und diese werden, wie auf der Hand liegt, zum größten Theil in Kundgebungen der Regierungen bestehen.

Digitized by Google

Wer die aufreibende Thätigkeit und den Nachtdienst im Wolff'schen Bureau kennt, wird sich nur wundern können, daß so selten Versehen vorkommen, und dem Unternehmer die Anerkennung, daß es die Presse und die Börse der Regel nach vortrefflich bedient, nicht versagen können.

Den dienstthuenden Redakteur finden wir um Mitternacht über den Zeitungen, welche mit den letzten Expreßzügen aus Wien, Frankfurt a./M., London, Paris, Petersburg angelangt sind, um sich zu vergewissern, ob von außerhalb alles Wichtige telegraphisch gemeldet ist und ob die eigenen Telegramme des Bureaus in jenen Hauptplätzen unverstümmelt eingetroffen und richtig aufgenommen worden sind.

Kleinere Nachrichten werden sofort aus den verschiedenen Sprachen übersetzt und weiter verbreitet, ohne viel Umstände zu verursachen. Schlimmer sind schon die Börsennachrichten, z. B. die Boulevardkurse, denn der Pariser Korrespondent meldet in einer für den Laien ganz und gar unbegreiflichen Formel die Abendkurse. Paris telegraphirt nämlich nur die Schlußziffern der Kurse nach einer Reihenfolge, für welche ein bestimmtes Schema ein- für allemal verabredet worden ist. Die Richtigstellung wird außerdem noch dadurch erschwert, daß jene Ziffern zu Brüchen zusammengezogen sind, so daß z. B. vier Kurse einen Bruch darstellen. Dieser Bruch bedeutet bei der Berechnung der Telegrammkosten nur ein einziges Wort, so daß beim längeren Börsenzettel auf diese Weise erhebliche Kosten erspart werden.

Kaum ist die höchst schwierige Zusammenstellung und Weitertelegraphirung des Boulevardkurses erfolgt, so läutet es von Neuem dringlich, und der vielgeplagte Redakteur erhält in mangelhaftem Französisch (London telegraphirt immer in dieser Weise) mit 350 Worten eine politisch wichtige Erklärung Gladstone's.

Schnell wird die Times überflogen, um die heutige Abendordnung des englischen Parlamentes zu verstehen; Parlamentshandbücher werden herbeigeschleppt, um die Namen der Redner, die der Telegraph oftmals entstellt, richtig zu geben, und endlich auch ein französisches Lexikon, um ungewöhnliche Ausdrücke in unser geliebtes Deutsch zu übertragen.

So ausgerüstet, beginnt der Redakteur seine eigene Formulirung, bringt Alles in gutes Deutsch und sendet den Satz bruchstückweise in die Druckerei. In einer Viertelstunde ist er damit fertig und alsbald fährt die Rede des englischen Premiers auf den deutschen Telegraphendrähten nach Petersburg und Wien, nach Frankfurt und Augsburg und weiter über die Alpen nach dem Lande Italien.

Weil aber Gladstone diesmal wirklich Wichtiges gesprochen, ist es nöthig, daß auch die mittleren Zeitungen Telegramme erhalten. Der Redakteur redigirt also die „zweite Fassung", daß heißt, er sagt mit weniger Worten im Wesentlichen dasselbe, wie eine Stunde zuvor der Champion Großbritanniens im Unterhause.

Eben will er sich an die „dritte Fassung" machen, also an die Redaktion derselben Nachricht, welche in 20 Worten zusammengeschachtelt das große Ereigniß nach Lübben und Kalau bringen soll, da stürmt der Apparat von Neuem.

„Ist denn heute der Teufel los?"

„Man wat Kleines, Herr Doktor, aus Amsterdam", beschwichtigt das Faktotum an der Annahmestelle.

Digitized by Google

Er hatte diesmal wirklich Recht, der Telegraph meldet das sehnlichst erwartete Ereigniß am Hof der Niederlande: leider nur eine Prinzessin!

Die Uhr im Redaktionssaale hebt aus, es schlägt Eins. Wir wollen uns, zumal da wir zur Belauschung der Redaktionsgeheimnisse hineingeschlichen sind, nunmehr auch wieder ohne Geräusch entfernen. Das Bureau arbeitet bis zwei Uhr Morgens, in besonders wichtigen Tagen oft noch länger.

Noch traf an diesem Abend eine „Fenier-Depesche" und eine Rede des amerikanischen Präsidenten, eine Kleinigkeit aus Serbien und „eine etwas drastische Aufregung" aus der französischen Nationalversammlung ein; alle diese Nachrichten lagen fünf Stunden später auf den bekannten blauen Zetteln in den Redaktionszimmern der Berliner Zeitungen und in den Bureaus der großen Bankkontore als Sauerteig für das politische tägliche Brot.

Aus den kurzen politischen Telegrammen erwuchsen im Umsehen weitläufige Leitartikel der Abendzeitungen, und die Börsennachrichten schufen die „flaue" oder die „animirte Stimmnng" in den Räumen der Burgstraße, je nachdem die Macher Baisse oder Hausse ihrem Geldsäckel für vortheilhafter erachteten.

Das Gebäude der kaiserlichen Haupttelegraphendirektion wollen wir hierneben nur im Fluge berühren. Die Einrichtungen desselben sind vortrefflich und sehenswerther als das häßliche Dienstgebäude, Französische Straße Nr. 33, ein unschöner, fabrikähnlicher Steinklumpen, eins der bedenklichsten Erzeugnisse des ehemaligen Berliner Geheimebaurathsstils, 1862—1864 mit einem Kostenaufwand von 420,000 Mark errichtet.

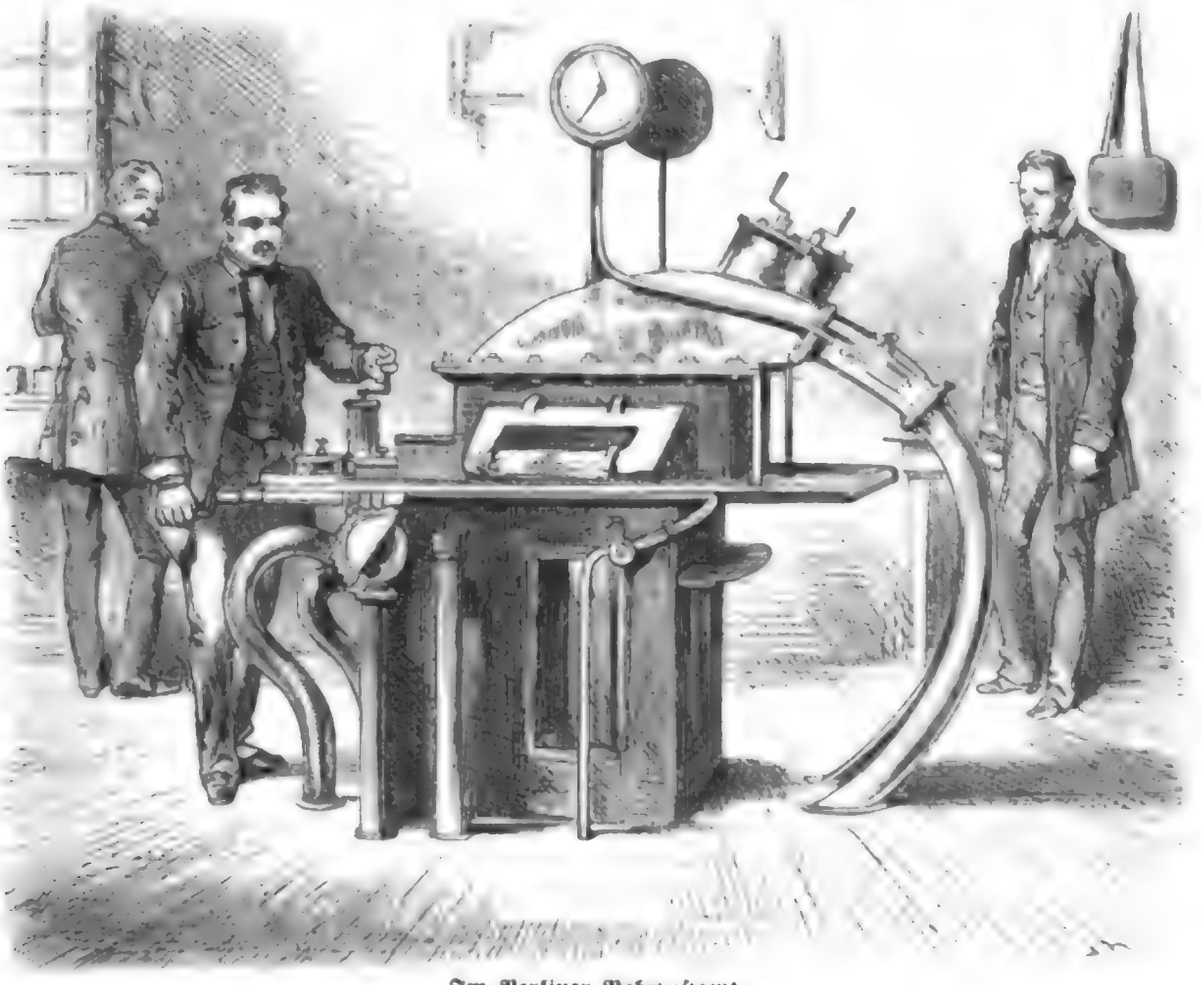
Mit Rohrpost. Außerhalb Berlins, etwa von München abgesehen, sind die röthlichen Rohrpostkarten und Rohrpostbriefe, welche man stets in etwas cylindrisch gedrückter Gestalt empfängt, wenig bekannt, denn die Rohrpostanlage ist sehr theuer und kann nur in einer Großstadt mit regstem Verkehr lohnen. In Berlin verdrängen diese Schnellbriefe aber den elektrischen Telegraphenverkehr fast vollständig. So ganz neu ist die Einrichtung der Rohrpost in Berlin eben nicht. Schon vor zehn Jahren erkundigten sich selbst Berliner, wenn sie die eiserne Brücke beim Museum passirten, nicht selten, was denn die seltsame mit Holz verkleidete Rinne zu bedeuten habe, welche über dem einen Geländer der Brücke in einem flachen Bogen fortlief. Das war der damals sogenannte pneumatische Telegraph, welcher seit 1865 die Börse an der Ecke der Burgstraße und Neuen Friedrichsstraße mit dem Haupttelegraphenamt an der Ecke der Oberwall- und Französischen Straße verband und wegen seiner exklusiven Benutzung durch die Börsenbesucher dem großen Publikum ziemlich fremd und unverständlich blieb, so daß jene Erkundigungsfragen verzeihlich waren.

Dem schöpferischen Geiste des ersten deutschen Reichspostmeisters blieb es vorbehalten, diese schöne Erfindung dem großen Verkehr zu erschließen und mit einem passenden deutschen Namen — Stephan liebt als echter deutscher Mann keine Fremdwörter — Rohrpost zu benamsen.

In London hatte man schon im Jahre 1854 eine „pneumatische Röhrenpost" in Anwendung gebracht, welche auch gefüllte Säcke und Personen beförderte. Dieselbe hat sich nicht recht bewährt und wurde mehr als Kuriosität zur Beförderung von Menschen unter der Themse hindurch noch später beibehalten. Im Jahre 1874 trat in Paris, am 1. März 1875 in Wien eine

Digitized by Google

verbesserte Rohrpostanlage ins Leben. In Berlin wurde die neue Rohrpost, auf Grund der in jenen Großstädten gemachten Erfahrungen verbessert, am 1. Dezember 1876 dem Betrieb übergeben; bei der Anlage waren dieselben Ingenieure, Crespin und von Felbinger, welche die Rohrpost in Paris und Wien gebaut hatten, thätig. Bei dem alten pneumatischen Telegraphen in Berlin wurde, nach der Darstellung von Grose in der Zeitschrift „Der Bär", die zum Betriebe erforderliche verdichtete und dadurch erwärmte Luft, ohne abgekühlt zu werden und ohne das stets in Dampfform in der Luft enthaltene Wasser verdichten zu können, gleich in die unter der Erde zwischen den Rohrpostämtern liegenden Röhren geleitet.



Im Berliner Rohrpostamt.

Hierdurch kam es, besonders bei feuchtem Wetter, daß das in der zusammengedrückten erwärmten Luft enthaltene Wasser in den kalten Röhren verdichtete und daß dadurch die Telegrammbüchsen nebst Inhalt in den Röhren feucht wurden, im Winter aber, sobald das Wasser gefror, in denselben stecken blieben. Außerdem waren auch die Behälter, in welchen die verdichtete, beziehentlich verdünnte Luft zu der Zeit, wo keine Beförderung der Rohrpostzüge stattfand, aufgespeichert wurde, sehr klein und wurden dadurch Veranlassung zu empfindlichen Schwankungen der Druckverhältnisse. Arbeitete die Dampfmaschine etwas unregelmäßig, so lief man Gefahr, daß die Telegrammbüchsen im Rohre stecken blieben oder mit einer nicht ungefährlichen Geschwindigkeit ankamen.

Gegenwärtig zählt Berlin 23 Rohrpostämter, die man, dem Zwecke des Instituts angemessen, über die ganze Stadt verbreitet hat.

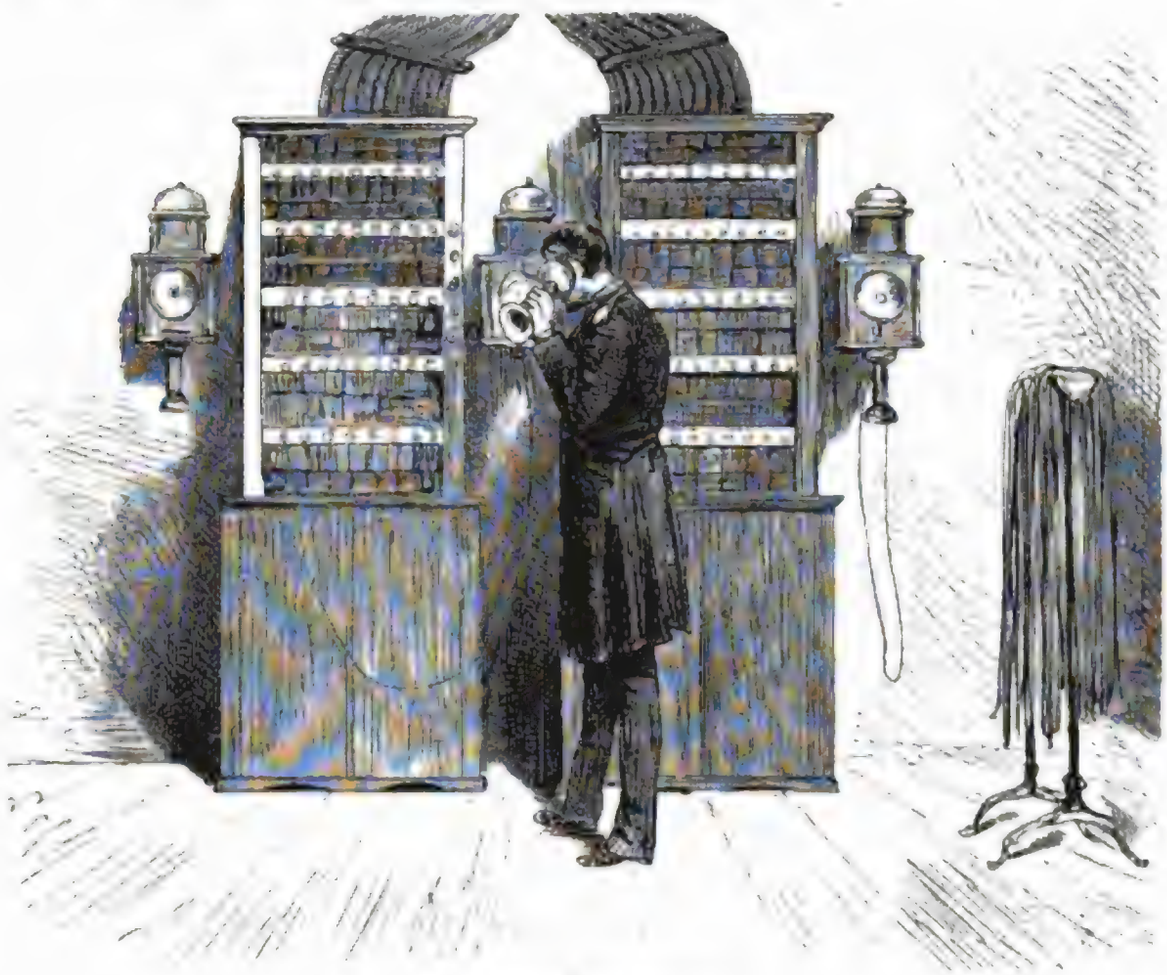
Digitized by Google

Die Röhren sind schmiedeeisern, mit 65 mm innerem, 74 mm äußerem Durchmesser, frostfrei verlegt, bei Brücken in Holzkästen, welche mit Schlackenwolle gegen die Kälte gepolstert sind, versteckt. Die schärfsten Leitungskrümmungen haben einen Halbmesser von 8 m. Die zum Bewegen der Rohrpostzüge nöthige verdichtete und verdünnte Luft wird, nach Grose, durch Luftpumpen erzeugt, und werden letztere von sechs an verschiedenen Orten aufgestellten Dampfmaschinen, die, um Betriebsstörungen thunlichst zu vermeiden, doppelte Apparate haben, getrieben. Die größeren Maschinen haben 20, die kleineren 12 Pferdekraft. Die von den Dampfmaschinen bewegten Luftpumpen verdichten oder verdünnen zunächst die Luft in großen Luftbehältern, welche mit den Empfangs- und Absendevorrichtungen mittels besonderer Hähne verbunden sind. Diese Behälter dienen zur Aufspeicherung der verdichteten oder der verdünnten Luft in der Zeit, wo der Betrieb ruht, sind sehr stark konstruirt und vertragen vier Atmosphären inneren Druck. Zwei Kühlvorrichtungen kühlen die durch Verdichtung erhitzte Luft und befreien sie von dem Wasser, so daß einem Gefrieren innerhalb der Röhren des Winters vorgebeugt wird. Nachdem die verdichtete Luft die Kühlapparate verlassen hat, gelangt sie durch eiserne Röhren in die großen Luftbehälter. Die eine der bei jeder Maschinenanlage vorhandenen beiden Luftpumpen saugt die Luft aus der Atmosphäre und drückt dieselbe in die Kühlapparate und nächstdem in die zur Aufspeicherung der verdichteten Luft vorhandenen Luftbehälter. Die verdichtete Luft hat eine Spannung von $2^1/_2$ Atmosphären Druck. Die zweite Luftpumpe zieht dagegen die Luft aus anderen großen Luftbehältern, wodurch die in denselben zurückbleibende Luft bald eine Luftverdünnung von 15—16 cm Quecksilbersäule zeigt. Von diesen Behältern führen zur Fortleitung der verdichteten beziehungsweise verdünnten Luft die Rohre zu den bei den Rohrpostämtern aufgestellten Absende- oder Empfangsvorrichtungen. Die Einzelheiten der Apparate und des Dienstes lernt man am besten auf einem der Rohrpostämter, deren Beamte die Einrichtung gern zeigen, sowie im Reichspostmuseum, woselbst ein anschauliches Modell steht, kennen. Die Handhabung der Rohrpostapparate ist verschieden, je nachdem die Beförderung der Züge in dem betreffenden Rohrstrange mittels verdichteter oder verdünnter Luft erfolgt und je nachdem auf den betreffenden Aemtern Luftbehälter aufgestellt sind oder nicht.

Um die Beförderungszeit möglichst abzukürzen, ist das Rohrnetz in mehrere innere Betriebskreise zerlegt. Die Rohrpostämter haben Telegraphenverbindung, um Abgang oder Ankunft der Züge mitzutheilen. Die zur Beförderung mit der Rohrpost dienenden Briefe und Karten können bis $12{,}_5$ cm lang und bis 8 cm breit sein, auch bis 10 g wiegen. Dieselben werden in Büchsen aus Stahlblech gelegt, die 15 cm lang sind und 58 mm Durchmesser haben; da die Röhren aber, wie berichtet, 65 mm Seelenraum haben, wird am Ende eines Rohrpostzuges, der aus 20 Büchsen besteht, ein dicht anschließender Verschlußstöpsel angesetzt, welcher mitläuft, jedoch die den Zug treibende Luft nicht vorbeistreichen läßt. Die Züge gehen von 15 zu 15 Minuten ab, Sommers von 7, Winters von 8 Uhr Morgens an bis 9 Uhr Abends. Jede Büchse kann bis 20 Briefe, Telegramme oder Postkarten aufnehmen, macht 400 Stück auf einen Rohrpostzug und bei 14 Stunden Betrieb oder 14 mal 4 = 56 Zügen täglich 22,400 Stücken für jeden Rohrpostkreis. Die Durchschnittsgeschwindigkeit eines Zugs beträgt 1000 m in der Minute. Eine sinnreiche Erfindung dient dazu,

Digitized by Google

Störungen im Betriebe und, was am wichtigſten, die genaue Stelle derſelben in dem Röhrenſyſtem zu ermitteln. Bislang iſt erſt eine Störung, die in der Nacht ſofort beſeitigt wurde, vorgekommen, was ſicherlich für die Güte und den regelrechten Betrieb der Anlage ſpricht. Die Geſammtlänge des Röhrennetzes beträgt jetzt (Anfang 1881) 38 km. Im vergangenen Jahre betrug die Anzahl der Rohrpoſtſendungen 500,000 (im vorvergangenen nur 300,000), und ſie iſt im fortwährenden Wachſen begriffen.



Im Berliner Fernſprechamt.

Das Fernſprechweſen — ſo überſetzt der vorerwähnte Gewährsmann in der Zeitſchrift „Der Bär“ die Telephonie — iſt bei ihrem Bekanntwerden allgemein, vielleicht aber ein klein Wenig zu ſanguiniſch und enthuſiaſtiſch begrüßt worden. Jedenfalls vermag der Fernſprecher bis jetzt nur auf kleinere Entfernungen den elektriſchen Telegraphen zu erſetzen. Innerhalb engerer Grenzen hat aber das Fernſprechweſen eine große Bedeutung; dies alsbald nach dem Bekanntwerden der Erfindung Graham Bell's erkannt zu haben, iſt ein Verdienſt der deutſchen Telegraphenverwaltung, welche theils neben den Telegraphen, theils als Erſatz derſelben bereits weit über tauſend Fernſprechämter errichtet hat. Einen ganz neuen Anſtoß bekam das Telegraphenweſen, als man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Einrichtung traf, daß verſchiedene Fernſprechleitungen nach einem Sammelpunkt zuſammenliefen und dort beliebig mit einander verbunden werden konnten. Außer den Gewerbtreibenden ſchloſſen ſich bald Aerzte, Inſtitute und Kaufleute an. Das raſche Umſichgreifen dieſer

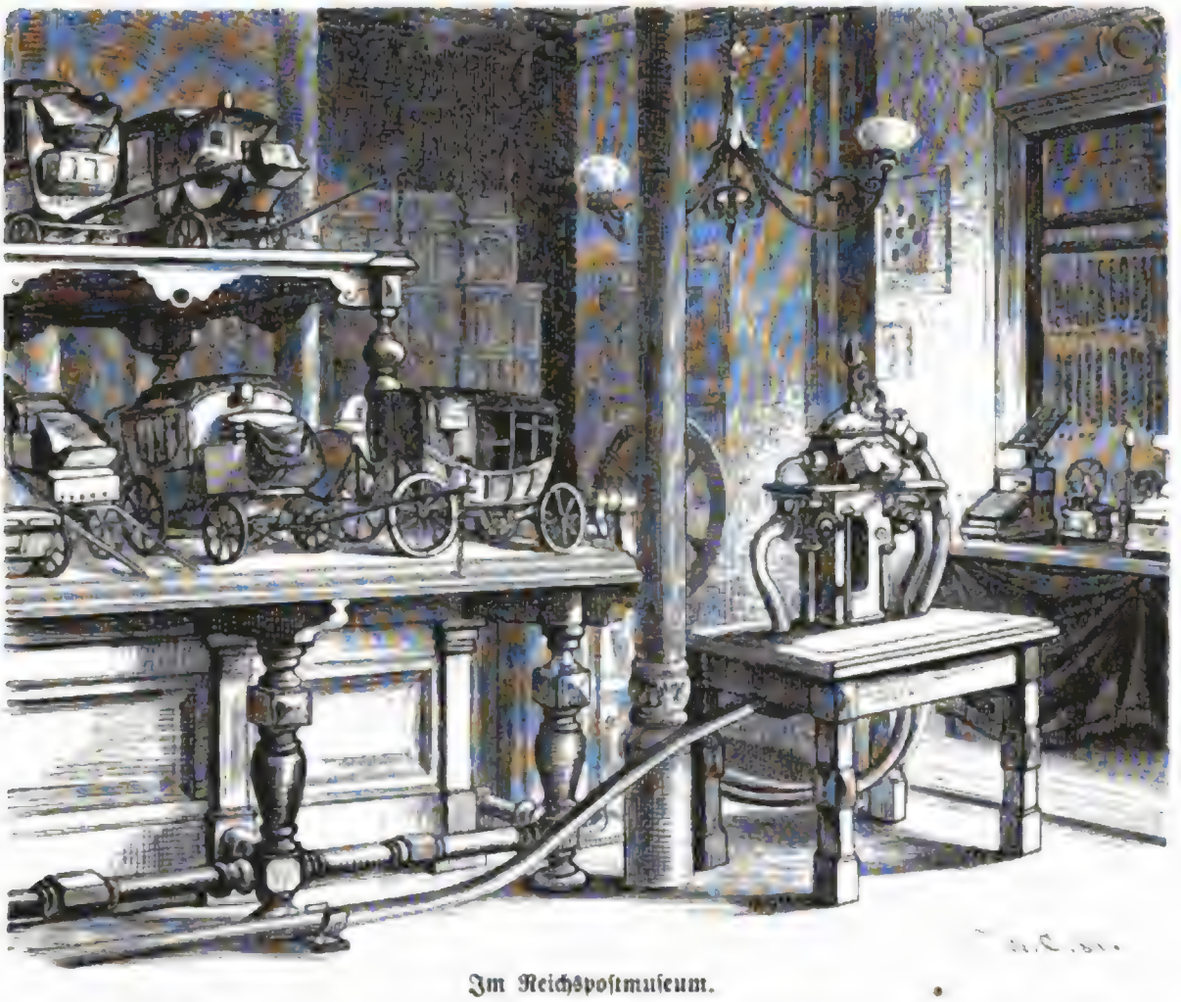
Erfindung in Amerika hat seinen Grund einmal in dem praktischen Sinn der Leute, für welche der Satz, daß Zeit Geld ist, noch mehr als selbst in England gilt, andererseits in der Bauart der Städte mit breiten geraden Straßen. England steht im Charakter Amerika am nächsten, und so sind auch in England mehr Leitungen bis jetzt, als im ganzen übrigen Europa zusammen. An der geringen Verbreitung in Europa ist der Umstand schuld, daß der Staat die Telephonie als sein Monopol betrachtet und nur zögernd und bedächtig mit der neuen Einrichtung vorangeht. Nach der deutschen Reichsverfassung ist das Telegraphenwesen Vorbehalt des Reiches; dies legt nun die Telegraphenbehörde dahin aus, daß auch das Telephon unter den gleichen Vorbehalt falle. Von vielen Privaten und Städten, vor Allem von der Stadtbehörde zu Berlin, wird solches zwar bestritten, mit dem Einwande, daß beim Erlaß der betreffenden Bestimmung das Telephon überhaupt nicht gemeint sein konnte, weil es noch gar nicht existirte. Indessen hat sich der Magistrat unserer Kaiserstadt bis jetzt noch damit begnügt, nur für seine eigenen Verwaltungsstationen die Anlage eigener Fernsprechämter zu veranlassen. Im Uebrigen hat er eine warm gehaltene Ansprache an die Bürgerschaft gerichtet, worin dieselbe gebeten wurde, das Anbringen der Leitungen an den Privathäusern zu gestatten. Gut Wort findet guten Ort: die Berliner haben sich infolge dessen sehr entgegenkommend gezeigt.

Die International Bell-Telephon-Company richtete zum ersten Male in Berlin während der Internationalen Fischereiausstellung in deren sehr weitläufigen Räumlichkeiten eine sehr umfängliche Centraltelephonanstalt ein, deren Thätigkeit das Publikum mit der neuen Erfindung vertraut machte. Gleichwol sind die Theilnahmegesuche aus der Bürgerschaft noch immer wenig zahlreich, trotzdem der Preis sehr billig normirt ist, nämlich auf jährlich 200 Mark bei einer Entfernung bis zu 2 km, während z. B. eine Pariser Gesellschaft 600 Mark verlangt.

Die Zahl unterirdischer Telpehone ist beschränkt und theuer, daher werden die Leitungen im Allgemeinen oberirdisch zumeist an den Häusern angebracht. An Apparaten wird jedem Theilnehmer ein Kasten geliefert, in welchem ein festes Telephon zum Hineinsprechen, ein an einem Haken aufgehängtes zum Hören und ein Läutewerk zum Anrufen sich befindet. Der Haken sitzt an einem Hebel, welcher so eingerichtet ist, daß er bei daran hängendem Telephon den Strom durch das Läutewerk führt; wird dagegen das Telephon abgenommen, um ans Ohr gehalten zu werden, so geht der Strom durch das Telephon, während das Läutewerk ausgeschaltet ist. An jedem Kasten befindet sich außerdem ein Knopf, auf welchen gedrückt wird, um mit dem Läutewerk anzurufen, und eine Vorrichtung, welche die atmosphärische Elektrizität unschädlich macht. Auf der Centralstelle gehen alle Leitungen in eine Uebersichtstafel mit Nummern, dann in die Erde. Will sich nun beispielshalber Abonnent 3 mit Abonnent 111 unterhalten, so drückt er auf den Knopf; in der Centralstation fällt alsbald seine Nummer in der Uebersichtstafel, der Beamte bringt ein Telephon an 3 an und fragt, mit wem er 3 verbinden soll. Auf die Antwort: „mit 111“, wird ein Stöpsel in der Uebersichtstafel bei 111 eingesteckt, die Verbindung ist da; 3 drückt zum zweiten Mal auf den Knopf, und jetzt läutet es bei 111 an, die Unterredung kann vor sich gehen. Nach Schluß derselben klingelt 3 abermals bei der Centralstelle, worauf dort der Stöpsel herausgezogen und die Verbindung

Digitized by Google

gelöst wird. Der Beamte auf der Centralstation kann allerdings das Gespräch belauschen, nur wird ihm fast immer die Zeit dazu fehlen, da z. B. in Amerika an einem Tage 4000 Umschaltungen durchschnittlich auf einer Station zu machen sind. Auf der Berliner Centralstation ist noch die besondere Einrichtung getroffen, daß ihr Briefe und Depeschen zur Beförderung diktirt werden können, gegen eine mäßige Gebühr. —



Im Reichspostmuseum.

Das Reichspostmuseum in der Reichspostdirektion in der Leipziger Straße, ebenfalls eine der neuesten Schöpfungen der Reichspostverwaltung, ist eine der sehenswerthesten, in ihrer Art einzig in Deutschland dastehenden öffentlichen Sammlungen, welche nicht allein die besprochenen modernsten Erfindungen des postalischen und telegraphischen Verkehrs in anschaulichen Modellen besitzt, sondern auch eine trefflich geordnete und übersichtliche Folge der Entwicklung des Postwesens aller Zeiten und Völker aufweist. Auch den Postwerthzeichen ist hier eine besondere Abtheilung gewidmet, welche klar macht, wie auch die Beschäftigung mit dieser Seite des internationalen Verkehrs, ernstlich betrieben, nützlich und belehrend wirkt. Welche Entwicklung von dem Schnellläufer, der keuchend die neuesten Nachrichten von Ort zu Ort berichten mußte, zu den neuesten untermeerischen Kabeln, in denen der elektrische Funke Tausende von Meilen in Sekunden zurücklegt, und von dem hohlen Baumstamm, der Brücke und dem Fahrzeug des Wilden, bis zu den interozeanischen Postdampfern mit Maschinen von mehreren tausend Pferdekräften!

Digitized by Google

Das Beleuchtungswesen. „Mehr Licht!“ das letzte Wort des sterbenden Goethe, ist die Losung der Großstädte, darunter auch Berlins, dessen Straßen-, Laden- und Hausbeleuchtung mit London, Paris, Wien und New-York wetteifert. Die kläglichen Anfänge der Stadtbeleuchtung unter dem Großen Kurfürsten haben wir früher „beleuchtet“; mit dieser Thranbeleuchtung, nur selbstredend in ausgiebigerem Maßstabe, später mit Rüböllflammen, behalf man sich bis ziemlich weit in das 19. Jahrhundert hinein.

Für eine bessere nächtliche Erleuchtung wurde allerdings schon im Jahre 1803 dadurch gesorgt, daß anstatt der kleinen dreieckigen Laternen, welche auf Holzpfählen standen, in den Hauptstraßen größere Laternen mit Reverbèren (Metallspiegeln), jede mit zwei Lichtern versehen, entweder auf Eisenstangen an den Häusern oder auf Granitpfeilern oder endlich an Stricken quer über der Straße hängend, angebracht, die älteren kleinen Laternen dagegen in die wenig besuchten Gassen und die Vorstädte versetzt wurden, so daß nunmehr keine Gasse in den Winterabenden ohne Erleuchtung war und der „Mondschein im Kalender“, welcher leider oft genug wegen Bewölkung des Himmels versagte, abgedankt werden konnte. Wie staunten nun die guten Berliner, als das erste Leuchtgas gebrannt wurde! Vom 1. Januar 1826 ab sollte die neue Erfindung ins Leben treten, doch begann sie erst im November in der Straße Unter den Linden und in einigen benachbarten Straßen. 120,000 Mark jährlich kostete diese erstaunliche und sehr wichtige Neuerung der Haupt- und Residenzstadt. Natürlich fehlte es auch hier wieder der Bevölkerung an der nöthigen Initiative, und Engländer mußten das unerhörte Wagniß übernehmen. Die Imperial-Kontinental-Gasassociation zu London richtete durch den Ingenieur J. Perks die erste Gasbeleuchtungsanstalt vor dem Halleschen Thore links an der Stadtmauer Nr. 4, vorlängs des Kanals, ein. In 140 eisernen Retorten wurde hier das Gas von den Kohlen abgedampft und nach Absonderung des Theers in eisernen Röhren in das Reinigungshaus geführt, wo es seinen Weg durch Tonnen, die mit Kalkwasser gefüllt waren, nahm. Von hier ging es in große Behälter von Eisenblech, wovon die größten 48 Fuß Durchmesser, 36 Fuß Höhe, 170 Fuß Umfang hatten.

Einundzwanzig Jahre später gelangte die Stadtgemeinde endlich zu einer eigenen Gasbeleuchtung. Durch den Vertrag, den das Ministerium des Innern und der Polizei am 21. April 1825 mit den Engländern abgeschlossen hatte, wurde Letzteren auf die Zeit vom 1. Januar 1826 bis dahin 1847 das ausschließliche Recht ertheilt, in den Straßen Berlins Röhren zur Fortleitung des erzeugten Gases zu legen und öffentliche wie private Gebäude mit Gaslicht zu versorgen. Indeß war der Stadt das Recht vorbehalten, bei Ablauf des Vertrages entweder denselben zu verlängern, oder jedes andere System der Beleuchtung anzunehmen, in welchem Falle die Röhrenleitung der Gesellschaft die Führung anderer Rohrsysteme nicht behindern sollte. Jedoch stand der Gesellschaft alsdann der fernere Gebrauch ihres Eigenthums und das Recht zu, Privatpersonen, welche dies wünschen möchten, auch ferner mit Gas zu versorgen. Die bereits im Jahre 1840 vom Magistrate angeknüpften, am 14. Oktober 1844 aber wieder abgebrochenen langwierigen Verhandlungen wegen Verlängerung des Vertrages führten zu keinem Ergebniß. Die Forderung der Stadtbehörde wegen Ausdehnung der Gasbeleuchtung auf die Friedrich-Wilhelmsstadt

Digitized by Google

und die Vorstädte, sowie wegen Herabsetzung der Gaspreise und hinsichtlich der Zeitdauer des neuen Vertrages wurde von der englischen Gesellschaft abgelehnt und infolge dessen vom 1. Januar 1847 neben der englischen eine eigene städtische Gasbeleuchtung eingerichtet, welche allmählich großartige Verhältnisse angenommen hat. Durch Allerhöchste Verordnung vom 25. August 1844 und 17. August 1846 ward der Stadtgemeinde für die Gaswerke die Aufnahme einer Anleihe von $4^1/_2$ Mill. Mark und, unbeschadet der Rechte der Nebengesellschaft, ein Privilegium auf 50 Jahre ertheilt.

Obwol nun die beiden Gasbeleuchtungen sich im Herstellungs- und Abgabepreise zu unterbieten suchten, blühten sie beide, lieferten gutes und billiges Gas und große Ueberschüsse, welche, soweit sie der Gemeinde zufielen, zu städtischen Zwecken verwendet wurden. Bis jetzt hat die Stadtgemeinde für ihre Gaswerke etwa 37 Mill. Mark ausgegeben. Das städtische Gas wird den Abnehmern zu 160 Mark für 1000 cbm berechnet; die Einnahme, auf ein gleiches Quantum bezogen, beträgt mit dem Ueberschuß aus der Gasmessermiethe zwischen 140 und 146 Mark. Wie erheblich der Vortheil dieser städtischen Einrichtung ist, beweist, daß sofern die Stadtkasse auf nur ein Fünftel der Einnahme aus dem Gasverbrauch verzichtete, dies eine Erhöhung der Gemeindeeinkommensteuer um mindestens $16^2/_3$ Prozent $= {}^1/_6$ der gesammten Einkommensteuer betragen würde. Der Gewinn im Jahre 1879/80 betrug bei einer Produktion der städtischen Gaswerke von 61,852,000 cbm Gas 3,333,333 Mark. Nur in Frankfurt a. M. ist der Verkaufspreis für den Kubikmeter, der in Berlin 16 Pf. beträgt, etwas geringer, nämlich 15 Pf., in den meisten deutschen Städten erheblich höher, z. B. in Hamburg 20 Pf., in Leipzig 22 Pf. Die Gasbereitungsanstalten wie die Gasometer gehören zu den ausgezeichnetsten derartigen Bauten, welche in Europa vorhanden sind, und ein Besuch einer derselben ist ebenso unterhaltend wie belehrend.

Nicht *mehr* Licht, sondern *besseres* Licht! sagt der neueste, gefährlichste Mitbewerber des Leuchtgases, die *Elektrizität*. Keinem Zweifel unterliegt es, daß dieselbe allmählich in Berlin die Gasbeleuchtung verdrängen wird. Drei Haupthindernisse stehen einer allgemeinen Einführung *der elektrischen Beleuchtung* allerdings in Berlin zur Zeit noch entgegen. Zunächst eine gewisse Unsicherheit in der Beständigkeit des Leuchtens, ein Umstand, den eine verbesserte Technik sicherlich in nicht zu ferner Zeit gänzlich überwinden wird, sodann der Kostenpunkt, welcher angeblich größer als beim Gase sein soll. Sobald die elektrische Beleuchtung im großen Maßstabe ausgeführt wird, werden sich indessen wahrscheinlich auch die Herstellungs- und Betriebskosten erheblich vermindern, gerade wie dies bei der Telegraphie und ähnlichen modernen Erfindungen auch der Fall gewesen ist. Das größte Hinderniß einer schleunigen Einführung elektrischer Beleuchtung liegt aber, nach unserer Ueberzeugung, in dem großen Einfluß der Gasanstaltsverwaltungen und an dem fest organisirten, schwer zu brechenden Widerstande, welchen dieselben in allen größeren Städten dem elektrischen Lichte entgegenzusetzen scheinen. Allerdings erregt es eine gerechtfertigte Besorglichkeit, wenn man die ungeheuren Kapitalien sich vergegenwärtigt, welche in den Gasfabriken, Gasometern und Leitungen angelegt sind, und die Verlegenheit der verantwortlichen Techniker, welche vor einer zu gewärtigenden Erweiterung dieser vielleicht in wenigen Jahren überflüssig werdenden

Digitized by Google

Gasanlagen stehen, mag keine geringe sein. Alles dies mag die elektrische Beleuchtung verzögern, eingeführt werden wird sie trotzdem!

Während man bis vor wenigen Jahren sich zur Erzeugung des elektrischen Stromes zu Beleuchtungszwecken nur der galvanischen Batterien bediente, wendet man jetzt, nachdem die magneto-elektrischen Maschinen in größerer Vollkommenheit geliefert werden, fast ausschließlich diese letzteren an, welche es ermöglichen, den elektrischen Strom in größerer Stärke und mit einem erheblich geringeren Kostenaufwande herzustellen, als dies mit Batterien möglich war. Zum Betriebe jener Maschinen bedarf man einer Dampfmaschine, einer Gaskraftmaschine oder einer andern Betriebskraft, z. B. eines Wassergefälles u. dgl. Die durch die Betriebsmaschine in Drehung versetzten Spiralen der magneto-elektrischen Maschine erzeugen, je nach der größern oder geringern Umgangsgeschwindigkeit, einen stärkern oder schwächern Strom, welcher mittels isolirter Leitungsdrähte zu den elektrischen Lampen geleitet wird und in diesen eine seiner Stärke entsprechende Lichtwirkung hervorbringt.

Die Leitungsdrähte, welche von den elektrischen Maschinen zu den Lampen führen, sind an den Wänden und Decken frei, oft lose hängend, entlang geführt. Durch Umschalter, welche in handlicher Höhe angebracht sind, lassen sich die Lampen je nach dem Bedürfniß ein- oder ausschalten. Bisweilen hat man mehrere Lampen mit einem Umschalter in Verbindung gebracht, so daß man nach Belieben die eine oder andere Lampe benutzen kann. In den elektrischen Lampen wird das Licht, als Davy'scher Lichtbogen, dadurch erzeugt, daß der Funke zwischen zwei einander gegenüberstehenden Kohlenspitzen überspringt.

Die elektrischen Lampen in Berlin sind zweierlei Art. Wofern man einzelne wenige Lichtquellen von großer Helligkeit erhalten will, wie bei Beleuchtung von großen Werkstätten, Werkplätzen ꝛc., bedient man sich der sogenannten Regulatorlampen; wofern man dagegen einer größeren Anzahl von Lichtquellen mit geringerer Intensität bedarf, wie zur Beleuchtung öffentlicher Straßen, wendet man gewöhnlich die Jablochkoff'schen Kerzen an. Bei der ersteren Beleuchtungsart, wo es auf die Beleuchtung großer Räume ankam, erhielt man von jeder Lampe ein intensiv weißes Licht von der Helligkeit mehrer hundert Gasflammen, aber mit lebhaften Intensitätsschwankungen, bei der zweiten Art wol kaum eine größere Helligkeit als von etwa 30 Gasflammen, aber ein mildbläuliches Licht von viel beständigerer und ruhigerer Wirkung.

Die erstere Beleuchtungsart wird in Berlin vielfach zur Beleuchtung öffentlicher Gebäude, des Rathhauses, der Museen ꝛc. bei Festlichkeiten, außerdem bei nächtlichen Tief- und Hochbauten angewendet, während das elektrische Kerzenlicht im Privatgebrauch, z. B. in Läden und Schaufenstern der Leipziger Straße, in größeren Arbeitsräumen der Post- und Telegraphenverwaltung, auf dem neuen Anhaltischen Bahnhof u. s. f., Eingang gefunden hat. Die erste eigentliche Straßenbeleuchtung in Berlin wurde auf Kosten der erwähnten Firma Siemens u. Halske nach deren verbessertem System ausgeführt und in der Passage (Kaisergalerie) während der Dauer der Berliner Gewerbeausstellung im Jahre 1879 zur großen Befriedigung des Publikums eingerichtet. Bei einer Veranschlagung der Kosten für die neu einzurichtende Beleuchtung des Pariser Platzes im November 1880 stellte sich heraus, daß dieselbe mit Gas rund 9200, mit elektrischen Kerzen rund 12,300 Mark kosten würde. Der Magistrat hat die

Digitized by Google

Beleuchtung dieses Platzes mittels Elektrizität vorläufig fallen lassen, dagegen eine solche angeordnet für den Opernplatz und den Platz Am Zeughaus.

Daß der Elektrizität in gewerblicher und sonstiger gemeinnütziger Beziehung eine große Zukunft bevorsteht, ahnt Jeder, und es ist in ganz Deutschland mit Freuden begrüßt worden, daß der Reichssekretär für das Postwesen in Berlin mit der Gründung eines Elektrotechnischen Vereins vorangegangen ist, welcher die auf diesem so wichtigen Felde auftauchenden Erfindungen prüfen und geeigneten Falls im öffentlichen Interesse eigene Vorschläge machen wird.

Die Seele aller dieser Bestrebungen ist ein Mann, den Berlin mit Stolz als Mitbürger begrüßt und der sich als Autorität im Gebiete des Magnetismus und der Elektrizität einer internationalen Anerkennung erfreut. Wir haben seiner schon bei der elektrischen Straßenbahn gedacht. Werner Siemens, 1816 zu Lenthe in Hannover geboren, besuchte das Gymnasium zu Lübeck, trat im Jahre 1834 in die preußische Artillerie und wurde 1838 Offizier in Magdeburg. Früh schon widmete er sich privatim physikalisch-chemischen Studien, erhielt auch schon damals Patente für galvanische Versilberung und Vergoldung, für einen elektrischen Typendrucktelegraphen und ward 1847 zur Einführung des elektrischen Telegraphen in Preußen kommandirt. Hier führte er Guttapercha als Drahtisolator ein und legte 1848 mit seinem Schwager, Professor Himly, die ersten unterseeischen Minen mit elektrischer Zündung zur Vertheidigung des Kieler Hafens. Als Kommandant von Friedrichsort bei Kiel half er bei dem Bau der Vertheidigungswerke des benachbarten Eckernförder Hafens, die sich 1849 im Kampf gegen die dänische Flotte so erfolgreich bewährten. Er baute eine große Anzahl von Telegraphenlinien auf dem europäischen Kontinent, verließ das Heer und richtete mit dem Mechaniker, jetzigen Berliner Stadtrath Halske eine Telegraphenbauanstalt ein, welche sich rasch vergrößerte, in London, St. Petersburg und Tiflis Zweiggeschäfte gründete und zuletzt, nach Halske's Austritt im Jahre 1867, in seinen und seiner Brüder, Wilhelm und Karl Siemens, Besitz überging. Werner Siemens machte eine große Reihe der wichtigsten Erfindungen auf dem Gebiete der Elektrizität, infolge deren ihn die Berliner Universität zum Ehrendoktor der Philosophie und die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede ernannte, das erste Mal, daß einem Techniker diese Ehre widerfuhr. Auch die St. Petersburger Akademie hat ihm diese Auszeichnung zutheil werden lassen. Im Jahre 1880 wurde er vom Kaiser Wilhelm zum Geheimen Regierungsrath ernannt. Das Patentamt und das geodätische Institut schätzen es sich zur Ehre, den berühmten Physiker als Mitglied zu haben.

Nach der Darstellung des Architekten A. Biebendt wurde die Telegraphenbauanstalt von Siemens u. Halske, welche 1847 unter bescheidenen Verhältnissen in der Schöneberger Straße begründet ward, bald nach ihrem jetzigen Lokal Markgrafenstraße 94 verlegt und 1869 erheblich vergrößert. Von dem Vordergebäude, welches die Bureaus und einige Wohnungen enthält, erstrecken sich zwei 120 m lange, 6 Geschoß hohe Fabrikgebäude bis zur Charlottenstraße. Die neueren Fabrikgebäude liegen zwischen den Vorderhäusern Markgrafenstraße Nr. 92 und 93. Die für die umfängliche Fabrik nothwendigen Gegenstände werden in derselben zumeist selbst angefertigt. So enthält die Fabrik, welche eine vierzig-pferdekräftige Dampfmaschine besitzt, ihre eigene Messing- und Eisengießerei nebst Formerei und Tischlerei.

Digitized by Google

Im Ganzen sind gegen 50 Beamte, über 600 Arbeiter und 50 Lehrlinge und Mädchen beschäftigt. Die Fabrik liefert hauptsächlich alle zur elektrischen Telegraphie und dem Eisenbahnsignalwesen gehörigen Vorrichtungen und Materialien, stellt auch ganze Telegraphenlinien her. In Charlottenburg bei Berlin existirt seit 1872 unter der Firma Gebrüder Siemens u. Co. eine Zweigniederlassung, in welcher vorzugsweise Alkoholmeßapparate für die Spiritusproduktionssteuer fabrizirt werden.

Ganz neuerdings hat sich Siemens erboten, nicht allein Berlin mit elektrischen Straßenbahnen und elektrischer Straßenbeleuchtung, sondern auch alle Grundstücke, an denen seine Straßenbahnen vorbeiführen, im Innern mit elektrischer Beleuchtung und mit elektrischer Arbeitskraft zu versehen, wobei die Schienen seiner Eisenbahn als Leitung benutzt werden. Die Verhandlungen über diese außerordentlichen Projekte schweben bei den städtischen Behörden Berlins. — Hierneben läuft ein anderes Projekt des Regierungsbaumeisters Höhmann, welcher dem Magistrat von Berlin und der königlichen Ministerialbaukommission Vorschläge unterbreitet hat, um sowol die vornehmsten Theile im Westen der innern Stadt, wie den Lustgarten, Opernplatz, die Straße Unter den Linden, das Brandenburger Thor, den Vorplatz des Rathhauses ꝛc., als auch die hervorragendsten Plätze und Straßen des Thiergartens elektrisch zu erleuchten. Die vorhandenen Wasserkräfte an der Spree-Freiarche nahe der Bauakademie, sowie an der Unterschleuse des Schiffahrtskanals, sollen als Kraftquellen zur Bewegung der erforderlichen dynamo-elektrischen Maschinen mittels Turbinen dienen. Durch freihängende Kupferdrähte soll den Lampen, welche in einer Höhe von 8—10 m angebracht gedacht sind, die Elektrizität zugeführt werden.

Dem Magistrat ist ferner ein gerade hier passend zu erwähnender Vorschlag unterbreitet, die Stadt Berlin durch ein großartig organisirtes Unternehmen, durch Central-Wasserheizungen, zu erwärmen. Eine derartige Warmwasserheizung ganzer großer Städte ist seit Kurzem bereits mit Erfolg in Amerika eingerichtet und in Berlin, etwa von den ärmeren und vereinzelt belegenen Außendistrikten abgesehen, auch wohl ausführbar. Der Anfang wird im Kleinen bereits gemacht und das große Unternehmen dadurch vorbereitet, daß in vielen Häusern eine gemeinschaftliche, im Keller angebrachte Centralheizung für sämmtliche Wohnungen eingeführt ist. Durch Röhrenleitungen läßt sich von gewissen Centralstationen aus auf überraschend weite Strecken heißer Wasserdampf übertragen, der durch Abzweigungen in die angeschlossenen nachbarlichen Häuser geleitet und hier zur Erwärmung der Treppen, der Flure und Zimmer verwendet werden kann. Als Motor hofft man Wind- oder Wassermühlenkraft benutzen zu können.

Auch eine möglichst vorzügliche, einheitliche Wasserversorgung Berlins zu erzielen, hat sich die Stadtverwaltung in den letzten Jahren ganz vorzüglich angelegen sein lassen. Das ältere Berlin ist im Spreethal belegen und hat überall bei geringer Tiefe Wasser, welches da, wo es durch Sand oder Kies filtrirt wird, an sich vorzüglich ist. Allmählich wurden aber die Haus- und Straßenbrunnen durch die Düngergruben und Aborte sowie die schlechten Haus- und Straßenentwässerungen mittels Senkgruben und offenen Rinnsteinen oder schlecht gemauerten, durchlässigen Abführleitungen sowie durch die Gasleitungen mehr und mehr verdorben, ja geradezu vergiftet. Ferner gestaltete sich die Schwierigkeit, überhaupt nur Wasser zu gewinnen, sehr groß, als die Bebauung

Digitized by Google

beiderseits des Spreethals die Höhen erklomm, die aus ungeheuren Lagern ungeschichteten Geschiebemergels, jener Grundmoränenablagerung von Gletschern, bestehen, welche in der Eiszeit die Gegend Berlins in einer Dicke von weit über 100 m bedeckten; man hat oft bei 60 und mehr Meter Tiefe kein Wasser, und wo man die dem Diluvium unterliegenden Tertiärschichten der Braunkohlenbildung erreichte, nur ein schlechtes mineralisches Wasser gefunden.

Diese Trinkwassernoth machten sich wiederum unternehmende Engländer zunutze, denn die Berliner Geldmänner hatten auch für die nützliche und verdienstliche Anlage einer Trinkwasserleitung eben keine Mittel.

Die Berliner Wasserwerke.

Da die Verhandlungen der Stadtbehörde, wegen Einrichtung einer eigenen Wasserleitung für Berlin sich lange hinzogen, fand der königliche Polizeipräsident der Stadt, von Hinckeldey, sich bemüßigt, am 23. November 1852 die Stadt in einem sehr bestimmt gehaltenen Schreiben zu unterrichten, daß er im Auftrage des Gouvernements mit zwei Engländern, Thomas Fox und Crampton, einen Vertrag behufs Versorgung Berlins mit fließendem Wasser abgeschlossen habe, und verlangte in kürzester Frist, wenigstens innerhalb acht Tagen, darüber bündige Antwort, ob die Stadt geneigt sei, eine Million Thaler, zahlbar in vier Jahresraten, zur Ausführung zu bewilligen.

Als der Magistrat die Unmöglichkeit einer Beschlußfassung in so kurzer Zeit hervorhob, ward die Frist um vier Tage verlängert, als aber die Zusage auch alsdann nicht rundweg erfolgte, mitgetheilt, daß der König den von den Ministern des Innern und für Handel entworfenen Vertrag mit jenen Ausländern genehmigt, aber die Interessen der Stadt gebührend berücksichtigt habe.

Digitized by Google

Diese „gebührende Rücksicht" bestand darin, daß der Stadt vorbehalten wurde, sich mit einem Kapital von höchstens 200,000 Thalern zu betheiligen, jedoch ohne Anspruch auf Mitwirkung bei der Ausführung und Leitung des Unternehmens. Der Magistrat vertheidigte hierauf in einer Denkschrift sein Verhalten, indem er gleichzeitig jede Betheiligung ablehnte.

Die Engländer gingen frisch ans Werk, brauchten aber statt der von der Stadt seitens des Polizeipräsidiums geforderten einen Million Thaler deren vier. Am 28. Oktober 1853 ward zu dem umfassenden Unternehmen der Grundstein zunächst für die Pumpstation vor dem Stralauer Thore gelegt und im Frühjahr 1856 der Betrieb der Wasserwerke eröffnet. Nach dem Vertrage sollte den Unternehmern auf 25 Jahre vom 1. Januar 1856 gestattet sein, ausschließlich die öffentlichen Straßen und Grundstücke zu den für die Ausführung des Unternehmens erforderlichen Anlagen zu benutzen.

Die Wasserwerke, welche die ersten Jahre unrentabel blieben, aber vom Jahre 1860 steigende Dividenden unter die Aktionäre vertheilten, wurden am 31. Dezember 1873 für 8,375,000 Thlr. mit dem Rechte, die Einnahmen bereits vom 1. Juli ab zu beanspruchen, an die Stadt verkauft, in Wirklichkeit aber erst am 15. Februar 1874 übernommen, wobei der umsichtige Chefingenieur Henry Gill mit in den Gemeindedienst übertrat.

Als bisherige Wasserquelle diente die Oberspree dicht vor der Oberbaumbrücke, woselbst der Fluß ein vorzügliches, kaum merklich schwärzliches und leicht torfsaures Wasser liefert, das zunächst aus dem großen Wasserbecken des Müggelsees und weiter aufwärts aus den zahllosen Armen der Spree im Spreewald zwischen Lübben und Vetschau herkommt. Sie passirt hier ausgedehnten Erlenwald und große Torflager, daher jene erwähnte Beschaffenheit des Wassers, welche in technischer und medizinischer Hinsicht nicht ungern gesehen wird.

Da die Wasserwerke an der Oberspree nur für eine halbe Million Menschen berechnet waren, reichten sie bald nicht mehr zu; es wurde daher eine zweite große Pumpstation am Tegeler See westlich von Berlin angelegt und mit dieser ein mächtiges Hebungswerk auf der Hochebene westlich von Charlottenburg verbunden. Die Kosten der Gesammtanlage daselbst wurden auf rund 20 Millionen Mark fixirt, wobei die sehr erheblichen Landerwerbsausgaben nicht einbegriffen sind. Im Frühjahr 1875 begonnen, ward das Werk schon am 2. Februar 1877 in Betrieb gestellt. Aus den so erweiterten Werken sind bis zum 1. Januar 1880 im Ganzen 14,828 Grundstücke mit Wasser versorgt worden, während die Zahl der an die Wasserleitung angeschlossenen Grundstücke am 1. Januar 1874 nur 8114 betragen hatte. Außerdem haben die Werke das zu Feuerlöschzwecken, zur Reinigung und Besprengung der Straßen, zur Spülung der Aborte und zur Bewässerung der Schmuckplätze erforderliche Wasser geliefert. Das im Jahre 1880 gehobene Wasser beider Leitungen betrug gegen 24 Millionen cbm.

Das Tegeler Wasser gehört dem Havelsystem an, wenn es auch vor der Hand nicht direkt aus dem Tegeler See, einer Ausbuchtung der Havel, sondern aus benachbarten Tiefbrunnen gewonnen wird, und hat eine mehr gelbliche Farbe sowie keine humose Beimischung. Leider schlich sich hier eine Fehlerquelle allmählich ein, welche einen erheblichen, zeitweise geradezu für die Hauptstadt bedenklichen Umfang nahm. In den Brunnen, Behältern und Rohrleitungen entwickelte sich nämlich eine zu den niedrigsten pflanzlichen Organismen gehörige

Digitized by Go

Alge aus der Gattung Crenothrix, welche sich ins Ungeheure vermehrte und das Wasser mitunter ungenießbar, namentlich aber für gewisse technische Zwecke, als Brauereien und Färbereien, geradezu unverwendbar machte. Alle Versuche, diese Algenpest vollständig zu bewältigen, wie durch sorgfältiges Reinigen der Sammelbecken u. s. f., sind bislang mißlungen; auch stehen sich die Ansichten der Gelehrten über den Ursprung der Crenothrix feindlich gegenüber. Während die Botaniker behaupten, daß diese hartnäckige Alge in den Tiefbrunnen und den benachbarten Erdschichten von jeher gelebt habe, wird dies von den Geologen als unmöglich bestritten.

So liegt die Sache; die Bürgerschaft aber kann auf den Austrag des gelehrten Streites der Naturforscher nicht warten, während die Techniker den Bau von Filtern als die einzige Möglichkeit vorschlagen. Bis jetzt zögert die Stadtverordnetenversammlung noch, die für dieselben erforderlichen Millionen zu bewilligen. Dennoch drängt die Noth so stark, daß auf irgend eine Weise binnen Kurzem wird Abhülfe geschaffen werden müssen. Dies erscheint um so dringlicher, als beide Wasseranstalten, die Berliner und die Tegeler, ein gemeinschaftliches Röhrensystem besitzen und zu besorgen steht, daß die Algenpest sich allmählich auch auf das ältere Oberspree-Wasserwerk übertrage.

Daneben ist das Bedürfniß nach Wasser so gestiegen, daß auch die Tegeler Werke bereits überlastet sind, ja technischerseits wird behauptet, wie gerade die Ueberanstrengung der dortigen Saugepumpen recht eigentlich die Algenpest förderte.

So sieht sich die Kaiserstadt bereits nach einem dritten Wassersystem um. Wir können nur warnen, das Havelgebiet, da es der Sitz der Algenpest ist, hierzu zu wählen. Die Oberspree und der gewaltige Müggelsee mit seinem vortrefflichen Wasser bieten noch genug desselben, um noch eine zweite Wasserleitung von der Oberspree her zu speisen.

Zu erwähnen ist endlich, daß, um die Vertheilung des Wassers auf der Hochstadt zu regeln, noch ein Wasserthurm im Norden zwischen der Belforter- und Treskowstraße inzwischen mit bestem Erfolg eingerichtet worden ist.

An die Wasserversorgung Berlins lehnt sich unmittelbar die Straßenbesprengung, mittelbar auch die Straßenreinigung, wie zuvor kurz angedeutet, an. Die Geschichte dieser zwei umfangreichen städtischen Institute kennzeichnet ebenfalls deutlich die Herausbildung und die Ansprüche der Großstadt. Als im Jahre 1826 das Polizeipräsidium beim Ministerium des Innern beantragte, den Eigenthümern die Besprengung des Bürgersteiges und Straßendammes vor ihren Grundstücken aufzuerlegen, erhob sich dagegen ein allgemeiner Sturm in der Bürgerschaft. Von 1852 ab wurde die Straße Unter den Linden mit den anliegenden Plätzen von der fiskalischen Straßenreinigung gesprengt und von 1857 ab traten in manchen Straßen Bürgerausschüsse zusammen, welche auf eigene Kosten sprengen ließen. Da sah es nun vielfach absonderlich aus, wenn die Sprengwagen plötzlich vor einem nicht beisteuernden Grundstück ihre Wasserspende zurückhielten oder auch ganze Straßenhälften und Straßenstrecken übergingen. Da der Verkehr und die Bevölkerung fort und fort wuchsen, wurden die Mißstände, welche aus einer mangelnden allgemeinen Straßenbesprengung erwuchsen, um so krasser, als damals das Pflaster schlecht war und der sandige Untergrund Berlins zwischen den weiten Fugen der Steinbettungen überall hervordrang, um sich bei Wind und Trockne sofort in Staubwolken zu verwandeln. Erst die Uebernahme der Wasserwerke und die ortspolizeiliche

Digitized by Google

Uebertragung der fiskalischen Straßenreinigung auf die Stadtgemeinde hat hier gründliche Abhülfe verschafft. Die Straßenreinigung ist seitdem vortrefflich organisirt, erfolgt von Wasserwagen aus, welche von den Hydranten der Wasserwerke gespeist werden und erfordert zur Zeit etwa 250,000 Mark jährlich Zuschuß. Im Jahre 1876 wurden 125 ha Fläche mit 332,809 cbm Wasser besprengt.

Von dem traurigen Zustande der Straßenreinigung im 17. Jahrhundert haben wir früher ein Bild entworfen. Die Prinzipien der Gassenkehrordnung des Großen Kurfürsten von 1679 sind im Wesentlichen bis 1848 geltend geblieben. 1851 verband der Fiskus die Straßenreinigung mit der Feuerwehr, deren Spritzenmannschaften als Straßenkehrer fungirten. Die Stadtgemeinde führte mit dem Fiskus vieljährige Verhandlungen, die dahin abzielten, beide polizeiliche Funktionen: Feuerwehr und Straßenreinigung ihr zu übertragen. Fiskalischerseits wurde nur das letztere zugestanden; als Grund der Nichtübertragung der Feuerwehr auf den Magistrat wurde vorgeschützt, daß man höheren Orts nicht den Uebergang militärisch organisirter Mannschaften in die Hände der städtischen Behörden zugeben könne. Schließlich war die Kommune verständig genug, die Forderung der Uebertragung des Feuerlöschwesens vorläufig fallen zu lassen, und so ging die polizeiliche Straßenreinigung für sich vom 1. Januar 1876 auf die Gemeinde über.

Bei allen öffentlichen Einrichtungen, welche Berlin dem Staate nach hartem Kampfe abgerungen, richtete die Stadt sofort gründliche Verbesserungen, ohne die Kosten zu scheuen, ein, so auch hier. Die Reinigung der Bürgersteige verblieb den Hausbesitzern, da die Uebernahme der Reinigungslast hier unpraktisch und mit enormen, in keinem Verhältniß zum Gegenstande stehenden Opfern verbunden sein würde. Das Abfuhrgeschäft wurde in Verding gegeben und die Hauptreinigung auf die Nachtzeit beschränkt, um den Verkehr möglichst wenig zu belästigen.

Von dem großartigen Umfang der Geschäfte, welche der Straßenreinigung obliegen, gewähren folgende Zahlen eine Vorstellung. Im Jahre 1876 gelangten rund 480 ha täglich durch etwa 740 ständige Arbeiter zur Reinigung; 48,890 Tagewerke leisteten Hülfsarbeiter. Dabei wirkten 30 Kehrmaschinen, 48,283 Reisbesen und 14,150 englische Piassavabesen. Das Arbeitslohn der ständigen Arbeiter und Kutscher betrug 861,015 Mark, der Hülfsarbeiter 107,044 Mark. Die Beschaffung von Arbeitsgeräthen, Hydrantenständern und Wasserleitungsutensilien erforderte eine Ausgabe von 110,300 Mark. Das Kehrichtabfuhrlohn betrug 711,000 Mark und die Gesammtausgabe für die Straßenreinigung im Jahre 1876 nicht weniger denn 2,012,770 Mark.

Auch die Reorganisation des Feuerlöschwesens, welches früher auf persönlicher Theilnahme der Bürger oder Beschaffung eines Stellvertreters beruhte, ist seitens der Staatsbehörde an die Bewässerung Berlins angeknüpft und bislang so musterhaft verwaltet worden, daß die Anstalten der Berliner Feuerwehr weit und breit im In- und Auslande von Sachverständigen besucht und nachgeahmt werden. Von großem Erfolge hat sich namentlich die Beschaffung fahrbarer Dampffeuerspritzen gezeigt, welche bisher die gefährlichsten Brände in viel kürzerer Zeit bewältigt haben, als dies mit Handdruckspritzen bester Konstruktion möglich gewesen wäre.

Da wir einmal bei dem gewaltigen Exekutivapparat der Kaiserstadt sind, so wird der Leser vielleicht wissen wollen, was die Berliner Polizei kostet?

Digitized by Google

Der Polizeipräsident, welcher für die Sicherheit der Reichshauptstadt gegen die inneren heimlichen Feinde und die Aufrechthaltung der äußern öffentlichen Ordnung zu sorgen hat, verfügt über ein Beamtenheer von 3607 Personen, also mehr, als eine Brigade Mannschaften zählt. Der Präsident nimmt aber eine Stelle ein, welche thatsächlich höher ist als die eines Brigadegenerals, obwol er in der Beamtenklitterung formell niedriger steht.

Berliner Feuerwehr.

Der Berliner Polizeipräsident ist durch den bloßen Umstand, daß er „das Ohr des Kaisers und Königs“ hat, was dem Oberbürgermeister entzogen ist, weit hinausgehoben über die übrigen Polizeichefs in den Provinzialhauptstädten. Der häufige persönliche Vortrag bei dem Monarchen giebt seinem verantwortungsvollen Amte auch einen äußerlichen Glanz und weithin ragenden Einfluß. Seine Besoldung, 11,400 Mark, ist deshalb der eines Divisionsgenerals gleichgestellt,

eine persönliche Zulage erhöht es bis auf 15,000 Mark, das Gehalt eines Unterstaatssekretärs, wozu noch eine freie Dienstwohnung kommt.

Seinen engern Stab bilden ein Oberregierungsrath mit freier Wohnung und 6000 Mark Gehalt und zwei Regierungsräthe mit 4800 bezw. 4200 Mark Gehalt. Zum Stabe im weitern Sinne gehören noch die drei Regierungsräthe und Abtheilungsdirigenten, die 19 Abtheilungs- und Polizeiräthe sowie die 10 Polizeiassessoren, deren Bezüge von 2100 bis 6000 Mark sich stellen. Demnächst folgen die Bureaubeamten erster und zweiter Klasse, nämlich 72 Polizeisekretäre und 76 Assistenten, weiter 12 Kanzlisten. Zur Rendantur gehören 10 Beamte (1 Oberbuchhalter, 1 Kassirer, 1 Rendant, 7 Buchhalter). Den Subalterndienst (Boten, Exekutoren, Portier, Kastellan, Kassendiener, Hausinspektor, Leichendiener, Aufseher) versehen 52 Beamte mit 960 bis 1200 Mark Gehalt, während die einzige hier beamtete Frau 720 Mark bezieht.

An der Spitze der Schutzmannschaft steht der Polizeioberst (6000 Mark) mit 13 Polizeihauptleuten (3600 bis 4200 Mark) und 129 Polizeileutnants und Kriminalkommissarien (2700 bis 3300 Mark). Die 10 Abtheilungs-Wachtmeister beziehen 1650, die 277 sonstigen Wachtmeister 1425, die 2919 Schutzmänner durchschnittlich 1200 Mark. Dies sind die persönlichen Kosten der Berliner Polizei, welche sich, obwol sie keineswegs im Einzelnen hoch erscheinen, einschließlich der Wohnungsgeldzuschüsse (978,060 Mark) und der Entschädigung von Hülfsarbeitern (231,402 Mark) auf 6,165,237 Mark belaufen und zu denen noch 275,840 Mark sachliche Kosten, welche der Staat zu tragen hat, hinzutreten. — Die sonstigen sachlichen Kosten werden mit rund 2,610,000 Mark von der Stadtgemeinde aufgebracht.

Die Polizeiverwaltung von Breslau, der zweitgrößten Stadt Preußens, erfordert nur etwa den neunzehnten Theil des Aufwandes, nämlich 347,985 Mark, und die gesammte Polizei Preußens außerhalb Berlins kostet nur 3,260,404 Mark 5 Pf., also etwa die Hälfte der Berliner. In einer Schilderung der modernen Kaiserstadt muß man sich einmal eine solche Zahlenreihe vergegenwärtigen, sie verdeutlicht Einem die Bedeutung und den Umfang der deutschen Millionstadt und die Last ihrer Verwaltung besser als ein langathmiger Foliant.

Die Kanalisation und die Rieselfelder. Bei einer Besprechung der neuesten öffentlichen Musteranlagen Berlins darf das größte Werk der städtischen Verwaltung: die Entwässerung der Stadt und die Rieselfelderwirthschaft, nicht vergessen werden. Es ist dies ein im eigentlichen Sinne gigantisches Unternehmen, welches an Umfang und Eigenartigkeit in keiner Stadt der Erde, selbst in London nicht, gefunden wird und sich dreist mit den größten Ingenieurbauten aller Völker und Zeiten messen kann.

Der Weg zu dieser modernsten Entwässerung Berlins ist ein langwieriger und dornenvoller gewesen. Wer hätte nicht noch von den offenen, stagnirenden Rinnsteinen Berlins gehört, die in der warmen Jahreszeit mephitische Dünste verbreiteten, dennoch aber von dem echten Spießbürger mit einer konservativen Gesinnung vertheidigt wurden, die einer bessern Sache werth gewesen wäre.

Digitized by Google

Sprüchwörtlich konnte man diese traurige oberirdische Entwässerung für Berlin nennen, deren Vorhandensein späteren Geschlechtern so unglaublich, wie uns die Schweineställe vor den Häusern Berlins im 17. Jahrhundert, vorkommen wird und deren Zustand dadurch wenig verbessert wurde, daß man in dieselben aus Schlitzrinnen auf den Bürgersteigen die atmosphärischen Niederschläge und aus den Sammelgruben mittels Zungenrinnsteinen von den Häusern neue Zuflüsse, deren schlimmster Inhalt durch Schlammfänge abgesondert werden sollte, hinzuleitete.

Das Verlangen nach einer allgemeinen und durchgreifenden unterirdischen Entwässerung wurde in dem maßgebenden Theile der Bürgerschaft unter solchen Umständen immer dringlicher, um so mehr, als man sich sagen mußte, daß eine durchgreifende Verbesserung der offenen Rinnsteine bei dem geringen Gefälle, welches man ihnen in der zumeist flachen Stadt zu geben vermochte, unausführbar sei. Die städtischen Behörden waren gleichwol in Verlegenheit, welchem Systeme sie den Vorzug geben sollten, indem die Verantwortlichkeit, welche sie bei ihrer Entschließung übernahmen, nicht blos in der Verausgabung von mindestens 40 Millionen Mark, sondern auch darin lag, ob, bei den eigenthümlichen Verhältnissen Berlins und der Umgegend, die neuen Anlagen nicht schon in absehbarer Zeit sich als nutzlos oder verfehlt herausstellen würden. Eine Abfuhr der flüssigen Stoffe erschien bei deren Massenhaftigkeit unausführbar. Bei dem Vorzuge einer Kanalisation stritten aber die Anhänger verschiedener Systeme aus technischen Gesichtspunkten mit großer Heftigkeit gegen einander.

Das einfachste Mittel wäre gewesen, die Abwässerungen und leichteren Abgänge herauszupumpen oder herauszuschwemmen; hier stellte sich aber das Hinderniß in den Weg, daß die Unterspree und die Havel gar nicht in der Lage waren, diese enormen Unrathmassen ohne die bedenklichsten Uebelstände aufzunehmen. Eine Desinfektion dieser Massen vor der Einführung in die öffentlichen Gewässer erwies sich als unausführbar.

So gelangte man nach den sorgfältigsten Ermittelungen schließlich zu dem System der Abwässerung mit Anlage von Rieselfeldern, wozu in Deutschland die Stadt Danzig und in England einige kleinere Gemeinden Vorbilder, freilich von geringem Umfange, geliefert hatten. Dies System befördert die Hausentwässerungen weit von der Stadt fort auf dazu geeignetes Land, wo die Massen im natürlichen Boden versickern. Diese Methode erscheint als das rationellste System, weil so die ungeheuren Massen an Düngstoffen, welche die Entwässerungen enthalten, der Landwirthschaft nicht verloren gehen, vielmehr im höchsten Maße fruchtbar wirken. Der bekannte, 1873 verstorbene Agrikulturchemiker Justus Freiherr von Liebig hatte in seinen berühmten „Chemischen Briefen" schon vor einem Menschenalter auf die bedenkliche Bodenverarmung hingewiesen, die dadurch allmählich entstehen müsse, daß die in den Abgängen und Abwässern der großen Städte enthaltenen werthvollen Dungstoffe zumeist in die Flüsse und schließlich in die Meere gelangten. So hoffte man alle Vorzüge, welche eine allgemeine Kanalisation Berlins bieten konnte, zu vereinigen und übertrug schließlich dem Baurath James Hobrecht, welcher mit dem Geheimen Oberbaurath Wiebe und dem verdienten Civilingenieur Veitmeyer die nöthigen Vorstudien gemacht hatte, die Ausführung des Riesenwerkes. Denn so muß man das Unternehmen bezeichnen, die vielen Meilen, welche die Straßen Berlins lang sind, mit gewölbten Kanälen zu durchziehen, die stellenweise so

Digitized by Google

breit werden, daß vier Menschen aufrecht neben einander gehen können. Stundenlang kann man in diesen Kanälen, die, mit Kerzen erleuchtet, an die römischen Katakomben erinnern, unter der Erde entlang gehen. Von dem Lärm auf der Straße über sich hört man nichts, nur hier und da mahnt ein dumpfes Rollen daran, daß schwere Lastwagen einem soeben zu Häupten dahinfahren. Die Luft ist in diesen unterirdischen Passagen gut, dennoch fühlt man sich einer gewissen Beklommenheit enthoben, wenn man an einem Einsteigeschacht das Tageslicht wieder begrüßt.

Der bezeichnendste Unterschied von der bisherigen Entwässerung ist der, daß letztere sich im Innern der Stadt, in der Spree und dem Schiffahrtskanal, vollzog, während die Hobrecht'sche Kanalisation nach außen hin entwässert. Zu diesem Behufe ist die Stadt in *fünf einzelne und selbständige Entwässerungsbezirke, Radialsysteme genannt*, zerlegt, von denen jedes eine Pumpstation besitzt, welche mit Dampfkraft die Abwässerungen weit von Berlin fort auf das platte Land zu schaffen hat. Veranschlagt sind die Kosten für Radialsystem I auf 3,731,060 Mark, II auf 5,280,080 Mark, III auf 6,200,000 Mark, IV auf 9 Mill. Mark, V auf 8,625,000 Mark, wozu noch mehrere Hülfsradialsysteme für die Außendistrikte treten werden. Ausgeführt sind Radialsystem III, Friedrich- und Dorotheenstadt, und IV, Alt-Berlin, Friedrich-Wilhelmsstadt und Nachbarschaft.

Am 14. August 1873 wurden die ersten Spatenstiche zur Bauausführung gethan, 1874 die Güter *Osdorf* und *Friederikenhof* 10 km südlich Berlin unweit des Schlachtfeldes von Großbeeren mit $824_{,33}$ ha für 1,365,000 Mark gekauft und für *Rieselwirthschaft* eingerichtet. Sie sind bestimmt, die Radialsystme I bis III aufzunehmen. Für IV und V wurden 1875 die 10 km nordöstlich belegenen Güter *Falkenberg* und *Bürknersfelde* sowie die *Marzahner Hinterpläne*, $736_{,35}$ ha für 975,000 Mark zu Berieselungszwecken erworben, die Erwerbung neuer Rieselgüter wird binnen Kurzem erfolgen.

Diese Güter sind von unzähligen Gräben durchschnitten und in Rabatten getheilt, welche nach dem Oeffnen der Zuleitungen mit den Berliner Abwässerungen berieselt werden und eine erstaunliche Fruchtbarkeit erhalten. Der Gemüsebau hat infolge dessen zum Besten Berlins einen erheblichen Aufschwung genommen. Auch wird fast ununterbrochen Gras, welches den Kühen sehr zuträglich ist, so massenhaft erzeugt, daß sich die Güter der Umgegend auf Milchwirthschaft eingerichtet haben. Als weitere segensreiche Folge ist eine durchgängige Verbesserung der in Berlin verkäuflichen, früher wegen ihrer Verfälschung berüchtigten Kuhmilch bemerkbar, welche besonders Neugeborenen und Päppelkindern — so werden die zumeist mit der Flasche aufgezogenen jugendlichen Weltbürger in Berlin benamset — zugute kommt und die erschreckliche Sterblichkeit unter ihnen bereits ersichtlich vermindert hat.

Ein Besuch der Rieselgüter Osdorf und Friederikenhof, welche von der Station Lichterfelde der Berlin-Anhalter Bahn leicht zu erreichen sind, ist äußerst lohnend und kann nur bestens empfohlen werden.

Straßenbau. Aus den geheimnißvollen Tiefen des unterirdischen Berlin mit seinen Wundern moderner Ingenieurkunst sind wir mittels eines Gully, d. i. eines Einsteigeschachts der Kanalisation, ans Tageslicht gelangt und stehen nun mit dem frohen Gefühl, wieder festen Fuß gefaßt zu haben, auf einer der

Digitized by Go

neueſten Normalſtraßen. Unter Normalſtraßen verſteht die Bauverwaltung Berlins diejenigen Straßen, deren Regulirung, Pflaſterung und Entwäſſerung nach den neueſten Normativbeſtimmungen für die Straßenpflaſterung hergeſtellt iſt.

Während das Pflaſter Berlins früher ebenſo ſchlecht wie ſeine Entwäſſerung war, kann ſich jetzt mit den Normalſtraßen keine deutſche Stadt auch nur entfernt vergleichen, und nur wenige Großſtädte der Erde können theilweiſe mit dem neuen Berliner Straßenpflaſter konkurriren, ſo daß das letztere in der That eine Sehenswürdigkeit der Kaiſerſtadt geworden iſt.

Dieſe Verkehrsverbeſſerung iſt um ſo rühmlicher anzuerkennen, als die Vorbedingungen für ein auskömmliches Pflaſter nirgends ungünſtiger als in Berlin ſind. Unter allen Großſtädten hat Berlin, wie bekannt, den ſandigſten Untergrund und den ſtärkſten Laſtwagenverkehr, namentlich liegen nach beiden Rückſichten hin die Verhältniſſe von London und Paris ungleich günſtiger. Der Berliner Magiſtrat mußte ſich daher, falls er etwas Gutes und Dauerhaftes ſchaffen wollte, vor Allem dazu verſtehen, einen unverrückbar feſten Untergrund für die Straßen zu ſchaffen und dann das beſte Material für die eigentliche Pflaſterung zu wählen. So gilt denn für Berlin recht eigentlich der paradoxe Satz: das theuerſte Pflaſter iſt das billigſte, als zutreffend. Denſelben zur Geltung gebracht zu haben, iſt das Werk des Stadtbaurathes Roſpatt, deſſen Verdienſt um die Straßen und Plätze der Reichshauptſtadt erſt die folgende Generation vollauf würdigen wird.

Nach den Normalvorſchriften wird zunächſt in der Straße durch mittels Dampfwalzen eingeebneter Schuttſteine und Betonlager ein feſtes Gewölbe hergeſtellt und über dieſem auf ſtarker Quarzkiesbettung ein netzartiges Gefüge ſorgfältig behauener Steine eingeſetzt und mit Cement oder Aſphalt befeſtigt. Die Steine I. Klaſſe ſind vollkommene Würfel, bei II. Klaſſe ſind kleine, bei III. Klaſſe noch etwas größere Maßabweichungen geſtattet. Alle übrigen Klaſſen — früher zählte man gegen zehn — ſind verboten. Das beſte Material iſt ſchwediſcher Granit von dem Eilande Tjürkoe bei Karlskrona, daneben werden Steine aus Belgien, Granite von der Donau bei Paſſau und aus Schleſien, Baſalte und andere Hartgeſteine benutzt. Als ſonſtiges Befeſtigungsmaterial findet man vorzüglich Aſphalt aus dem Neuenburger Jura vom Val-de-Travers verwandt, welcher in gepulverter Form aufgetragen und mit heißen Bolzen feſtgeglättet wird, Holzpflaſter und Pflaſter von Eiſen. Welches Material ſich auf die Dauer am beſten bewähren wird, vermag zur Zeit Niemand zu ſagen; daß aber die geräuſchloſen Pflaſterungen, ſelbſt wenn ſie weniger dauerhaft als ihre Nebenbuhler ſein ſollten, ſchließlich die unwiderſtehliche öffentliche Meinung und damit die Zukunft für ſich haben, läßt ſich unſchwer vorausſehen. Nur an neuen Straßen haben die Beſitzer der angrenzenden Grundſtücke und auch dann nur, ſobald ſie bauen, die Koſten der Pflaſterung des halben Dammes nach der Frontlänge zu erſtatten. Für dieſe Berechnung werden Berlins Straßen in zwei Klaſſen getheilt und wird in Hauptſtraßen der Quadratmeter Pflaſterung mit $13\frac{1}{2}$, in Nebenſtraßen mit 11 Mark in Anſatz gebracht, ein Preis, der hinter den wahren Koſten nicht unerheblich zurückbleibt.

Die auf dieſe Weiſe neu hergeſtellten Straßen der XV Abtheilungen des Bebauungsplans haben keine eigenen Namen, ſondern Nummern, die Plätze lateiniſche Buchſtaben, z. B.: Platz A Abth. VIII des Bebauungsplanes, u. ſ. f.

Digitized by Google

Unter solchen Umständen kommen alle Jahre Straßentaufen vor. Die Straßenbenennung wird mit großer Umständlichkeit und mit einer gewissen Feierlichkeit gehandhabt. Sicherlich sind es in erster Linie staatspolitische Gründe, welche das Recht, Straßenbenennungen zu ertheilen, in den drei Residenzstädten Berlin, Charlottenburg und Potsdam zu einem ausdrücklichen Vorbehalt der Krone gemacht haben. Man will eben keine unliebsamen Personen und Ereignisse durch Straßenbenennungen verewigt wissen. Das Vorschlagsrecht geht von den Magistraten jener drei Städte aus, in Berlin ist dasselbe seit einigen Jahren dem Verfasser als Dezernenten übertragen. Der Vorschlag wird dem Polizeipräsidenten mitgetheilt, welcher ihn dem Minister der öffentlichen Arbeiten behufs Vorlage vor dem Könige unterbreitet. Der König verwirft oder bestätigt den Vorschlag mittels Allerhöchster Verordnung.

Eine Musterung der neueren Straßen auf dem Stadtplan von Berlin ergiebt, daß bei der Auswahl der Namen nach bestimmten Grundsätzen verfahren wird. Zunächst finden sich geographische Namen, welche möglichst nach den Himmelsrichtungen, in denen, vom Mittelpunkt Berlins aus gerechnet, die betreffenden Ortschaften liegen und wobei durch den Fluß sowie die großen Bahnhofssysteme, welche in Berlin liegen, Abschnitte und Gruppen gebildet werden. So findet man im Süden die Zossener-, Trebbiner-, Luckenwalderstraße, im Südosten die Wiener- und Görlitzerstraße, im Osten die Memeler-, Warschauer-, Petersburger-, Danzigerstraße, im Norden die Greifswalder- und Swinemünderstraße, im Nordwesten die Lübecker-, Bremer, Flensburgerstraße, im Südwesten die Magdeburger- und Genthinerstraße. Personennamen werden entweder nach ihrem Beruf oder nach zeitgenössischer Zusammengehörigkeit gruppirt. Nahe bei einander finden sich daher im Südwesten die Baukünstler, Bildhauer und Maler Hitzig, Drake, Rauch, Cornelius verewigt, am Kleinen Königsplatz die Staatsmänner und Generäle Bismarck, Moltke, Roon, Hindersin, Herwarth, Prinz Friedrich Karl; bei der neuen Artilleriekaserne und den sonstigen Militärbauten Moabits der Erfinder des Zündnadelgewehrs Dreyse und der Kanonenkönig Krupp; nahe dem Kreuzbergdenkmal Dörnberg und Schill, die beiden patriotischen Vorläufer der Erhebung von 1813; sodann Hardenberg, Tauenzien, Blücher, Bülow, Nostiz, York, Gneisenau, Kleist, während die Schlachten von 1813 daneben gefeiert werden: Kulm, Nollendorf, Hagelsberg, Dennewitz, Großbeeren, Katzbach. An Friedrich's des Großen Zeit erinnern dort Schwerin und Keith, an die Kurfürstenzeit die Namen Kurfürsten-, Froben-, Burggrafen- und Landgrafenstraße. Mit stolzen Namen werden gern die Plätze bezeichnet: Arcona-, Vineta-, Teutoburger-, Arminius-, Hansaplatz. Nur eine Klasse von Benennungen, nach staatspolitischen Ereignissen, fehlt Berlin wie wol allen deutschen Städten: wir finden keinen Aufklärungs- oder Freiheitsplatz, keine Konstitutions- oder Verfassungsavenue, keine Straße des 2. Dezember u. dgl. mehr. Dies öffentliche Kokettiren mit der innern Politik scheint bislang eine Angewohnheit und Eigenartigkeit der „lateinischen" Rasse zu sein. —

Vom Stadthaushalt und Regiment der Millionstadt, da er jeden Deutschen interessirt, folgende kurze Angaben. Die Einnahmen und Ausgaben balancirten in dem Etatsjahre vom 1. April 1880 bis dahin 1881 mit je 39,107,289 Mark. Das von der Stadt besessene, durch die Kämmerei verwaltete Gemeinde-

Digitized by Google

vermögen ist verhältnißmäßig gering und gab in dem bezeichneten Etatsjahr nur 687,664 Mark Ertrag. Die übrigen 32,968,021 Mark sind durch Steuern aufgebracht; da solche bekanntlich von Niemand gern gezahlt werden, klagt auch der Berliner über dieselben; auf der andern Seite kann man aber bei den verschiedensten Gelegenheiten den Stolz der Bürgerschaft hören, daß sie mit ihrer Steuerkraft fast ausschließlich das gewaltige Gemeindewesen erhält. Gewiß rühmlich ist es, daß die Hauptlast aus dem Schulwesen entspringt, welches 7,492,597 Mark erfordert, daß hiernächst die Sorge für die bauliche Instandhaltung der Stadt mit 5,188,239 Mark, dann die äußere Armenpflege mit 4,934,769 Mark folgt, zu der noch für Krankenpflege und Gesundheitswesen 1,851,997 Mark hinzutreten. Für 1881—82 ist der Etat mit rund 41 Mill. Mark veranschlagt. Ein Defizit hat die Stadt trotz der auf die Gründerperiode folgenden schweren Zeit bis jetzt glücklicherweise nicht zu verzeichnen gehabt.

Vom Stadtregiment sei mitgetheilt, daß dasselbe vom Magistrat als Vertreter der Gemeinde nach außen hin geführt wird, während das wichtige Geldbewilligungsrecht der Stadtverordnetenversammlung zusteht. Die Verfassung des Magistrats ist kollegialisch, derart, daß auch der Oberbürgermeister und der Bürgermeister nur einfaches Stimmrecht haben, daneben sitzen im Magistrate 2 Syndici, 13 Stadträthe, 2 Stadtschulräthe und 2 Stadtbauräthe, sämmtlich besoldet, ferner 17 unbesoldete Stadträthe, im Ganzen 34 Magistratsmitglieder. Die Stadtverordnetenversammlung besteht aus einem Vorsteher, seinem Stellvertreter und 122 Stadtverordneten, sämmtlich unbesoldet. Im Vergleich zu allen übrigen Städten Deutschlands ist diese Zahl von Verwaltungsmitgliedern eine äußerst geringe, sie beweist, ein wie großes Arbeitsfeld beiden Körperschaften anheimfällt und spricht für die Energie und die opferfreudige Hingebung derselben. Dem Magistrat sind nur wenige Geschäftszweige noch vorbehalten, die meisten Angelegenheiten werden in Verwaltungsdeputationen erledigt, die zu $^1/_3$ aus Magistratsmitgliedern, zu $^2/_3$ aus Stadtverordneten bestehen; außerdem wirken gegen 6000 unbesoldete Bürger als Beamte mit, so daß das gesammte Stadtregiment einen echt volksthümlichen, im besten Wortsinne demokratischen Charakter trägt.

Daß bei unserer Betrachtung der modernen deutschen Kaiserstadt in der in diesem Kapitel geschilderten neuesten Entwicklung der eigentliche Schwerpunkt liegt, wird unserm Leserkreis nicht entgangen sein. Danach ist von dem älteren Berlin nicht mehr viel im Leben und Wesen des jetzigen Geschlechts vorhanden. Die Zeit, wo Berlin eine ruhige Residenz war, wo der Hof, das Militär und die Staatsbehörden die Hauptstadt repräsentirten und gewissermaßen unter ihre Flügel nahmen, die Zeit des landesväterlichen Regiments und der polizeilichen Bevormundung ist hier für immer vorbei. Gleichwol liegt sie erst so wenige Jahrzehnte zurück, daß die völlige Umwandlung der noch lebenden älteren Generation traumhaft vorkommt, ebenso traumhaft wie dem aufstrebenden Geschlecht, welches nicht begreifen kann, wie hier die geflügelten Worte: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und das Dogma vom beschränkten Unterthanenverstand haben entstehen können und wie hier die polizeiliche Erziehung bis zu den Ereignissen von 1848 so weit ging, daß der Gendarm dem Bürger, der strafbarer Weise auf der Straße rauchte, die Cigarre fortnahm und ihn behufs polizeilicher Ahndung obenein auf die Wache führte. Die Staatsregierung hat sich schließlich aber so wenig mehr um die Wohlfahrt

Digitized by Google

Berlins bekümmert, daß sie bei den meisten öffentlichen Einrichtungen ihren Obliegenheiten nur eben so weit, als durchaus nothwendig, nachkam. Wir erinnern hierbei daran, wie in der Zeit, wo der Staatsfiskus noch Herr der Stadt war, also bis zum 1. Januar 1876, fast nichts für die Straßen, Brücken, Promenaden und Parks geschehen ist, wie namentlich die Pflasterung immer schlimmer in Verfall gerieth. Statt daß sonst der Staat etwas zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen that, zahlte und zahlt noch jetzt umgekehrt die letztere dem Fiskus einen namhaften Beitrag zur Unterhaltung des Thiergartens. Den kleinen Thiergarten in Moabit hat der Staat trotz aller Bitten und Vorstellungen abgeholzt und bebaut, den Rest unterhält die Stadt auf ihre Kosten. Die Hasenheide, der einzige Wald im Süden der Stadt auf meilenweite Entfernung, ein beliebter Erholungsort der Berliner, ist dem Verkehr vor Kurzem durch Anlegung riesiger Schießplätze so gut wie entzogen und jedes Angebot der Gemeinde, ihr doch wenigstens einen Theil zur Anlegung eines Parks zu überlassen, rundweg abgeschlagen.

Die enorm schnelle Vermehrung der Bevölkerung, mit der sich selbstredend auch die Zunahme gefährlicher Elemente verbindet, hat außerdem die Reichs- wie die Staatsregierung bestimmt, ihrerseits Berlin gegenüber decentralisirend zu wirken und so viel wie möglich ältere wie neuere öffentliche Institute dem Weichbilde der Hauptstadt zu entziehen. So ist das Reichsgericht nach Leipzig, das Reichsrechnungsamt nach Potsdam gekommen, das Armee-Kadetten-Institut nach Lichterfelde, das Marine-Kadetten-Institut nach Kiel, die polytechnische Hochschule nach Charlottenburg, das große, mit einem Alumnat verbundene Joachimsthal'sche Gymnasium nach Wilmersdorf, das große Strafgefängniß nach Plötzensee, das neue Garnisonlazareth nach Tempelhof verlegt worden, Institute, welche zusammengenommen genügen würden, um durch ihre Einrichtung eine große deutsche Stadt ansehnlichst auszustatten, beziehentlich durch ihre Verlegung bedenklich zu schädigen. An Berlin sind die Maßnahmen spurlos vorübergegangen; von den städtischen Behörden Berlins ist auch nicht in einem einzigen Falle gegen diese decentralisirenden Maßregeln Einsprache erhoben, im Gegentheil haben ihre Vertreter beispielsweise unbedingt für Leipzig als Sitz des Reichsgerichts aus dem richtigen Motive gestimmt, daß der oberste Gerichtshof Deutschlands in einer Stadt sein muß, die nicht Sitz einer fürstlichen Hofhaltung ist, vielmehr nach dieser Richtung hin vollständig unbeeinflußt erscheint.

Diese Maßnahmen legen wir der Regierung nicht als ein Uebelwollen, sondern als einen Akt bewußter Emanzipation aus. Die Centralregierung fühlt, daß die neue Kaiserstadt anfängt, mündig zu werden, und diese will, koste es auch die größten Opfer an Geld und Arbeit, die volle ortspolizeiliche Selbstverwaltung erringen.

Die Wanderung durch die Fabrik- und Kunstgewerksstätten Berlins, durch die meilenlangen belebten Straßen mit ihren Industriepalästen und Schauläden, die Industrieausstellung von 1879, die von der Gemeinde neugegründeten vielfältigen Einrichtungen für die öffentliche Wohlfahrt lehren uns, was Thatkraft und Fleiß, was Selbstbewußtsein und Bürgertugend zu schaffen und zu erhalten vermögen.

Ein solches Gemeinwesen ist zur Selbstverwaltung reif. Möge daher die königliche Regierung die polizeiliche Zuständigkeit der Gemeindeverwaltung und Bürgerschaft vertrauensvoll erweitern. Beide Faktoren werden sicherlich vollauf bemüht sein, das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Wilhelm von Humboldt. J. G. Fichte. | Karl Ritter. | Alexander von Humboldt. Hegel.

Berlin als Pflegestätte der Wissenschaft.

Die philosophische Königin und ihr Zirkel in Charlottenburg. — Die Hochschule und ihre Berühmtheiten (Fichte, Schleiermacher ꝛc.). — Aus der Berliner Gelehrtenwelt (die beiden Humboldt, Karl Ritter, Roon, Dove, Raumer, Ranke, Droysen, Pertz ꝛc.). — Wissenschaftliche Institute. — Aus der Glanzzeit des Berliner Theaters. — Im Verein jüngerer Künstler (Rückblick auf die älteren Maler: Menzel, Hosemann, Steffeck ꝛc.). — Ein Berliner Dichterklub (Franz Kugler, Putlitz, Scherenberg ꝛc.).

Die philosophische Königin und ihr Zirkel in Charlottenburg.

Auf dem Wege von Berlin nach Spandau, unweit des linken Spree-Ufers, lag gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein kleines, aus wendischer Zeit stammendes Fischerdorf Lützen oder Lietzen, welches dem kurfürstlichen Oberhofmarschall von Dobrzynski, der dort ein Landhaus gebaut hatte, gehörte. Bei einer Spazierfahrt gefiel dieser anmuthige Fleck der zweiten Gemahlin des Kurfürsten Friedrich III.; sie kaufte das Gut, und der galante Gemahl ließ es im Jahre 1696 durch den berühmten Schlüter mit einem Schlosse versehen, welches sich durch Anbauten allmählich erweiterte. Der uns schon bekannte Nebenbuhler des großen Baumeisters, der höfisch gewandte Eosander von Göthe, wußte sich schon hierbei durch allerhand Rath und Vorschläge so einzudrängen, daß

Digitized by Google

die Kurfürstin ihn in einem Briefe an den brandenburgischen Gesandten im Haag, Herrn v. Schmettau, ihr „Orakel in Bausachen" nannte. Die Kurfürstin, welche sich, im Gegensatz zu ihrem prunkliebenden Gatten, aus rauschenden Festlichkeiten nicht viel machte, zog um deswillen den Aufenthalt in Lützenburg, wie man das neue Schloß nannte, bald besonders vor.

Am 12. Juli 1700 sah es aber doch überaus glänzend und prächtig hier aus; denn die Kurfürstin gab zur Feier des Geburtstages ihres Gemahls, welcher Tags zuvor den Stiftungsbrief der Sozietät der Wissenschaften in Berlin vollzogen hatte, ein großartiges Maskenfest, zu dem Alles, was Rang und Namen am Hofe, im Heere, im Adel, in der Kunst und Wissenschaft innerhalb der Hauptstadt beanspruchte, feierlich eingeladen war.

Friedrich der Große mißt die Ehre der Gründung jenes Gelehrteninstituts vornehmlich der Kurfürstin und dem großen Philosophen Leibniz*) bei; jene Fürstin, sagt er, habe das Genie eines großen Mannes mit den Kenntnissen eines Gelehrten vereinigt und einen Philosophen wie Leibniz vollkommen zu würdigen gewußt; dieser aber, vom Himmel mit einer der bevorrechteten Seelen bedacht, welche sich den Fürsten gleichstellen, ja mehr als eine Seele habend, sei für sich allein schon eine Sozietät gewesen. Dies Wort ist wörtlich zu nehmen, wenn wir Schwegler folgen, der von ihm sagt: Leibniz war nächst Aristoteles der genialste Polyhistor, der je gelebt. Er verband die höchste, durchdringendste Kraft des Geistes mit der reichsten ausgebreitetsten Gelehrsamkeit. Deutschland hat besondere Ursache, auf ihn stolz zu sein, da er nach Jakob Böhm (gest. 1624) der erste bedeutende Philosoph ist, der den Deutschen angehört: mit ihm ist die Philosophie in Deutschland einheimisch geworden. Leider ließ ihn theils die Vielseitigkeit seiner Bestrebungen und literarischen Unternehmungen, theils seine wandernde Lebensart zu keiner zusammenhängenden Darstellung seiner Philosophie kommen. Er hat seine Ansichten meist nur in kleinen Gelegenheitsschriften und in Briefen entwickelt, größtentheils in dem Lieblingsidiom seiner fürstlichen Freundin, in französischer Sprache. Eine innerlich zusammenhängende Darstellung seiner Philosophie ist daher nicht leicht; seine berühmteste Leistung ist die mit dem materialistischen System des nicht minder berühmten jüdischen Philosophen Baruch Spinoza (gest. 1677) in Widerstreit stehende Monadenlehre.

Leibniz, 1646 zu Leipzig, wo sein Vater Professor war, geboren, hatte ein Wanderleben, meist an Höfen, verlebt. 1672 hatte er in Paris Ludwig XIV. zur Eroberung Aegyptens vergeblich zu bestimmen versucht; hatte dann in London, in Hannover, in Wolfenbüttel, in Wien gelebt und war frühzeitig mit der Prinzessin Sophie Charlotte, der Tochter des Herzogs Ernst August von Hannover, in einen Verkehr getreten, der sich je länger je anregender, liebenswürdiger und vertrauter für beide Theile gestaltete. Der Kurfürst von Brandenburg, für seine Zeit ein fein gebildeter Monarch, wußte ebenfalls die Talente und Verdienste des berühmten Gelehrten zu schätzen, um so mehr, als dessen

*) So schreiben wir mit der Berliner Akademie der Wissenschaften und dem Berliner Magistrat, der dem 1878 eingeweihten neuen Gymnasium den Namen Leibniz-Gymnasium gegeben hat. Der große Philosoph hat sich mitunter auch Leibnitz, sein Vater Leybnitz oder Leybniz gezeichnet. Man nahm es damals selbst mit der Rechtschreibung der eigenen Namen nicht eben genau.

Digitized by Google

Gewinnung für den Berliner Hof demselben einen wissenschaftlichen Stern ersten Ranges verschaffte und dem Herrscher den Ruf eines fürstlichen Mäcens eintrug, wozu der Umstand kam, daß Leibniz als vollendeter Weltmann sich dem höfischen Tone vorzüglich anzupassen, ja sich als Vertrauensperson und Unterhändler vielfach ein diplomatisches Ansehen beizulegen verstand. So hing der Kurfürst mit allem Eifer dem Gedanken nach, die lutherische und reformirte Kirche zu vereinigen, welchen Sophie Charlotte mit dem ganzen ihr eigenen angelegentlichen Eifer aufnahm und ihrem Hofprediger Jablonski 1698 mittheilte, welcher Leibniz für die Sache gewann.

Leibniz bei Sophie Charlotte.

Wenn Letzterer trotz aller Bemühungen jenen Lieblingsgedanken der Hohenzollern, den erst König Friedrich Wilhelm III. durch die Stiftung der evangelisch-unirten Kirche, wenigstens in gewissem Umfange, für Preußen verwirklicht hat, auch nicht auszuführen vermochte, weil die damalige theologische Welt in ihr dogmatisches Parteigezänk viel zu vertieft war, um zu einer Einigung zu gelangen, so gab ihm diese ehrenvolle Mission doch nach außen hin neues Ansehen.

Nun hatte Leibniz seine Stellung zur Kurfürstin benutzt, um sie für den Gedanken der Gründung einer Sozietät der Wissenschaften in Berlin zu begeistern; sie ließ dem Kurfürsten, dem die Idee, besonders mit Rücksicht auf den ähnlichen Vorgang Ludwig's XIV., schmeichelte, keine Ruhe, bis er selbst im März 1700 Leibniz nach Berlin zur weiteren Förderung der Sache einlud. Der Gelehrte wurde mit vieler Auszeichnung aufgenommen und nicht blos zum

Digitized by Google

kurfürstlichen Geheimen Rath, sondern, nach Gründung des neuen höchsten wissenschaftlichen Vereins des Landes, zum Präsidenten desselben ernannt. Später ward die Sozietät in vier Klassen getheilt, wobei der Name Akademie der Wissenschaften zum Vorzug kam, der sich seitdem auch andauernd behauptet hat.

Zu Roß und zu Wagen, auch mit der Treckschute, die am Spree-Ufersaum durch Pferde gezogen ward, strömten die Gäste nach Lützenburg, um sich in dem herrlichen neugeschaffenen Schloßgarten zu ergehen, dessen Entwurf der berühmte Gartenkünstler Le Nôtre und dessen Ausführung der gleichfalls von Paris verschriebene Gärtner Godeau besorgt hatte. In dem reichen Zirkel der philosophischen Fürstin überstrahlte diese selbst alle die zahlreichen anwesenden Damen durch Geist und durch Anmuth der Erscheinung. Alle ihre Zeitgenossen stimmen überein, daß ihre Schönheit außerordentlich gewesen und Ehrfurcht und Bewunderung geboten, der Ausdruck ihrer seelenvollen klaren Züge nur Zuneigung und Vertrauen eingeflößt habe. Der Ritter Toland, auf welchen Paladin ihrer Tafelrunde wir später zurückkommen werden, schrieb von ihr wörtlich: „Was ihre Person anlanget, so ist sie eben nicht so gar lang und schmal, sondern vielmehr etwas stark von Leibe; ihre ganze Bildung ist überaus regulär und ihre Haut sehr weiß und lebhaft; sie hat blaue Augen und kohlschwarze Haare; sie hat sehr gerne schöne Damen um sich, wie denn ihr ganzes Frauenzimmer davon voll ist."

Der Ceremonienmeister v. Besser hatte für den Festtag deutsche Verse gedichtet, die aber nicht sonderlich gefielen; sicherlich mit Recht, denn sie waren steif und gespreizt. Aber nicht deshalb mißfielen sie damals, sondern weil sie deutsche waren und man französischen Schäferspielen und mythologischen Tändeleien in französischer Sprache nach dem Zeitgeschmack stets den Vorzug gab. Deshalb müssen die damaligen Bemühungen Besser's, ebenso des Dichters Canitz, die Muttersprache zur Geltung zu bringen, immerhin anerkannt werden. Leibniz hat uns von dem Feste einen französischen Bericht, aus dem wir Einiges verdeutschen, hinterlassen. Es wurde der Jahrmarkt in einem Dorfe in komischer Maskerade aufgeführt. Der Leiter des Ganzen war ein Herr v. Osten. In dem Dorfe waren allerhand Buden mit ihren Schildern aufgestellt, in denen man unentgeltlich Schinken, Würste, Ochsenzungen, Weine, Limonaden, Thee, Kaffee, Chokolade u. dergl. vertheilte. Der Markgraf Christian Ludwig, Herr von Obdam, Herr du Hamel u. A. saßen in den Buden. Herr v. Osten spielte den Wunderdoktor und hatte seine Harlekins und Hanswürste, unter welche sich der Markgraf Albrecht mischte. Der Doktor hatte auch Tausendkünstler, den Grafen Solms und Herrn v. Wassenaer, bei sich. Als Becherspieler zeichnete sich kein Geringerer als der Kurprinz selbst aus.

Die Bude des Quacksalbers wurde von der Kurfürstin als Doktorin verwaltet. Herr Désaleurs spielte vortrefflich den Zahnbrecher. Bei der Eröffnung des Theaters erschien in feierlichem Aufzuge der Doktor auf einem künstlichen Elefanten, die Doktorin, getragen von ihren Leibtürken, auf einem Stuhl. Die erwähnten sonstigen Personen folgten hierauf; als dieser Zug vorbei war, kamen Hofdamen als Zigeunerinnen unter Anführung der Prinzessin von Hohenzollern, um ein kleines Ballet aufzuführen, in welches sich Andere zum Tanzen hineinmengten. Dann kam der Astrolog mit Brille und Fernrohr. Diese Rolle hatte man Anfangs Leibniz zugedacht, man war aber

Digitized by Google

so taktvoll, dem großen Gelehrten einen Ersatzmann in der Person des Grafen Wittgenstein zu geben. Dieser prophezeite dem Kurfürsten, der aus der nächsten Loge zusah, allerhand Angenehmes. Die Prinzessin von Hohenzollern wahrsagte der Kurfürstin in hübschen deutschen Versen. Herr v. Quirini machte den Kammerdiener der Doktorin. Ein Fräulein der Prinzessin von Hohenzollern hatte Zahnschmerzen; der Zahnbrecher, mit Hufschmiedezangen bewaffnet, riß ihr einen fürchterlichen Zahn von Armeslänge aus, welcher sich nachmals als ein Walroßzahn entpuppte. Der Doktor belobte seinen Zahnbrecher und machte die Versammlung auf die Geschicklichkeit, einen solchen Zahn ohne Schmerzen herauszuziehen, gebührend aufmerksam.

Unter den Kranken, welche Hülfe verlangten, waren die Herren v. Ahlefeld und v. Flemming, die Gesandten Dänemarks und Polens, als Bauern in der Tracht ihrer Heimat gekleidet. Artigkeiten auf das kurfürstliche Paar wurden mitunter in derber Weise eingemischt; so endete Flemming „auf gut Hinterpommersch“:

„Vivat Friedrich und Charlott!
Wer's nicht recht meint, ist ein Hundsfott.“

Jedes schwatzte in seiner Landessprache, so daß schließlich ein wahres Babel entstand.

Zuletzt kam Herr v. Reisewitz, der sächsische Gesandte in Polen, als Stadtphysikus dazu und griff den Wunderdoktor an; dieser vertheidigte sich, zeigte seine Papiere, Pergamente, Privilegien, Atteste der Kaiser, Könige und Prinzen vor. Der Stadtphysikus moquirte sich darüber, wies auf schöne goldene Ehrenmedaillen an seinem und seiner Frau Halse, behauptete, diese durch seine Geschicklichkeit erworben zu haben, und so zog sich der Streit lustig weiter, bis schließlich der Kurfürst selbst in holländischem Matrosenkostüm aus seiner Loge kam und hier und da in den Buden kaufte. Die Versammlung vergnügte sich an diesen harmlosen, mitunter handgreiflichen Scherzen besser als an der prächtigsten Oper.

Um 3 Uhr Morgens kam Leibniz von Lützenburg heim; daß ihm dergleichen auf die Dauer nicht behagte, zeigt eine Bemerkung, welche er an die Kurfürstin Sophie von Hannover schrieb: „Je fais ici une vie que madame l'électrice appelle après moi ein liederlich Leben. Me voilà donc bien dérangé et bien hors de mon élément.“ — Derben, ungezwungenen Schelmereien war Sophie Charlotte eben nicht abgeneigt; es lag das in ihrer Natürlichkeit und Einfachheit, welche sich weder durch die Hofetikette, noch die Strenge des überaus ceremoniösen Gemahls unterdrücken ließ.

Dieser hatte endlich den sehnlichsten Wunsch seines Lebens, die Königskrone zu erlangen, erreicht. Schon am 17. Dezember 1700 begann die Abreise nach Königsberg von Berlin aus, und viele Tage hinter einander folgten, nach der Schilderung Varnhagen v. Ense's, immer neue Abtheilungen des Hofes und seiner Begleitung. Seinem Hange gemäß bot der Kurfürst alle erdenkliche Pracht auf. Er und die Kurfürstin reisten mit ihrem persönlichen Gefolge, 300 Karossen und Rüstwagen, mit Postpferden voran; sie fuhren nur Vormittags, und wo sie ankamen, war prunkvolle Tafel und mannichfache Festlichkeit bis auf den Abend; in zwölf Tagen gelangten sie nach Königsberg. Drei andere Abtheilungen des Hofes, wahren Heereszügen vergleichbar, folgten etwas langsamer nach; außer den mitgenommenen Pferden wurden noch gegen 30,000

Digitized by Google

Vorſpannpferde gebraucht. Am 15. Januar 1701 wurde die öffentliche Bekanntmachung durch Herolde mitgetheilt, daß Preußen zu einem Königreich erhoben ſei; am 17. Januar ſtiftete der König den Orden vom Schwarzen oder dem Preußiſchen Adler und ernannte ſogleich, den Kurprinzen an der Spitze, 18 Ritter. Die feierliche Krönung fand am 18. Januar ſtatt. Der König trat im Ornat aus ſeinen Gemächern in den großen Audienzſaal, ſetzte ſich dort die Krone mit eigenen Händen auf das Haupt, nahm das goldene Scepter und begab ſich in feierlichem Zuge nach den Zimmern der Königin, die ihm mit allen ihren Damen entgegentrat, ſich vor ihm neigte und in dieſem Augenblicke die Krone von ihm aufgeſetzt erhielt.

Sophie Charlotte.

Sophie Charlotte war in Goldſtoff gekleidet, der mit Ponceau-Blumen durchwirkt und an allen Näthen mit Diamanten beſetzt war, die auch den ganzen Bruſttheil dicht bedeckten. Rechts an der Bruſt haftete ein Strauß von lauter Birnperlen, darunter eine beſonders große, alle zuſammen von ungeheurem Werthe. Unter der auf das krauſe Haupthaar geſetzten Krone ſtrahlte ihr liebliches Geſicht, ſo daß mit Recht in einem Bonmot nicht ſowol der Königin zur Krone, als vielmehr der Krone zur Königin Glück gewünſcht wurde.

Der Königin mußte aber doch ſchließlich bei all der Herrlichkeit die Zeit etwas lang werden, weshalb ſie in aller Unſchuld eine vom Zar Peter dem Großen eingetauſchte Schnupftabaksdoſe hervorzog und gemüthlich ein Priſchen nahm. Der König, aufs Höchſte hierüber indignirt, warf ihr nicht blos unwillige Blicke zu, ſondern ſchickte ihr ſofort einen Kammerherrn mit der Mahnung zu, ſie möge des Ortes eingedenk ſein, wo ſie ſich befinde, und des Ranges, den ſie daſelbſt einnähme.

Einige Zeit später reiste die junge Königin in Begleitung der Schwester des Königs, des Markgrafen Friedrich Albrecht, Bruders des Königs, nach Hannover, und auch Leibniz begleitete sie. Als eine Sonderbarkeit wird angemerkt, daß es der Markgraf sich nicht nehmen ließ, höchsteigenhändig als Kutscher den Wagen von Berlin nach Hannover zu fahren, obwol der König dergleichen Excentrizitäten so wenig wie die nach seiner Meinung etwas plebejischen Vergnügungen gut hieß, denen sich Sophie Charlotte nunmehr zur Entschädigung für die in Berlin ausgestandene Langeweile ungenirt hingab. Wie arg es dabei zuging, berichtet uns Leibniz in einem Briefe an die Fürstin von Hohenzollern-Hechingen.

König Friedrich I.

Da dergleichen unter den höchsten und gebildetsten Damen passirte, wird der Leser keinen Anstoß nehmen, die Erzählung vielmehr als ein kulturgeschichtliches Bild der damaligen Zeit ebenso unbefangen auffassen. Es wurde das Gastmahl des Trimalchio von dem römischen Dichter Petronius, einst dem Vergnügungskommissar Kaiser Nero's, aufgeführt. Den Trimalchio spielte der Raugraf, seine Gemahlin Fortunata wurde von der geistreichen Vertrauten Sophie Charlottens, dem Fräulein v. Pöllnitz, gegeben. Für die Gäste, unter denen die Königin selbst, der Kurfürst von Hannover und der Herzog Ernst August waren, standen Polsterlager bereit. Trimalchio betrank sich in Ungarwein und stand dann und wann sehr ungenirt auf, um sich zu erleichtern. Außerdem wurde ihm überall ein riesiges Nachtgeschirr nachgetragen, von dem er behauptete, es wäre das des Bacchus, welches dieser einem Giganten an den Kopf geworfen habe, als die Riesen unter Anführung des Encelades den Olymp stürmen wollten.

Digitized by Google

Es sollen noch tollere Dinge vorgefallen sein, wenigstens hinterbrachte man dem König Friedrich I. so viel, daß er in großen Zorn gerieth und ein volles Jahr kaum mit seiner Gemahlin verkehrte. Gleichwol wäre es thöricht, auf die Königin dieserhalb einen Stein zu werfen; denn noch später unter König Friedrich Wilhelm I. wurden Fastnachtsspiele und Hanswurstiaden vor dem Hofe aufgeführt, die von argen, fast lebensgefährlichen Schalksstreichen und groben Unflätigkeiten geradezu wimmelten. Das Volk war damals eben in allen Kreisen noch an eine überderbe Kost gewöhnt.

Daneben finden wir bei der wunderbaren Frau den Sinn für das Tiefste und Höchste derartig ausgebildet, daß der Name der philosophischen Königin keine Uebertreibung enthält. Von ihren Kenntnissen zeugt es, daß sie den berühmten Polyhistor Carpzov in Leipzig in einem Buchladen in nicht geringe Verwirrung brachte, indem sie sowol den Namen als dem Inhalte nach viel mehr neue Bücher anzuführen wußte, als jener Gelehrte. Desgleichen wird erwähnt, daß sie früher einem Gelehrten eine Stadt richtig in Afrika anwies, die er aus Unwissenheit nach Asien versetzte. Mit dem berühmten Marschall v. Schomberg und anderen ausgezeichneten französischen Refugiés verkehrte sie häufig und bediente sich des Französischen so gut, daß einer der Flüchtlinge frug, ob sie auch Deutsch verstünde. Ihr verdankt Berlin die Einrichtung einer Sternwarte und eines eigenen Kalenders. Diese Vorliebe für Wissenschaftlichkeit bewog sie, vertrauliche Gesellschaftstage einzurichten, wo die lästige Hofsitte aufgehoben war und die Damen, zur Vermeidung allen Aufwandes, in einfacher schwarzer Kleidung erschienen; auch Gelehrte und sonst nicht Hoffähige fanden hier Zutritt. Neben Leibniz, Kanitz, Besser, Schomberg finden wir den alten Feldmarschall Derfflinger bei ihr, der sich vom Schneidergesellen zur höchsten militärischen Stellung aufgeschwungen, sich zwar nicht durch Gelehrsamkeit auszeichnete, aber einen gesunden Mutterwitz besaß und auch ein gefälliges Benehmen an den Tag legte. Daneben die Minister und Geheimräthe Otto v. Schwerin, v. Meinders, v. Fuchs, Eusebius v. Brand, Christoph Graf v. Dohna, den Gelehrten Ezechiel v. Spanheim. Wir finden hier den Dichter Abbate Mauro, den Komponisten Attilio Ariosti, unter dessen Leitung sich die Fürstin in der Musik und in der Komposition vervollkommnete. Sie spielte und sang mit Fertigkeit und Anmuth die Werke der verschiedensten Meister, besonders des damals berühmten Corelli. Der jugendliche Händel kam damals nach Berlin, spielte mehrmals am Hofe und ward von Ariosti ausgebildet. Unter den Sängern finden wir dort den kaiserlichen Sänger Ballarini, ferner Antonio Tosi, Paolina Fridelin, Regina Schönaes, unter den plastischen Künstlern Schlüter, Jacoby und den berühmten Medailleur Faltz.

Besonders fühlte sich die königliche Philosophin durch theologische Studien angezogen; der reformirten Konfession mit Frömmigkeit zugethan, bethätigte sie doch Freisinnigkeit und Toleranz bei jeder Gelegenheit. Eine besondere Unterhaltung gewährte es ihr, Gelehrte oder Geistliche verschiedener Konfessionen sich über dieselben aussprechen zu lassen. Je heftiger die Theologen aneinander geriethen, um so ruhiger, mit feiner Ironie, verhielt sich Sophie Charlotte. So weiß sie uns Ergötzliches zu berichten über die Disputation, welche der schon erwähnte Freigeist John Toland mit dem

Digitized by Google

strenggläubigen französischen Geistlichen Beaufobre hatte. Der Streit ward so heftig, daß die Königin interveniren mußte. Ein ähnliches dialektisches Turnier ließ die Letztere zwischen ihren französischen Hofpredigern, dem genannten Beaufobre und Lenfant einer- und dem Jesuiten Vota andererseits stattfinden, welcher Beichtvater des Königs Johann Sobiesky von Polen war, natürlich wiederum, ohne daß ein Theil den andern irgendwie überzeugte. Auch die berühmteste theologische Schrift von Leibniz, seine „Theodicee", ist, wie er selbst zugiebt, wesentlich den Anregungen Sophie Charlottens entsprungen. Unter Theodicee wird der Versuch verstanden, den Glauben an die Vorsehung und göttliche Weltregierung gegen die Einwürfe aufrecht zu erhalten, welche in dem Vorhandensein des natürlichen Uebels und des sittlich Bösen gegen die Güte und Gerechtigkeit Gottes zu liegen scheinen. Leibniz' Buch handelt: „Ueber die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Bösen"; Leibniz und seine philosophische Schülerin stellen hier das Uebel und das Böse als eine nothwendige und unvermeidliche Folge, ja geradezu als Ausdruck der Beschränktheit der geschaffenen Welt dar: letztere sei nicht absolut, sondern relativ, d. h. unter allen möglichen Welten, welche Gott habe schaffen können, die beste.

Daß diese eingehende und unermüdliche Anregung von höchster Stelle und die Bemühungen, Kunst und Wissenschaft, Philosophie und Religion, heitere und schöngeistige Lebensart zu pflegen, auf die gebildeten Elemente Berlins mächtig einwirken mußten, läßt sich denken und ist durch den Verlauf der Geschichte Berlins bestätigt worden. Von dieser Zeit hat das für Berlins Bevölkerung charakteristische kritische Wesen, jener freigeistige, witzelnde Ton, seinen Anfang genommen, welcher durch das hausbackene, strenge Regiment Friedrich Wilhelm's I. nur wenig eingedämmt, unter dem Regime des Philosophen von Sanssouci sich alsbald wieder Bahn brach und von da ab immer mehr vertiefte. Für die damalige Zeit und unter den damaligen Verhältnissen hatte der Vergleich des Volksgeistes in der Stadt an der Spree mit dem, der einst in der leichtlebigen, geistreichen Stadt am Illissos herrschte, etwas Verlockendes; und der Berliner hört seitdem den Namen „Spree-Athen" für seine Vaterstadt so gern, wie der Königsberger seit Kant für seine Heimstätte den Namen „Stadt der reinen Vernunft".

Auch praktisch hat Sophie Charlotte ihre Fürsorge für Berlin vielfach bethätigt. Als Kurprinzessin hatte sie den großen Garten am rechten Spree-Ufer geschenkt erhalten, welcher von dem Schloß Monbijou den Namen führt und damals so ausgedehnt war, daß der größte Theil der jetzigen Spandauer Vorstadt, sowie ein Theil der Dorotheenstadt dazu gehörte, ebenso der den Invaliden gehörig gewesene und deshalb so genannte Stelzenkrug, und ein schönes Vorwerk mit einer Meierei. Im August 1691 parzellirte sie den Acker in Feldereien, welche sie an Berliner Bürger zu Baustellen und Gärten verschenkte oder gegen einen geringen Grundzins austhat. So entstanden neue Straßen und freundliche Gärten, bis die Fürstin im Jahre 1700 die Stellen in der Stralauer Vorstadt als die letzten vergeben hatte. Alles dies bewirkte, daß auch das untere Volk Sophie Charlotte aufrichtig verehrte; um es kurz zu sagen: mit Ausnahme der Königin Luise hat keine brandenburgisch-preußische Herrscherin solche Liebe besessen.

Wir können uns nicht versagen, noch über den Tod der Königin, welcher ihr Leben würdig beschloß, kurz zu berichten. Aus politischen Beweggründen

Digitized by Google

trat sie am 12. Januar 1705 eine Reise nach Hannover an, wobei sie ihrem besorgten Gemahl verschwieg, daß sie bereits bedenklich halsleidend war. Die rauhe Jahreszeit verschlimmerte das Leiden; gleichwol suchte die Fürstin, durch Willensstärke das körperliche Leiden noch längere Zeit zu unterdrücken, bis sie selbst am 1. Februar erkannte, daß es mit ihr zu Ende ginge. Pöllnitz erzählt, der französische Prediger von La Bergerie, den sie gern mochte, sei hereingetreten, um ihr mit seinem geistlichen Amt in den letzten Stunden beizustehen; sie habe ihn mit den Worten begrüßt: „Man erkennt seine Freunde in der Noth; Sie kommen, mir Ihre Dienste anzubieten in einer Zeit, wo ich nicht mehr im Stande bin, etwas für Sie zu thun; ich danke Ihnen dafür!“ — Als er geistlichen Trost versuchte, sagte sie: „Ich habe seit 20 Jahren der Religion ein ernstliches Studium gewidmet und mit Aufmerksamkeit die Bücher gelesen, die davon handeln. Mir ist kein Zweifel übrig, Sie können mir nichts sagen, was mir nicht bekannt wäre; ich kann Ihnen versichern, daß ich ruhig sterbe.“ Der anwesende Wundarzt l'Estoc erinnerte sie, daß sie durch Sprechen ihr Uebel verschlimmere. „So leben Sie denn wohl, Herr von La Bergerie!“ sagte sie noch zuletzt, „l'Estoc schilt, er will nicht, daß ich spreche. Ich sterbe als ihre gute Freundin.“ Sie wiederholte auch mehrmals die Versicherung, daß sie mit Gott sehr wohl stehe. Nachdem sie darauf einige Stunden still verbracht, nahm sie wieder das Wort und sagte zu Fräulein von Pöllnitz: „Ach, wie viele unnütze Ceremonien wird man für diesen Körper anstellen!“ Und als sie ihre Freundin in Thränen zerfließen sah, fuhr sie fort: „Was weinen Sie? Dachten Sie, ich sei unsterblich?“ Sie segnete hierauf Alle, welche ihrem Dienste angehörig, in Thränen ihr Bett umstanden, und sagte ihnen Lebewohl; noch zuletzt rief sie ihren beiden Kammertürken zu: „Adieu Ali! Adieu Hassan!“ Einige Augenblicke später reichte sie ihrem Bruder, dem Herzog, die Hand, und sagte: „Adieu, mein lieber Bruder! ich ersticke.“ — Das Geschwür im Halse barst, die philosophische Königin war todt! —

Der König ward bei der Todesnachricht ohnmächtig, der Schmerz brachte ihn fast von Sinnen. Gleichwol tröstete er allmählich sich mit den „Ceremonien“, auf die Sophie Charlottens klarer Geist angespielt hatte. Die Begräbnißfeierlichkeiten wurden mit fast übertriebener Pracht veranstaltet. Der Katafalk im Berliner Dom kostete allein 240,000 Mark.

Lützenburg erhielt den Namen Charlottenburg und ward später königliche Residenzstadt. Fast ist es zu verwundern, daß eine Ehrenschuld dieser sonst so rührigen Nachbarstadt Berlins — der großen Königin ein Denkmal zu setzen — bis jetzt noch immer nicht abgetragen ist.

Digitized by Google

Königliche Universität.

Die Hochschule und ihre Berühmtheiten.

„Der Ganzheit, Allheit, Einheit,
Der Allgemeinheit
Gelehrter Weisheit,
Des Wissens Freiheit
Gehört dies königliche Haus!
So leg' ich euch die goldenen Worte aus:
Universitati Litterariae."

Clemens Brentano.

Das rege geistige Treiben Berlins, zu welchem Leibniz und die philosophische Königin den Grund legten und welches durch die unter Friedrich II. erfolgte Neubelebung der Akademie der Wissenschaften frischen Ansporn erhielt, hatte es von selbst mit sich gebracht, daß eine namhafte Anzahl vorzüglicher Gelehrter in Berlin beständig verweilten, von denen viele öffentliche Vorlesungen hielten. Diese waren in den höheren Ständen sehr beliebt und wurden geradezu Modesache, namentlich als Mitglieder des königlichen Hauses dieselben zu besuchen begannen. Hierzu kamen die großen Staatsinstitute in Berlin, außer der erwähnten Akademie vorzüglich die medizinischen Anstalten, welche sich eines großen Rufes und Besuches erfreuten. Wiederholentlich war schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Errichtung einer eigenen Universität vorgeschlagen, immer aber an Bedenken gescheitert, die darin gipfelten, daß gerade die Residenz mit ihren Zerstreuungen der ungeeignetste Platz für Musensöhne sei.

Digitized by Google

Die kriegerischen Ereignisse im Beginn des 19. Jahrhunderts ließen jene Idee vorerst nur noch mehr in den Hintergrund treten, und in der ersten Betäubung nach der Katastrophe von 1806, welche den Staat auf die Hälfte seines Besitzstandes reduzirte und mit unerschwinglichen Kontributionen belastete, schien vollends jede Aussicht auf eine Berliner Hochschule geschwunden: denn woher die Mittel nehmen, da das Staatswesen in seinem vorhandenen Umfange kaum erhalten werden konnte? Dennoch reifte gerade damals, in der trübsten Zeit Preußens, in großen und muthigen Geistern, welche an einer Wiedererhebung Deutschlands nicht verzweifelten, der erhabene Entschluß, Das, was Preußen materiell verloren, vorerst auf ideellem Gebiete wieder zu erringen. Für eine medizinische Fakultät, desgleichen für eine theologische waren die Kräfte in Berlin selbst vorhanden. Für die philosophische Fakultät hatte man mit drei Sternen ersten Ranges, dem Historiker Johannes Müller, dem Dichter Friedrich Schiller und dem Naturforscher Alexander v. Humboldt, Verbindungen angeknüpft. Außerdem veranstaltete der Philosoph und Freigeist Johann Gottlob Fichte, welcher Professor in Erlangen war, des Winters philosophische Vorträge vor einem gemischten Publikum. So hielt er im Winter 1807 auf 1808, während ein französischer Marschall Gouverneur von Berlin war und seine Stimme oft von den durch die Straßen ziehenden feindlichen Trommeln übertäubt wurde, seine zündenden „Reden an die deutsche Nation".

Gleichzeitig betrieb Fichte in Verbindung mit dem berühmten, nicht minder freisinnigen Theologen und Kanzelredner Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher (geb. 1768, gest. 1834) und dem ebenso geschätzten Philologen Friedrich August Wolf die Errichtung einer Hochschule in Berlin in Wort und Schrift auf das Ernstlichste. Aeußerlich kam als begünstigend der Umstand hinzu, daß die Universität Halle durch Napoleon I. geschlossen war und hervorragende Professoren der Universität zu Frankfurt a. O. auf deren Verlegung nach Berlin drangen, sowie daß die Franzosen, welche die geistigen Bewegungen in der Hauptstadt argwöhnisch überwacht hatten, Berlin am 3. Dezember 1807 verließen, während gerade der rechte Mann an die Spitze des Unterrichtswesens berufen wurde. Dies war Alexander v. Humboldt's ebenbürtiger Bruder Wilhelm (geb. 1767, gest. 1835). Gleich groß als Gelehrter wie als Beamter — Rudolf Köpke nennt ihn einen Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinnes — wußte er den noch immer unschlüssigen König zum Entschluß zu drängen. Am 16. August 1807 erließ Friedrich Wilhelm eine Kabinetsordre an die Minister v. Altenstein, Graf zu Dohna und Beyme, welche Humboldt's Anträge mit dessen eigenen Worten bewilligte: 1) Errichtung einer Universität in Berlin und deren Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften, der Künste und anderen für den akademischen Unterricht geeigneten Instituten. 2) Dotirung der Hochschule mit 450,000 Mark jährlich. 3) Ueberweisung des Palais, welches dem 1802 verstorbenen Prinzen Heinrich gehört hatte, und das bereits zur Anlage — man höre — einer Bierbrauerei bestimmt gewesen war. Es ist dies nicht blos eines der imponirendsten Gebäude, sondern es hat geradezu die schönste Lage in Berlin, an einem freien Platze gegenüber dem Opernhause und der Staatsbibiothek, jetzt auch dem einfachen Palais des Deutschen Kaisers. Die von Wolf und Buttmann vorgeschlagene Inschrift lautet: Universitati litterariae Fridericus Guilelmus III. rex. A. CIↃIↃCCCVIIII.

Digitized by Google

Clemens Brentano ließ die Studenten zur Feier der Eröffnung am 15. Oktober ein Lied singen, in dem es heißt:

„Glück auf, Glück auf! Viktoria!
Es ist im Vaterlande,
Ein Musenberg voll Gloria
Mit Gottes Gunst entstanden";

und dann die Lehrenden:

„Frei ist die Seele, frei! — — —
Wir wecken dich und zeigen treulich dir,
Was wir von ew'ger Wahrheit selbst erkannt,
Und zeigen dir, wie uns das Licht verwandt;
So ist der freien Lehre freier Brauch,
Wir wollen euch zu lernen lehren!"

Ein schönes Wort, das der Dichter, wie Köpke treffend ausführt, selbst bald vergaß; die neue alma mater ist diesem Zeugnisse treuer geblieben als Brentano. Außerdem erschienen zwei Begrüßungsgedichte, sonst erhob sich keine Stimme; keine feierliche Einweihung, keine Aufzüge, kein studentischer Wichs. Die Zeit war zu ernst.

Rektor ward der tüchtige Jurist Schmalz, der sich später durch seine bureaukratischen Anschauungen verhaßt machte, Dekane waren für die theologische Fakultät Schleiermacher, für die juristische Biener, für die medizinische der weit bekannte Arzt Hufeland, für die philosophische Fichte, der von Michaelis 1811—12 Rektor wurde. An sonstigen Größen der ersten Jahre heben wir hervor unter den Gottesgelehrten Marheineke, de Wette und Neander, unter den Rechtsgelehrten Eichhorn und Göschen, unter den Heilkünstlern Reil, Rudolphi und Gräfe sen., aus der philosophischen Fakultät Solger, die Philologen Böckh und Bekker, die Naturforscher Weiß und Lichtenstein.

Geraume Zeit dauerte es, ehe die Studenten sich in den für Berlin passenden Ton fanden; durch das burschikose, auf den kleineren Hochschulen übliche Wesen geriethen sie Anfangs mit den Bürgern, Handwerkern und dem Militär in solche Konflikte, daß der König selbst sich zu scharfen Verordnungen genöthigt sah. Allmählich gewöhnten sich aber die Musensöhne an Berlin und die Berliner an die Studentenschaft. Ein spezifisch studentisches Wesen hat sich freilich in Berlin nie entwickelt, dafür ist die Stadt immer zu groß, ihre geistige Luft immer zu scharf gewesen. Der Berliner Student, dessen Geldbeutel es irgend leisten kann, geht daher wenigstens auf ein Semester nach einer „echten" Studentenstadt. Vollständig söhnten sich die Berliner durch die hochherzige Betheiligung der akademischen Jugend in den Freiheitskriegen mit diesen aus. Im Frühling 1813 leerten sich die Hörsäle; was irgend Waffen zu tragen im Stande war, trat unter die Fahnen. Zündend wirkten die Schwertlieder Theodor Körner's:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht
Und deutscher Wein erquickt dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!"

Digitized by Google

Gegen solchen Aufruf konnte Niemand taub bleiben, und wehe ihm, wär' er taub geblieben, die allgemeine Verachtung hätte ihn unmöglich gemacht. Dieterici berichtet: „Man fragte sich in den Hörsälen nie: wirst du dienen? sondern nur: wo wirst du dienen? zu welcher Waffe wirst du gehen? Auch hier galt, was Niebuhr am 13. Februar schrieb: „das Gedränge der Freiwilligen, die sich einschreiben lassen, ist heute so groß auf dem Rathhause, wie bei Theuerung vor einem Bäckerladen." Alle diese jugendlichen Gemüther waren, um Köpke's Worte zu gebrauchen, erfüllt von einem Kampfesdurst des reinsten und idealsten Inhalts. Nicht besser kann er geschildert werden als mit den einfachen Worten, welche der Theolog Friedrich Wilhelm Sachse an seinen Bruder, der ebenfalls zu den Fahnen geeilt war, in diesen Tagen schrieb: „Sei fromm und vertraue Gott; der Einzelne muß untergehen, damit das Ganze hervorgehe. Sterbliches wird gesäet und Unsterbliches blüht daraus hervor; wir wollen uns opfern für das Vaterland, damit aus edlem Samen edle Früchte hervorgehen!" — Nicht minder ergreifend ist der Bericht jenes Schülers von Fichte, Friedrich Wilhelm Schultze, dem Fichte's Religionslehre, die er im Tschako bei sich trug, in der Schlacht bei Dennewitz ein rettender Schild gegen die tödliche Kugel ward, die in das Buch einschlug und in dem Blatt haften blieb, wo es hieß: „Denn Alles, was da kommt, ist der Wille Gottes mit ihm und d'rum das Allerbeste, was da kommen konnte."

Fichte selbst griff zu den Waffen, und noch ist ein zeitgenössisches Bild vorhanden, welches den Edlen darstellt mit der großen Brille, den langen Haaren, dem unmilitärisch vorgeschobenen Leibe und den etwas schwächlichen Beinen, Pistolen im Gürtel, in der Rechten einen mächtigen Sarraß haltend. Seine Gattin, welche sich bei der Pflege der Verwundeten ein Nervenfieber zugezogen hatte, genas, während der Philosoph dem Lazarethtyphus im noch nicht vollendeten 52. Lebensjahre am 28. Januar 1814 unterlag. Auch andere Dozenten griffen zu den Waffen oder unterstützten die Ausrüstung von Freiwilligen. Die eiserne Gedenktafel in der Aula weist 43 Studirende nach, die im Kampfe geblieben oder an den Wunden und Strapazen starben. Der größte Antheil kam hiervon, was ausdrücklich hervorgehoben zu werden verdient, auf die evangelischen Theologen. Viele Berliner Studenten erhielten das eiserne Kreuz für bewiesene Tapferkeit. Während 1813 im Ganzen 28, 1814 29, 1815 70 Studenten vorhanden waren, hob sich die Zahl 1818 schon auf 1181. Die größte Besuchsziffer aus früherer Zeit weist dann das Wintersemester 1833—34 auf: 2561 Studenten.

Diese Höhe ist erst kürzlich wieder erreicht und während mehrerer Jahre in der Besuchsziffer Berlin durch Leipzig überflügelt worden, für dessen altberühmte Hochschule die Regierung, vor Allem aber die Dozentenschaft unausgesetzt nach allen Richtungen hin thätig ist. Im preußischen Abgeordnetenhause sind neuerdings harte Worte gegen die hauptstädtische Universität verlautet; es steht uns nicht an, selbst wenn ein Körnchen Wahrheit darin sein sollte, auf die persönlichen Anspielungen einzugehen. Jedenfalls haben diese Ausstellungen sachlich das Gute gehabt, daß das Kultusministerium durch Verbesserung und Neuschaffung von Instituten für die Hochschule in den letzten Jahren Außerordentliches geleistet hat. Wir erinnern an die Universitätsbibliothek, das physikalische, physiologische und pharmakologische Institut, das Herbarium, die klinischen Anstalten, welche mit reichsten Mitteln umgestaltet oder neugeschaffen worden sind.

Digitized by Google

Aus der Berliner Gelehrtenwelt (die beiden Humboldt, Karl Ritter, Roon, Dove, v. Raumer, Ranke, Pertz, Droysen u. s. w.). Die Berliner Gelehrtenwelt stand und steht zur Universität und Akademie sowie zu den vielen wissenschaftlichen Vereinen Berlins, welche für dessen geistiges Leben stets von größter Bedeutung gewesen sind, in innigster Beziehung. Die beiden Gebrüder v. Humboldt, welche niemals Universitätsprofessoren waren, wurden als wissenschaftliche Leuchten der Hauptstadt bereits erwähnt. Alexander, welcher von 1799—1804 einen großen Theil des spanischen Südamerika, außerdem besonders Mexiko bereist und erforscht, auch im Jahre 1829 auf russische Staatskosten eine nicht minder erfolgreiche Reise nach dem nördlichen Asien, Ural und Altai, der chinesischen Dsungarei und dem Kaspischen Meere unternommen hatte, widmete sich nachmals vorzüglich dem Hauptwerke seines Lebens, dem „Kosmos", Entwurf einer physikalischen Weltbeschreibung, welche die Resultate seiner reichen literarischen und eigenen naturkundlichen Forschungen zu einem einheitlichen System zusammenfaßt. Einer seiner Biographen sagt: „Humboldt hat die Aufgabe glücklich gelöst; sein Werk bildet ein Glaubensbekenntniß über das All der Schöpfung, wie dasselbe in dem Geiste des umfassendsten Naturforschers hat entstehen können. Kein Buch im Gebiete des Naturwissens hat je solchen Erfolg gehabt, so mächtig eingewirkt auf alle Stände; das Studium der Natur ist durch ihn in ganz neue Lebenskreise eingeführt worden.*)" Auch durch edle, eigenartige Sprache zeichnet sich, wie die 1808 erschienenen „Ansichten der Natur", Humboldt's Kosmos aus; er ist in alle europäische Sprachen übersetzt und hat eine eigene weitschichtige Literatur hervorgerufen. Am 6. Mai 1859 starb Alexander v. Humboldt in seinem 90. Lebensjahre, bis zum letzten Augenblicke geistesfrisch.

Neben Humboldt wird gern, oft, man möchte sagen in Einem Athem, der Name des berühmtesten deutschen Geographen, Karl Ritter, genannt. Am 7. August 1779 zu Quedlinburg geboren, hatte er sich durch sein Hauptwerk: „Die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und Geschichte des Menschen" an die Spitze der deutschen Geographen gestellt und ward bald die Seele der am 7. Juni 1828 begründeten Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, zu welcher gleich anfänglich Direktor K. F. Klöden, Prof. Berghaus, Prof. Zeune, Adalbert v. Chamisso, der Kartograph Reymann, Baeyer, Präsident des Centralbureaus der europäischen Gradvermessung, der berühmte Geologe Leopold v. Buch, der Astronom Encke, der Direktor des Zoologischen Museums Lichtenstein, der später als Feldherr in den Feldzügen von 1864 und 1866 ausgezeichnete Vogel v. Falkenstein, später auch der nachmalige Kriegsminister und Reorganisator der preußischen und deutschen Armee v. Roon gehörten. Die Bedeutung dieser Gesellschaft ist weit über Berlin hinausgegangen, indem sie die Anregung zur Bildung einer Reihe ähnlicher Vereine in ganz Deutschland wurde. Von ihr hat sich im weiteren Verlaufe (1869) die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, unter Virchow als Anthropologen und Bastian als Ethnologen, abgelöst, ferner die Afrikanische Gesellschaft und im Jahre 1878 der

*) Wir schalten ein: bis auf Darwin's spätere Schriften, von denen wieder eine neue Epoche der Naturbetrachtung datirt.

Digitized by Google

Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande. Unter sonstigen späteren Mitgliedern jener Muttergesellschaft seien noch folgende erwähnt: Heinrich Wilhelm Dove, der Begründer der modernen Meteorologie (Witterungskunde), unter den Entdeckungsreisenden die Afrikaforscher Heinrich Barth, Georg Schweinfurth, Nachtigal und Gerhard Rohlfs sowie Professor Lepsius, der auf Kosten Friedrich Wilhelm's IV. die Alterthümer Aegyptens erforschte.

Wir wenden uns der Geschichtsforschung zu, welche in Berlin ausgezeichnete Vertreter zählt. Es genüge, an Leopold v. Ranke, Friedrich v. Raumer, Gustav Droysen und Heinrich v. Sybel auf dem Gebiete der neueren europäischen, der deutschen und preußischen Geschichte, sowie an G. Heinrich Pertz, den Begründer der Monumenta Germaniae, des Quellenwerkes für die älteste und ältere deutsche Forschung, sowie an Ernst Curtius und Theodor Mommsen zu erinnern, jener groß in der griechischen, dieser in der römischen Alterthumswissenschaft.

Unter den Sprachforschern begegnen wir gleichfalls einer Anzahl der hervorragendsten Gelehrten: dem Linguisten und Sanskritforscher Bopp, den Philologen Böckh, Bekker und Geppert. Welcher Berliner Gymnasiast erinnert sich nicht an Zumpt's lateinische, an Buttmann's griechische Grammatik, deren Verfasser ebenfalls der Berliner Hochschule angehörten. Unter den Germanisten seien Lachmann, Moritz Haupt und Müllenhoff, vor Allen aber die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm erwähnt, zwei Namen, deren jeder Deutsche mit Stolz und Ehrfurcht Erwähnung thut. Jakob Grimm (geb. am 4. Januar 1785 zu Hanau) und Wilhelm Grimm (geb. am 24. Februar 1786 daselbst) gehörten zu den vielgenannten sieben Göttinger Professoren (außer ihnen Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gervinus und Wilhelm Weber), welche, weil sie gegen den Verfassungsbruch König Ernst August's von Hannover protestirt hatten, entlassen und verwiesen wurden. Friedrich Wilhelm IV., damals noch freisinnigeren Anschauungen huldigend, berief die beiden großen Sprach- und Alterthumsforscher 1841 nach Berlin; ihnen verdankt das deutsche Volk unendlich viel: die umfassendste wissenschaftliche Erforschung und Begründung seiner Sprache, ingleichen die Sammlung und Verarbeitung der in Sprache und Gewohnheit, Sage, Sitte und Gebrauch erhaltenen bildungsgeschichtlichen Ueberbleibsel und Ueberlebsel. Was seitdem an dem Aus- und Aufbau germanischer Volks- und Alterthumskunde geschaffen wurde, ruht auf den Schultern der hessischen Dioskuren.

Wir verlassen die philosophische Fakultät nicht, ohne noch zweier hellleuchtender Sterne Berlins am deutschen Philosophenhimmel zu gedenken: Schelling und Hegel. Wir nennen Schelling zuerst, obwol er Hegel lange überlebt hat, da seine philosophische Entwicklung aus der Fichte's hervorgegangen ist. Außerhalb des Rahmens dieses Buches liegt der seltsame Entwicklungsgang der Philosophie Schelling's, welche verschiedene, schwer zu einander reimende Phasen durchlaufen hat; wir erwähnen vielmehr nur die eigenthümliche Wendung, welche nach der Uebersiedlung Schelling's nach Berlin im Jahre 1841 eintrat. Bereits vorher war eine mystische, an den Neuplatonismus anknüpfende Weiterung seiner Philosopheme eingetreten, die schließlich zum Versuch einer Theogonie und Kosmogenie im Sinne des Theosophen Jakob Böhm gelangte

Digitized by Google

und dem Philosophen in dem König Friedrich Wilhelm IV. sowie in den pietistischen Hofkreisen selbstredend eben so viel Anhang, wie in den rationalistischen Philosophen Anfeindung verschaffte. Schelling ist in Berlin der letzte Hof- und Modephilosoph gewesen: das Interesse für die Philosophie ist seitdem in Berlin wie überall abgeschwächt und durch den Einfluß und die Popularisirung der Naturwissenschaften verdrängt worden.

Weit nachhaltiger, ja während seiner Blütezeit in vieler Beziehung geradezu beherrschend, ist die Einwirkung Hegel's. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, am 27. August 1770 zu Stuttgart geboren, ward 1818 nach Berlin berufen.

Jakob Ludwig Karl Grimm und Wilhelm Karl Grimm.

Als eins der ersten Opfer der Cholera starb er am 14. November 1831, dem Todestage des Philosophen Leibniz. Er ruht an der südlichen Mauer des alten Dorotheenstädtischen Kirchhofes am Oranienburger Thor, dicht neben Fichte.

In Berlin erreichte Hegel einen unerhörten Erfolg; außer der akademischen Jugend saß fast Alles, was auf Namen und Stellung Anspruch machte, namentlich die hohe Beamtenschaft, zu seinen Füßen, so zwar, daß seine Lehre schließlich die Geltung einer Staatsphilosophie erhielt. Man behauptet, daß dies nicht zur inneren Reinheit seiner Philosophie und ihres moralischen Kredits beigetragen habe. Doch verleugnet, wie sein Biograph Rosenkranz betont, Hegel in seiner 1821 erschienenen Rechtsphilosophie die Grundforderungen des modernen Staatslebens nicht: er verlangte Volksvertretung, Freiheit der Presse und Oeffentlichkeit der Rechtspflege, Schwurgerichte und gemeindliche Selbstverwaltung. Sein

Digitized by Google

akademischer Vortrag war stockend, unbehülflich, schmucklos, aber nicht ohne eigenthümlichen Reiz, als unmittelbarer Ausdruck tiefer Gedankenarbeit. Seinen geselligen Umgang nahm er mehr mit unbefangenen Personen als mit solchen des gelehrten Standes; er liebte es nicht, in geselligen Kreisen geistig zu glänzen. In einer kurz vor Hegel's Tode in Berlin erschienenen Schrift heißt es: „obgleich seine Vorlesungen zu den besuchtesten gezählt werden können, so hat die Erfahrung gelehrt, daß ein wirkliches Verständniß seines Systems nur Wenigen beschieden ist." Ueber diesen Punkt existiren unter den älteren Berliner Gelehrten noch mancherlei Anekdoten. Ein geflügeltes Wort des großen Philosophen an der Spree soll gelautet haben: „Von meinen Schülern allen hat mich nur Einer verstanden, und dieser Eine hat mich mißverstanden", nach Anderen sollte er gesagt haben: „und dieser Eine hat mich „ganz" mißverstanden", was als ein Hieb auf den Philosophen und Juristen Gans gedeutet wurde, den Herausgeber und treuesten Schüler Hegel's. Gewiß muß viel Mißverstand unter Hegel's Jüngern umgelaufen sein, wenn man erwägt, wie auf der einen Seite die höchsten staatlichen Vertreter des Absolutismus sich Hegel's Schüler nannten, während auf der andern Seite der bekannte politische Flüchtling Karl Marx, das geistige Haupt der Sozialdemokratie, sein Hauptwerk: „Das Kapital, Kritik der politischen Oekonomie", ausdrücklich als auf der Hegel'schen dialektischen Methode beruhend und als Fortbildung der Hegel'schen Philosophie bezeichnet. — Der bekannte konservative Philosoph und Jurist Friedrich Julius Stahl, welcher 1840 an die Berliner Universität berufen wurde und durch seine sofortigen heftigen Angriffe und politischen Denunziationen wider Hegel einen gewaltigen Sturm unter der freisinnigen Studentenschaft erregte, hatte, wenn man jene sozialistische Entwicklung des Hegel'schen Systems ins Auge faßt, mit dem ihm eigenen Scharfsinn in der That an eine wunde oder gefährliche Stelle des großen Denkers angestreift. Verfasser entsinnt sich, wiederholt aus Stahl's eigenem Munde gehört zu haben, wie er Hegel als den Abschluß der „staatsgefährlichen atheistischen, höchstens theistischen Philosophie seit Cartesius" (gest. 1650) bezeichnete. Jedenfalls schließt mit Hegel die von Kant inaugurirte moderne metaphysische und transcendentale Philosophie, überhaupt vorläufig die Geschichte der Philosophie.

Die auf Hegel gefolgten philosophischen Entwicklungen, theils eine Fortbildung des Hegel'schen Systems, theils eine neue Grundlegung der Philosophie anstrebend, gehören der Gegenwart, noch nicht der Geschichte an. — Erwähnen wollen wir beiläufig, daß noch eine andere eminente philosophische Kraft, der Vater des modernen Pessimismus, der Sonderling Arthur Schopenhauer (geb. 1788 zu Danzig, gest. 1860 zu Frankfurt a. M.), als Privatdozent an der Berliner Hochschule habilitirt gewesen ist.

Unter den juristischen Koryphäen Berlins heben wir folgende glänzende Namen: den Staatsminister von Savigny, den berühmten Germanisten Karl Friedrich Eichhorn, die gelehrten Romanisten Göschen, von Bethmann-Hollweg und Puchta hervor.

Unter den Chemikern Berlins erwähnen wir Eilhard Mitscherlich, Heinrich Rose und Hofmann; unter den Physikern Magnus, sowie den 1871 nach Berlin berufenen Helmholtz, den Erfinder des Augenspiegels, dem namentlich auch die Akustik so wesentliche Fortschritte verdankt.

Digitized by Goog

Als Zoologen seien Lichtenstein, Rudolphi, Peters, Ed. v. Martens und der Entdecker der sogenannten Infusorienwelt Ehrenberg, als Botaniker Link, Kunth und Alexander Braun, als Mineralogen und Geologen Weiß, Gustav Rose, Leopold v. Buch und Beyrich angeführt.

Angedeutet wurde bereits, daß schon vor der Gründung der Universität die medizinischen Wissenschaften blühten. Wir nennen zuerst einen in Berlin noch immer und hoffentlich für immer populären Namen, den „alten Heim“ (geb. 1747, gest. 1834), der als praktischer Arzt wie als Menschenfreund überaus beliebt war.

Seine hinterlassenen Krankenlisten weisen nach, daß er jährlich 3—4000 arme Kranke, von denen er viele noch sonst unterstützte, behandelte. Ernst Ludwig Heim besaß das volle Vertrauen der königlichen Familie, welche ihn auch bei der Behandlung der unglücklichen Königin Luise zu Rathe zog.

Eines ähnlichen Rufes genoß der geniale Operateur Johann Friedrich Dieffenbach (geb. 1792, gest. 1847), sowie der nicht minder berühmte Augenarzt Albrecht v. Gräfe (geb. 1828, gest. 1870), welchem demnächst, wegen seiner Verdienste um die leidende Menschheit und als Begründer der neuen Berliner augenärztlichen Schule, in der Nähe der Charité ein Denkmal errichtet werden wird. Hufeland haben wir bereits erwähnt. Als ausgezeichnete Physiologen seien Johannes Müller und du Bois-Reymond erwähnt. Auch den Begründer der Cellular-Pathologie, Rudolf Virchow, geb. den 13. Oktober 1821 zu Schievelbein, haben wir bereits genannt. Laut Kabinetsorder vom 14. Mai 1856, trotz seiner bekannten liberalen politischen Gesinnungen, aus Würzburg berufen, errichtete er das Institut für pathologische Anatomie an der Universität, welches als mustergiltig in der ganzen Welt anerkannt ist. Wir werden dem vielseitigen, liebenswürdigen Gelehrten noch im Schlußkapitel als Politiker begegnen.

Hiermit schließen wir die Uebersicht der Berliner Gelehrtenwelt, nicht weil dieselbe zu Rande wäre, sondern weil wir sie bei dem zugemessenen Raume nicht annähernd erschöpfen können.

Wissenschaftliche Institute. Ueber die öffentlichen Institute für Kunst und Gelehrsamkeit haben wir bereits Mancherlei berichtet; hier erübrigt, als Nachlese noch einiger wissenschaftlichen und gemeinnützigen Anstalten zu gedenken.

Unter den mit der Hochschule verbundenen Instituten sei zunächst das Zoologische Museum erwähnt, welches, obwol in sehr ausgiebigen Räumen des Universitätsgebäudes untergebracht, dringend eines neuen größern Lokales bedarf. Das älteste Stück der Sammlung ist ein von dem jagdliebenden König Friedrich Wilhelm I. 1724 eigenhändig abgefangener Keiler; hinzu traten die zoologischen Bestände der königlichen Kunstkammer, darunter die für die Artenerkennung noch heut hochwichtigen Fischsammlungen des Dr. Markus Elieser Bloch. Unter dem jetzigen Direktor Peters haben sich die Bestände außerordentlich vermehrt, und vermögen mit der Sammlung nur die Museen in London, Paris und Leyden zu konkurriren. — Das in demselben Gebäude befindliche Museum für Mineralogie, dessen Grundstock durch den Geheimen Oberbergrath Dietrich Karsten 1789 angelegt wurde, enthält unter Anderem die Sammlungen der Fachgelehrten Weiß, Klaproth, Heinrich und Gustav Rose,

Digitized by Google

Alexander von Humboldt und Ehrenberg und wird durch das Geologische und Paläontologische, gegenwärtig von Geheimrath Beyrich verwaltete Museum ergänzt. — Die in dem, dem kaiserlichen Palais gegenüberliegenden Flügel aufgestellte anatomisch-zootomische Sammlung besitzt viele Seltenheiten, darunter das im Jahre 1847 angekaufte, zur Ordnung der größten Walthiere gehörige, aus Alabama stammende riesenhafte Gerippe des Hydrarchos Harlani. Nach der Richtung der pathologischen Anatomie des Menschen wird diese wichtige Sammlung durch die in dem erwähnten Virchow'schen Institut befindlichen Materialien abgerundet.

Weniger beachtet und doch besonders reichhaltig ist das auf die Anregung des gelehrten Professors K. Wilh. Ferd. Piper am 23. Mai 1849 begründete Christlich-archäologische Kunstmuseum im Universitätsgebäude, welches namentlich viele Schriften, Abbildungen und sonstige auf die Kenntniß und Erklärung der ersten Jahrhunderte des Christenthums bezügliche Gegenstände enthält.

Zu den großartigsten Schöpfungen der letzten Jahre gehört der imposante Komplex von Museen, welcher vom Baurath Tiede auf dem geräumigen Grundstück der ehemaligen königlichen Eisengießerei in der Invalidenstraße unweit des Neuen Thors mit bedeutendem Kostenaufwand hergestellt worden ist. Ueber die Stilisirung dieser Monumentalbauten, von denen das Museum Angesichts links für die königliche Bergakademie und die Geologische Landesanstalt, das rechts für die Landwirthschaft bestimmt ist, rechten wir nicht gern, wollen uns vielmehr auch hier wieder darüber freuen, wie der Militärstaat Preußen seit der Errichtung des Deutschen Reiches Kunst, Wissenschaft und Gewerbe rühmlichst und freigebigst zu pflegen begonnen hat. Beide Gebäude dienen zugleich recht praktischen Zwecken. Die Geologische Landesanstalt hat es sich zur Aufgabe gestellt, unter Anderem den Boden des preußischen Staates für jede einzelne Provinz allmählich in Bezug auf seine Zusammensetzung und Ertragsfähigkeit genau zu prüfen und die Ergebnisse in Kartenblättern und Beschreibungen niederzulegen, welche für ein Billiges verkäuflich sind.

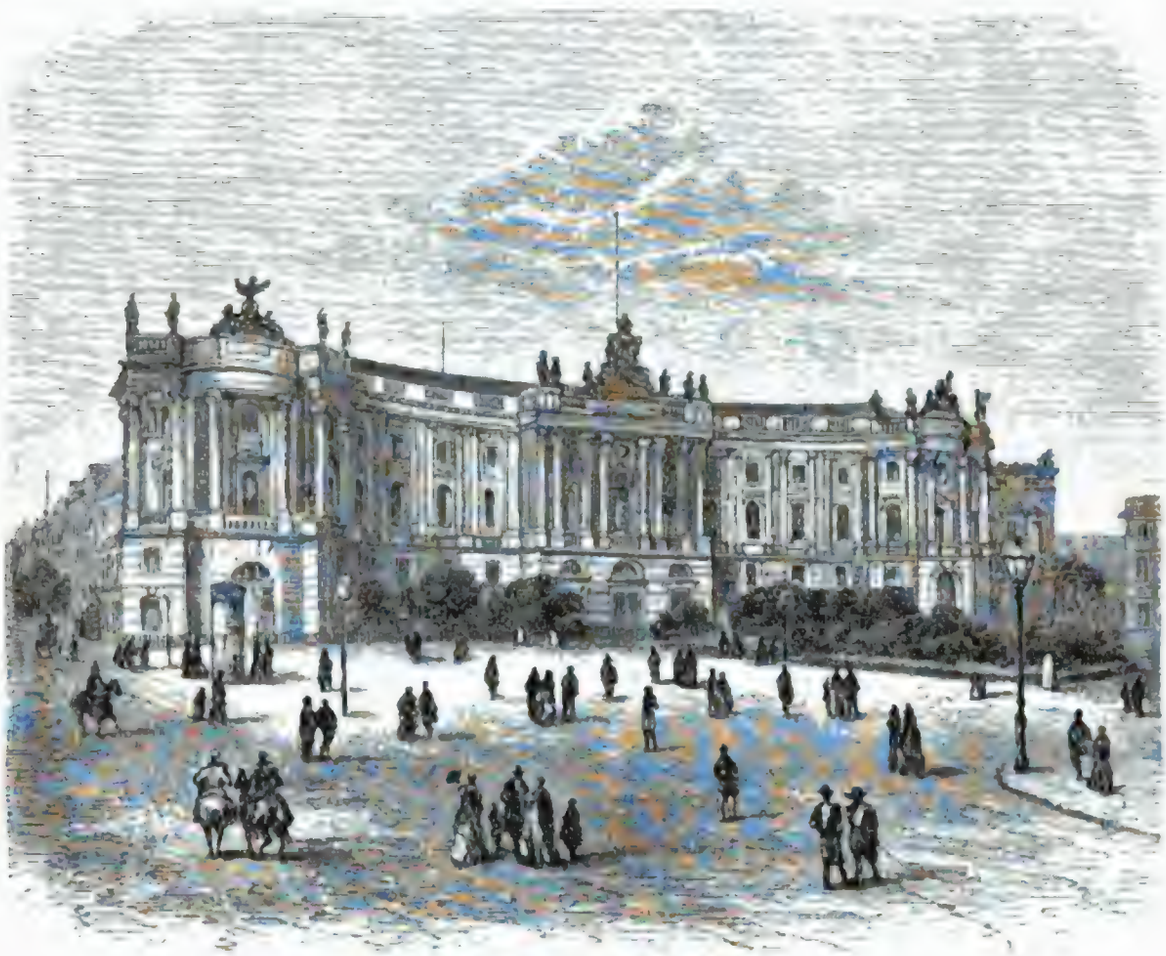
Aehnlich sammelt und verarbeitet das Landwirthschaftliche Museum alle auf die Landwirthschaft und Fischerei bezüglichen Gegenstände. Einen besonders großartigen Anblick gewährt hier die den gewaltigen Mittelraum bis zum dritten Stockwerk einnehmende Maschinenhalle, welche in würdigster Weise dadurch eingeweiht wurde, daß in ihr die Eröffnung und der Schluß der ersten internationalen Fischereiausstellung, welche die bei der Fischerei betheiligten Nationen des Erdballes umfaßte, im Jahre 1880 stattfand.

Der Umfang und die Wichtigkeit für alle menschliche Erkenntniß, welche die Lehre vom Menschen (Anthropologie), von den Völkern (Ethnologie) und von den vorgeschichtlichen Alterthümern in den letzten 25 Jahren gewonnen hat, bestimmte die preußische Regierung, auch für diese Wissenszweige in Berlin ein besonderes Institut, das Anthropologische Museum, zu errichten. Dasselbe wird nach den Entwürfen des Baurath Böckmann an der Ecke der Königgrätzer straße und der zukünftigen Verlängerung der Zimmerstraße, unweit des Kunstgewerbemuseums erbaut und ist bestimmt, die ethnographische und nordische Alterthümersammlung des Neuen Museums, die anthropologische Sammlung, welche sich zur Zeit im Pathologischen Institut befindet und an Rassenschädeln

Digitized by Google

sowie Rassengerippen reich ist, in Verbindung mit der ebendaselbst verwahrten Sammlung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte aufzunehmen.

Einen verwandten Gedanken, nämlich den Entwicklungsgang der Kultur in der Mark Brandenburg, einschließlich der stammverwandten, aber administrativ zur Provinz Sachsen gehörigen Altmark, von der Urzeit bis zur Gegenwart durch geeignete Gegenstände zu illustriren, verfolgt das nach den Vorschlägen und auf den Antrag des Verfassers am 4. Oktober 1874 seitens der städtischen Behörden begründete Märkische Provinzialmuseum.



Die königliche Bibliothek.

Aus kleinen Anfängen im Rathhause erwachsen, dann nach dem städtischen Verwaltungsgebäude, Klosterstraße 68, verlegt und jetzt in den Haupträumen des ehemaligen Köllnischen Rathhauses untergebracht, hat dies lehrreiche Institut durch den Eifer der Bewohner Berlins und der Provinz einen so bedeutenden Umfang gewonnen, daß es bereits die meisten ähnlichen Museen Deutschlands an Umfang und Inhalt (ca. 50,000 Objekte) überflügelt hat. Namentlich ist die Abtheilung der heidnischen Alterthümer sehr reich und sehenswerth. Der Eintheilungsplan dieses Museums ist fast von sämmtlichen staatlichen und kommunalen Sammlungen verwandter Richtung adoptirt worden. Ein Besuch dieses Institutes wird die frühere Vorstellung, als sei Berlin und die Provinz Brandenburg arm an geschichtlichen und vorgeschichtlichen Ueberbleibseln, vollständig widerlegen.

Aus der Glanzzeit des Berliner Theaters. Das Studium der heutigen Berliner Theaterzettel ist ein langwieriges; mühsam überwältigt das Auge 19 Anzeigen größerer Theater: das königliche Opernhaus, das königliche Schauspielhaus, das französische Schauspiel, das Friedrich Wilhelmstädtische Theater, das Wallnertheater, das Viktoriatheater, Kroll's Theater, das Nationaltheater, das Wilhelmtheater, das Belle-Alliance-Theater, das Residenztheater, das Stadttheater, das Centraltheater, das Heinsdorfftheater, das Germaniatheater, das Luisenstädtische Theater, das Thaliatheater, das Borussiatheater, das Americantheater, wobei eine ganze Reihe von Theatern, wie die Walhalla, welche neben der strengeren Mimik noch anderen Darstellungen huldigen, ganz außer Acht gelassen sind. Fragt man aber Sachverständige, welche der ältesten Generation Berlins angehören, ob sie in dieser theatralischen Fruchtbarkeit etwa auch die Blütezeit des Berliner Theaters erblicken, so werden sie lächeln oder unwillig den Kopf schütteln.

Nein! vor zwei Menschenaltern, als Berlin nur drei Theater zählte, da stand hier die scenische Kunst im Zenith, da war das Berliner Theater das anerkannt vorzüglichste in Deutschland. In helle Begeisterung gerathen unsere Veteranen, wenn sie des Schauspiels und der Oper in den zwanziger und dreißiger Jahren gedenken, und die historische Kritik des Theaterwesens giebt ihnen Recht. Iffland, der dramaturgische Freund Schiller's, welcher 1796 als Direktor des Nationaltheaters nach Berlin berufen wurde und von 1811 bis zu seinem Tode, am 22. September 1814, Generaldirektor der königlichen Schauspiele daselbst war, gilt mit Recht als der Geist, welcher den grandiosen Aufschwung der Berliner Bühne vorbereitete. Schiller's hohe Gedanken von 1784: „die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet", schwebten ihm als hehres Ideal vor, und es traf hierneben glücklich zu, daß König Friedrich Wilhelm III. ein enthusiastischer Theaterfreund war, welcher häufig den Theaterzettel selbst redigirte.

Der König bezwang sich Iffland gegenüber sogar so weit, daß er ihm einen Orden verlieh, denn, so sehr der König das Schauspiel auch liebte, so sehr war er in den altherkömmlichen Vorurtheilen gegen die Mimen selbst befangen, und drückte dies z. B. bei der Weigerung, dem Schauspieler Louis Schneider, dem Dichter des „Kurmärkers und der Picarde", eine Dekoration zu verleihen, offen aus, also hinsichtlich eines Mannes, der der Freund, ja der Vertraute seines kaiserlichen Sohnes Wilhelm werden sollte. Bei Iffland glaubte Friedrich Wilhelm III., seinem Prinzip nichts zu vergeben, weil derselbe Generalintendant der königlichen Schauspiele, folglich Beamter war.

Die eigentliche Blütezeit des Berliner Theaters fällt also in die Regierung Friedrich Wilhelm's III., und zwar etwa in die Zeit von 1816—1835. Iffland war es noch kurz vor seinem Tode gelungen, den damals bedeutendsten Charakterschauspieler Deutschlands, den unsterblichen Ludwig Devrient (geb. 1784, gest. 1832), zu gewinnen, der zuerst in Berlin als „Franz Moor" auftrat und durch das Dämonische seines Spieles die Zuschauer gleichsam elektrisirte. Man soll bei dem großen Tragöden vergessen haben, daß er spielte, man glaubte, daß Devrient und der Zuhörer Das, was er spielte, im Augenblick wirklich erlebten. An diesen „Ahnen" schließt sich eine ganze Reihe verwandtschaftlicher gleichnamiger Schauspieler an, die alle tüchtig in ihrem Fach, doch nicht an Ludwig

Digitized by Google

heranreichen. Iffland's Nachfolger, Graf Brühl, engagirte ebenfalls die ausgezeichnetsten Kräfte für die Hofbühne, und zwar gleichmäßig für Schauspiel wie Oper, ebenso seit dem Jahre 1828 der ihn ablösende Intendant Graf Redern. Wir erwähnen nur einige der glänzendsten Namen: Pius Alexander Wolff, in der Rolle jugendlicher, schwärmerischer Helden; von ihm rührt der Text der später von Karl Maria v. Weber komponirten und zuerst in Berlin aufgeführten Preciosa her. Wolff's Gattin war in ersten Heldinnen (Klärchen, Maria Stuart) nicht minder groß.

August Wilhelm Iffland.

Im Schauspiel glänzten ferner Rebenstein, Gern (Vater und Sohn), Weiß, später Seydelmann; weiter: Auguste Crelinger, Klara Stich, Charlotte v. Hagn; in der Oper der ausgezeichnete Tenorist Bader, die berühmte dramatische Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, die Milder, Fräulein v. Schätzell u. A.

Man kann sich von dem leidenschaftlichen Antheil der damaligen Berliner für die Bühne in unserer von tausend anderen Tagesinteressen dermalen bewegten Reichshauptstadt kaum einen rechten Begriff machen. Oper und Schauspiel ersetzten Politik und in gewissem Sinne Religion bei dem Berliner Publikum. Daß es zu aufregenden Haupt- und Staatsaktionen nicht kam, dafür sorgte die im patriarchalischen Absolutismus geleitete Staatsmaschine und die vorsorgliche Polizei; so war die Bühne und die Theaterpresse der Abzugskanal, in den sich das öffentliche Interesse im eigentlichsten Sinne hineinstürzte. Eine neue Oper oder ein neues Schauspiel versetzte die Hauptstadt in größere

Digitized by Google

Aufregung, als es jetzt die hitzigsten Parteikämpfe im Landtage und Reichstage vermögen. Das enthusiasmirte sich oder erboste sich, das nahm für oder wider das Stück oder diesen oder jenen Schauspieler Partei, als wenn es das Wohl der ganzen Nation gegolten hätte. Die noch lebenden Zeugen wissen z. B. nicht genugsam den Taumel, ja die Verzückung zu beschreiben, in den Berlin am und nach dem 18. Juni 1821 gerieth, als Weber's Freischütz zum ersten Male im neuen Schauspielhause aufgeführt wurde. Ob man sich über das Gewinnen der Entscheidungsschlacht bei Waterloo desselben Datums sechs Jahre zuvor mehr gefreut hatte, war schwer zu sagen. Wie sich Spontini, der Generaldirektor der Musik, der Komponist der Vestalin, der Olympia und von Ferdinand Cortez, den die Berliner nicht sonderlich leiden konnten, über den Triumph Weber's geärgert haben müsse, wurde eifrigst ventilirt. Auch Weber's Euryanthe hatte einen großartigen Erfolg, wenn es auch nach Berliner Art nicht an boshaften Kritiken und eben solchen Wortspielen, als „Schreifritz" für Freischütz und die „Ennuyante" für die Euryanthe, fehlte.

Trotz des Vorurtheils des Königs gegen das Personal der Bühnen, standen die Künstler derselben gerade damals im höchsten Ansehen; man drängte sich nach ihrem Umgange, und Anekdoten, Witze u. dergl. wurden von ihnen und über sie mit einer Wichtigkeit kolportirt, wie man das heute etwa bezüglich der Person des Reichskanzlers oder anderer Großwürdenträger thut.

Eine interessante Skandalgeschichte, welcher wir Adolf Streckfuß' fesselnde Darstellung zu Grunde legen, möge als Typus der damaligen theatralischen Verhältnisse hier nacherzählt werden. — Klara Stich, die Tochter der Schauspielerin Crelinger, und Charlotte v. Hagn waren Rivalinnen in den Rollen und in der Gunst des Publikums; sie haßten sich deshalb, wie unser Gewährsmann als erfahrener Kenner behauptet, so gründlich, wie zwei Schauspielerinnen sich nur zu hassen vermögen. (Verfasser schaltet hier zur Vertheidigung des schwachen Geschlechtes ein, daß es männliche Schauspieler nicht besser machen; denn es soll vor nicht allzu langer Zeit an derselben Bühne vorgekommen sein, wie zwei jugendliche Liebhaber, die sich in brüderlicher Liebe das edle Dioskurenpaar Kastor und Pollux oder das treue Freundespaar Pylades und Orest leider nicht zum klassischen Vorbilde nahmen, mehrmals bei Rollen, in denen sie sich zu umarmen hatten, Stecknadeln derartig in ihren Gewändern befestigten, daß die Umarmung blutig, also mehr einer Mensur ähnlich, ausfiel.) — Damals sollte Charlotte von Hagn, eine feurige, stolze Natur, in „Hermann und Dorothea" die Titelrolle geben, wurde krank und erfuhr zu ihrem Verdruß, daß das Stück nicht abgesagt worden sei, daß vielmehr die sanfte, anmuthige Klara Stich ihre Rolle spielen solle. Sofort eilte die Hagn, unwohl, wie sie war, in vollem Kostüm ins Theater, als eben der Vorhang aufgezogen war, und wollte selbst auftreten. Dies war dem sanften Klärchen denn doch zu viel: sie forderte ihr Recht, die stolze Charlotte replizirte, und es kam vor versammeltem Schauspielerpersonal zu einem „Schauspiel", das mit einer Ohrfeige, Kratzwunden und zerzausten Frisuren, wie die böse Welt erzählte, geendet haben soll. Für den Augenblick wurde die Sache dadurch entschieden, daß die resolute Mutter Crelinger im richtigen Augenblicke ihr Klärchen auf die Bühne — schob. Zum Pendant verfiel Charlotte von Hagn in tiefe Ohnmacht und, als sie erwachte, in eine mehrwöchentliche Krankheit.

Digitized by Google

Man kann ſich denken, daß ganz Berlin in zwei Feldlager getheilt wurde, die ſich „hie Lottchen“, „hie Klärchen“ wie Guelf und Ghibelline befehdeten.

Endlich erſchien der erſehnte Tag, wo die Hagn nach ihrer Geneſung zum erſten Male wieder auftreten ſollte. Der gewiſſenhafte Chroniſt dieſes für die Berliner unbeſchreiblich wichtigen Ereigniſſes berichtet, es ſollte „Ein Ball zu Ellerbrunn“ gegeben werden. Das Theater ausverkauft. Glücklich, wer im Olymp für ſchweres Geld ein Plätzchen erobert hatte. Als Charlotte v. Hagn nun die Bühne beſchritt, ging ein Höllenlärm los, wie er im königlichen Theater zu Berlin nie vorher, nie nachher gehört worden ſein ſoll.

Ludwig Devrient.

Donnerndes Beifallklatſchen, Jubelgeſchrei, Ziſchen, Pfeifen und Pochen ſchwirrten durch einander. Die geängſtigte Schauſpielerin verbeugte ſich demüthig. Sie wollte ſprechen, aber das Getöſe ließ kein Wort vernehmlich werden. Erſt nach Minuten legte ſich der Sturm, aber er begann von Neuem, als die Verehrer Charlottens die Ebbe benutzten, um Beifall zu klatſchen. Das exaltirte Treiben nahm ſo zu, daß die zur Verzweiflung getriebene Schauſpielerin ſchließlich auf die Kniee fiel und mit flehentlichen Geberden um Verzeihung bat.

Jetzt endlich waren die Gegner ſoweit verſöhnt, daß die Schauſpielerin beginnen konnte, und ſie ſpielte, nachdem ſie die erſte Befangenheit überwunden, glänzender denn je, ja ſie verſöhnte ihre Widerſacher vollſtändig. Als der Vorhang fiel, ward der großen Künſtlerin ein allgemeiner donnernder Beifall zutheil. Sie erſchien und der Beifall, wenn möglich, verdoppelte ſich. Wehe dem Anhänger

Digitized by Google

Klärchens, der jetzt noch Mißfallen geäußert hätte; er wäre den schwersten Gefahren, wie Streckfuß versichert, ausgesetzt gewesen.

Was wollte das Alles aber besagen im Vergleich mit dem Paroxysmus der Spree-Athener zur Blütezeit der „schönen Henriette", der „göttlichen Henriette Sontag", zu der Zeit, als in Berlin, wie Pater Abraham a Santa Clara ironisch gesagt haben würde, eine „schöne" göttliche „Sontagsfeier" Berlin beseelte.

Dieser Anlaß führt uns zu dem dritten Theater, welches Berlin damals besaß. Mit List und Mühe hatte der ungebildete, aber geriebene frühere Kaufmann Friedrich Cerf sich die Konzession zu einer Schaubühne, gegenüber dem Privilegium der königlichen Schauspiele, im Jahre 1822 abzuringen gewußt. Am 4. August 1824 wurde das neue Königstädtische Theater in dem Cerf'schen Hause am Alexanderplatz in der Neuen Königsstraße an der Königsbrücke eröffnet. Das Geld für das Aktienunternehmen war hauptsächlich von jüdischen Geldmännern, darunter Herz Beer, der Vater des Komponisten Meyerbeer, des Astronomen Wilhelm Beer und des Dichters Michael Beer, hergegeben worden. Kultivirt wurde hauptsächlich die Lokalposse und die Oper.

Damals blühte der Berliner Witz in harmloseren Formen als später; „Nante Strumpf", der Eckensteher, figurirte in komischen Liedern und Stücken als Typus des dummschlauen, dem Branntweingenuß ergebenen Thunichtgut der untersten Klassen. Diesen Typus kultivirte der ausgezeichnete Komiker Beckmann mit Naturwahrheit. Sein Nante mit der Eckenstehernummer 22 füllte allabendlich die Räume des neuen bürgerlichen Musentempels. Die Kollegen Schmelka und Polk sekundirten ihm trefflich.

Da erschien am Himmel derselben Schaubühne ein neues Gestirn, welches sich die königliche Theaterintendanz unbegreiflicher Weise hatte entgehen lassen, und das alsbald Alles um sich her überstrahlte. Henriette Sontag, geb. den 13. Mai 1805 zu Koblenz, hatte schon im sechsten Jahre die verhängnißvollen Bretter betreten und im 15. als Sängerin bereits namhafte Erfolge verzeichnet. 1824 wurde sie von Cerf engagirt. Ihre Hauptrollen waren „Das Fräulein im Schnee", Rosine in Rossini's „Barbier", „Die Italienerin in Algier", „Cenerentola", Helene in der „Donna del Lago", Donna Anna im „Don Juan", „Die Prinzessin von Navarra", „Die Euryanthe", die Agathe im „Freischütz", die Karoline im „Matrimonio segreto", die Sophie im „Sargino" u. a. — Es fehlte freilich auch nicht an einschränkenden Kritiken; die Catalani, allerdings eine Nebenbuhlerin, sagte von Henriette Sontag: Sie ist groß in ihrem Genre, aber ihr Genre ist nicht groß.

Dies Genre war jedoch nach dem Herzen der kunstfreudigen, musikliebenden Berliner und fesselte sie vollständig. Der bekannte Dichter Karl v. Holtei, damals Theaterdichter und Sekretär am Königstädtischen Theater, schildert den Eindruck, den die Diva auf ihn machte, folgendermaßen: „Ich habe schönere Frauen gesehen, größere Schauspielerinnen; habe gewaltigere Stimmen gehört, vielleicht auch höhere Virtuosität des Gesanges, das will ich nicht leugnen. Aber einen so innigen Verein von Anmuth, Reiz, Wohllaut des Organs, Ausbildung aller künstlerischen Fähigkeiten, Darstellungsgabe, besonnener Anwendung der gegebenen Mittel, bescheidener Koketterie, wüßte ich nie und nirgends bewundert zu haben."

Digitized by Google

Die Berliner im Ganzen hielten die schöne Henriette als den Ausbund aller Vortrefflichkeit. Dieser Sontags-Enthusiasmus steckte die höchsten Kreise, die ältesten Herren, Staatsmänner und Gelehrte an. Es soll vorgekommen sein, daß hohe Beamte, Kammergerichtsräthe u. s. f., die mit Namen bezeichnet wurden, den Triumphwagen der schönen Primadonna auf der Bühne keuchend und schwitzend zogen, nur um ihr, während des Spiels, nahe sein zu können, also eine Arbeit verrichteten, zu der man sonst stämmige Grenadiere heranzog.

Ungeheures Aufsehen erregte daher eine satirische Broschüre: „Henriette, die schöne Sängerin" (Leipzig 1827), welche den Sontags-Taumel geißelte, dem Verfasser aber „als Pasquillanten" mehrere Monate Gefängniß einbrachte.

Das königliche Opernhaus.

Dies schadete indessen dem Autor, einem früheren Artillerieoffizier und alsdann Redakteur der Vossischen Zeitung, dem beliebten Schriftsteller Ludwig Rellstab, so wenig, daß er vielmehr von da ab und für lange Zeit als der journalistische Löwe des Tages in der Metropole der Intelligenz galt.

Welche Trauer, als die göttliche Sängerin, die sich inzwischen mit dem sardinischen Geschäftsführer im Haag, Grafen Rossi, vermählt hatte, Berlin den Rücken wandte! Jedenfalls hat das Königstädtische Theater den Verlust seiner Diva nicht zu überwinden gewußt; es schleppte sein Dasein noch bis 1848 hin, um in den damaligen allgemeinen Wirrnissen schließlich zu verschwinden, wie dies mit dem echten Berliner Theaterenthusiasmus schon seit Jahren geschehen war.

Digitized by Google

Im Verein jüngerer Künstler (Rückblick auf die älteren Maler: Menzel, Hosemann, Steffeck). Im Verein jüngerer Künstler, der sein Versammlungs- und Ausstellungslokal in dem früher erwähnten Geber'schen Industriegebäude, Kommandantenstraße 77—79, hat, lernen wir den Umfang und die Bedeutung der Maler und Bildhauer Berlins kennen. Von den Letzteren haben wir bereits eine namhafte Anzahl erwähnt, anderen werden wir noch im folgenden Kapitel begegnen; hier wollen wir uns hauptsächlich nach Palette und Pinsel umsehen. Als Senioren der Berliner Künstler können Adolf Menzel (geb. 1815) und Steffeck (geb. 1818), der seitherige Vorsitzende des Vereins, angesehen werden. Eine vortreffliche Auswahl von Bildern der Berliner Meister finden wir in dem schon beschriebenen Prachtbau der Nationalgalerie. Auf die dort vorhandenen Gemälde der Berliner Schule werden wir besonders Bezug nehmen.

Eine öffentliche Galerie derartiger moderner Kunstwerke war lange Zeit schon in Berlin schmerzlich vermißt worden, bis der 1861 verstorbene kunstsinnige Konsul J. H. W. Wagener seine mit einem Aufwande von weit über 300,000 Mark zusammengebrachte Gemäldesammlung dem damaligen Prinz-Regenten vermachte, welcher sofort die Ausstellung und Vermehrung derselben anordnete. Aus diesem Kern hat sich die jetzige Galerie moderner Meister entwickelt und wird nach Maßgabe der bisher vom Landtage freigebig bewilligten Mittel alljährlich vermehrt.

Beginnen wir mit dem Vorsitzenden des Künstlervereins, Steffeck, so hat derselbe als Darsteller des edelsten der Thiere einen internationalen Ruf errungen, der ihm höchstens von dem Pferdemaler Franz Krüger (geb. 1797, gest. zu Berlin 1857), seinem Lehrmeister, streitig gemacht werden kann. Wenig bekannt ist es, daß auch der berühmte Schafmaler Brendel (Nebenbuhler des „glatter" malenden Westflanderers Verboeckhofen) in Berlin geboren ist und hier lange gewirkt hat.

Unter den Berliner Landschaftern heben wir Biermann und Eduard Hildebrandt sowie Pape hervor. Besonders erwähnt werden muß der vielseitige August Kopisch (geb. 1799, gest. zu Berlin 1853). Wer hätte nicht schon als Kind sein allerliebstes Gedicht deklamirt:

„Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!"

Wer hätte nicht von seinen Wanderfahrten in Hesperien gehört, wie der kühne deutsche Schwimmer die blaue Grotte zu Capri entdeckte und damit allen Landschaftsfreunden einen unvergleichlichen, großartigen Naturgenuß, den Neapolitanern und Capresen eine mit großem Geldverdienst verbundene dauernde Annexion zuwendete, Umstände, die es wol rechtfertigten, dem Entdecker ein Denkmal auf dem Felseneiland zu errichten. Auch Schriftsteller war er, vor Allem aber leidenschaftlicher Landschafter. — Krause (gest. 1864 zu Berlin) hat eine eigene Berliner Marineschule begründet. Die Vorzüge seiner Bilder, wenn dieselben auch die Mängel autodidaktischer Bildung nicht ganz verleugnen, liegen, wie Max Jordan ausführt, in der Korrektheit der Beobachtung und der Einfachheit des Vortrages. — Bei Land und Wasser gedenkt man gern der anmuthigen Schützlinge der Flora. Diese haben in den Berliner

Digitized by Google

Blumenmalern Johann Friedrich Schultze und Gottfried Wilhelm Völcker ansprechende Vertretung gefunden.

Als Architekturmaler hat Berlin in Johann Philipp Eduard Gärtner eine hervorragende Kraft aufzuweisen.

Bei dem mit Recht zur Zeit so beliebten Amberg ist es schwer zu sagen, was man mehr bewundern soll, die Landschaft, die er malt, oder die Figuren, welche in derselben sich bewegen. Namentlich das lichte Grün der Buchen im Junimonat liebt er gar sehr und weiß es mit zierlichen Figuren aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu beleben, welche uns das Manierirte in der Männertracht und das Kokett-Zierliche der damaligen Frauenart höchst ansprechend vorführen.

Damit gelangen wir zur Genremalerei, in der die preußische Hauptstadt seit Jahrzehnten Außerordentliches geleistet hat. Wer entsänne sich nicht gern des verewigten Theodor Hosemann, welcher neben der Kinderwelt das Berliner Proletariat und das Weißbier-Philisterium so humoristisch zu schildern verstand? Oder des 1878 verstorbenen Eduard Friedrich Meyerheim, dessen Vorwürfe auf einer edlern Stufe stehen und der uns das behagliche Leben des einfachen Bürgers und Landmanns so traulich auszumalen verstand. Sein Sohn Paul Meyerheim ist prickelnder; ihm hat's das Berliner Wesen angethan, sein Humor grenzt schon an Satire. Neben dem Kleinleben und den Leiden und Freuden der bürgerlichen und bäuerischen Welt schildert er mit eingehender Charakteristik das Treiben der Thiere. Man behauptet, daß die Insassen hinter den Gitterstangen des Zoologischen Gartens mit ihm auf „Gut Freund" stehen und daß seine Affenscenen eigentlich Pasquille auf die menschlichen Vettern sind.

Auch Ludwig Knaus darf den Berliner Malern zugerechnet werden; er gehört, wie die zahlreichen Anerkennungen aller möglichen Akademien beweisen, zu den ersten der jetzt lebenden Genremaler. Sobald ein neues Bild von ihm erscheint, findet es Freunde und Bewunderer. Am anmuthigsten ist seine Auffassung der Kinderwelt; wer kennt nicht z. B. die im Freien gefeierte Verlobung mit dem Kindertisch daneben, wo in der ergötzlichsten Weise von den Kleinen die Allüren der Großen nachgeahmt werden. Sehr richtig hat er selbst dies Bild (Nr. 169 der Nationalgalerie) genannt: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen".

Der beliebte Meyer von Bremen, dessen gemüthvolle Genrebilder denen des erwähnten älteren Meyerheim so ähnlich sind, könnte — er ist seit 1852 nach der preußischen Metropole übergesiedelt — eben so gut Meyer von Berlin genannt werden. Sein Bild „Hausmütterchen" (Nr. 223 a. a. O.) ist allbekannt: ein etwa neunjähriges Mädchen in einer Mansardenstube, höchst „ehrpuselig" als Wächterin eines Wiegenkindes mit dem Strickstrumpf beschäftigt. — Pistorius (gest. 1862) und Steinbrück gehören zu den älteren Berliner Genremalern, die von der Romantik angehaucht sind. Dies gilt besonders von dem Letztern, dessen Bild „Marie bei den Elfen", nach Tieck's Märchen, nicht leicht im photographischen Album einer jungen Dame fehlt.

Bei dem trefflichen Karl Ludwig Friedrich Becker (geb. 1820 zu Berlin) sind wir in Verlegenheit, ob wir ihn noch als Genre- oder als

Digitized by Google

Historienmaler aufzufassen haben. Selbst die unstreitig genrehaften Motive haben einen bestimmten lokalen und chronologischen Typus. Vorzüglich sind dieselben aus der Zeit der venetianischen Renaissance gewählt, Doge und Dogaressa, Nobili und die ganze Pracht der Königin der Adria. Mit Vorliebe malt er Sammt, Seide und Atlas und gemahnt in dieser Beziehung an Tizian und Paolo Veronese. Das Bild Nr. 17 (a. a. O.) spielt zwar auf deutschem Boden, Besuch Kaiser Karl's V. bei dem reichen Augsburger Patrizier Fugger; aber es gewährt dem Maler wiederum vollste Gelegenheit, seine Prachtliebe zu entfalten.

Gentz umgiebt das Genrebild mit moderner ethnographischer Ausstattung. Namentlich den Orient weiß er trefflich zu illustriren, und als sein Meisterwerk gilt mit Recht der farbenprächtige Einzug des deutschen Kronprinzen in Jerusalem im Jahre 1869 (Nr. 408 des Katalogs).

Eduard Magnus (gest. zu Berlin 1872) hat als Genre- und Porträtmaler gleich Bedeutendes geleistet, wie Gustav Gräf (geb. 1821) im Porträt und der Historie. Mit Recht bewundert wird Gräf's Bild „Vaterlandsliebe im Jahre 1813", welches uns in sehr ergreifender Weise das Opfer der Ferdinande von Schmettau schildert, welche ihr herrliches goldiges Haar, für das nachmals 3600 Mark gezahlt wurden, auf dem Altare des Vaterlandes darbringt, während andere Personen die goldenen Trauringe gegen eiserne mit der Inschrift „Gold gab ich für Eisen!" austauschen. — Bei August v. Klöber (gest. 1864) ist das Mythologische häufig in das Genrehafte übersetzt, aber vielleicht gerade deshalb muthen uns seine Amor und Psyche, seine Genien, seine jugendlichen Bacchus ꝛc. so an.

Bei den Berlinern Julius Schrader (geb. 1815) und Gustav Richter (geb. 1823), dem Schwiegersohne Meyerbeer's, finden wir die Gabe für das Porträt und die Historienmalerei ganz gleichmäßig entwickelt. Ihre Porträts werden bewundert; namentlich hat das Vollbild der Königin Luise von Preußen auf der Berliner Kunstausstellung von 1879, von Richter, geradezu einen Beifallssturm erregt. Nicht minder gerühmt werden die der Bibel entnommenen historischen Sujets, beispielsweise Nr. 329 (a. a. O.), von Schrader, das farbenprächtige Bild „Esther vor Ahasver".

Unter anderen tüchtigen Geschichtsmalern erwähnen wir noch Otto Heyden (geb. 1820) und August v. Heyden, Letzterer gleichzeitig einer der besten Kenner des Kunstgewerbes, sowie Kolbe (gest. 1853) und Knille (geb. 1832). — Bleibtreu hat sich als historischer Schlachtenmaler seit 1864 großen Ruf erworben; auf einem ethischeren, ansprechenderen Gebiete Plockhorst, der auch tüchtiger Porträtist ist. Seine religiösen Bilder „Johannes, die Maria tröstend" und „Michael mit dem Satan um den Leichnam Moses kämpfend" haben seinen Ruhm weit verbreitet.

Eines vollberechtigten Ansehens erfreut sich die Berliner Künstlerfamilie Begas, welche spanischer Abstammung ist. Karl Begas (geb. 1794, gest. in Berlin 1854) bildete sich in Paris unter Gros; seine Altargemälde verschafften ihm einen großen Ruf; daneben war er als Genremaler nicht minder bekannt; seine „Lurlei", besonders sein reizendes Bild „Die Mohrenwäsche" sind durch den Grabstichel und die Photographie weit verbreitet. Von seinen drei nicht minder talentvollen Söhnen hat Oskar (geb. zu Berlin 1828) sich durch monumentale Wandgemälde, z. B. im Berliner Rathhause, ausgezeichnet.

Digitized by Google

Den zweiten Sohn Reinhold haben wir bereits als Verfertiger der herrlichen Marmorbildsäule Schiller's vor dem Schauspielhause kennen gelernt; endlich ist Adalbert Begas als hervorragender Historien- und Porträtmaler zu erwähnen.

Als Historienmaler im großen Stil erfreut sich eines hohen Ansehens der gegenwärtige Direktor der Kunstakadmie, Anton v. Werner (geb. 1843 zu Frankfurt a. O.), ein echter Berliner Künstler im liebenswürdigsten Wortsinne. Wenn er auch in der Farbe etwas kalt, in der Zeichnung mitunter etwas streng erscheint, so werden diese kleinen Ausstellungen durch die Großartigkeit seiner Komposition und die harmonische Bewältigung von Masseneindrücken reichlichst aufgewogen.

Als dem Altmeister der Geschichtsmalerei wird neidlos aber die Palme dem geistvollen Adolf Menzel dargebracht. Seine Illustrationen zu Franz Kugler's Geschichte Friedrich's des Großen, sowie seine Oelbilder aus der Geschichte des Philosophen von Sanssouci werden ihm für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Malkunst sichern. Auch auf anderen Gebieten hat er sich ab und zu und dann immer mit Glück versucht. Bei der Lebensgeschichte des Lokomotivenkönigs Borsig haben wir bereits auf das großartige Gemälde (Nr. 220 der Galerie) „Moderne Cyklopen", das genial naturalistisch aufgefaßte Eisenwalzwerk der Laurahütte in Schlesien, angespielt, eine Darstellung, welche beweist, wie ein wahrer Künstler auch der modernsten Industrie hochpoetische Seiten abgewinnen kann.

Rudolf Friedrich Henneberg's Bilder in derselben Galerie: „Der wilde Jäger" und „Die Jagd nach dem Glück", haben dem talentvollen, leider schon im 50. Lebensjahre, 1876, verstorbenen Künstler schnell die Herzen erobert. Namentlich die zuletzt erwähnte allegorische Darstellung: ein Junker in der Tracht des 16. Jahrhunderts jagt zu Roß dem Trugbilde der auf der Glaskugel schwebenden Fortuna über den schmalen Balken einer verfallenen Brücke nach. Jeden Augenblick erwartet man den verhängnißvollen Sturz, den der daneben reitende Sensenmann mit teuflischem Grinsen begleitet. Das wahre Glück, eine engelhafte Jungfrau, liegt überritten am Wege. — Wir schließen die Reihe Berliner Künstler mit Gustav Spangenberg. Sein „Zug des Todes" (Nr. 420) läßt wegen des wehmüthigen, erschütternden Inhalts den tiefsten, ergreifendsten Eindruck im Beschauer zurück. Der Künstler soll die grandiose Komposition unter dem Eindruck des Schmerzes über den Verlust eines geliebten Kindes ausgeführt haben. Freund Hein im Mönchsgewande schreitet als Meßner der Prozession der Abgeschiedenen voran, die er durch eine öde Heide ins Jenseits führt. Raben fliegen umher, Wolken hängen tief herunter. Das Tageslicht erlöscht, hoch am Firmament gewahrt man bereits den Abendstern. Vor und hinter dem Tod ziehen fünf Kinder mit wundersam vergeistigtem Ausdruck in den starr vorwärts gerichteten Augen. Zu drei und drei folgt müden Schrittes die unabsehbare Reihe, Männer und Frauen verschiedensten Alters und Standes: Mühselige, Lebensfrische, Jammernde und Versöhnte. Zur Rechten steht ein junger Landsknecht am Kreuzwege neben dem Bildstock, still Abschied nehmend von seiner weinenden Braut; gegenüber ein vergessenes und verlassenes altersschwaches Mütterchen, das den Todtenführer vergeblich um Mitnahme ansleht. Das Ganze eine wunderbare Wiederbelebung der mittelalterlichen Todtentänze, ein durch seine nackte Wahrheit gleichzeitig furchtbares und doch versöhnendes „Gedenke, daß du sterben mußt".

Digitized by Google

Ein Berliner Dichterklub (Franz Kugler, Putlitz, Scherenberg u. s. w.). Zu den liebenswürdigsten Erscheinungen der Berliner Schriftstellerwelt in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gehört Franz Kugler (geb. 1808), den wir bereits in Gesellschaft Adolf Menzel's erwähnt haben. Von großer Vielseitigkeit hat er sich besonders auf kunstgeschichtlichem Gebiete und als Liederdichter bewährt. Seine Romanze:

„An der Saale hellem Strande stehen Burgen stolz und kühn"

hat sich als echte Sangesweise im Volke eingebürgert. Fast noch produktiver und wichtiger ist er für Berlin als Mittelpunkt dichterischer und schöngeistiger Thätigkeit geworden, wobei ihm seine Stellung als vortragender Rath im Kultusministerium zu statten kam.

Aus dem damaligen Dichterklub sind Viele bereits ins Jenseits gewandelt, Andere, wie Gustav Gans Edler Herr zu Putlitz, aus einem der ältesten Adelsgeschlechter in der Priegnitz, noch in voller Kraft. Mit einem kleinen duftigen Idyll „Was sich der Wald erzählt", das in zahlreichen Auflagen erschien, erntete er, ihm selbst erstaunlich, zuerst großen Beifall; bald aber verließ er die Lovelypoesie, um sich ausschließlich dem Lustspiel und Drama zu widmen. So gilt er selbst als einer der bühnengewandtesten Schriftsteller, sein historisches Schauspiel „Das Testament des Großen Kurfürsten" sichert ihm namentlich in Berlin stets ein volles Haus.

Jener Zeit und jenen Kreisen gehört F. Scherenberg an, dessen epische Schlachtbilder „Waterloo", „Leuthen", „Abukir", „Hohenfriedberg", „Ligny" seiner Zeit die Jugend begeisterten und gern zu Deklamationsstücken gewählt wurden, während sie jetzt bereits vernachlässigt sind.

An der Spitze der echt vaterländischen, speziell märkischen Dichter muß Wilhelm Häring (geb. 1798), mit Schriftstellernamen Wilibald Alexis, erwähnt werden, der deutsche Walter Scott nicht ohne Grund wegen der treuen historischen Stimmung und Staffage, welche er seinen Romanen zu geben pflegte, genannt; einer der letzteren, „Walladmor", infolge einer scherzhaften Wette entstanden, und „Schloß Avallon" wurde von Scott selbst die größte literarische Mystifikation des Jahrhunderts genannt und lange als eine Arbeit des großen schottischen Novellisten gehalten. Aber nicht in diesen und ähnlichen Schriften, sondern in den in der Heimat spielenden Romanen: „Der falsche Waldemar", „Werwolf", „Die Hosen des Herrn von Bredow", „Der Roland von Berlin", „Isegrimm", „Cabanis", „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", liegt für uns, für Berlin und die Mark, der Schwerpunkt der Thätigkeit Häring's. K. F. v. Klöden hat später in „Die Quitzow's und ihre Zeit", Louis Schneider im „Bösen Blick" etwas Verwandtes, aber doch von Wilibald Alexis vielfach Verschiedenes geleistet, insofern in dem Klöden'schen vielgelesenen und mit Recht gerühmten Werke das Romanhafte nur äußerliche Zuthat, gewissermaßen Gewürz, um das trocken Historische genießbarer zu machen, ist, während Schneider's Roman, sich zu sehr im Phantastischen und Grausigen gefallend, weder dem Aesthetischen noch dem Historischen gerecht wird.

Jetzt führt den Reigen märkischer Lokaldichter unbestritten Theodor Fontane an, dessen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" wie sein Roman „Vor dem Sturm" zu den farbenreichsten Stimmungsbildern der Heimat gehören.

Digitized by Google

Neben ihm wirkt unermüdlich auf gleichem Gebiete Adolf Streckfuß, Mitglied des Berliner Magistrats und Sohn des bekannten geistreichen Geheimen Oberregierungsrathes und Uebersetzers des Ariost, des Tasso und des Dante, Karl Streckfuß (gest. 1844). Unter den unlängst verstorbenen märkischen und Berliner Schriftstellern seien noch erwähnt George Hiltl, seiner Zeit ein beliebter Komiker an der Hofbühne, und der Hofrath Georg Hesekiel, der für seine Erzählungen, Novellen und Romane vorzüglich das Tiefland zwischen Elbe und Oder zum Schauplatz wählte. Ludowika Hesekiel in Potsdam, Tochter des Letzterwähnten, fährt in denselben Geleisen fort, während ein anderer beliebter Romanschriftsteller aus der nämlichen Stadt, Philipp Galen (Stabsarzt Dr. Lange), den Stoff aus weiteren Fernen sammelt und verarbeitet. — Auch F. Brunold (Lehrer Meyer in Joachimsthal) ist in diesem neuen märkischen Dichterbunde zu nennen, dem Oskar Schwebel (Archidiakonus in Küstrin) und Dr. Ferdinand Pflug, Verfasser des „Landwehrbuchs", als Erzähler, Adalbert Kuhn (Direktor des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin), sein Schwager Wilhelm Schwartz (Direktor des Gymnasiums zu Posen), Prof. Dr. Paulus Cassel, Prof. Dr. Georg Büchmann, Verfasser der „Geflügelten Worte", Dr. Heinrich Pröhle, Dr. Edmund Veckenstedt, jetzt in Libau, und Wilibald von Schulenburg in Charlottenburg, der beste Kenner der niederlausitzer Wenden und des Spreewaldes, auch eifriger Sammler von Märchen, Sagen, Ueberlieferungen über Sitten und Gebräuche Berlins und der Mark, angehören. Als anmuthigen Dichter und Erzähler schließen wir außerdem noch Dr. Heinrich Kletke, den langjährigen Redakteur der Vossischen Zeitung, und Dr. Rudolf Löwenstein, den Kinderdichter und geistvollen Redakteur des Kladderadatsch, mit Vergnügen an. Für diese Gruppe Berliner und märkischer Dichter und Schriftsteller hat sich seit dem Jahre 1873 ein besonderes Organ herausgebildet, nach dem Berliner Wappenthier genannt „Der Bär, illustrirte Berliner Wochenschrift, eine Chronik fürs Haus", begründet von George Hiltl und Ferdinand Meyer, herausgegeben von Emil Dominik. Man wird in diesem Organ nicht leicht einen der spezifisch Berliner und märkischen Dichter und Historiker vermissen. Ueberhaupt ist es überraschend und erfreulich, wie das Interesse für die poetische und historische Auffassung und Darstellung der engern Heimat in Berlin und der Mark immer mehr zugenommen hat Eigentlich datirt dieser Aufschwung erst seit 1864, also seit der glücklichen Wendung in Deutschlands politischen Geschicken. Zwei Vereine, für die Geschichte Berlins und für die Geschichte der Mark Brandenburg, von denen namentlich der erstere eine ungemein rührige Thätigkeit entfaltet, fördern in Verbindung mit dem erwähnten Märkischen Museum das Interesse für die engste Heimat außerdem.

Von der Gegenwart wollen wir noch einige Jahrzehnte weiter zurück auf die Berliner Dichterwelt blicken. Da gewahren wir mit Ueberraschung, wie in der als nüchtern und ideallos verschrieenen Spreestadt gerade die romantische Dichterschule Deutschlands besonders viele namhafte Vertreter gehabt hat. Wir beginnen mit Wilhelm Heinrich Wackenroder, einem dem schwärmerischen Novalis verwandten Dichter, der als Sohn des Bürgermeisters von Berlin daselbst 1772 geboren wurde und schon 1798 verstarb. Seine „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" verschafften ihm vielen Beifall. Zacharias Werner (geb. 1768, gest. 1823), der Verfasser von

Digitized by Google

„Martin Luther oder die Weihe der Kraft", Heinrich von Kleist, der Dichter der vaterländischen Schauspiele „Prinz Friedrich von Homburg" und das „Käthchen von Heilbronn", der sich in einem Anfalle von Geistesumdüsterung mit seiner Geliebten den Tod gab und nahe bei Wannsee unfern Potsdam im Waldesgrün ruht, haben einen nicht geringen Theil ihrer schöpferischen Kraft in Berlin empfangen und offenbart. Ebenso Friedrich v. Schlegel, der Norweger Henrich Steffens und der Freiherr v. Eichendorff, dem wir die Humoreske „Aus dem Leben eines Taugenichts" und unter vielen schönen Gedichten das echte Volkslied verdanken:

„In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen ist verschwunden, das dort gewohnet hat."

Mehrere von diesen romantischen Schwärmern sind, was Eichendorff von Hause aus bereits war, eifrige Katholiken geworden, so Schlegel, Werner und, wenigstens vorübergehend, Steffens; andere, wie der geniale E. T. A. Hoffmann, gleichbedeutend als Musiker wie als Novellist, gelangten zum entgegengesetzten Extrem. Hoffmann, der vertraute Freund des genialen Ludwig Devrient, bildete mit diesem die „sektirende" Gruppe unter den Berliner Romantikern, mit Recht auch deshalb so genannt, weil Sekt ihr Lieblingsgetränk war, dem sie mehr als zuträglich huldigten. In ihrer Stammkneipe bei Lutter & Wegner, einer noch jetzt berühmten Weinhandlung an der Ecke der Französischen und Charlottenstraße, am Gensdarmenmarkte, fand lange Zeit das mitternächtliche Symposion der genialen Kraftmenschen Berlins statt, die hier dem Zwiegespräch der begeisterten phantasiereichen Freunde lauschten. Die Tradition dieses schöngeistigen Klubs ist durch mancherlei Anekdoten noch jetzt im Gedächtniß des Berliners lebendig erhalten. Neben sonstigen Berliner Dichtern jener Zeit, als Freiherr de la Motte Fouqué (geb. 1777, gest. zu Berlin 1843), v. Staegemann, Langbein, Müchler, Raupach, L. Robert, Daniel Leßmann, W. Gubitz, Philipp Kaufmann, v. Uechtritz, nennen wir als die bedeutendsten Vertreter der Romantik in Preußens Hauptstadt Ludwig Tieck und den edlen Adalbert von Chamisso.

Ludwig Tieck (geb. 1773 zu Berlin, gest. daselbst 1853), der als Uebersetzer zu den besten seiner Periode gerechnet ward, auch längere Zeit Vorleser König Friedrich Wilhelm's IV. war, gehört unter die fruchtbarsten und beliebtesten Novellendichter Deutschlands, also zu den Pflegern jener speziellen Dichtung in ungebundener Rede, die vor ihm nur unvollkommen kultivirt war, wie denn entschieden die Novelle auch größere Gestaltungsgabe als der breitere behäbige Roman voraussetzt, welcher der Eigenart des Deutschen im Allgemeinen mehr zu entsprechen scheint. Ueber Chamisso (geb. 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, gest. zu Berlin 1838) viel Worte zu verlieren, scheint kaum nöthig, da er noch immer zu den gelesensten und beliebtesten Dichtern Deutschlands gehört. Seine Lebensschicksale sind merkwürdig genug. Nach dem Beginn der revolutionären Wirren (1790) wanderte Chamisso aus, wurde 1796 Page bei der Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, später Offizier. Da er gegen sein altes Vaterland nicht kämpfen wollte, zog er sich aus dem preußischen Dienste zurück, ohne sich aber in Frankreich wohl zu fühlen. Vielmehr kehrte er bald wieder nach Berlin zurück, woselbst er, nachdem er die russische Entdeckungsexpedition unter Otto v. Kotzebue 1815—18 mitgemacht, sich dauernd niederließ und am

Herbarium Anſtellung fand. Erſtaunlich wird es allezeit bleiben, wie ein Franzoſe ſich nicht blos die deutſche Sprache, ſondern auch das deutſche Gemüth mit ſeiner Tiefe und Innigkeit ſo völlig aneignen konnte. Schon 1813 hatte er ſeinen „Peter Schlemihl“ verfaßt, der in ziemlich alle europäiſchen Sprachen überſetzt wurde. Sein Liedercyklus „Frauenlieb' und Leben“ eroberte ihm die weiblichen Herzen Deutſchlands. In der Friedrichſtraße 235 wohnte der Dichter viele Jahre, dort entſtanden viele ſeiner ſchönſten Dichtungen; dort iſt auch das Stübchen der „alten Waſchfrau“, zu deren Beſtem der Menſchenfreund noch kurz vor ſeinem Tode zwei Lieder dichtete, die den beabſichtigten Zweck voll erfüllten.

Adalbert von Chamiſſo.

Merkwürdig iſt es, daß das „junge Deutſchland“, die Sturm- und Drangzeit der Dichter des 19. Jahrhunderts nach der Julirevolution von 1830, dieſe freigeiſtige, aufkläreriſche Richtung, in dem kritiſchen, oppoſitionsluſtigen Berlin ſo ſchwach vertreten iſt, zumal wenn der ſtarke Anhang der entgegengeſetzten ſchwärmeriſchen romantiſchen Schule daſelbſt in Vergleich kommt. Wir wüßten nur Theodor Mügge (geb. 1806 zu Berlin) und Theodor Mundt (geb. 1808 zu Potsdam) zu nennen, dem ſich ſeine Gattin Klara, bekannt unter dem Schriftſtellernamen Luiſe Mühlbach, in verwandter Richtung beigeſellte. Durch die ſchleierloſe Enthüllung von Situationen, die man mindeſtens als bedenklich bezeichnen muß, ſtellte ſich die Letztere in den Vordergrund der emanzipirten Schriftſtellerinnen. Mit unleugbarem Behagen zeichnete ſie Senſationsbilder, bei denen Gift, Dolch, Blutſchande, Nothzucht nicht fehlten.

Zum Glück für ihren Ruf verließ sie diese Richtung im vorgerückteren Alter, welches die besonnene und edlere Darstellungsweise zu fördern pflegt, und widmete sich angeblich historisch gehaltenen Romanen, welche freilich zur Verfälschung der Geschichtsbegriffe, zumal in weiblichen Köpfen, lange Zeit um so mehr beigetragen haben, als sie sich unleugbar glatt und angenehm lesen.

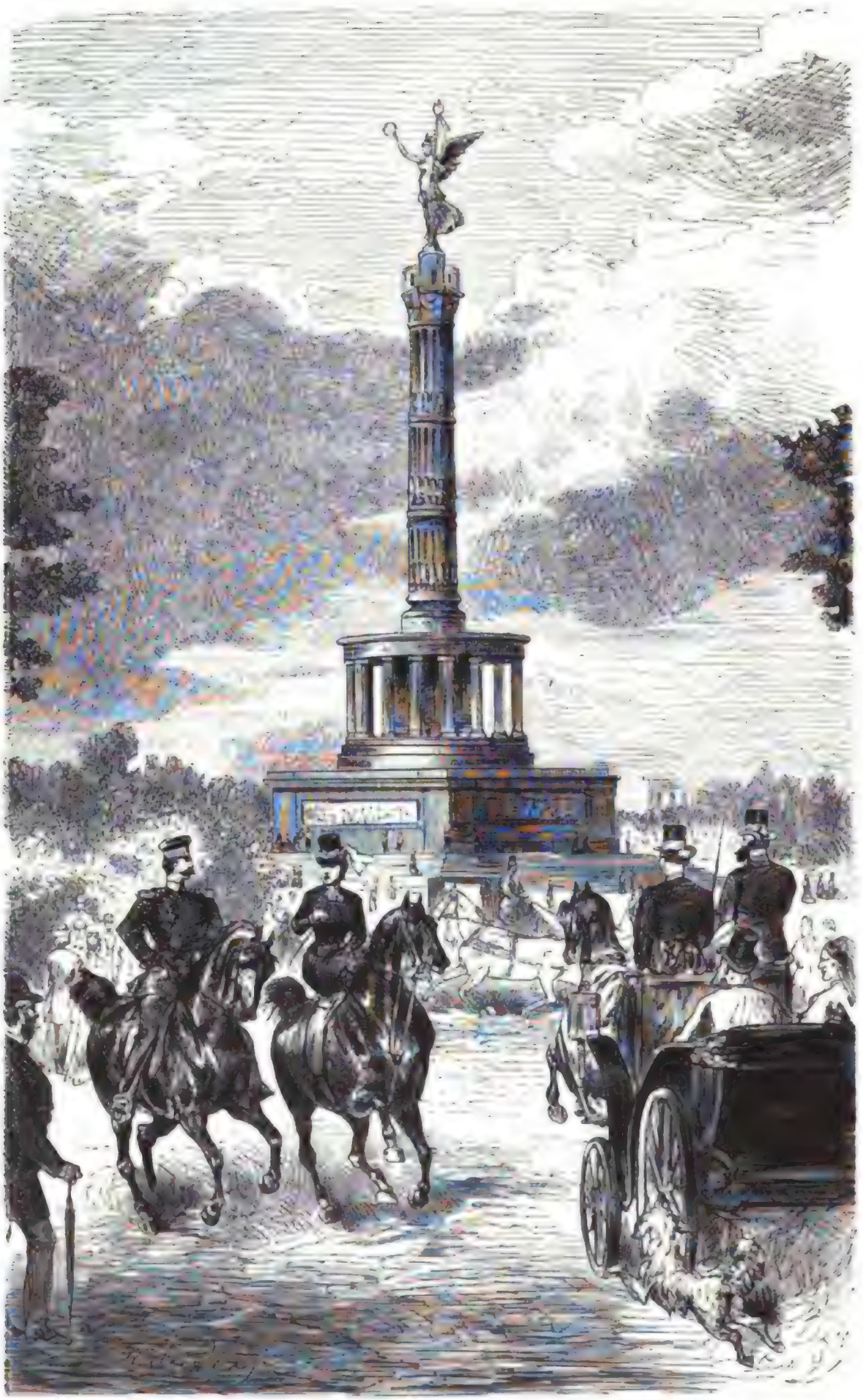
Von den Dichtern Berlins aus der Gegenwart sei uns vergönnt, Julius Rodenberg, Otto Roquette (Verfasser von „Waldmeisters Brautfahrt") und den leider früh verstorbenen Brachvogel, den Verfasser des „Narziß", zu erwähnen. Als Berliner dürfen wir seit Langem zwei blühende Romandichter, Berthold Auerbach und Friedrich Spielhagen, mit Stolz aussprechen, deren Ersterer Stammvater der Dorfgeschichten sowie Nestor der deutschen Dichter ist, während Spielhagen noch auf der vollen Höhe seiner Kraft steht.

Wir schließen den Berliner Dichterkreis mit einem neuen Berliner Poeten, Julius Wolff, der, obwol 1834 geboren, erst 1871 mit einem Bändchen Kriegslieder: „Aus dem Felde" — „ins Feld" trat. Darauf folgte 1874 „Till Eulenspiegel redivivus", jetzt in 8. Auflage; 1875 „Der Rattenfänger von Hameln", jetzt in 12. Auflage; 1877 „Der wilde Jäger", jetzt in 9. Auflage, und späterhin eine größere epische Dichtung, „Tannhäuser", die in wenigen Wochen zwei Auflagen erlebte. Hier finden wir einen gottbegnadeten Poeten, bei dessen dichterischer Erzählung es Einem geht, wie den Kindern von Hameln in seinem mit stürmischem Beifall aufgenommenen Rattenfänger:

„Wie zu Ende war das Liedlein,
Sang er wieder es von vorn;
Und der Kinder Augen glänzten,
Ihre Wangen blühten rosig,
Und sie flüsterten und lauschten,
Folgten gern dem lust'gen Sänger" —

wie der freundliche Leser nunmehr uns auch, nicht gleich den armen Kleinen in den düstern Koppelberg bei Hameln, sondern in die frischen grünen Umgebungen der Kaiserstadt gern folgen möge.

Digitized by Google



Deutsches Land und Volk IX. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

An der Siegessäule. Zeichnung von H. Lüders.

Digitized by Google

Der Wrangelbrunnen im Thiergarten.

Die Umgebungen der Hauptstadt.

Der Thiergarten. — Der Humboldt- und der Friedrichshain. — Im Zoologischen Garten (das Aquarium). — Die Flora in Charlottenburg. — Das Mausoleum daselbst. — Berliner Friedhöfe. — St. Hubertus im Grunewald. — Jagdhaus Dreilinden. — Schildhorn. — Ein Tusculum am Tegeler See. — Das neue Irrenheim in Dalldorf. — Auf dem Gesundbrunnen (Pankow-Schönhausen). — Feuerwerk in Treptow (der neue Ostpark). — Turnfest in der Hasenheide (Rixdorf-Tempelhof). — Heerschau am Kreuzberg (Ueberblick der deutschen Kriegsmacht). — Invalidenhaus und -Park.

„Blaue Havel, Grunewald,
Grüßt mir alle beide,
Sagt, zu ihnen käm' ich bald,
Und die Tegler Heide."

Der Thiergarten. Es ist der letzte Sonntag im Junimonat des Jahres 1767. Wir befinden uns im Thiergarten auf einem großen halbkreisförmigen Platze nahe der Spree, der Zirkel oder der Kurfürstenplatz genannt, weil von ihm aus sieben schnurgerade Eichenalleen ausliefen, welche noch jetzt vorhanden sind und von den sieben Kurfürsten benannt wurden. Es ist ein langer, heller, sonniger Nachmittag, so schön, wie ein Frühsommertag in Berlin nur sein kann, das junge Laub der Bäume hat noch nicht von Staub und Hitze gelitten und prangt noch im schönsten Hellgrün. Um 6 Uhr finden wir ein festlich geputztes

Digitized by Google

Publikum, wol mehrere tausend Personen. In der Mitte des Platzes ist eine Estrade, von welcher Regimentsmusik spielt. Die schaulustige Menge drängt sich um die Wagen der königlichen Familie, deren Mitglieder ungenirt an dem Treiben Theil nehmen; nur das Haupt derselben ist nicht anwesend. In schön vergoldeten Phaetons, in von allen Seiten mit Glasfenstern versehenen Kutschen, zum Theil in damals sogenannten Wurstwagen, an deren Schlägen Pagen und Heiducken stehen, fahren die Prinzessinnen die Hauptallee entlang, und die Offiziere des Regiments Gensdarmes und Zietenhusaren wetteifern in Pracht der Uniformen und lassen ihre in reichen Schabracken prangenden Rosse in allen Gangarten paradiren. Am Wasser erblicken wir einige Leinwandzelte, deren erste von zwei Refugiés, Dortu und Thomassin, im Jahre 1745 erbaut worden waren. Jetzt hatten zwei Restaurateure auch schon hölzerne Schankstätten errichtet; an der einen, welche der Refugié Mourier kürzlich aufbaute, sehen wir eine goldene Gans als Schild prangen mit der doppelsinnigen Inschrift: Monnoie (mon oie) fait tout.

Im Todesjahre des Alten Fritz (1786) finden wir schon festere, für den Winter berechnete Buden, denn inzwischen war das Schlittschuhlaufen und Pickschlittenfahren auf den beiden Armen der Spree hier, deren südlicher jetzt verschüttet und in eine Straße, die Fortsetzung des Kronprinzenufers, verwandelt worden ist, Mode geworden. Gleichzeitig ist den Etablissements der ursprüngliche Name „die Zelte“ bis auf den heutigen Tag verblieben. Zehn Jahre zuvor, im Juli 1776, gab hier der Prinz Ferdinand zu Ehren des Großfürsten Paul, nachmaligen Kaisers von Rußland, ein großes Fest, wozu man zwischen dem Zirkel und dem jetzigen Schloß Bellevue, stromabwärts, da, wo der ehemalige sogenannte Poetensteig abführt, unter Mitbenutzung eines ebenfalls halbrunden, mit der offenen Seite nach der Spree zu belegenen Platzes, weitläufige Anstalten getroffen hatte. Die Berliner, von jeher ein neugieriges Völkchen, waren in Massen zusammengeströmt, als der Himmel seine Schleusen öffnete und Gerechte wie Ungerechte mit einem Platzregen übergoß. Ein allgemeines Sauve-qui-peut brach aus, und der Weg zur Stadt war schließlich, wie ein Augenzeuge berichtet, weit und breit mit verloren gegangenen Bändern, seidenen Schuhen, Coiffüren und Schuhschnallen bedeckt.

Das Schloß Bellevue wurde nach dem Tode des Alten Fritz von dem Prinzen Ferdinand, der es 1785 dem Platz-Hofrath Bertram abgekauft hatte, erbaut und mit dem schönen, noch jetzt vorhandenen Garten versehen.

Ein Fremder in den „Bemerkungen eines Reisenden durch die preußischen Staaten in Briefen“ vom Jahre 1779 schildert das lebhafte Treiben in den Zelten ähnlich. Ihm hatte dasselbe Abends so gut gefallen, daß er am nächsten Morgen eine Promenade in die Nähe machte. „Eine Allee“, erzählt er, „gefiel mir gestern vor allen anderen. Sie führte zu einem kleinen runden Platz, auf welchem an einer hohen Eiche eine kleine Ruhebank angelehnt ist. Ganz gewiß hatten gestern Abend ein paar Liebende hier gesessen oder, welches noch wahrscheinlicher ist, mag ein feuriger Liebhaber hier auf dieser Stelle geseufzt haben. Ich fand ein Quartblatt, auf welchem Folgendes aus dem Ramler stand:

— — — O, sich geliebt zu seh'n,
Welche Seligkeit — —

Unten standen mehrere Buchstaben.“

Auf der Unterſpree zwiſchen den Zelten und Moabit. Zeichnung von H. Lüders.

Digitized by Google

Der empfindsame Reisende, welcher von der seiner Zeit so eigenen Gefühlsschwelgerei angekränkelt erscheint, bricht hierbei in folgende Apostrophe aus: „Ich glaube, der zärtliche Liebhaber, der diese Verse ohne Zweifel in der Absicht hinlegte, damit seine Geliebte sie finden möchte, hat Recht, ich stellte dabei meine besonderen Betrachtungen über die Liebe und ihre Wirkungen an. Unter dem Grübeln und Gehen kam ich nahe an den Tarone'schen Garten an der entgegengesetzten Seite des Thiergartens, an der Thiergartenstraße. Es mochte etwa zehn Uhr Vormittags sein. Eine Menge von Kutschern, geschäftigen Bedienten, ein Chor Musikanten, welches sich einfand, ließen mich eine Fête muthmaßen. Ich ging einige Gänge zurück und beobachtete Alles. Damit ich's kurz mache, einige, vermuthlich Adelige, hielten ein Dejeuner. Nachher hörte ich von dem Markör des Tarone'schen Kaffeehauses, daß auf diesem Dejeuner alles Mögliche gewesen wäre, was Nahrung geben könnte. Chokolade, Thee, Kaffee, Limonade und Orgeade, Ratavia und Persiko, Butterbrot, Schinken und Braunschweiger Wurst, Danziger Branntwein und kalt Rindfleisch u. s. f. Bis gegen ein Uhr währte das Essen und das Tanzen bei dem kleinen Bassin, welches vor diesem Garten liegt. Die Damen waren alle en négligée nach dem besten und feinsten Geschmack ajustirt und sahen zum Theil wie die Grazien aus. Fast möchte ich sagen:

Sie tanzten, nymphenhaft geschürzet,
Auf kurzem Gras —

denn nachlässig, leicht und für Auge und Herz interessant waren sie angezogen. Sie flogen mehr als sie tanzten, und ihr ganzer Körper war ein solches perpetuum mobile, als ich noch nicht gesehen habe. Wie gesagt, gegen ein Uhr machten sie Stillstand, sprangen in die Wagen und eilten ohne Zweifel zur Toilette, um sich zur Tafel, welche um zwei Uhr angeht, vorzubereiten."

So lebte und liebte, schwelgte und „schwögte" man vor hundert Jahren im Berliner Thiergarten.

Die Zelte erfuhren aber auch die Unbeständigkeit des Geschmackes und der Laune. Im 19. Jahrhundert verfielen sie immer mehr zu gewöhnlichen Bierkneipen, um noch einmal in bedeutungs- und verhängnißvoller Weise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. — Viele Tausende von Personen, meist Männer, darunter viele Handwerker, die „blauen Montag" feierten, hatten sich vor den Zelten versammelt. Vom Himmel blaute der erste schöne Frühlingstag. Aber dieser war es nicht, welcher die Massen hier zusammenführte. Nachdem die augenscheinlich erregten Männer längere Zeit in einzelnen Gruppen sich unter lebhaftem Gestikuliren unterredet, drängten sie sich um die Orchesterbühne, von der diesmal nicht die lustigen Weisen Strauß'scher Walzer, sondern politische Reden herabschallten. Proteste wurden erhoben, Beschlüsse gefaßt und Adressen an den König entworfen. „Wir wollen Freiheit!" rief der eine Volksredner, „vollständige Freiheit, ohne Excesse", ein Anderer verlangte eine deutsche Flotte, was Heiterkeit erregte. Der Polizeipräsident von Minutoli trat heran und suchte die aufbrausenden Gemüther zu beschwichtigen, was ihm so gut gelang, daß ihm ein Hoch ausgebracht wurde und die Menge in dicht gedrängten Kolonnen durch den Thiergarten und die Linden nach dem Schloßplatz zog. Dort an der Ecke machten jedoch plötzlich die Gardekürassiere einen Angriff, sprengten die Volkshaufen und verwundeten und tödteten hierbei mehrere

Personen, was eine unbeschreibliche Erbitterung erregte. So endete die vierte Volksversammlung in den Zelten am 13. März 1848; am folgenden Sonnabend wüthete der Straßenkampf in der Stadt Berlin. —

Die Anfänge des Thiergartens liegen drei Jahrhunderte zurück. Der Grund und Boden gehörte der Stadt Kölln und einzelnen Bürgern und wurde von dem Markgrafen Joachim, dem nachmaligen Kurfürsten Joachim II., 1527 gekauft, mit dem Beding, daß, wenn in künftiger Zeit solcher Raum von ihm nicht mehr gebraucht werden sollte, er alsdann dem Rathe und der Gemeinde zu Kölln wieder zufallen solle. Diese Rechte wurden später von dem Kurfürsten abgelöst, und ist seitdem der Thiergarten volles Eigenthum der Landesherren geworden. Der Thiergarten war nur ein Theil des von Wiesen und Brüchen unterbrochenen Waldes, der in seinen feuchteren Stellen mehr Buschwald, auf den höheren Stellen Nadelholz mit Eichen untermischt enthielt und eine sehr bedeutende Ausdehnung bis tief in das jetzige südliche, südwestliche, westliche und nordwestliche Berlin hinein hatte. Dieses Waldland umfaßte nämlich außer dem jetzigen Thiergarten die Dorotheenstadt, den Friedrichswerder und einen Theil der Friedrichsstadt. Auf dem rechten Spreeufer war ähnliches großes Heiderevier, da, wo jetzt Moabit und die Oranienburger Vorstadt liegen, welches sich mit der einem Nonnenkloster gehörigen Jungfernheide vereinigte und bis Spandau reichte. Der eigentliche Thiergarten wurde mit Wild reichlich besetzt; so finden wir eine Notiz, wonach Kurfürst Johann Sigismund dem Hofjägermeister Hans Jakob Roth befahl, im Herbste Hasen einzufangen und einzusetzen, auch solle in den Gärten etwas gesäet werden, damit das Wild Nahrung habe. In der Gegend, wo jetzt die Sandsteinbildsäule der „Winzerin" von Drake steht, lag das Reiherhaus, von wo aus ein Jäger die für die Reiherbeize, einen damals sehr beliebten fürstlichen Sport, erforderlichen Thiere in Obhut nahm. Vielleicht ist dieser Beamte der kurfürstliche Vogelsteller an der neuen Brücke, von dem 1620 erwähnt wird, daß er zugleich das Geschäft habe, die Schiffe durchzulassen. Diese neue Brücke ist vermuthlich die spätere Hunde-, jetzige Schloßbrücke. Durch Reskript vom 19. März 1657 wurde der Oberjägermeister von Hertefeld beauftragt, „Wild und Rehkälber" einzufangen und auszusetzen. Es sollen damals auch große Hirsche aus Zossen und Auerhähne aus Preußen oder der Neumark nach Berlin geschafft, in den Thiergarten gesetzt und zu ihrer Ernährung Hafer ausgesäet worden sein. 1742 ließ Friedrich II., welcher im Schlesischen Kriege die böhmische Fasanenzucht kennen gelernt hatte, auf dem südwestlichsten Terrain des Thiergartens, dem wir im weiteren Verlauf noch besondere Aufmerksamkeit zu schenken haben werden, eine Fasanerie anlegen und mit mehreren Arten des „kolchischen Huhns" reichlich ausstatten. — Um das Wild am Ausbrechen zu verhindern, wurde der Thiergarten mit einem Plankenzaun umhegt und zur Instandhaltung desselben besondere Stakensetzer bestellt.

Während des Dreißigjährigen Krieges war der Thiergarten verfallen, auch wurden durch die Festungswerke, die Anlegung des Friedrichwerders, der Dorotheen- und nachmals der Friedrichsstadt demselben große Ländereien entzogen. So lag der Jägerhof in der Jägerstraße, auf dessen Terrain wir im 3. Kapitel die Hauptbank haben entstehen sehen und in welchem das Waidzeug verwahrt wurde, bald weit entfernt von dem zugehörigen Jagdreviere. Schon

Digitized by Google

1573 war der Theil, welcher auf der Schloßinſel nördlich liegt, abgezweigt und hier unter Kurfürſt Johann Georg durch den Schönburg'ſchen Gärtner Deſiderius Corbinianus der heutige Luſtgarten angelegt worden.

Der Große Kurfürſt that nun zuerſt wieder etwas zur Erhaltung und Verſchönerung des Thiergartens. Wir haben früher erzählt, wie die Kurfürſtin Dorothea die Straße „Unter den Linden" anlegte und ſelbſt im J. 1681 den erſten Baum pflanzte. Allerdings muß es mit dieſer Straße noch lange abſonderlich ausgeſehen haben; im Winter 1705 erfroren die Lindenbäume ſämmtlich, und bereits Kurfürſt Friedrich III. hatte eine ſcharfe Verordnung im J. 1690 ergehen laſſen müſſen, daß die Bürger ihre Schweine „Unter den Linden" beſſer einpferchten, weil dieſe durch ihr ungenirtes Wühlen die neugepflanzten Bäume beſchädigten.

Eine breite Allee führte zu dem Brandenburger Thore hinaus nach der Lietzenburg; aber von einer Wegebefeſtigung war keine Rede. Unſer erwähnter Gewährsmann weiß mit gutem Humor von einer Spazierfahrt vom Brandenburger Thore nach Charlottenburg, welche er als Fußgänger begleitete, zu berichten: „So ziemlich hielt ich mit den Pferden gleichen Schritt, denn obgleich vier nach berlineriſcher Art gute Pferde vorgeſpannt waren, ſo ging es doch ziemlich langſam. Die beſten Miethpferde ſind in Berlin abgetrieben und machen gegen ſächſiſche wahrlich keine ſonderliche Figur. Das kann auch nicht anders ſein. Selten haben die armen Geſchöpfe einen ganzen Nachmittag oder eine ganze Nacht ununterbrochene Ruhe. Doch war auch der viele Sand, der von Berlin bis Charlottenburg liegt, eine beträchtliche Urſache."

Jetzt legt der Pferdebahnwagen die Strecke in 25 Minuten zurück, zu der man damals im Jahr 1779 fünf und eine halbe Stunde, alſo die Zeit brauchte, während welcher man mit dem Kourierzug von Berlin nach Hamburg fährt. Dennoch lag eine tiefe Naturpoeſie über dem maleriſchen Walde und begeiſterte den empfindſamen Reiſenden zu folgender Aeußerung: „Eine der ausgeſuchteſten Geſellſchaften, ein wonnevoller Tag, Scherz, Luſtigkeit und ein munterer Einfall nach dem andern — Charlottenburg — der Thiergarten — da möcht' ich wol den milzſüchtigſten Briten auffordern, ob er nicht ſeinen Spleen wenigſtens an dieſem Tage vergeſſen würde?" — von Raumer, dem wir eine treffliche Schilderung des Thiergartens vom Jahre 1839 verdanken, äußert ſich aus noch ſpäterer Zeit ähnlich.

„Auf den tiefen Sandwegen, die, mit Ausnahme der Charlottenburger Chauſſee, durch den Thiergarten führten, ſah man nur ſelten einen Wagen dahinſchleichen; dafür wurden die Wanderer indeſſen nicht durch Wagengeraſſel geſtört oder durch den Chauſſeeſtaub beläſtigt, und die geräuſchloſe Stille ward zumal des Vormittags nur durch das Rufen des Kukuks oder den Geſang zahlreicher Singvögel unterbrochen. Betrat man den Thiergarten vom Brandenburger Thore aus und wendete man ſich links, ſo ſah es am Eingang wol etwas wüſt aus und der unaufmerkſame Fußgänger ſtolperte leicht über die Wurzeln der Tannenallee, welche ihre glatten Nadeln weit umherſtreute. Drang man aber tiefer ein, ſo hatte man den Genuß eines natürlichen Waldes; ſelten zeigte eine morſche Bank die Spur einer Menſchenhand, bis irgendwo eine herrliche Allee ſich ausbreitete und daran erinnerte, daß man ſich im Thiergarten befand. Hatte man ſich im dichten Unterholz und Mooſe gelagert und ausgeruht

und drang nun immer weiter vor, so gelangte man hinter der Hofjägerallee in eine Gegend, wo an wilden Gräben und auf stets feuchtem Boden eine eigenthümliche Flora des Thiergartens zu finden war, welche einsame Botaniker sammelten; andere suchten die versteckten Buchen und majestätischen Eichen in ihrer Verborgenheit auf, zu denen das kleine, unweit des Landwehrgrabens mitten in den Bäumen gelegene Kornfeld einen artigen Gegensatz bildete.

Thiergarten, Landschaft an der Löwenbrücke. Zeichnung von Alb. Richter.

Jenseit der Fasanenbrücke war ein ganzer Fleck wilden Baumwuchses, wo auch der eigenthümliche Geruch des märkischen Kienwaldes mit seinen Leiden und seinen Freuden zu schmecken war, und hinter Bellevue, wo eine Barrière dem Poetensteige jedes Fuhrwerk fern hielt, und da, wo jetzt das Gräfe'sche Etablissement liegt, die ganze Gegend noch durchaus den Charakter des Ursprünglichen an sich trug, sah man in völliger Abgeschiedenheit die wilde Ente über Sumpf und Wiese hinziehen und hörte in früher Morgenstunde den Kiebitz schreien." —

Preußens Könige haben über den Thiergarten sehr verschieden gedacht. Während der praktische Friedrich Wilhelm I. für den Wald, weil er nichts einbrachte, auch nichts that, wendete Friedrich II. ihm große Sorgfalt zu. Dem sentimentalen Geschmack der Zeit entsprechend, ward ein Irrgarten und Poeten- oder Philosophensteige angelegt, die sich in der Waldeinsamkeit verloren und zuweilen durch runde Plätzchen, „Salons" genannt, mit Bildsäulen und Ruheplätzchen

Digitized by Google

unterbrochen wurden, welche zu behaglicher Beschaulichkeit einluden. Die kurze Regierung Friedrich Wilhelm's II. war für den Thiergarten nicht ungünstig.

Standbild der Königin Luise. Von Encke.

Friedrich Wilhelm III. ließ seit 1834 für ihn Manches durch den berühmten Lenné, den Vater der modernen deutschen Gartenkunst, thun. Zuvor, 1810, war die Luiseninsel an der Thiergartenstraße angelegt und von benachbarten Bewohnern zur Erinnerung an die am 23. Dezember 1809 erfolgte glückliche

Digitized by Google

Rückkehr der königlichen Familie mit einem von Gottfried Schadow entworfenen altarartigen Denkmal, Postament mit Schale, geschmückt worden.

Standbild Friedrich Wilhelm's III. Von Drake.

Sonderbar ist es, daß der kunst- und natursinnige Friedrich Wilhelm IV. für den herrlichen Park der Stadt Berlin so wenig gethan hat. Zwar wurden unter Lenné 1843—1846 die ersten Anlagen auf dem Exerzirplatz, jetzt Königsplatz, gemacht, auch dem Besitzer eines Wintergartens in Breslau, Kroll,

Digitized by Google

gestattet, an der Westseite des Platzes ein Vergnügungsetablissement, das jetzige Kroll'sche Theater, einzurichten, und dem kunstsinnigen Grafen Raczinsky, an der gegenüberliegenden Seite den Bau einer Gemäldegalerie mit zwei Kunstwerkstattgebäuden rechts und links zu erbauen; aber der eigentliche Thiergarten verfiel und verwilderte, namentlich verschlammten sich die Wasserläufe, denen durch den Landwehrkanal und Schafgraben die übelriechenden Abwässerungen der unablässig anwachsenden Hauptstadt zugeführt wurden, und machten die schönsten Erholungsstätten derselben zu dumpfigen, ungesunden Fieberhöhlen. Die Bürgerschaft dagegen that ihre Schuldigkeit, indem sie das herrliche Standbild Friedrich Wilhelm's von der Meisterhand Drake's in der Nähe der Luiseninsel aus eigenen Mitteln stiftete und dadurch den König moralisch nöthigte, wenigstens für die gärtnerische kunstgerechte Ausschmückung der Umgegend etwas zu thun.

Das kleine Fürstenthum Waldeck, welches seit geraumer Zeit den lebhaftesten Wunsch äußert, sich von Preußen einverleiben zu lassen, behauptet Berlin gegenüber einen berechtigten Anspruch auf Anerkennung, denn es hat dieser Stadt zwei der größten Bildhauer des 19. Jahrhunderts geschenkt: Christian Rauch, den wir bereits als Künstler des Friedrich-Denkmals Unter den Linden kennen lernten, und Friedrich Johann Heinrich Drake, jener 1777 in der Residenzstadt Arolsen, dieser in dem Badeort Pyrmont 1805 geboren. 1826 trat Drake in Rauch's Atelier, woselbst sich sein reiches Talent schnell entfaltete. An der Marmorstatue Friedrich Wilhelm's III. werden die Hochreliefs des Sockelfries: „Segnungen des Friedens", gebührend bewundert. In reizvoller Verschlingung sind hier liebliche Kindergestalten mit schönen Männer- und Frauengestalten dargestellt, Gruppen, die um so mehr anheimeln, als die Motive und der Hintergrund dem Thiergarten entnommen und die Bewohner desselben, als die Eichhörnchen, die Singvögelchen und die munteren Goldfische, nicht vergessen sind.

Gerade gegenüber erhebt sich, als genaues Seitenstück in den Maßen und der Ausstattung berechnet, am 10. März 1880 enthüllt, die Marmorbildsäule der Königin Luise, in sanft anmuthiger Schönheit, ebenfalls ein Geschenk Berlins und der Berliner an ihren König, als Festgabe zum achtzigsten Geburtstage. Der Künstler Erdmann Encke, geb. 1840 zu Berlin, ein Schüler Albert Wolff's, hat das sinnige Wesen der königlichen Dulderin auf das Glücklichste zum Ausdruck gebracht; gleichzeitig gab die herrliche Gestalt derselben dem Bildhauer eins der vorzüglichsten plastischen Motive. Um den Sockel schlingt sich auch hier ein Hochfries: „Der Auszug in den Befreiungskampf" und „Die glückliche Heimkehr des Siegers", dazwischen „Die Mildthätigkeit gegen die Zurückgebliebenen" und „Die Barmherzigkeit gegen Verwundete und Kranke". Das Denkmal ist schnell ein wahrer Wallfahrtsort für die Berliner und die Fremden geworden, und verdient dies in vollstem Maße.

Noch ein nicht minder ansprechender marmorner Schmuck wurde am 2. Juni desselben Jahres dem Thiergarten einverleibt, die Bildsäule Goethe's von Fritz Schaper (geb. 1841 zu Alsleben im Mannsfeldschen), aus freiwilligen Beiträgen hergestellt. Auch Schaper ist ein Schüler Albert Wolff's und hat sich bereits durch mancherlei Arbeiten, z. B. die 1879 enthüllte Bismarck-Bildsäule in Köln, die Bronzestatue des Mathematikers Gauß für

Digitized by Google

Braunſchweig, hervorgethan. Goethe, in der Vollkraft ſeiner Jahre, hält in der Rechten eine Schriftenrolle und iſt mit einem faltigen Mantel ausgeſtattet. Wie ſo häufig bei dergleichen Standbildern feſſeln auch hier die drei Gruppen des Sockels, alſo die Nebenfiguren, welche ſtatuenartig frei herausgearbeitet ſind, am meiſten den Beſchauer. Im lauſchigen Waldesgrün, unweit des Brandenburger Thores, macht dies vortreffliche Kunſtwerk einen freudig überraſchenden Eindruck.

Denkmal Goethe's. Von Schaper.

Auf einem der erwähnten ehemaligen „Salons“ wurde im J. 1878 die ſchöne metallene Gruppe der ſterbenden Löwin aufgeſtellt. Zwei Junge ſuchen vergeblich Nahrung bei der vom tückiſchen Pfeil durchbohrten Mutter, während der männliche Löwe aufgerichtet mit furchtbarem Ingrimm nach dem feindlichen Jäger ausſchaut. Verfertiger dieſer künſtleriſch trefflichen, naturwahren Schöpfung iſt der berühmte vorerwähnte Albert Wolff, der „Thier-Wolff“,

Digitized by Google

zum Unterschiede von anderen Bildhauern gleichen Namens,*) genannt, früher in Berlin, jetzt in Weimar.

Damit sind wir unvermerkt in die Verwaltung des Thiergartens unter Kaiser Wilhelm und in die Blütezeit des Thiergartens gelangt. Unter Zuhülfenahme eines Zuschusses von 30,000 Mark, den die Stadtgemeinde alljährlich der königlichen Verwaltung spendet, hat letztere den Thiergarten immer mehr in einen Park verwandelt, weil der waldartige Charakter aus verkehrlichen und sicherheitspolizeilichen Gründen nicht länger mehr aufrecht erhalten werden kann. Eine besondere Wasserkunst am Hippodrom hat die Becken des Thiergartens mit reinlicher Strömung versehen; geschmackvolle Anlagen heben sich aus den Rasenflächen überall hervor; zur Schonung und Vermehrung des Baumbestandes wird das Erforderliche gethan, ebenso zur Unterhaltung, Reinigung und Besprengung der Wege. Gleich Friedrich dem Großen hält Wilhelm I. darauf, daß kein großer Baum ohne seine Bewilligung entfernt wird. Ein verständnißvolles Anerkenntniß für den hohen Werth des Thiergartens, dem ein großer Theil Berlins ein gemäßigteres Klima und gesunde Luft verdankt; möchte dasselbe doch von allen Nachfolgern des ersten deutschen Kaisers zum Besten der Reichshauptstadt wie ein heiliges Vermächtniß übernommen und beherzigt werden!

Der Humboldt- und der Friedrichshain. Zum Andenken an den hundertjährigen Geburtstag Alexander v. Humboldt's eröffneten die städtischen Behörden am 14. September 1869 einen 35 ha großen Park vor dem Rosenthaler Thor links an der Brunnen- und Badstraße, zwischen diesen letzteren, der Hoch- und der Wiesenstraße, belegen. Gleichzeitig wurde unter ungeheurer, in damaligen Zeitläuften politisch demonstrativer Betheiligung von Volksmassen der Grundstein zu einem Denkmal gelegt. Die Vorgänge hierbei erregten namentlich durch den Umstand Aufsehen, daß sich hier zum ersten Male die Sozialdemokratie in geschlossenen Reihen, mehrere Tausend Männer stark, sämmtlich mit rothen Abzeichen versehen, öffentlich zeigte. Später hat sich die Stelle, wo der Grundstein gelegt war, als zu der Symmetrie der Anlagen so wenig stimmend herausgestellt, daß sie aufgegeben worden und inzwischen unter Rasen und Strauchwerk verschwunden ist. Als neue Stelle für das Humboldt-Denkmal ist der höchste Punkt des leichthügeligen Bodens auserkoren, wo man einen möglichst großen Findlingsblock mit einem Medaillonbild des großen Naturforschers aufzustellen gedenkt. —

Inzwischen ist nun der große Park bis 1876 mit einem Aufwand von 340,000 Mark fertig gestellt worden und hat sich unter der Pflege des genialen, leider bereits 1877 verstorbenen städtischen Gartendirektors Meyer sowie seines umsichtigen Schülers Maechtig überraschend schön entwickelt. Hoch belegen, gewährt er der sonst fast ganz baumarmen Gegend einen vollendeten Schmuck

---

*) So Emil Wolf, geb. 1802 in Berlin, der sich unter seinem Verwandten J. G. Schadow bildete, 1822 nach Rom ging, wo er Rudolf Schadow's Atelier übernahm. Der Einfluß Thorwaldsen's ist bei ihm unverkennbar mit seiner klassisch-idealen Richtung, Frauengestalten gelingen ihm am besten. Die Nationalgalerie besitzt von ihm eine ausgezeichnete „Judith", im Begriff, das Schwert zur Enthauptung des Holofernes zu ziehen.

und der gerade dort zahlreichen ärmeren Bevölkerung einen hochwillkommenen und wohlgeschützten Erholungsplatz. Denn das muß man unseren unbemittelten und weniger schriftgelehrten Außendistrikten nachsagen, daß sie überall und wider Erwarten Vieler die neuen Gartenanlagen, welche die Kommune dem öffentlichen Schutze anvertraut hat, bestens behandeln. Der Satz, daß das Aesthetische erziehlich wirkt, hat somit in Berlin eine erfreuliche Bestätigung erhalten. Sehr geschickt sind die Anlagen nach Zonen geographisch angeordnet und die Pflanzen der arktischen, subarktischen, kälter temperirten, wärmer temperirten und subtropischen Zone in besonderen Abtheilungen ungezwungen vereinigt.

Der Friedrichshain, 53 ha groß, zwischen dem Neuen Königs- und Landsberger Thor, der Friedensstraße, Landsberger Allee und Elbinger Straße, 1845 eröffnet, ist noch höher belegen und gestattet von seinen Erhebungen einen umfassenden Ausblick über die Stadt. Er umschließt in seinem Innern das von dem 1880 verstorbenen Baumeister Gropius ausgeführte neue städtische Krankenhaus, welches Virchow im Jahre 1879 als das besteingerichtete derartige Institut in Europa bezeichnete, einen weit ausgedehnten Spielplatz, eine Bronzebüste Friedrich's des Großen und den Begräbnißplatz der am 18. und 19. März 1848 Gefallenen bürgerlichen Standes. Ein Lindenbaum in der Mitte überragt fast diesen ganzen Friedhof, dessen Strauchwerk zu einem dichten Hag verschlungen ist und im Frühling duftende Blüten spendet, Frieden über der Stätte des Todes. „Der Hain ist eine Wohlthat für diese Gegend und ihr Stolz", erzählt Julius Rodenberg, „denn obgleich von geringerer Ausdehnung als der Park im Westen, entbehrt er doch keineswegs der landschaftlichen Reize. Seine Bäume stehen in der Fülle der Kraft und sein hügeliges Terrain bildet eine wechselnde Scenerie, wie man sie nicht zum zweiten Mal in Berlin hat. Gutgepflanzter Rasen gleitet sanft an den Abhängen nieder und bedeckt mit seinem hellgrünen Sammet weite Flächen; beständig öffnen sich neue Durchblicke; man wandert bergauf, bergab durch duftendes Gesträuch und kommt zuweilen an Stellen, so lauschig und einsam, daß man meint, das Reh müsse an den Rand der Lichtung heraustreten. Dann wieder in einer Staubwolke, welche die Sonne vergoldet, bewegen sich hundert kleine Gestalten: Kinder sind es, die hier in der Mitte des Hains um das Bronzebild unsers Königs, des großen Friedrich, den Ringelreihen tanzen, Festungen aus Sand bauen, sich haschen und entlaufen. Ehe- und Liebespaare füllen die Bänke des Rondels; nicht weit davon ist ein hübsches Zelt errichtet, in welchem Milch zu haben ist, frisch von der Quelle, und auf einer Anhöhe, mit den Laubmassen und Wiesen zu seinen Füßen, steht in freier und luftiger Lage das städtische Krankenhaus, dessen rothes Mauerwerk weithin sichtbar ist durch das Grün, dessen stiller weißer Hof auch die Kinder zur Ruhe mahnt, wenn sich eins von seinem Spielplatz hierher verirrt."

Im Zoologischen Garten. Das Aquarium. Die bereits erwähnte Fasanerie wurde unter Leitung des Zoologen Lichtenstein in den Jahren 1841 bis 1844 durch eine Aktiengesellschaft in einen „zoologischen Garten" verwandelt, das älteste und räumlich noch immer das größte derartige Institut in Deutschland. Die Menagerie auf der Pfaueninsel bei Potsdam ward ihm gleich Anfangs einverleibt. Die weite Entfernung von der damaligen Grenze der bebauten Stadt, die schlechte und theure Verbindung mit derselben und die geringe Pflege,

Digitized by Google

welche der Garten erfuhr, waren dem Besuch desselben und dem Finanzzustande nicht gerade förderlich. So kam es, daß der Garten bereits durch den Zoologischen Garten in Hamburg, sowol was die Ausstattung und den Thierbestand wie die Annehmlichkeiten für das Publikum anlangt, in den Hintergrund gedrängt war, als die Gesellschaft den sehr erfahrenen Leiter des Zoologischen Gartens von Köln, Dr. Bodinus, im Jahre 1869 zum Direktor wählte. Der neue Chef hat die Anlagen so erfreulich umgeschaffen und den Thierbestand so ausgiebig vermehrt, daß der Berliner Garten jetzt zu den besuchtesten Etablissements von Berlin gehört. Die Besuchsziffer hat an manchen Tagen schon 70,000 überstiegen; Konzerte und anthropologische Schaustellungen, bei denen sich fremde Völkerschaften des Südens wie Nordens in ihrer Nationaltracht und in ihrem heimischen Treiben vorführen, tragen nicht wenig dazu bei, die schaulustige Menge anzulocken und im besten Sinne des Wortes zu befriedigen. — Auf die bauliche Ausstattung ist fast zu viel des Guten verwendet, wenn man erwägt, wie allein das neue Elefantenhaus 300,000 Mark kostet. Lieber sollte das Geld auf manche noch recht wüste und unerfreuliche Anlagen verwendet werden; denn was Sauberkeit und Schönheit der Gartenpromenaden anlangt, so haben die der Zoologischen Gärten zu Hamburg, Köln und Frankfurt a. M. noch immer den Vorrang. Den erfreulichsten Eindruck macht die Partie um die Teiche nahe dem Restaurationslokal; dort finden während der guten Jahreszeit Nachmittags Konzerte statt, welche ein zahlreiches Publikum anlocken.

Neben dem Zoologischen Garten müssen wir des Aquariums gedenken, obwol es nicht in den Umgebungen, vielmehr in der Stadt an der Ecke Unter den Linden und der Schadowstraße liegt, da es die großartigste derartige Anstalt auf dem europäischen Festlande und das Vorbild zu vielen ähnlichen Schöpfungen geworden ist. Dies merkwürdige Bauwerk enthält weit mehr als der Name sagt, nämlich außer den Aquarien noch Terrarien und eine Menagerie, aus welcher nur die Raubthiere und größeren sonstigen Thiere ausgeschlossen sind. Unter Anderm wurde hier der erste und bis jetzt einzige Gorilla, der seltenste Vertreter der großen menschenähnlichen Affensippe Afrika's, längere Zeit lebendig gezeigt. Das Aquarium stellt eine Gebirgslandschaft dar, welche in der zunächst betretenen geologischen Grotte in täuschender Weise die Schichtungen des Urgebirges, der Uebergangsgesteine, des Flötzgebirges enthält, zwischen denen die Eruptivgesteine ihre Lavamassen emporgepreßt haben. Von oben fällt ein Wasserfall herunter, Papageien oben in den Felshöhlen, Schwimm- und Watvögel im Wasserbecken unten beleben die Scenerie. Von hier ab treten wir in das Innere einer gewaltigen Höhle, gebildet aus Basalten, wie die Fingalshöhle, oder aus Tropfsteinen, wie die Baumannshöhle und die Adelsberger Grotte. Immer tiefer dringen wir in das Innere der Erde ein. Zu beiden Seiten öffnen sich die Wasserbecken mit den feuchten Bewohnern der Tiefe. Das krystallklare Naß ist künstliches Seewasser, nach dem Rezept des jetzigen geschickten Direktors des Aquariums, Dr. Otto Hermes, dem es als Chemiker nicht blos gelungen ist, was vor ihm Niemand in dem Maße verstand, das Seewasser künstlich und dauernd klar herzustellen, sondern auch in demselben Fische und andere Thiere viele Jahre hindurch lebendig zu erhalten. Das geniale Bauwerk ist eine Leistung des leider früh verstorbenen Architekten Wilhelm Lüer aus Hannover, 1867—69 mit den Mitteln einer Aktiengesellschaft hergestellt.

Digitized by Google

Im Zoologischen Garten. Zeichnung von H. Lüders.

Digitized by Google

Die Flora in Charlottenburg. — Das Mausoleum. Als drittes Glied im Bunde führt man in der Gegenwart bei den meisten Großstädten neben dem Zoologischen Garten und dem Aquarium eine Flora auf. Eine solche besitzt die Umgebung Berlins an der Berliner Straße zu Charlottenburg in hoher Vollendung. Bei der Anlage der Charlottenburger Flora kam der Umstand, daß das Terrain bereits ein altes, adeliges Gartengrundstück war, ausgezeichnet zu statten. Man brauchte daher hinsichtlich der Anlagen um das eigentliche Hauptgebäude herum nur hier und da bessernd nachzuhelfen, indem man ein Rosenparterre schuf und die den Engländern nachgeahmten Teppichbeete auf den Rasenflächen gefällig ausbreitete. Dagegen ist die Warmhausflora eine grandiose, eigenartige Schöpfung. Dieselbe ist von dem mehrerwähnten Baukünstler Johannes Otzen entworfen und von H. Stier 1871—1874 ausgeführt. Das Gebäude enthält vorzüglich einen großen Konzert- und Festsaal, $45{,}_{18}$ m lang, $22{,}_{75}$ m breit und etwa 23 m hoch, umgeben von einem $2{,}_{8}$ m weiten Umgange. Daran schließt sich unmittelbar das große, allseits gestreckt kuppelförmig, also ähnlich einem modernen Bahnhofe, überglaste Palmenhaus, welches mit ausgezeichneten Exemplaren der tropischen und subtropischen Zone ausgestattet ist. Aeußerlich stellt das Floragebäude, im Backsteinrohbau, mit reicher Anwendung von gebrannten Thonornamenten, eine Kombination romanischer Motive mit Renaissanceformen dar. Auch hier locken namentlich die Konzertnachmittage einen regen Besuch an. —

Der Fremde, welcher Charlottenburg besucht, verfehlt nicht leicht, einen Abstecher nach dem Mausoleum im Schloßgarten zu machen. Von dem westlichen Flügel des Theatergebäudes führt eine dunkle Allee von Edeltannen schnurgerade nach der Grabstätte Friedrich Wilhelm's III. und seiner Gemahlin Luise und versetzt den Wanderer bereits in eine feierliche Stimmung, welcher sich beim Betreten des Gebäudes Niemand zu erwehren vermag. Ein bläuliches gedämpftes Licht empfängt uns, wir steigen Marmorstufen empor; rechts von uns finden wir den Sarkophag des Königs, links den der königlichen Dulderin. Beide, in liegender Stellung auf dem Paradebette, wenden das Gesicht der halbrunden Nische zu, in welcher ein Altar mit dem Kreuz steht. Die Anlage zeugt für die Zeit der Entstehung, wo die Schwärmerei für hellenische und römische Formen selbst auf den Friedhöfen und in den Grabkapellen Eingang fand und die christliche Tektonik vollständig verdrängt hatte. Aus jener Zeit datiren die Säulenstümpfe statt Kreuze, jene steinernen heidnischen Todtenurnen, so daß man sich eigentlich wundern muß, wie man nicht damals einen Schritt weiter that, der heut wieder hier und da, freilich mehr vom sanitären Standpunkte, angestrebt wird, das heißt weshalb man damals nicht auch die Leichenverbrennung und Feuerbestattung einführte. So ist das 1810 von Gentz begonnene Mausoleum nichts als ein heidnischer Tempel, ein viersäuliger dorischer Prostylos. Er war der Dürftigkeit der Zeit entsprechend aus Pirnaer Sandstein gefertigt, einem Material, das in Berlin vielfach verwendet worden ist, sich aber wegen seiner Weiche nirgends bewährt hat und jetzt durch Nebrasandstein und ähnliches härteres Material ersetzt wird, welchem neben größerer Festigkeit auch ein schöner marmorbräunlicher Farbenton eignet. 1820 ließ der König daher die Façade durch polirten märkischen Findlingsgranit ersetzen, den ein herrlicher Glanz, eine schöne Farbe und unverwüstliche Härte auszeichnen.

Digitized by Google

1843 befahl Friedrich Wilhelm IV. das mit Marmor bekleidete Innere zu erweitern und durch ein Altarbild und andere Zuthaten zu verchriſtlichen. Die erwähnten liegenden Bildſäulen des Königspaares aus weißem carrariſchen Marmor, Meiſterwerke Rauch's, ſind durch Bild und Schrift ſo unzählige Male verherrlicht, daß wir auf eine eingehendere Beſchreibung verzichten. Die Kandelaber, mit Parzen und Horen geſchmückt, ſind von Rauch und Tieck, das Kruzifix von Achtermann in Bonn, das Altarbild von Pfannſchmiedt.

Berliner Friedhöfe. Auch die zahlreichen Berliner Friedhöfe — faſt jede Gemeinde beſitzt einen beſonderen Begräbnißplatz, oft in beträchtlicher Entfernung außerhalb des Weichbildes — haben treffliche Kunſtdenkmäler aufzuweiſen.

Mauſoleum in Charlottenburg.

Vor dem Oranienburger Thor linker Hand liegen die alten Friedhöfe der franzöſiſchen, der Dorotheenſtädtiſchen und Friedrichwerderſchen Kirche. Wir heben hier die trefflichen Denkmäler der um die Eiſeninduſtrie verdienten Jakob Ravené Vater und Louis Ravené Sohn auf erſtgenanntem Friedhof, das von Schinkel ſelbſt für ſich entworfene Denkmal auf dem Friedrichwerderſchen Kirchhof und das von Strack erbaute Denkmal des Lokomotivenkönigs Borſig sen. hervor. — Auf dem Invalidenkirchhof erhebt ſich auf pfeilerartigem Unterbau, über einem mit Reliefs geſchmückten Fries, ein ſchlafender Löwe, das Grabdenkmal Scharnhorſt's, des Begründers der preußiſchen Landwehr. Das herrliche Bildwerk iſt von Rauch, das Bauwerk von Schinkel. Unter den monumentalen Grabkapellen erfreut ſich eines

bedeutenden Ansehens das tempelartige Mausoleum des Begründers der Nationalgalerie, Konsuls Wagner, auf dem Petrikirchhof, von Lucae mit einem Kostenaufwand von 60,000 Mark 1869 hergestellt. — Besondere Beachtung verdient außerdem noch in der Dorotheenstädtischen Kirche das Marmordenkmal des jugendlichen Grafen von der Mark, welches durch Gottfried Schadow 1787 gefertigt wurde. Der natürliche Sohn Friedrich Wilhelm's II. und der Gräfin Lichtenau ist schlafend, einem Endymion ähnlich, dargestellt, über ihm an der Wand ein Relief mit den Parzen. — Alle diese Denkmäler sind in einem, christlicher Kunst entfremdeten, antiken oder vielmehr antikisirenden Stile gehalten.

Eine ganz eigenartige Schöpfung verspricht der 1880 angelegte städtische Ostfriedhof in Friedrichsfelde an der Grenze des Dorfes Lichtenberg zu werden. Während die Stadtgemeinde Berlin bisher nur Armenkirchhöfe kannte, hat sie dort auf sehr geräumigen Ländereien einen allgemeinen öffentlichen Begräbnißplatz eröffnet, auf welchem Personen jeden Standes und jeden religiösen Bekenntnisses beerdigt werden können. Dieser Friedhof ist nach dem Muster des neuen Centralfriedhofs von Hamburg in Ohlsdorf parkartig angelegt. Die Todten ruhen hier in einem Hain, nach dem Grundsatz, daß mit dem Tode aller konfessionelle Hader begraben sein soll und daß wir vor dem Tode Alle gleich sind, friedlich neben einander. Man hofft, diesen Friedhof so ansprechend zu gestalten, daß auf ihm die religiösen Genossenschaften allmählich sämmtlich beerdigen lassen werden; namentlich steht zu gewärtigen, daß sich die ärmeren Gemeinden Berlins, denen die Beschaffung eigener Friedhöfe unerschwingliche Kosten verursacht, den Friedhof baldigst in Mitbenutzung nehmen.

St. Hubertus im Grunewald.

„Salvete, fratres, in Sancto Huberto,
Spitzet die Ohren, credito experto."

Julius Wolff.

Am 3. November geht es in dem großen Waldrevier der preußischen Könige, das sich in meilenlanger Ausdehnung von Charlottenburg ab längs des linken Havelufers bis in die Nähe von Potsdam erstreckt, gar lustig zu, während die dunkle, zumeist aus Kiefern, mit Eichen untermischt, bestehende Forst, von den Sonn- und Festtagen in guter Jahreszeit abgesehen, wo der Berliner sich in der Waldeinsamkeit ergeht, wie in tiefem Ernst schweigend daliegt.

Von St. Hubertus, einem aquitanischen Herzogssohne vom Hofe König Pipin's von Heristal, wird erzählt, wie er in der Charwoche einen weißen Hirsch jagte und, als er ihn erlegen wollte, gewahrte, daß er ein Kruzifix zwischen dem Geweih trug. Dies bewog den Weidmann, den Hirsch zu schonen und sich taufen zu lassen. Seitdem ist er Schutzpatron des edlen Weidwerks und bewährt seinen Ruf so gut, daß er die große Hetzjagd, welche ihm zu Ehren alljährlich im Grunewald veranstaltet wird, fast immer mit gutem Wetter begnadigt. Es wäre auch sonst Jammer und Schade um die sauberen rothen Jagdröcke und weißen Reithosen der Hubertusjäger, um die glänzenden Toiletten der weiblichen hohen und erlauchten Theilnehmerinnen und nicht minder um die vielen aus Berlin, Potsdam und Umgegend herbeiströmenden Zuschauer, die auch von der lustigen Sauhatz etwas mit ansehen wollen.

Digitized by Google

Denn einem braunen, wehrhaften Borstenträger gilt es heute. Es ist ein Keiler von fünf Jahren, mehrere hundert Pfund schwer, also ein Hauptschwein oder hauendes Schwein. Gestern lag der Grimmige noch in der finstern Saubucht nahe dem unheimlichen Teufelssee inmitten der Forst. Für heute hat man ihn nach einem starken Bohlenverschlag nahe dem Jagdschloß Grunewald getrieben, von wo aus er alsbald losgelassen werden soll. Mißmuthig grunzend, als ahnte er Böses, schlägt er mit seinem Achtung einflößenden Gewerfst auf den Boden, wo dieser hart ist, oder wühlt mit dem Gebrech, wo er sumpfig ist, während seine kleinen Augen tückisch umherblinzeln.

Das alte Jagdschloß ist reich an geschichtlichen Erinnerungen. Es soll an der Stelle errichtet worden sein, auf welcher einst Kurfürst Joachim II. zwei kämpfende Rothhirsche erblickte. Ueber der Hauspforte des altersgrauen Gebäudes ist zu lesen: „Nach Christi Geburt 1542, unter Regierung des Kaiserthums Carl's V. hat der durchlauchtigste hochgeborene Fürst und Herr Joachim II., Markgraf zu Brandenburg, des heiligen Römischen Reiches Oberfeldhauptmann, dies Haus zu bauen angefangen, und den 7. März den ersten Stein gelegt und zum grünen Wald genannt." An der Treppe finden wir ein buntbemaltes Sandsteinrelief, darauf links der Kurfürst, inmitten der Erbauer des Schlosses, der wohlbeleibte Kaspar Theyß, den wir schon vom Berliner Schloßbau her kennen, mit einem mächtigen Humpen (Willkommen), der die Aufschrift trägt „Caspar Theyß es gilt", rechts der Kellermeister Kunz Buntschug mit einem kleineren Gefäß, darunter die Verse:

„Caspar Theyß, was soll die kleine Flasch'!
Die Conz Buntschug hat in der Tasch'?
Dieser Willkomm' muß zuvor heraus,
Sonst wird ein solcher Lärmen d'raus."

So pflegte der joviale Herr zu scherzen. Bei der Jagd begleitete ihn hier Anna Sydow, die „schöne Gießerin". Nach einer ganz unverbürgten Sage soll die Geliebte Joachim's von der Treppe des Jagdschlosses später auf Befehl des Kurfürsten Johann Georg herabgestoßen worden sein. Einen Anhalt zur Mythenbildung hat dabei eine schmale Wendeltreppe gegeben, welche von der Seite des Grunewaldsees heraufführt und derartig vermauert ist, daß sie erst im zweiten Stockwerke wieder zu Tage tritt. Nach einer andern Deutung hätte dies Schicksal nicht die spätere „weiße Frau", sondern eine Hofdame betroffen, welche auf Geheiß der eifersüchtigen Kurfürstin ihren Tod gefunden. Hinter dem Schloß breitet sich träumerisch still, von Schilf umwoben, ein ansehnlicher See aus; er ist dem Schloß abhold und nagt an dessen Terrasse, die nur durch Pfahlwerke vor dem Absturz geschützt werden kann.

Wir müssen uns bald von der schönen Landschaft losreißen, denn schon schlägt das ungeduldige „Giff" und „Gaff" der wilden Meute an unser Ohr. Froher Hörnerklang, der Fürstenruf der Piqueure verkündet uns eben die Ankunft eines Jägers vor dem Herrn, wie Nimrod: es ist Prinz Karl von Preußen, der Bruder des greisen deutschen Kaisers. Nachdem die Parforcejagden auf den Edelhirsch mit dem Tode Friedrich Wilhelm's I. glücklicherweise eingegangen waren, rief sie Prinz Karl auf Sauen im Jahre 1828 wieder ins Leben. Bei der ersten Jagd nahmen der damalige Kronprinz, die Prinzen Karl und August Theil. — Jetzt wird die Bucht geöffnet und mit unwilligem Grunzen

Digitized by Google

stürmt die grobe Sau ins Freie. Der Oberförster und zwei Jagdjunker in ihren kleidsamen grünen Uniformen folgen der Fährte eine Weile. Dann machen sie Halt. Nun setzt sich der Jagdzug in Bewegung, vorauf vier Piqueure mit den buntgefleckten Hunden, dann eine Abtheilung grüner Feldjäger, die fürstlichen Herrschaften, darunter zwei Damen in stattlicher Amazonentracht, hierauf die Schar der Rothröcke. Da, wo der Eber den Weg gekreuzt, lassen die Piqueure ihre lang gehaltenen Fanfaren aus den gewaltigen Hifthörnern ertönen, die Hunde springen heulend in die Höhe — ein scharf gezogener Peitschenknall — und fort stürmt die Meute, daneben traben barfüßig die von Kopf bis zu Fuß roth gekleideten Treiber.

Es ist ein prächtiger Tag, das Buchenlaub raschelt bereits am Boden, die härtere Eiche hält ihre lohfarbenen Blätter noch fest; dunkel leuchtet dazwischen das Nadelkleid der märkischen Kiefer, und die Sonne wirft vom klaren Herbsthimmel röthliche Streiflichter auf die Heide: ein herrlicher Anblick für den Naturfreund. Der Keiler macht der Meute zu schaffen, indem er, Deckung suchend, durch den dichsten Tann und durch Gestrüpp, grimmig schnaufend, stürzt. Hier im Dickicht brechen zum Unglück drei Rehe aus, und ungefähr 15 Koppeln Hunde jagen alsbald wie toll dem neuen Wilde nach. Nur acht Koppeln bleiben auf der Saufährte und zwingen, „laut Hallo!“ hinterher, den Keiler, einen Haken einzuschlagen; wiederum gehen einige Meuten hier auf Damwild, Hasen und Füchse verloren. Der Eber läuft über Sturzacker nach sumpfigem Terrain, die Pferde stutzen und straucheln. Immer gefährlicher wird der Ritt. Die Meute zählt kaum noch sechs Koppeln, ihr folgt hart auf dem Fuße der eifrige, pflichttreue Oberpiqueur,*) der seine Verwegenheit fast mit dem Leben bezahlen soll. Am Ausgange eines Dorfes versucht der kühne Reiter von der Wiese aus über einen breiten, frisch ausgebaggerten Wassergraben nach dem Acker hinaufzusetzen. Der Schimmel, sonst ein vorzügliches Springpferd, holt zu kurz aus und bleibt mit den Hinterfüßen im Morast, sogleich tiefer und tiefer versinkend, stecken. Jetzt kommt der kritische Augenblick; jetzt heißt es für den Reiter Sein oder Nichtsein, mit einem Satz heraus oder im Schlamm versinken. Der Weidmann giebt dem Roß die Sporen, dies versucht in die Höhe zu steigen, vermag aber wegen des Sumpfes keinen Halt zu fassen und überschlägt sich rückwärts, den Oberpiqueur unter sich begrabend. Glücklicherweise erscheinen in dem Moment, wo der Gefallene schon sein Leben verloren giebt, zwei Piqueure und ein Traineur und versuchen mit eigener Gefahr, den versinkenden Jäger aus seiner schrecklichen Lage zu befreien. Einer reißt aus Leibeskräften das Pferd zurück, die Anderen ziehen unter letzterem den Oberpiqueur hervor. Mit Verlust der Stiefel, die im Sumpfe verbleiben, gelingt dies. Dank dem weichen Boden, ist der Verunglückte ohne Knochenbruch davongekommen, nur muß er auf Strümpfen über die nasse Wiese laufen. Die Dorfbewohner machen sich mit Hebebäumen daran, das fast völlig versunkene Pferd herauszuschaffen. Nach langen Mühen gelingt es, wie todt liegt das erschöpfte, über und über mit Morast bedeckte Thier auf dem nassen Grase, ein in einen Rappen verwandelter Schimmel. Einige Jagdhiebe bringen ihn zur Besinnung, und schließlich trabt er seinen Kameraden unverletzt und munter nach.

*) Wir schildern einen wirklichen Hergang aus dem Jahre 1880.

Digitized by Google

Der Keiler hat inzwiſchen einen See durchſchwommen und legt ſich müde in ein dichtes Röhricht; ſechs Hunde decken ihn und ein kühner Gardereiter hat das Glück, ihn auszuheben, worauf er mit dem langen Weidmeſſer abgefangen wird. Leider waren (bei der Hubertusjagd im Jahre 1880) zwei ernſtlichere Unfälle zu beklagen, zwei gräfliche Parforcejäger ſtürzten mit den Pferden ſo unglücklich, daß der eine ein Bein, der andere einen Arm brach.

Dennoch hatte Oberſtleutnant v. Prittwitz und Gaffron Recht, wenn er bei der 1300. Parforcejagd im Grunewald den Reim ſprach:

„Im Grunewald wächſt zu allermeiſt
Eine Wurzel vom preußiſchen Reitergeiſt.“

Hubertusjagd im Grunewald. Zeichnung von H. Lüders.

Hier lernt der Offizier ſich für den kühnen Ritt im Felde verſuchen zum Beſten von Kaiſer und Reich.

Das Jagddiner findet meiſtens im Marmorſaale und in dem daran ſtoßenden Marſchallſaale des Potsdamer Stadtſchloſſes ſtatt. Der Kavalier, welcher die Ehre hatte, den Kurgel auszuheben, bringt den Trinkſpruch auf den Kaiſer, der älteſte Offizier den auf Prinz Karl aus. Donnerndes Horridoh und Tuſch der Gardejägerkapelle fällt dabei ein.

Bei der am 17. November 1863 abgehaltenen eintauſendſten Hetzjagd auf Sauen, von denen im Grunewald 273 ſtattfanden, ergab eine Zuſammenſtellung, daß König Friedrich Wilhelm IV. abgefangen: 19 Stück, König Wilhelm I. — welcher als Kaiſer im Jahre 1871 der letzten Hubertusjagd

beiwohnte — 48, Kronprinz Friedrich Wilhelm 2, Prinz Karl 255, Prinz Friedrich Karl 25, Prinz Albrecht 46, Prinz Albrecht (Sohn) 21, die Prinzen August und Adalbert 38 und 22, Prinz Georg von Preußen 5 Stück. Ausgehoben hatte am meisten Prinz Karl, nämlich 57 Stück.

Als Kuriosum mag erwähnt werden, daß der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., welcher ein eifriger Jäger war und namentlich viel Wildschweine erlegte, die Judenschaft durch ein Edikt zwang, die auf den Hofjagden erbeuteten wilden Schweine zu einem bestimmten, allerdings mäßigen Satze zu kaufen, eine Anordnung, die um so seltsamer klingt, als die Israeliten, nach mosaischer Satzung, bekanntlich jene Thiere selbst nicht genießen dürfen. Diese „Juden-Säuriche" waren in fiskalischer Hinsicht die Vorläufer des von uns besprochenen „Judenporzellans". — Das merkwürdigste Wildpret in der Mark Brandenburg wurde von des Soldatenkönigs Vater in der Neubrücker Forst bei Frankfurt a. O. erlegt, wie ein Gedenkstein daselbst besagt. Derselbe zeigt einen Hirschkopf mit nicht weniger denn 66 Enden Geweih und folgender Inschrift: „Diesen Hirsch hat in der Brunstzeit mit eigener Hand geschossen der Durchlauchtigste, Großmächtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich III., Markgraff und Churfürst zu Brandenburg im Ambte Biegen auf der Jakobsdorffschen Heyde den 18. September, Anno 1696, hat gewogen fünf Centner, 35 Pfund, nachdem er schon 3 Wochen geschrieen." Dies Wunder von einem Hirsch erregte europäisches Aufsehen. Das Geweih ist in dem Audienz- oder Monstrosensaale zu Schloß Moritzburg bei Dresden aufgehängt.

Neben dem Schwarzwild enthält der Grunewald Roth- und Damhirsche, Rehe, Füchse, Hasen, denen ebenfalls eifrig nachgestellt wird. Im Winter müssen zur Durchfütterung des Wildes daselbst nicht unbeträchtliche Summen aufgewendet werden, weil bei starkem Schneefall die Thiere vom Hungertode bedroht sind. So schrieb das Hofjagdamt für den Grunewald im Jahre 1880—81 folgende Lieferungen aus: 1200 Centner Wiesenheu, 400 Centner reife ungedroschene Lupine und 200 Hektoliter Kartoffeln.

Durch die neue Zweigbahn der Berlin-Potsdamer Bahn, welche sich bei Zehlendorf südwestlich abzweigt, ist die malerische Seenkette des Grunewaldes, welche als altes Havelbett sich von dem Lietzensee bei Charlottenburg bis zu der Ausbuchtung der Havel bei der Station Wannsee hinzieht, dem Verkehr aufgeschlossen. Der stille Strom, welcher mit seinem klaren Wasser und seinem feinsandigen Grund so recht zum Baden einladet, gewinnt hier, von der Friedrich Wilhelms-Brücke westlich vorbei am Kladower Sandwerder bis zur Kladower Bucht gemessen, die gewaltige Breite von 4500 m, wogegen — vergleichsweise — die Breite der Elbe bei Dresden 500 m, die des Rheins bei Köln 420 m beträgt. Durchgängig ist die Havel dort 1500 m breit. Unweit der Station Wannsee oder Dreilinden, wie die unmittelbar gegenüberliegende Station der Berlin-Wetzlarer Bahn heißt, zweigt sich südöstlich ein einsamer Waldweg ab, auf welchem man nach einer Viertelstunde Gehens ein einsames und schlichtes Forsthaus erreicht, das sich als solches durch Geweihschmuck und das Gekläff von Jagdhunden zu erkennen giebt.

Hier, im Jagdhaus Dreilinden, haust einer der besten und eifrigsten deutschen Jäger in ländlicher Zurückgezogenheit, der Neffe des deutschen Kaisers, der Feldmarschall Prinz Friedrich Karl. Für Verschönerungsanlagen

iſt daſelbſt nicht gerade viel gethan; aber einen würdigen Eindruck, ſo recht dem kühnen Helden, der Jagdhaus Dreilinden bewohnt, entſprechend, macht der rieſige Runenſtein, welcher auf dem Raſenplatze vor dem Eingange ſteht. Es iſt ein roher granitener Geſchiebeblock, auf welchem wir von unten nach oben deutlich folgende Runen, die ſeicht eingemeißelt ſind, entziffern:

Jagdhaus Dreilinden mit dem Runenſtein.

Der Prinz fand den Stein, als er 1864 die Dänen bekriegte, in der Nähe von Hadersleben an einem einſamen Wege ſtehen und verſetzte ihn ſich zum Andenken hierher nach ſeinem Buenretiro. Der Name bedeutet einen Mann Hairulf oder, wenn wir das r finale berückſichtigen, einen aus dem Geſchlecht der Hairulfer. Wie faſt immer, vermag man auch bei dieſem Runendenkmal über die Perſon des alſo Verewigten nichts auszuſagen. Die Vergleichung mit anderen Runendenkmälern lehrt uns, daß es ſich um die jüngere und kürzere Runenzeile handelt und daß das Denkmal dem Ende des däniſchen Heidenthums oder der früheſten chriſtlichen Periode angehört. — Im Jahre 1880 iſt Jagdhaus Dreilinden umgebaut und erweitert worden; früher eine einfache Unterförſterei, zeigt es ſich auch jetzt noch ganz ſchlicht eingerichtet. Wer auch immer von dem fürſtlichen Beſitzer empfangen worden iſt, weiß die gaſtliche Aufnahme nicht genug zu rühmen. Weibervolk iſt freilich verpönt. Nur Männer in

schlichter Jagdjoppe vereinigen sich hier zu behaglicher Zusammenkunft; Fremde sind überrascht, wie es doch bei dem „grimmen Hagen", dem von den Franzosen so gefürchteten „rothen Prinzen", so echt deutsch gemüthlich zugeht.

Schildhorn. Wir brechen aus Dreilinden auf, von dessen neuer trefflicher Kellerei man sich nur ungern trennt — denn auch vom rothen Prinzen gilt Ernst Moritz Arndt's Vers:

„Ein echter Deutscher mag keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern" —

und gelangen, durch dichten Wald 10 km nordwestlich am hohen Rande des Havelflusses stromaufwärts rüstig vorwärts schreitend, an eine der vielen Landzungen, die, in den breiten Strom drängend, Hörner genannt werden. Hier schießt nun ein solches Horn besonders kühn in das seeartige Becken hinein. Nachdem wir eine feuchte Wiese durchwandert, welche bei Hochwasser noch jetzt die Landzunge zu einer wirklichen Insel macht, betreten wir das sagenberühmte Schildhorn. Am nördlichsten Vorsprung, da, wo die bewaldeten Abhänge der romantischen Insel Pichelswerder von Mitternacht herüberwinken, steht eine einem Eichbaum nachgebildete steinerne Säule mit einem metallenen Schilde daran; früher war ein Schwert darauf befestigt, welches von andenkensüchtigen Turnern längst entführt worden ist. Das Denkmal gemahnt vielfach an eine alte Rolandssäule.

Wir stehen auf einem der denkwürdigsten geschichtlichen Punkte aus Berlins Umgegend; hier entschied sich das Jahrhunderte lange blutige Kämpfen und Ringen der heidnischen Slaven und der christlichen Deutschen zum dauernden Siege der Letzteren. Der Chronist berichtet uns, wie der Tempel des dreiköpfigen wendischen Triglaff auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg a. H. ums Jahr 1136 durch einen den Deutschen wohlgesinnten Fürsten Pribislaw, der in der Taufe den Namen Heinrich empfing, zerstört ward. Pribislaw und seine Gemahlin Petrussa oder Petrissa nahmen den gefürchteten Kriegshelden Albrecht den Bären, Markgrafen der Nordmark, an Kindesstatt an und setzten ihn mit Uebergehung seiner, des Pribislaw, heidnischen Verwandten, namentlich des Fürsten Jazko oder Jacza von Cöpenik, zum Erben der Burg Brandenburg und des Havelgaues (Heveldun) ein. Als im Jahre 1141 Pribislaw starb, nahmen die Deutschen von Brandenburg Besitz, doch vermochten die Heiden sie im Jahre 1156 noch einmal aus der vielumworbenen Feste zu vertreiben. Nach herbem Verlust und schwerem Kampf gelang es dem Bär Albrecht, Jazko aus Brandenburg zu vertreiben.

Die Sage erzählt nun weiter: Von den christlichen Rittern hart verfolgt, gelangte Jazko, der Wendenfürst, an die Ausbuchtung der Havel, welche die Scharfe Lanke oder der Sack genannt wird, weil sie sich nach Bocksfelde und Pichelsdorf nördlich sackartig ausdehnt, südlich aber zwischen dem Weinmeister und Pichelsdorfer Horn zusammengeschnürt wird. Der Fürst hatte zwischen dem erbarmungslosen Schwert der deutschen Verfolger oder den Fluten der hier besonders tiefen und breiten Havel zu wählen. Ohne Besinnen vertraute er sich, gepanzert wie er war, auf die Kraft seines treuen Schlachtrosses bauend, dem heimatlichen Strom an und gelobte, Christ zu werden, falls er das andere

Digitized by Goog

Ufer sicher erreichte. Mit vieler Noth und Gefahr geschah es also. Jazko landete an der jenseitigen Halbinsel, die sich ihm hülfreich weit ins Wasser entgegenstreckte. Dort angelangt, hing er Schild und Schwert an einen Eichstamm und erfüllte sein Gelübde.

Bestätigt wird die Richtigkeit dieser echten ungetrübten Volksüberlieferung durch die silbernen Hohlmünzen (Brakteaten) mit dem Bildniß Jazko's, welche den Wendenfürsten nach slavischer Art mit langem Bart (während die christlichen deutschen Fürsten dieser Zeit unbärtig oder höchstens schnurrbärtig dargestellt sind) und mit dem Zeichen des Kreuzes abbilden.

Das Schildhorn an der Havel. Zeichnung von Alb. Richter.

Auf einer der Münzen mit wendischer Inschrift in lateinischen Buchstaben wird er genannt: Jacza Knes de Copanik (Jazko, Herr von Köpnik), nach dem nahe Berlin an der obern Spree an deren Vereinigung mit der wendischen Spree oder Dahme belegenen Städtchen, in dessen ehemaligem, auf einer Insel erbautem Burgwall oder Schloß Jazko seine Lebenstage als Knes oder Castellanus beschlossen haben mag. Möglich ist es, daß er den Namen Jazko oder Jakza, eine Slavisirung des christlichen Namens Johann, erst nach seiner Bekehrung angenommen hat. Doch ist auch die Annahme nicht ausgeschlossen, daß er diesen Namen von der Geburt ab führte, denn die Wenden waren in den letzten 150 Jahren vor dem Falle Brandenburgs vielfach mit christlicher Religion und Sitte in Berührung gekommen. Auch die geschichtliche Existenz der Petrissa ist von überkritischen Forschern

Digitized by Google

bis zum Jahre 1880 angezweifelt worden, wo mit einem Male unweit Potsdam viele alte Münzen derselben in einem jetzt im Märkischen Museum befindlichen Topfe mit denen ihres Gemahls und des brandenburgischen Markgrafen Albrecht's des Bären zusammen entdeckt worden sind, Prägstücke, welche sogar das Bildniß der Fürstin überliefern.

Ein Tusculum am Tegeler See. Unter so ernsten Betrachtungen, unbekümmert um das lustige Treiben auf der breiten Havelfläche, das Singen und Toben der lustigen Berliner, Charlottenburger und Spandauer, welche an dem schönen Sonntagnachmittag zu vielen Tausenden die Havelufer aufsuchen, fahren wir mit dem Dampfschiff stromaufwärts am Burgwall des rechten Flußufers vorbei, vorbei auch zwischen der alten Feste Spandau und der Vorstadt Stresow, wo die Spree, von Berlin kommend, die Havel aufsucht, vorbei an der Citadelle mit ihrem sagenumwobenen uralten Juliusthurm, hinter dessen dicken Mauern der Reichskriegsschatz von baar 120 Millionen Mark für böse Zeiten — die der Himmel in Gnaden von uns abwende! — aufgespeichert liegt, hinein in den herrlichen Tegeler See, an einer Reihe grüner, baumbelaubter Eilande entlang, bis zur Landungsbrücke des friedlichen, mittelalterlichen Dörfchens Tegel. Von dort gehen wir unter alten Linden an der freundlichen Kirche vorüber, links in nordwestlicher Richtung umwendend, und machen am Hermsdorfer Fließ, das hier in den See mündet, einen Augenblick Halt. Dies ist die Stelle, wo der Ritter Dietrich v. Quitzow, der den Berlinern abgesagt und ihnen die Herden fortgetrieben hatte, die nacheilenden Bürger schlug und ihrer 16 ansehnliche Männer gefangen nahm, um sie erst nach harter Schatzung freizugeben. Das war im Jahre 1410 — eine lange Spanne Zeit von da bis heut — und doch scheint es uns schier unglaublich, wie ein einziger Priegnitzer Landedelmann eine wehrhafte Stadt gleich Berlin jemals in Schrecken setzen konnte. Drei Vierteljahre waren verflossen und noch immer saßen Nikolaus Wins und seine Gefährten in den Kerkern des benachbarten, festen Schlosses Bötzow (später Oranienburg genannt). Als der Rath den Quitzow zum Frieden mahnte, richtete er das nachfolgende Schreiben an die Obrigkeit von Berlin, das wir unter Anderm auch als Beleg dafür, wie sehr noch damals der dortige Dialekt dem Niederdeutschen ähnelte, mittheilen. Es ist ein im Magistratsarchiv aufbewahrter schmaler Papierzettel, außen mit Resten eines grünen Siegels. Die Handschrift ist nicht schreibermäßig, sondern überhastet, wie der Stil bestätigt, augenscheinlich in Aufregung verfaßt, wofür die gegen damaligen Brauch ungewöhnlich kurze und daher unhöfliche Aufschrift „An den Rath zum Berlin" ebenfalls spricht:

Wetet Ratmanne, alz gy screuen dat gededinget is, dat ick med jw in guder fruntschap sitten schal, wat dar gegedinget is dat wet ick ock wol mede; wen dat wert my nenreleie wis uan Jw so geholden alz it gedinget wart. Ock alz gy screuen, dat ick Jw suluen louen gesecht hebbe, dat en is nicht, ick en hebbe Jw nichts nich gesecht und kan Jw dar wol ouer straffen alze me unendelke lüde straffen schal, dy dy unendelke dinck screuen, wen kunde ick des Juwen wol vele krigen, dat wolde ick med eren wol beholden. Screuen und myn Jngl.

Dyderick uan Quitzow.

(Wiſſet, Rathmannen, als ihr ſchreibt, daß gedinget iſt, daß ich mit euch in guter Freundſchaft ſitzen ſoll, was da gedinget iſt, daß weiß ich auch wol mit; aber das wird mir keinerlei Weiſe von euch ſo gehalten, als es gedinget ward. Auch als ihr ſchreibt, daß ich euch ſelber Glauben geſagt habe, das iſt nicht, ich habe euch nichts geſagt, und kann euch da wol über ſtrafen, als man unredliche Leute ſtrafen ſoll, die die unredlichen Dinge ſchreiben; denn könnte ich des Euren wol viel kriegen, das wollte ich mit Ehren wol behalten. Geſchrieben unter meinem Inſiegel.

Dietrich von Quitzow.)

Schloß Tegel.

Es dauerte noch lange, ehe die Fehde mit dem Ritter beigelegt wurde. Erſt die Niederwerfung der märkiſchen Adelsburgen durch das grobe Geſchütz des erſten Kurfürſten ſetzte dem Raubritterthum dauernd ein Ziel.

Jenſeit der Brücke gelangen wir bald unter die ſchattigen Bäume, welche das alte Humboldt'ſche Beſitzthum Schlößchen Tegel umfrieden. Eine ungeheure, epheubewachſene Eiche, mit weithin reichenden knorrigen Aeſten wird von Landſchaftern und Naturfreunden vielfach bewundert, die Humboldt-Eiche. Wir verlaſſen das mit Antiken und Oelgemälden anſprechend geſchmückte Tusculum am Tegeler See, das von vier Thürmlein flankirt wird und von Wilhelm von Humboldt auf die Familie von Bülow vererbt iſt, um den berühmten, viel beſungenen Friedhof der Humboldt's aufzuſuchen. Ein immergrüner Hag, an den ſich ein Hain anſchließt, umfaßt die Familien-Begräbnißſtätte, welche zu keiner Zeit ihren ergreifenden Eindruck auf den Beſchauer verfehlt. Die Vöglein, zu Häupten des großen Brüderpaares in den dunklen Bäumen niſtend, ſingen und zwitſchern. Eichhörnchen hüpfen neugierig herum. Träumend liegt

Digitized by Google

die ruhige Seefläche, jene mächtige Ausbuchtung der Havel, da, friedlich wie die großen Todten, welche hier einsam in freier Gottesnatur schlummern.

Wir aber verfolgen noch einmal den Weg, den der edle Strom südwärts zurücklegt, mit den Versen Theodor Fontane's:

„Es spiegeln sich in deinem Strome
Wahrzeichen, Burgen, Schlösser, Dome:
Der Juliusthurm, den Märchen und Sagen
Bis Römerzeiten rückwärts tragen,
Das Schildhorn, wo, bezwungen im Streite,
Fürst Jazko dem Christengott sich weihte,
Der Harlunger Berg, des oberste Stelle
Weitschauend trug unsere erste Kapelle,
Das Plauer Schloß, wo fröstelnd am Morgen
Hans Quitzow steckte im Rohre verborgen,
Die Pfaueninsel, in deren Dunkel
Rubinglas glühte Johannes Kunkel,
Schloß Babelsberg und „Schlößchen Tegel",
Nymphäen, Schwäne, blinkende Segel, —
Ob rothe Ziegel, ob steinernes Grau,
Du verklärst es, Havel, in deinem Blau." —

Das Irrenheim in Dalldorf. Oestlich von Tegel führt uns ein 4 km langer Weg durch Heide und Feld nach der neuen großen städtischen Irrenanstalt bei Dalldorf. Die hergebrachte, aber durchaus unzuträgliche Einpferchung des unglücklichsten Theils der Menschheit in dem geräuschvollen Häusermeer Berlins ließ im Jahre 1869 in den städtischen Behörden den Entschluß reifen, in gesunder ländlicher Umgebung ein wirkliches Irrenheim zu gründen. 280 Magdeburger Morgen wurden zu diesem Behufe angekauft, und im Februar 1880 konnte die Ueberführung von 400 Geisteskranken und Geistesschwachen hierher erfolgen.

Die Gebäude der Anstalt sind vom Stadtbaurath Blanckenstein für etwa 4 Millionen Mark nach dem Pavillonsystem, also unter Vermeidung einer kasernenartigen Hauptanstalt aufgeführt und mit Allem, was Erfahrung und Wissenschaft an die Hand geben konnte, ausgerüstet. Die Behandlung der zahlreichen Unglücklichen ist eine humane; soviel als möglich werden dieselben im Freien beschäftigt, wobei die ausgedehnten Parkanlagen und Aeckereien trefflich zu statten kommen. Im ersten Stock des Verwaltungsgebäudes befinden sich schöne Gesellschaftsräume, für Männer und Frauen getrennt, wie auch gemeinschaftliche Versammlungssäle, Billard-, Musik- und Spielzimmer. Ein großer Saal mit Altarnische dient für den Gottesdienst und wird mitunter als Konzertraum, in welchem die Kranken selbst musiziren, benutzt. Möge dem edlen Zweck, den Berlin in Dalldorf anstrebt, durch reichlichen Erfolg der verdiente Lohn werden!

Auf dem Gesundbrunnen (Pankow — Schönhausen). Wer den Berliner der unteren Klassen beobachten, um mit dem Possendichter Kalisch zu reden, sehen will „Berlin wie es ißt und trinkt", der folge uns nach dem „Brunnen"; also nennt der Berliner den Stadttheil Gesundbrunnen, den er noch immer, wie eine besondere Ortschaft betrachtet, obwol ihn der große, nimmersatte Magen der Hauptstadt schon im Jahre 1862 verschlungen hat. Die kleineren Häuser gemahnen allerdings vielfach daran, daß der Brunnen

bis vor Kurzem außerhalb des Weichbildes lag. Als Gesundbrunnen und Heilquelle vom Großen Kurfürsten angelegt, ist er jetzt nur noch Bierquelle für den durstigen Großstädter. An Sonn- und Feiertagen finden hier Volksfeste statt, an die Vogelwiese bei Dresden, an die Oktoberfeste in München, an den Wurstelprater in Wien erinnernd, ähnlich und doch verschieden, so verschieden, wie eben Berlin von Dresden, München und Wien ist. Neben dem welterobernden bayrischen Bier finden wir auf dem Brunnen noch das nationale Getränk des Berliners vollauf, die „Weiße", die „kühle Blonde", in deren Schaumwolken wir uns später noch bei Vater Klausing gebührend vertiefen werden; daneben die sauren Gurken und die Knoblauchswürste, welche der Verkäufer mit dem dem Berliner eigenen schnarrenden „R" anpreist:

„Immer ran
Warm sind sie noch,
Kalt werden sie doch!" —

Vor dem östlich benachbarten Schönhauser Thor in den Vordörfern Pankow und Schönhausen geht es ebenso her. Wer neben dem Kneipgenuß den Naturgenuß nicht verschmäht — und der richtige Berliner ist ein fanatischer Naturfreund — der lagert sich im Grün des alten Schloßgartens von Schönhausen, dessen Eichen von Künstlern wie Biermann, Bellermann und ihren landschaftsmalenden Jüngern gern aufgesucht und gezeichnet werden. Andere, denen der Park noch zu geleckt ist, suchen die benachbarten Schönholzer Kiefern auf und kneipen hier an den Ufern der Panke Natur. Ist dies klare, im steinigen Bett murmelnde Bächlein derselbe Unglücksgraben, der eine Meile südlich, schmuzig und übelriechend wie ein Kloakenkanal, am Schiffbauerdamm ungalant die Dame Spree aufsucht, die Panke, der jetzt der Tod geschworen ist und deren südlicher Arm wohl in einigen Jahren zugedämmt werden wird, um den berechtigten Klagen der betheiligten Bewohner Abhülfe zu verschaffen? — Nachdem die Vorrathskober und die Geldbeutel bis auf das Kleingeld geleert sind, welches zur Bezahlung der Straßenbahn genügt, geht's spät Abends heim. Man hat frugal gelebt, daneben vielleicht auch geliebt und geschwärmt, auf jeden Fall sich gut vergnügt und denkt während der folgenden arbeitsschweren Wochentage noch gern an den Brunnen und Schönhausen zurück. Im Sommer und an schönen Tagen ist der Spreeathener leicht zufrieden gestellt.

Feuerwerk in Treptow (der neue Ost-Park). An der Oberspree befindet sich linkerseits ein uraltes Kämmereigut der Stadt Berlin mit einem geräumigen Vergnügungslokal, das hart am Strome, auf sanft steigendem Ufer gegenüber der malerischen Kirche des wendischen Fischerdörfleins Stralau liegt. Heute wollen wir das berühmte Volksfest der Berliner am 24. August, den Stralauer Fischzug, nicht beschreiben, das hat sich Freund Oskar Schwebel für seinen Abschnitt des Gesammtwerkes ausdrücklich vorbehalten, — da ist das breite Spreebett nach Treptow hin überaus belebt, kleine und große Dampfer, Boote und Gondeln befördern Menschenmassen hin und her; wir bleiben heute vielmehr in Treptow, um eins der Riesenfeuerwerke mitzumachen, welche nicht minder Tausende und aber Tausende anlocken. Mitzumachen, ja, ob aber mitanzusehen, ist eine andere Frage! Denn gewöhnlich öffnen sich des Himmels

Digitized by Google

Schleusen an den Feuerwerkstagen und statt Raketen und Feuerregen giebt es Wassergüsse, vielleicht auch Hagelschauer. Das weiß der Berliner, darum erscheint auch männiglich heute mit dem Regenschirme bewaffnet; von nun ab wird er noch kühner werden, da die Stadtväter von Berlin endlich ein menschliches Rühren gehabt und die Unterkunftsräume für den Fall von Unwetter im Jahre 1880 vergrößert haben. Gelingt das Feuerwerk aber wirklich einmal, dann hat man ein in der That großartiges Schauspiel, dessen Eindruck dadurch verdoppelt wird, daß die Wasserfläche das Funken- und Feuermeer wiederspiegelt. Bei solcher Gelegenheit glänzt das stille Kirchlein auf dem Stralauer Friedhofe in bengalischem Lichte, eine optische Täuschung vergrößert die Verhältnisse des alten gothischen Gotteshauses, so daß es einer Kathedrale gleicht. Endlich versinken die letzten Raketen im Wasser, und schwarze Nacht lagert über der weiten Fläche, — aber der genossene prächtige Anblick eines Feuerwerkes in Treptow wird nicht leicht in der Erinnerung verwischt.

Einen neuen Anziehungspunkt hat die kleine Ortschaft durch den neuen Ostpark erhalten, den die Stadt Berlin hier auf einem 84 ha großen Wiesenterrain mit einem Kostenaufwand von 1 Million Mark seit 1876 angelegt hat; in der südöstlichen Ecke liegt ein $3_{,5}$ ha großer See. Der Ostpark ist eine Meisterschöpfung deutscher Gartenkunst, die trefflich gedeiht und allen Naturfreunden bestens empfohlen sei. Als Fortsetzung schließt sich hieran östlich der ebenfalls 84 ha große städtische Plänterwald mit Millionen junger Bäumchen, welche zur Ausstattung der Berliner Parks, Garten- und Baumanlagen allmählich Verwendung finden.

Turnfest in der Hasenheide (Rixdorf-Tempelhof).

Der Berliner, welcher sich zu der mit dem vierfachen F F, dem Symbol von „Frisch! Frei! Fromm! Fröhlich! Roth in Weiß gezeichneten Fahne hält, pflegt mit nicht unberechtigtem Stolze darauf hinzuweisen, daß das Turnen eigentlich eine Berliner Erfindung sei, ebenso wie das Wort Turnplatz. Richtiger sollten wir sagen, eine Erfindung unseres großen deutschen Patrioten Friedrich Ludwig Jahn. Am 11. August 1878 ward hier auf den Abhängen der Hasenheide unter reger Betheiligung der Jugend und der Turnvereine zum Gedächtniß des hundertjährigen Geburtstages des Turnvaters Jahn ein Turnfest gefeiert, wie es, hätte er theilnehmen können, gewiß nach seinem Sinne und nach seinem Schlage gewesen wäre. Nach dem Kürturnen versammelten sich unter den Klängen der Musik die verschiedenen Turnvereine rings um das eigenthümliche Erzdenkmal des Meisters. Die lebenstreue Figur, mit dem vom langen Vollbart umrahmten kahlen Scheitel, charakteristisch in Haltung und Tracht, von dem bereits früher als Schöpfer des Luisendenkmals genannten Erdmann Encke modellirt, erhebt sich über einem Hügel von Felsblöcken der verschiedensten geologischen und geographischen Herkunft; denn alle größeren Städte der Erde, in denen sich deutsche Turnvereine befinden, haben einen Stein mit Widmungsinschrift zum Ganzen gespendet. Das ist die Stätte, wo der brave Jahn mit seinen Klosteranern (Schülern des Gymnasiums zum Grauen Kloster) „Räuber, Wanderer, Stadtsoldat" spielte, sie in Leibesübungen stark, gewandt und tüchtig machte, daneben auch mit glühendem Franzosenhaß erfüllte.

Digitized by Google

Daß die Vaterlandsliebe sich bei Jahn mitunter etwas derb und schrullenhaft geltend machte, ist bekannt. Als Beispiel führen wir eine vielerzählte Geschichte, nämlich die von der sprüchwörtlich gewordenen „Jahn'schen Tachtel" an.

Jahn's Denkmal in der Hasenheide. Von Encke.

Wenn Jahn mit einem Knaben durch das des Siegeswagens beraubte Brandenburger Thor ging, versetzte er ihm, wie erzählt wird, einen Schlag, eine „Tachtel", damit er sich der Schmach erinnere, die der Erbfeind dem Vaterlande zugefügt, ähnlich wie die Jungbürger beim Köpenicker Grenzenzuge, d. h. beim Beschreiten der Kämmereigrenzen des von uns erwähnten Städtchens Köpenick einen

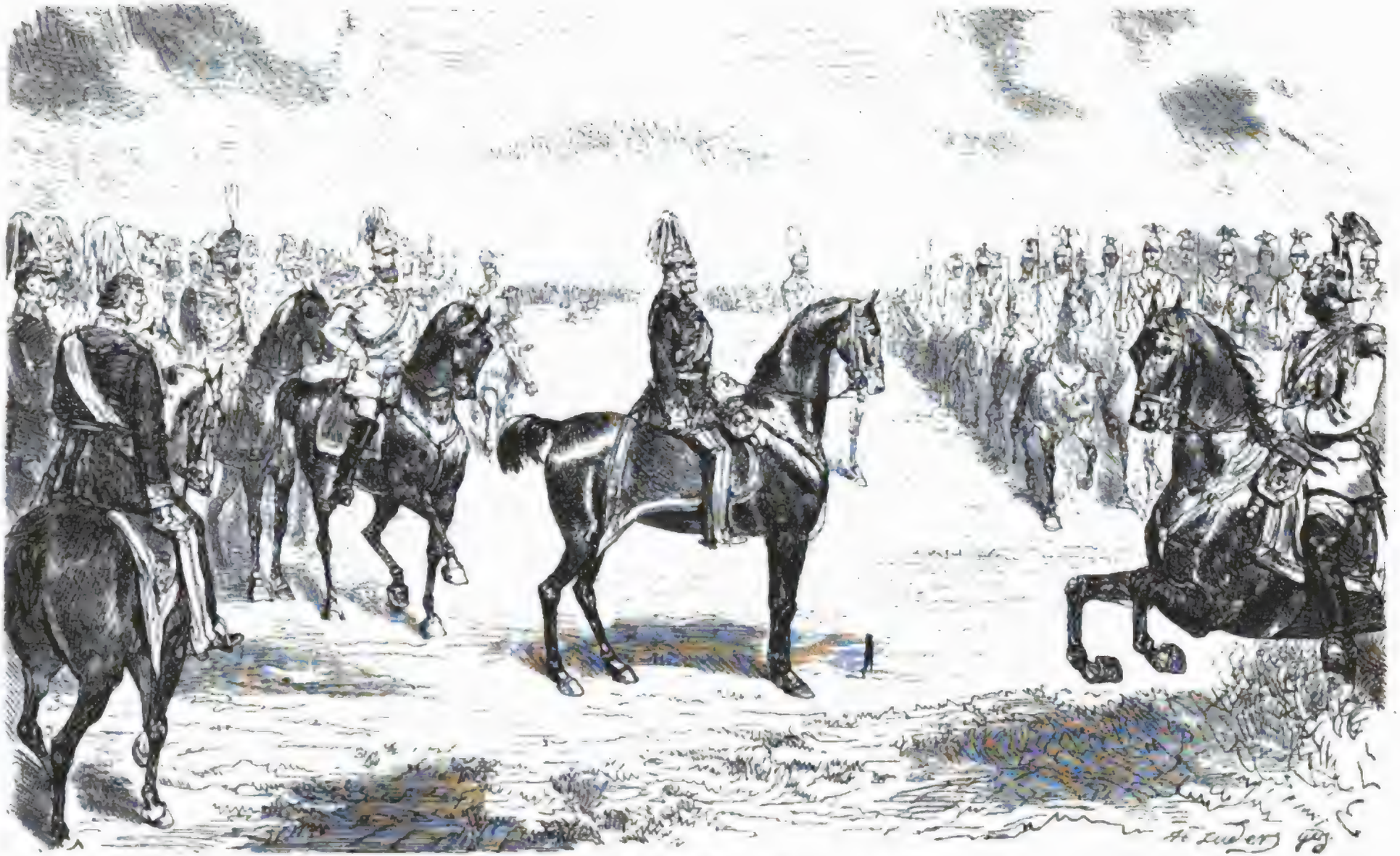
tüchtigen Hieb bekommen, damit sie sich die richtige Grenze gehörig einprägen. Auch die Sprachreinigung, das Erfinden gesuchter deutschthümelnder Wörter an Stelle von eingebürgerten Fremdwörtern, die Sucht, eine besondere Kleidung für „Alldeutschland" einzuführen, u. dgl. m. ist bei Jahn bespöttelt worden; aber dies Alles thut der Seelengröße des Mannes, den die lauterste Vaterlandsliebe, das wärmste Gefühl für die Jugend beseelte, und seinen Verdiensten um eine mannhafte Erziehung derselben keinerlei Abbruch, wie denn der schnöde Undank, die Verfolgung, womit ihm in der Demagogenzeit vergolten worden ist, immer ein trauriges Blatt in der Geschichte des 19. Jahrhunderts bleiben wird.

Der Turnplatz in der Hasenheide, der erste in Deutschland, wurde 1811 eröffnet, er ist gleichzeitig auch der einzige — leider — den Berlin noch in der freien Natur besitzt. Die gewaltige Ausdehnung der Stadt und die Vermehrung der unteren, mittleren und höheren Schulen, sowie die großen Entfernungen haben es schon seit Jahren unmöglich gemacht, die alten Turnplätze in Moabit, vor dem Schlesischen Thore u. s. f. beizubehalten. An Stelle derselben sind die Turnhallen getreten, deren jede Schule jetzt eine besondere besitzt. Die größte derartige Anstalt liegt in der Prinzenstraße und wird zu großen Schauturnen, turnerischen Vereinsversammlungen u. s. f. benutzt.

Der Turnplatz in der Hasenheide liegt am Hange eines Höhenzuges, der das alte urgeschichtliche Spreethal am rechten Ufer begrenzt und nach Osten zu den Namen der Rollberge, westlich den Namen Tempelhofer Berg führt. An die Rollberge lehnt sich das alte Dorf Deutsch-Rixdorf und das später mit vertriebenen evangelischen böhmischen Webern besiedelte Böhmisch-Rixdorf an, jetzt eine blühende Ortschaft von 16,000 Seelen, während der Tempelhofer Berg seinen Namen nach dem Dorfe Tempelhof, einer Gründung der Tempelritter, führt. Die Schluchten des Berges östlich der Belle-Alliancestraße sind durch Ausgraben von Sand, Kies und Lehm aus dem Innern des diluvialen Hügelrückens entstanden, am Eingange zu diesen Schluchten lag früher ein viel besuchtes Vergnügungslokal „der dustere Keller", das jetzt eine moderne Physiognomie angenommen hat. Durch die Verlängerung der Belle-Alliancestraße ist der westlichste Theil des Tempelhofer Berges, welcher seit Errichtung des Nationaldenkmales, wie wir früher hörten, Kreuzberg heißt, abgezweigt worden; auf den Abhängen dieser Erhebung wird binnen Kurzem ein schöner Park, für den der Name Viktoriapark in Aussicht genommen ist, angelegt werden, für den kahlen Süden Berlins eine dringliche, hochwillkommene Verbesserung. An den Kreuzberg schließt sich noch weiter westlich das Aufmarschterrain für die Berliner Garnison an, welche von hier auf der zwischen dem Kreuzberg und Tempelhof belegenen großen Hochebene sich zum Manöver und zur Musterung vor dem obersten Kriegsherrn entfaltet.

Heerschau am Kreuzberg (Ueberblick der deutschen Kriegsmacht). Der große Exerzirplatz der Berliner Garnison wird westlich durch die drei dicht nebeneinanderlaufenden Geleise der Militärbahn, der Dresdener und der Anhaltischen Bahn, südlich durch die Ringbahn, östlich durch die Fortsetzung des Kottbuser Dammes, nördlich vom Kreuzberg und der Hasenheide begrenzt und hat eine westöstliche Länge von etwa 5000, eine nordsüdliche Tiefe von etwa 2500 Schritt, gehört also zu den größten Uebungsplätzen Europa's.

Digitized by Google



Heerſchau auf dem Tempelhofer Felde. Zeichnung von H. Lüders.

Er dient über 100 Jahre seinem Zwecke, indem schon der alte Fritz hier seine glänzenden Revuen abzuhalten pflegte, zu denen, gerade wie heute, die meisten europäischen Staaten ihre Berichterstatter schickten. Ja, damals legte man eigentlich noch mehr Gewicht auf dergleichen Schaustellungen als heute, denn der große König pflegte die besten Leistungen im Exerziren und Manövriren mit Rangerhöhung oder Ordensverleihung zu belohnen, was jetzt wol kaum vorkommt. Auch darin besteht eine Uebereinstimmung mit dem vorigen Jahrhundert, daß die große Besichtigung der Truppen im Frühling stattfindet. Was die Mannschaften von der Einstellung im Herbste ab gelernt haben, das soll hier dem kritischen und scharfen Blicke des obersten Kriegsherrn vorgeführt werden. Ein Unterschied besteht darin, daß die jetzige Frühjahrsparade sich streng an diesen Begriff hält, während vor hundert Jahren gleichzeitig manövrirt wurde. Zur Prüfung der Leistungen im Felddienste dient jetzt das Kaisermanöver im Herbst, nachdem der Haupttheil der Ernte vom Acker bereits eingebracht worden ist.

Auch die Anordnung der Parade, die Aufstellung, wie das Marschiren erinnert in vieler Beziehung an längst vergangene Zeiten und ist deshalb oftmals, namentlich von den Franzosen und Italienern, bespöttelt worden.

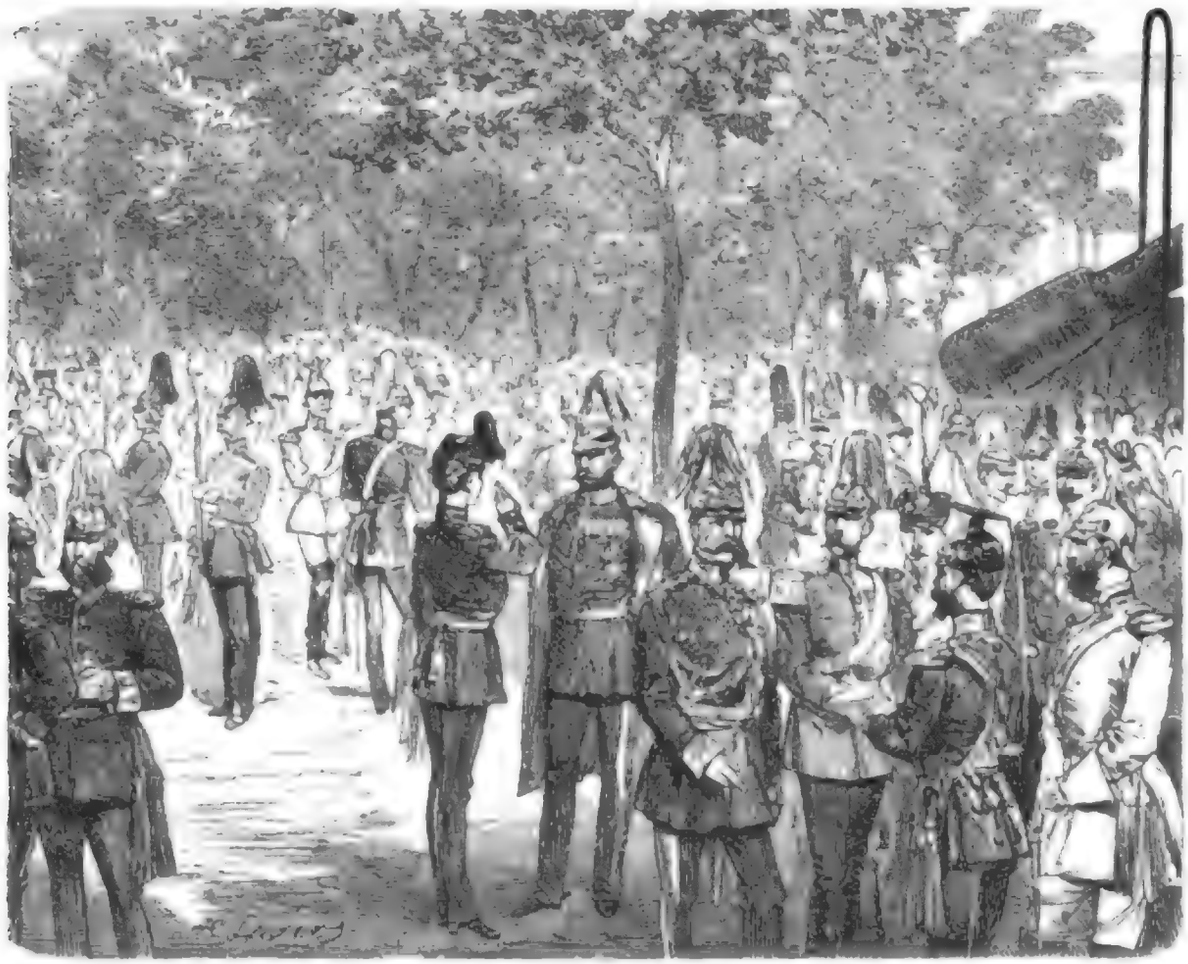
Die Truppen stehen in zwei Treffen, d. h. zwei langen Linien hinter einander. Jedes Treffen wird von einem Divisionsgeneral kommandirt, der darauf sieht, daß seine Soldaten schnurgerade gerichtet sind. Das erste Treffen bildet die Infanterie. Auf dem rechten Flügel derselben hält der das Ganze kommandirende General mit seinem Stabe, rechts davon die zuschauenden heimischen und fremden Offiziere. Das zweite Treffen wird von den übrigen Truppengattungen gebildet, während im vorigen Jahrhundert die verschiedenen Waffen gemischt in demselben Treffen standen.

Das ganze Paradefeld ist mit Reihen von Wagen, von Reitern und Zehntausenden von schaulustigen Fußgängern eingeschlossen, die von der zahlreichen Schutzmannschaft mit Mühe zurückgehalten werden, da alle möglichst viel, namentlich aber den Kaiser und dessen Gefolge sehen wollen. Weder Staub, noch Sonnenbrand, noch Regenschauer vertreibt den echten zähen Berliner Pflastertreter an diesem Haupttage vom Platze. Er hält es für eine Ehre, auszuhalten, das soldatische Bewußtsein, dieser altpreußische, gerade im Berliner so lebhafte Zug gebietet ihm das. Uebrigens sorgen fliegende Marketender dafür, daß Niemand verschmachtet; auch getröstet sich männiglich mit dem Gedanken, daß man beim Rückwege an den großen Brauereien beiderseits der Belle-Alliance-Straße vorbeipassirt, wo man auf alle Fälle Stärkung und Erholung finden kann.

Jetzt ertönen die jedem Spreeathener wohlbekannten Klänge des Präsentirmarsches, die Truppen erhalten ihre Fahnen.

Bei dem ehemaligen Steuergebäude an der Berliner Weichbildsgrenze besteigt der Monarch sein Pferd, von nun ab ist er im Dienst, Oberfeldherr des Deutschen Reichs. Mit einem freundlichen „Guten Morgen", was ihm wie Donnerbrausen aus tausend Kehlen widerhallt, begrüßt er, die Fronten abreitend, von Zeit zu Zeit die einzelnen Truppentheile. Eine fast endlos erscheinende bunte Suite von berittenen Offizieren folgt ihm. Da sind die verschiedensten Staaten vertreten, neben Franzosen, Engländern, Russen, Italienern, Spaniern, Oesterreichern sieht man Türken, Griechen, Rumänier, Amerikaner; selbst japanesische und chinesische Offiziere fehlen nicht.

Nachdem der Kaiser beide Treffen gemustert, nimmt er mit seinem Gefolge Aufstellung für den Vorbeimarsch. Dieser erfolgt zweimal. Zuerst kommen die jugendlichen Zöglinge des Lichterfelder Kadettencorps und die Infanterie in Compagniefronten, die Kavallerie in halben Escadrons, die Artillerie in Batterien, der Train in Zügen; dann wendet das ganze Gardecorps und defilirt zum zweiten Male vor dem Kaiser vorbei, diesmal um die Zeit abzukürzen, die Infanterie in Regimentskolonnen, die Kavallerie, Artillerie und der Train im Trabe.



Parole-Ausgabe an der Neuen Wache. Zeichnung von H. Lüders.

Kaiser Wilhelm trotz seines hohen Alters (22. März 1797 geboren!) bleibt bei dieser Gelegenheit drei bis vier Stunden auf seinem Paradepferde Gladiator ununterbrochen im Sattel und reitet die langen Treffen im Galopp auf und nieder, eine Leistung, welche ihm wohl wenig gleichalterige Männer nachthun können.

Bei dem Vorbeidefiliren kommt der so oft kritisirte und von vielen ausländischen Militärs als unnütze Drillerei verurtheilte, von der andern Seite wiederum viel berühmte preußische Paradeschritt und Parademarsch zur Geltung. Große Bataillonscarrés marschiren dort wie zu Anfang dieses Jahrhunderts vor der attakirenden Kavallerie im Paradeschritt ab, Batterien avanciren in gleichem Tempo, wie nach dem Lineal gerichtet, und ist es schon schwer genug, eine einzelne Compagnie so avanciren zu lassen, daß alle Leute schnurgerade fortschreiten, ohne sich „um eine Nasenlänge" zu verschieben, welcher enormen Vorübungen bedarf es, um eine volle Regimentskolonne sich so bewegen zu lassen!

Digitized by Google

Ohne uns in militärischen Dingen eine Entscheidung anzumaßen, müssen wir doch sagen, daß, um eine so große taktische Genauigkeit zu erreichen, der einzelne Mann wie die größeren einheitlichen Verbände eine überaus sorgfältige Ausbildung erlangt haben müssen. Gleichzeitig hiermit verbunden ist die spielende Beweglichkeit der Truppen unter dem Kommando. Dieses Einleben in einander, diese stete Fühlung, das Bewußtsein des unverrückbaren Aneinanderhaltens und die Ueberzeugung, unter einer ebenso festen wie einsichtsvollen Oberleitung zu stehen, — diese wichtigen moralischen Momente prägen sich dem einzelnen Manne wie der Truppenmasse für immer ein und erscheinen um so nöthiger, als die Dienstzeiten gegen früher so abgekürzt worden sind. Gerade die Kriege von 1866 und 1870/71 haben gezeigt, wie werthvoll es ist, daß eine Truppe derartig mechanisch vorbereitet, gedrillt und ausgebildet wird. So ist das Exercitium vom langsamen Schritt an, der beim Rekruten so komisch aussieht, bis zum Parademarsch und zur wirklichen Parade, für den ernsten Fall unleugbar eine höchst wirksame Vorbereitung, welche das deutsche Heer, mag auch der Fremdling die Nase rümpfen, sicherlich so bald nicht aufgeben wird, und zwar so wenig aufgeben wird, wie das Nachstreben nach dem erhabenen Beispiele unerschütterlicher Hingebung an die Pflicht, welches uns der greise oberste Feldherr Deutschlands persönlich zeigt. Mit Recht sagt der militärische Berichterstatter: Dies ist das kostbarste Vermächtniß, das dem deutschen Vaterlande einst von seinem Einiger überkommen wird, denn auf der Pflichttreue beruhen alle Tugenden.

Nach der Frühjahrsbesichtigung beginnt der Felddienst, die eigentliche Vorschule für den Krieg; die Nachweisung der hier gewonnenen Ausbildung wird durch die großen Herbstmanöver geführt.

Ein Ueberblick über die deutsche Kriegsmacht schließt sich an diese Betrachtungen hier am schicklichsten an.

Die Infanterie zählt nach dem Etat für 1880/81: in Preußen 115, Sachsen 9, Württemberg 8, Bayern 18 Regimenter. Im Ganzen 8876 Offiziere, 259,080 Mann. — Dazu kommen Jäger: Preußen 14, Sachsen 2, Bayern 4 Bataillone mit 424 Offizieren 11,120 Mann. Ferner Landwehrbezirkskommandos: Preußen 209, Sachsen und Württemberg je 17, Bayern 32, zusammen 348 Offiziere und 4581 Mann.

Die gesammte Infanterie hat 9648 Offiziere, 30,093 Unteroffiziere, 482 Zahlmeister-Aspiranten, an Spielleuten 2413 Unteroffiziere, 7283 Gemeine, an Gefreiten und Gemeinen 274,781 Mann, dazu 952 Militärärzte, 481 Zahlmeister.

Die Kavallerie in Preußen: 73 Regimenter und das Reitinstitut, Sachsen 6 und eine Reitanstalt, Württemberg 4, Bayern 10 und eine Equitationsanstalt. Stärke: 2358 Offiziere, 7247 Unteroffiziere, 96 Zahlmeister-Aspiranten; 1497 Spielleute, 53,528 Gefreite und Gemeine, 466 Lazarethgehülfen, 1875 Oekonomiehandwerker, zusammen 64,700 Mann. Dazu 265 Militärärzte, 96 Zahlmeister, 452 Roßärzte, 93 Büchsenmacher, 93 Sattler. — 62,591 Dienstpferde.

Die Artillerie. Preußen: Feldartillerie 28 Regimenter und die Lehrbatterie der Artillerie-Schießschule, Sachsen und Württemberg je 2, Bayern 4 Regimenter. — Fußartillerie: Preußen 10 Regimenter und 2 Bataillone, Sachsen und Württemberg je 1 Regiment, Bayern 2 Regimenter. — Zusammen 2312 Offiziere, 45,904 Mann und 13,845 Dienstpferde.

Digitized by Google

Ingenieurcorps und Pioniere. An Pionieren stellt Preußen 14 Bataillone und 1 Eisenbahnregiment, Sachsen und Württemberg je 1 Bataillon, Bayern 2 Bataillone und 1 Eisenbahn-Compagnie. — Zusammen 394 Offiziere, 10,315 Mann.

Train. Preußen 14 Bataillone und 1 hessische Compagnie, Sachsen und Württemberg je 1 Bataillon und Bayern 2 Bataillone. Zusammen 200 Offiziere, 4994 Mann, 2457 Dienstpferde. An Reserveoffizieren sind 5034 vorhanden, an Landwehroffizieren aller Waffengattungen 6238.

Im Generalstabsgebäude. Kartographische Abtheilung. Zeichnung von H. Lüders.

Der Reichsmilitäretat für 1880/81 hat Einnahmen 4,024,685 Mark gegen 4, 948,524 Mark im Vorjahre, an fortdauernden Gesammtausgaben 283,884,650 Mark gegen 279,913,366 Mark im Vorjahr und einmalige Gesammtausgaben 8,701,266 Mark gegen 6,572,388 Mark im Vorjahr. Davon entfallen auf Preußen und die mit ihm in gemeinsamer Militärverwaltung stehenden Bundesstaaten an Einnahmen 3,711,577 Mark gegen 4,498,266 Mark im Vorjahr, an fortdauernden Ausgaben 251,084,928 Mark gegen 247,513,275 Mark im Vorjahr und an einmaligen Ausgaben 7,236,880 Mark gegen 5,836,314 Mark im Vorjahr; auf Sachsen an Einnahmen 183,156 Mark gegen 204,818 Mark im Vorjahr, an fortdauernden Ausgaben 19,056,866 Mark gegen 18,896,159 Mark im Vorjahr und an einmaligen Ausgaben 434,156 Mark gegen 357,550 Mark im Vorjahre; auf Württemberg an Einnahmen 129,952 Mark gegen 245,440 Mark im Vorjahr, an

Digitized by Google

fortdauernden Ausgaben 13,742,856 Mark gegen 13,503,932 Mark im Vorjahr, an einmaligen Ausgaben 630,230 Mark gegen 659,368 Mark im Vorjahr. Vom 1. April 1881 ab wird das deutsche Heer formirt: die Infanterie in 503 Bataillone, Feldartillerie in 340 Batterien, die Fußartillerie in 31 Bataillone, die Feldpioniere in 19 Bataillone. Die Friedenspräsenzstärke entsprach nach § 1 des Reichsmilitärgesetzes 1 Prozent der Zollabrechnungs-Bevölkerung Deutschlands von 1867. Wird 1 Prozent der ortsanwesenden Bevölkerung vom 1. Dezember 1875 zu Grunde gelegt, so beziffert sich das Soll der Friedenspräsenzstärke auf 427,274 und die Vermehrung der Kriegsstärke auf 80 bis 90000 Mann. Ferner ergeben sich danach 8 bis 9000 Rekruten mehr. Am 15. November 1878 gehörten 190,935 Taugliche und zugleich Abkömmliche dem 5. Jahrgang der Ersatzreserve I. Klasse an, so daß jährlich durchschnittlich 38,187 Taugliche und Abkömmliche vom Friedensdienst befreit geblieben sind, was ziemlich überführend beweist, wie die strenge Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht ausführbar ist.

Die Bildung der Rekruten wirft auf die Verschiedenartigkeit der ethnologischen Zusammensetzung Deutschlands merkwürdige Streiflichter: von den im Ersatzjahr 1878/79 eingestellten 143,119 Rekruten besaßen 140,545 Schulbildung, 2574 gar keine, d. h. 1,8 Prozent konnte weder schreiben noch lesen. — 1877/78 betrug der betr. Prozentsatz: 1,73; 1876/77: 2,12; 1875/76: 2,37. — Das größte Kontingent der Bildungslosen stellen die Provinzen Ost- und Westpreußen: 8,65 Prozent, das kleinste Braunschweig: 0,6 Prozent.

Die Rangliste weist unter den 50 kommandirenden Generälen 19 Mitglieder souveräner und fürstlicher Häuser, unter 83 Generalleutnants 9 dgl., unter 422 Generalmajors 3 dgl. auf. Wie bemerkbar der alte deutsche Schwertadel noch immer hervortritt, ersieht man u. A. daraus, daß die Rangliste 45 Arnim, 38 Bülow, 33 Kleist, von den Reichsunmittelbaren 9 Fürsten Hohenlohe und 13 Grafen Stollberg aufführt.

Vergleichen wir militärisch mit Deutschland unsern Hauptgegner **Frankreich**, so ist dort die neue Heeresverfassung im Jahre 1880 im ganzen Umfange in Kraft getreten und betrug das Effektiv 1881: aktive Armee 498,467 Mann, Reserve der aktiven Armee (2 Klassen) 2926 Offiziere, 322,848 Mann, Territorialarmee (zwei halbe Klassen) 3179 Offiziere, 139,363 Mann, zusammen 966,783 Mann. **Hönig** veranschlagt die Wehrkräfte Frankreichs für das Jahr 1885 wie folgt:

1. **Aktives Operationsheer**: 19 Armeecorps zu rund 36,000 Mann gleich 683,000 Mann und 100,000 Pferde, worunter 505,000 Mann Infanterie, 266,000 Mann Kavallerie, 107,200 Mann Artillerie mit 2172 Geschützen und 20,000 Mann Genie und Pontoniere; 6 Kavalleriecorps mit 25,000 Mann und 26,000 Pferden, darunter 22,200 Kavalleristen, 2800 Artilleristen und 108 Geschütze; 5 Reserve-Infanteriecorps mit 162,000 Mann und 15,000 Pferden, darunter 133,000 Mann Infanterie, 14,000 Mann Artillerie mit 228 Geschützen und 5000 Mann Genie. — Summa 845,000 Mann.

2. **Territorialheer**: Demselben gehören augenblicklich die entlassenen Klassen der Jahre 1864—1868 mit circa 700,000 Mann an, darunter 613,150 Infanterie, 56,000 Artillerie, 11,850 Kavallerie und 19,000 Pioniere. Die Reserve des Territorialheeres wird bis 1885 mit 100,000 Mann organisirt sein. — Summa 1,300,000 Mann.

Die österreichisch-ungarische Gesammtarmee kann nur auf 800,000 Mann angenommen worden, und steht die Organisation nach der Registrande des Preußischen Generalstabs selbst hinter Italien zurück, dessen Mannschaftenbestand schneller auf eine größere Höhe ausgebildeter Leute gebracht werden kann.

Hoffentlich wird die thatsächliche Probe, welches von diesen Heeren die Oberhand behält, noch recht lange uns verschonen, — für immer, wagen wir Angesichts der Begriffe, welche unser Jahrhundert von Nächstenliebe und Menschenliebe hegt, kaum zu sagen.

Artillerie- und Ingenieurschule in Charlottenburg.

Die deutsche Armee selbst ist eingetheilt in 6 Armeeinspektionen, die Kgl. Bayerische Generalinspektion der Armee mit einbegriffen. An Armeecorps sind vorhanden: das Preußische Gardecorps, bestehend aus 2 Gardeinfanterie-Divisionen und einer Gardekavallerie-Division, nebst der Gardefeldartillerie-Brigade, dem Gardefußartillerie-Regiment, dem Gardepionier-Bataillon, dem Gardetrain-Bataillon und dem Eisenbahnregiment, außerdem 15 Armeecorps zu 2 Divisionen, deren Generalkommandos der Reihe nach stationirt sind: in Königsberg i/O., Stettin, Berlin (für die Provinz Brandenburg), Magdeburg, Posen, Breslau, Münster, Koblenz, Altona, Hannover, Kassel, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe und Straßburg i/E.; folgen 2 Bayerische Armeecorps in München und Würzburg, und 1 Großherzogliche Hessische (25.) Division in Darmstadt. Die Verwaltung der Armee ressortirt vom Kriegsministerium in Berlin beziehungsweise in München, Dresden und Stuttgart. Der Große Generalstab ist in Berlin, Abtheilungen sind in den genannten Städten.

Digitized by Google

Außerdem funktionirt eine Generalinspektion des Militärerziehungs- und Bildungswesens, eine Kriegsakademie, eine Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule, eine Obermilitär-Examinationskommission, eine Inspektion der Kriegsschulen in Berlin. Kriegsschulen sind in Potsdam, Erfurt, Neisse, Engers, Kassel, Hannover, Anklam, Metz. — Kadettenanstalten in Lichterfelde (Hauptanstalt), Kulm, Potsdam, Wahlstatt, Bensberg, Plön, Oranienstein und Dresden. In Berlin ist ferner die Inspektion der Infanterieschulen, die Militärschießschule, die Centralturnanstalt. — Unteroffizierschulen sind in Potsdam, Jülich, Biebrich, Weißenfels, Ettlingen, Marienwerder, Weilburg (Vorschule), Annaburg und Marienberg. Von der bayrischen Inspektion der Militärbildungsanstalten in München hängen endlich ab: Die Kriegsakademie, die Artillerie- und Ingenieurschule, die Kriegsschule und das Kadettencorps.

Invalidenhaus und -Park. In der Scharnhorststraße hat Friedrich der Große für die dienst- und erwerbsunfähigen Krieger eine Heimstätte errichtet: den verwundeten, aber unbesiegten Soldaten — Laesis sed invictis militibus — lautet die von ihm gewählte Inschrift. Hier sind die alten Krieger, welche keine familiäre Verpflegung haben, den Verhältnissen nach wohl versorgt. Nebenher geschieht für die Invaliden durch die vielen in den letzten Jahren errichteten Stiftungen viel Gutes, so daß man sagen kann, es sei niemals besser für die bedürftigen Vaterlandsvertheidiger gesorgt worden. Die auf dem Vorplatze aufgefahrenen Batterien mit grünen Lafetten sind Geschenke Zar Nicolaus' I. Hinter dem Hauptgebäude sind Gartenanlagen. Die Scharnhorststraße vom Invalidenhause aus überschreitend, gelangen wir in den eigentlichen Invalidenpark, welcher sich um die Invalidensäule gruppirt. Diese Säule, auf drei Seiten von verzierten Mauern, vorn durch ein Gitter umhegt, ward als Nationalkriegerdenkmal dem Gedächtniß der Krieger geweiht, welche in den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849 in Berlin, Baden, Posen, Holstein u. s. w. fielen. Auf einem 5,96 m hohen Unterbau von grauem Granit mit dem Medaillenbildniß Friedrich Wilhelm IV. erhebt sich eine 33,70 m hohe korinthische Säule mit einem Adler geschmückt. In dem von den Mauern umfriedigten Raume befinden sich die Gräber der zu Berlin in den Märztagen 1848 gefallenen Soldaten, während die Namen der in den sonstigen angedeuteten Kämpfen Gebliebenen auf Marmortafeln an den Innenseiten der Mauern angebracht sind. Das Denkmal ist von Brunkow entworfen und unter Stüler's sowie Soller's Leitung ausgeführt. Der Grundstein ward am 18. Juni 1851 gelegt, die Enthüllung fand am 18. Oktober 1854 statt.

Noch zwei Denkmale in dem Park erinnern an die ehemalige preußische Marine, an das Gefecht der Räderkorvette Danzig gegen die marokkanischen Riffpiraten bei Cap Tres Forcas und an den Untergang der Segelkorvette Amazone, eines Kadettenschiffes, welches mit vielen hoffnungsvollen Leben von der Nordsee — der Mordsee — wie sie die Seeleute nicht ohne Grund nennen, in einer schaurigen Novembersturmnacht auf Nimmerwiedersehen verschlungen wurde. Der Verlust betrug 5 Offiziere, 19 Kadetten, 2 Beamte und 88 Bootsleute. — In dem Gefecht bei Tres Forcas am 7. August 1855 blieben 7 Seeleute, 1 Offizier, der Adjutant des Admirals, Prinz Adalbert von Preußen, Riesemann, und 6 Mann todt; 17 Mann wurden verwundet, unter ihnen der Prinz selbst.

Zum Weißbier bei Vater Klausing. Zeichnung von H. Lüders.

Berliner Volkscharaktere.

Der Berliner auf Reisen (der Kleinstädter in Berlin). — Berlin, wie es ißt und trinkt (bei Klausing, der Weißbierphilister, im Berliner Rathskeller ꝛc.). — Auf dem Köllnischen Fischmarkt (die Hökerfrau). — Berliner Straßenjungen und Berliner Witz. — Das soziale Defizit von Berlin (im Verbrecherkeller). — Zur Naturgeschichte des Berliners (die „preußische Rasse“).

Der Berliner auf Reisen (der Kleinstädter in Berlin). „Wenn's Mailüfterl weht“ oder, mit Schiller, „sobald die ersten Lerchen schwirren“, kurzum, wenn das wirkliche, warme Frühjahr kommt, dann regt sich, wie bei den Vögelein vom Süden nach Norden, so umgekehrt bei den Nordstädtern von Mitternacht gen Mittag mächtig der Wandertrieb. Am stärksten wol bei dem Berliner. Unter den 1,122,385 Spreeathenern, welche nach der neuesten Reichsstatistik gezählt werden, sind dann wol nur wenige, welche nicht der Vaterstadt, und wäre es nur auf ein paar Wochen, den Rücken wenden möchten. Und so sind es denn unendliche Schwärme, welche von da ab bis in den Spätherbst hinein Süddeutschland und alle Theile Europa's überfluten. Ja unser Erdtheil faßt den Berliner Touristenschwarm, der anfängt europamüde zu werden, schon längst nicht mehr. In Algier, in Aegypten bis zum zweiten Katarakt hinauf; am Sonnentempel zu Baalbeck, auf der Unterlandstour Alexandrien-Suez-Bombay, in Schanghai, Jokohama und weiter in San-Franzisko

Digitized by Google

und auf der ganzen Linie quer durch Amerika bis Neuyork finden wir Berliner Vergnügungsreisende verstreut. Der fünfte Kontinent war von ihnen bisher verschont, aber kein Zweifel, daß nach dem Erfolge der Ausstellungen in Sydney und Melbourne, bald der Berliner auch Australien lebhaft heimsuchen und ein gewissenhafter Reisestatistiker, frei nach David (Psalm 139), sodann wird ausrufen können:

„Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer — so träfe ich Berliner. Und spräche ich: Finsterniß soll mich decken, so würden doch Berliner um mich sein. Führe ich gen Himmel, so wären Berliner da; bettete ich mich in die Hölle, siehe, so ist der Berliner auch da."

Wer wollte dem Reichsstädter aus diesem Drang, die Welt zu sehen, einen Vorwurf machen, gilt doch das Reisen als eins der vorzüglichsten Bildungsmittel. Und wer müßte nicht berücksichtigen, daß Berlin, da es mit seiner ungeheuren Bewohnerzahl alle übrigen Städte Deutschlands (z. B. die nächstgrößte deutsche Stadt, Hamburg, fast um das Fünffache) übertrifft, ganz abgesehen von der besonderen Reiselust seiner Insassen, ein ungleich größeres Touristenkontingent schon nach der bloßen Wahrscheinlichkeitsrechnung zu verbreiten hat. Daß der Berliner also, nach jener Travestie des Psalmisten, allüberall durch seine Gegenwart auffällt, liegt in der Natur der Verhältnisse. Aber wie fällt der einzelne Berliner auf? Offenherzig gesprochen, nicht immer zum Preise des Kollektivbegriffes. Man wirft ihm ein geräuschvolles, hervordrängendes Wesen vor. Man will bemerken, daß er nicht im Stande ist, auch nur eine Stunde seine lokale Herkunft zu verschleiern und daß er überall, auf der schneeigen Alm, auf dem Rheindampfer, in den Museen Dresdens und Münchens, an der schönen blauen Donau u. s. f. u. s. f. sein Berlin übermäßig lobt und Vergleiche mit der Fremde anstellt, die nicht zu deren Gunsten ausfallen, aber Einseitigkeit und Ueberhebung dokumentiren. Daß ein solcher Typus von Berliner Reisenden existirt, beweisen die zahllosen Schilderungen desselben. Dieser Menschenschlag giebt ein unerschöpfliches Thema für die süddeutschen Witzblätter z. B. die Münchener Fliegenden Blätter, aber auch für den Kladderadatsch und andere Berliner Journale, ein Beweis, wie der Typus als solcher auch am Sitz seiner Heimat erkannt wird. Das sind, wunderlich genug, dieselben Leutchen, welche in Berlin alles Berlinische tadeln und, wenn sie von der Reise heimgekehrt sind, das Fremde bis in den Himmel erheben, um — sobald die ersten Lerchen wiederum schwirren — das nämliche Spiel zu wiederholen.

In einem Kapitel, welches die Volkscharaktere schildert, darf dieser Typus des Berliners nicht fehlen; nur möge man nach ihm nicht alle Berliner Reisenden, oder gar alle Berliner überhaupt taxiren, es wäre das so ungerecht, als wenn man nach den sogenannten Londoner shoemakers, welche einem auf der Reise oftmals unangenehm genug erscheinen, alle englischen Reisenden, alle Londoner, alle Engländer, beurtheilen wollte. Auch erfordert es die Gerechtigkeit, als Gegenstück einmal den „Kleinstädter in Berlin" unter der Loupe zu betrachten. Aus naheliegenden Gründen lassen wir hier einen Nichtberliner, einen Annektirten, einen „Mußpreußen", der Berlin in vorgerückteren Jahren zum ersten Mal besucht, sein süddeutsches Vorurtheil besiegt und Stadt und Bewohnerschaft aufmerksam studirt, endlich auch liebgewonnen hat, reden:

„Der deutsche Kleinstädter ist ein seltsames und nicht allzuliebenswürdiges Wesen, zumal wenn er sich für gebildet hält. Er hält sein Mottenburg für

Digitized by Google

den Mittelpunkt der Welt und sich selbst für den Mittelpunkt von Mottenburg; und Jeden, der seine Ueberzeugung nicht theilt, hält er für dumm oder boshaft. Er ist gespreizt, geziert, anspruchsvoll und dabei unbeholfen; erpicht darauf, sich in der Gesellschaft aufzuspielen, aber unfähig, sich darin zu bewegen; verdrießlich, wenn er auf Dinge stößt, die anders sind, als bei ihm zu Hause. Diese Leute finden sich unbehaglich in Berlin schon aus dem einfachen Grunde, weil es eine Millionenstadt ist und weil in einer solchen der Kleinstädter nicht so respektirt wird, wie zu Hause, er sich hier auch nicht Alles nach seinem höchstpersönlichen Geschmack zurechtlegen kann, wie zu Hause.

Im Berliner Rathskeller. Zeichnung von H. Lüders.

Ich setze manche der abfälligen Kritiken Berlins auf Rechnung solcher persönlichen Eigenschaften der Kritikaster, welche wohl daran thäten, sie blieben zu Hause."

Berlin wie es ißt und trinkt (bei Klausing, der Weißbierphilister; im Berliner Rathskeller; u. s. f.) Zu den Vorurtheilen des Kleinstädters gehört auch die Vorstellung, daß es, was leibliche Verpflegung anlange, in Berlin nur höchst dürftig zugehe. Wahr ist, daß in der alten Berliner Tradition Mäßigkeit und Einfachheit liegt. Indessen ißt und trinkt Berlin keineswegs schlecht, wie jeder Fremde bezeugen wird, der in einer wohlsituirten Berliner Familie oder in einem der altrenommirten Restaurants von Hiller, Borchart, Huster, Dressel u. s. f. verkehrt hat. Unter den Getränken Berlin's citiren wir, wie billig, zuerst das Weißbier, die „Weiße" oder zärtlicher „die

Digitized by Google

kühle Blonde" genannt, jenes mouſſirende, gelbliche, etwas trübe, obergährige Bier, welches nach einigen Hiſtorikern bereits 1880 ſein dreihundertjähriges Jubiläum gefeiert hat, nach Anderen — denn auch hier ſtreitet ſich gern der Deutſche — erſt 1890 feiern wird. Das bayriſche Bier hat der „Weißen", welche gern mit einem Gläschen Kümmel, „Strippe" im Volksmunde, genoſſen wird, Abbruch gethan, dieſelbe aber, wie den echten Berliner Weißbierphiliſter, mit ſeinem bedächtigen Weſen und ſeinem Embonpoint keineswegs ganz verdrängt. Erſt kürzlich brach der neueſte Hiſtoriograph dieſes edlen Getränkes, in folgenden Dithyrambus aus:

„Es iſt gewiß, daß die „Weiße" die Schrecken mit erlebt hat, welche der unſelige Deutſche Krieg über Berlin brachte. Sie ſah das Emporſteigen von Brandenburgs großem Kurfürſten, das Werden der dann königlichen Reſidenz, das Stockregiment des Soldatenkönigs, und ſie ließ ihr Viktoria mitknallen, als Friedrich's des Einzigen Ruhm erſcholl. Sie ſah das alte Europa zuſammenbrechen, Throne ſchwanken und zu Grunde gehen, und ſie wurde ſauer, als der Korſe unſere Stadt betrat. Sie war eben und blieb und wird bleiben eine feſt etablirte Macht im Leben Berlins.

„In der etwas bunt gemiſchten Schaar der Elfmalhunderttauſend, die heute Berlin bewohnen, und von denen die volle Hälfte ſeit dem Böhmiſchen Kriege aus allen Landestheilen Preußens und Deutſchlands zu uns kam, gilt's als die Taufe zum echten Berliner, wenn der zugezogene Fremdling alle die Vorzüge der Weißen voll verſtanden, wenn ſein Herz zittert beim Schaum der nickelfarbenen, blondemaillirten „Kruke", wenn er alle Unterſchiede der „Edlen", von der „Budikerweißen" bis zur „März-" und „Champagner-Weißen" bei Klauſing und in der „Jeheimerathskneipe" von Päpke; bei Haaſe und Weimar, bei Rothacker und Hübner, bei Kothe und Lipke, bei Stüdemann und Möves, bei Kortwich und wo ſonſt noch immer, begriffen hat. Wenn er den „richtigen Verſtehſte-mir" gewonnen, mit einem Wort, wenn er's „kapirt" hat, was das Herz — nicht Aphrodite's — aber doch des echten Berliners bewegt."

Bei „Klauſing" traf man einſt die richtigſten Typen des Weißbiertrinkers. Heut prangt noch in ſeinem Lokal in der Zimmerſtraße das Oelbild des alten Weißbiervaters mit der Unterſchrift „Johann Friedrich Klauſing, geb. 1792, † 1857". In dem von uns bereits erwähnten Kurfürſtenkeller iſt dem Berliner Nationalgetränk eine neue, von Ludwig Burger's Hand mit Berliner Volkscharakteren geſchmückte Ruhmeshalle eröffnet.

Wer das geräuſchvollere Treiben des Trinkers bayriſchen Bieres ſtudiren will, den verweiſen wir nach den dämmerhaften gewölbten Räumen des Rathskellers unter dem neuen Stadthauſe, als nach dem frequenteſten derartigen Lokal.

Den Berliner Durſt charakteriſirt die Thatſache, daß die Hauptſtadt 1878 an 947,869 hl bayriſches, 750,867 hl Weiß-, Braun- und Bitterbier, zuſammen 1,698,763 hl Bier produzirte d. h. 168 l auf den Kopf. Dazu kommt das maſſenhaft eingeführte auswärtige Bier. Gleichwol bleibt der Berliner hinter dem Altmeiſter im Biervertilgen, dem Münchener, zurück, denn auf den Altbayer an der Iſar entfielen 1878 rund 441 l.

Bei der Trennung von dieſem anſprechenden Thema wiederholen wir gern die Worte, die über der Aktienbrauerei Tivoli auf dem Kreuzberg prangen:

„Genießt im edlen Gerſtenſaft
Des Weines Geiſt, des Brotes Kraft."

Digitized by Google

Auf dem Köllnischen Fischmarkte. Unter den Berliner Volkstypen der Vergangenheit pflegten die Köllnischen Fischweiber nicht vergessen zu werden, welche auf dem kleinen Platze zwischen dem Mühlendamm und dem Köllnischen Rathhause ihre Waare feil hielten und sich durch eine Zungenfertigkeit auszeichneten, wie sie den Kolleginnen in London auf Billingsgate, den „Damen der Halle“ in Paris, den Fischweibern in Antwerpen und Amsterdam und, wie es scheint, auf dem ganzen Erdball eigen ist. Die Polizei hat die Köllnischen Fischweiber längst von ihrer Stelle vertrieben, aber die würdigen Nachkommen derselben sind dafür über alle Fischmärkte Berlins, Spittelmarkt, Gendarmenmarkt, Oranienburger Thor ꝛc., verbreitet. Wehe der Frau, namentlich der „Dame“, welche die Fischwaare oder die Preise zu bemäkeln wagt — vor dem Sprechanismus der Fischweiber hilft nur schleuniger Rückzug; Männer, die doch nichts kaufen, oder Personen, welche in ihrer Nähe „schnacken“ und die Kunden abhalten, werden durch Klatschen mit dem Handnetz auf das Wasser, so zwar, daß letzteres die Lästigen tüchtig bespritzt, vertrieben. Dabei sind diese rüstigen, wetterfesten und wettergebräunten Verkäuferinnen tüchtige Hausfrauen, die das Ihrige ordentlich zusammenhalten und es der Regel nach, weil sie sich durch einen erstaunlichen, instinktiven Korpsgeist, soweit es das Festhalten der Preise gilt, auszeichnen, zu etwas bringen.

Kann man sich zu diesen urwüchsigen Naturkindern, in denen noch das alte Kietzerthum, die altwendische Ueberlieferung fortlebt, einen größeren Gegensatz denken, als den geschniegelten und gebiegelten *Kaufmannslehrling*? Aber *namentlich am Sonntag*, wo er mit dem glänzend aufgebügelten Cylinder, den hellen Glacéhandschuhen, dem „Kneifer“ und dem Stöckchen kokettirt, erkennt man in ihm den „schlichten Sohn des Volks“ — die meisten Handlungslehrlinge stammen aus dem Krämer- oder kleinen Handwerksstande — nicht leicht, wenn man nicht scharf hinsieht; denn in nachlässig distinguirter Art sucht er gern noble Manieren und Passionen sich anzueignen. Als höchster Genuß und Triumph gilt dem Handlungslehrling am Sonntag ein Spazierritt auf einem Miethspferde.

Leider gehen diese Jünglinge, sobald sie auf ihren steifen Gäulen, welche durch konstante falsche Behandlung sich alle nur denkbaren Unarten angeeignet haben, den Stall des „Pferdephilisters“ eben verlassen haben, den bedenklichsten Abenteuern entgegen. Oftmals bewegt sich der mißmuthige Braune, welcher die Künste des Herrn Kommis gleich durchschaut hat, nicht vom Thorwege fort oder höchstens bis zur nächsten Straßenecke und kehrt zum Gaudium der Straßenjugend — da hilft kein Widerstreben! — nach dem Stalle zurück. Glücklich bis zum Thiergarten gelangt, wird der Reiter nicht selten von seiner widerhaarigen Rosinante abgesattelt; nur in den Ausnahmefällen glückt ein Ritt bis Charlottenburg und zum Spandauer Bock. In diesen idyllischen Fernen, wo der Handlungslehrling sich vor dem Auge seines Prinzipals sicher wähnt, feiert er seine Triumphe. Ein schwerer Kopf, ein leerer Geldbeutel bilden den Schlußakt.

Straßenjungen und Berliner Witz. Da lob' ich mir das echte, naturwüchsige Kind des Volkes, den „berühmten“ Berliner Straßenjungen, den wir bei einer Schilderung der Volkscharaktere bei Leibe nicht aus unserm Kaleidoskop ausschließen wollen. Ein etwas frühreifes und altkluges, sagen wir richtiger: naseweises und vorlautes Wesen müssen wir bei den Kindern

nicht blos der untern Stände Berlins nicht selten in den Kauf nehmen; das kaustische, dem Fremden mit Unrecht frivol erscheinende Wesen des Berliners, welches aber mehr auf einer Weltverachtung, auf dem Wahlspruch des heiligen Philippus Neri: „Verspotte die Welt, verspotte dich selbst und verspotte es, wenn man dich verspottet!“ begründet ist, wird dem Berliner nicht angekünstelt oder eingewöhnt: es ist ihm und somit schon dem Säugling eingeimpft, angeboren, im Darwin'schen Sinne angepaßt und angeerbt im Jahrhunderte währenden Kampfe ums Dasein. Ein schnelles Sichhineinfinden in die Verhältnisse, eine mitunter erstaunliche Schlagfertigkeit in der Rede, namentlich in der Antwort auf plötzliche Fragen, ein unverwüstlicher, mit Selbstironie gepaarter Humor zeichnen den Berliner Straßenjungen aus. Ein Vorübergehender macht einen andern auf die rothgefrorenen Hände eines Straßenjungen aufmerksam; dieser „richtige“ Berliner hat die Bemerkung kaum gehört, als er sogleich antwortet: „Das ist meiner Mutter ganz recht, warum kauft sie mir keine Handschuh'!“ Dies geflügelte Wort, jetzt über 50 Jahre alt, kennzeichnet den erwähnten ironisch-humoristischen Zug; es ist, wie ähnliche Witzworte, typisch für den Straßenjungen geworden und hat sich in vielfachen Varianten über ganz Deutschland verbreitet. Gewöhnlich werden solche Redensarten und überhaupt die Streiche der Straßenjugend dem Berliner Schusterjungen zur Last gelegt, der, mit Bestellungen seitens seines gestrengen, den Knieriem schwingenden Meisters betraut, auf der Straße die Blicke überall herumschweifen läßt, um für die rauhe Wirklichkeit des Lebens die nöthige Lebensphilosophie zu sammeln, welche er nicht verfehlt, alsbald zum allgemeinen Wohl wieder an den Mann zu bringen.

Einen interessanten Einblick in das Treiben der unteren Klassen und den Volkshumor gewähren die Scenen, welche sich alltäglich bei der Ausgabe des Berliner Intelligenzblattes auf der Straße abspielen. Das Intelligenzblatt, gewöhnlich kurzweg „das Blatt“ genannt, ist die gelesenste, unpolitische Zeitung der Kaiserstadt und wird von den Tausenden und aber Tausenden, welche ihre Dienste anbieten und Beschäftigung suchen, auf das Gründlichste durchstöbert. Schon eine Stunde vor dem Erscheinen der nächsten Nummer sind die Ausgabestellen von männlichen und weiblichen Personen, vom zehnjährigen Laufburschen an bis zur ergrauten Kinderfrau, förmlich belagert, und die Schutzmannschaft hat genug zu thun, um die Passage auf dem Bürgersteig und dem Straßendamm gangbar zu erhalten. Hier erblüht der Volkswitz und der Galgenhumor auf seinem ausgiebigsten Felde und vor dem dankbarsten Publikum.

Ueber die Entstehung und das Wesen des Berliner Witzes ist bereits eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben; einig geworden hierüber sind die deutschen Gelehrten auch diesmal wiederum selbstverständlich nicht. Man wird also auch von unserer Arbeit nicht verlangen, daß sie das Räthsel völlig löse, wie unter dem ernsten, bedächtigen, mitunter schwerfälligen norddeutschen Volksstamm die schlagfertige und schneidige Eigenart des Berliner Witzes sich oasenartig entwickelt hat.

Der Berliner Witz wurde vorbereitet durch die französische Einwanderung unter dem Großen Kurfürsten, in deren Gefolge eine Menge schöngeistiger und leichtlebiger Persönlichkeiten an den Berliner Hof kamen. Dort kontrastirte freilich noch lange das unbeholfene Wesen des märkischen Adels, der Hofgelehrten und der Hofpoeten, deren Allüren so steifbeinig wie ihre Verse waren, zu dem

galliſchen Eſprit. Unter der philoſophiſchen Königin Sophie Charlotte ſehen wir das altberliniſche Element ſchon mehr in den ſchöngeiſtigen Ton des Hofes hineingezogen, aber noch immer iſt der Witz geneigt, in Plumpheit und in die Zote zu verfallen. In letzteres Fahrwaſſer geräth der Berliner Witz noch mehr unter dem derben Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I., obwol dieſer dem Witz ſo wenig abhold iſt, daß er ihn in ſeinen Tabakskollegien förmlich kultivirt und es nicht übel nimmt, wenn die Majeſtät mitunter ſelbſt als Zielſcheibe dient. Seine Läuterung und Verfeinerung erhält der Berliner Witz erſt unter Friedrich dem Großen, von dem ſelbſt unzählige launige Anekdoten exiſtiren.

Ausgabe des Berliner Intelligenzblattes. Zeichnung von H. Lüders.

Von ſeiner Zeit ab vertieft und begründet ſich der witzelnde oder, um des Alten Fritz' Wort anzuwenden, der „räſonnirende" Zug im Volkscharakter, begünſtigt durch die Aufklärungsphiloſophie und die religiöſe Freigeiſtigkeit des großen Königs ſelbſt. Das auf das Zeitalter des Letztern fallende Jahrhundert verallgemeinert und verfeſtigt den Berliner Witz in der Volksſeele. Im hohenzollerſchen Herrſcherhauſe iſt die Fridericianiſche Tradition ſtets aufrecht erhalten worden: wir erinnern nur an Friedrich Wilhelm IV., von dem, namentlich aus ſeiner Kronprinzenzeit her, eine Reihe geiſtreicher und beißender Witze im Volksmunde fortlebt, welche, geſammelt, ein artiges Bändchen ergeben würden.

Wenigſtens zwei Pröbchen hiervon wollen wir nicht unterdrücken. Beim Nachtiſch wurden Räthſel zum Beſten gegeben, der Miniſter von Kleewitz vermochte

Digitized by Google

jedoch trotz aller Mühe keins vorzubringen. „Sagen Sie doch", rief ihm der Kronprinz zu, „was ist das?

„Das Erste frißt das Vieh,
Das Zweite hab' ich nie;
Das Ganze ist eine Landplage!"

Das allgemeine Gelächter über die naheliegende Auflösung (Kleewitz) verdroß den Minister so sehr, daß er sich bei Friedrich Wilhelm III. beschwerte. Als der Kronprinz von diesem ungehalten zur Rede gestellt wurde, äußerte er gelassen, seine Auflösung sei: „Heuschreck".

Als die Musik das Lied „Ich bin ein Preuße" spielte, sagte der Herzog von Anhalt-Köthen zu Friedrich Wilhelm IV.: „Wie beneide ich die Preußen um diese Nationalhymne." Das ist nicht nöthig, versetzte der König, singen Ew. Hoheit doch: „Ich bin ein Köther, kennt ihr meine Farben!" —

Man hat behauptet, daß der Mangel an öffentlichem politischen Leben den Berliner gewissermaßen gezwungen habe, seine Kritik der Staats- und Kirchenverwaltung in Witzform zu kleiden, und daß der Berliner Witz seit Gewährung einer Repräsentativverfassung und dem Eintreten Preußens unter die parlamentarische Staatengruppe ausgestorben sei. Beide Ansichten, obwol noch jetzt ab und zu aufgewärmt, sind schief. Daß der Witz sich zur Zeit des absoluten Regiments und der Nichtöffentlichkeit der Staatsverwaltung, wo er irgend konnte, der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigte, soll nicht bestritten werden und wird Niemand dem Witz verargen. Aber das Leben in Berlin war damals kleinbürgerlich, das öffentliche Interesse gravitirte mehr in der Literatur und besonders im Theater. Hauptsächlich aber erstreckte sich der Witz auf das materielle Leben und Treiben der Bevölkerung. Der Witz war harmloser als er später wurde und jetzt ist.

Wer eine Probe dieser Berliner Geistesblitze aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts genießen will, der sehe sich die im Verlag der Gebrüder Gropius im Cholerajahr 1831 erschienenen, launig und geistreich illustrirten „Berliner Witze" an. Er wird dort den berühmten Witzbold Eckensteher Nante mit der Schildnummer 35 finden und damit der Vaterschaft vieler im lieben Deutschland seitdem längst eingebürgerten Schlagwörter auf die Spur kommen. Ueber die berühmte Redensart „das Karnickel (Kaninchen) hat angefangen", belehrt uns z. B. das Witzblatt Nr. 2: Der Hund eines Herrn beißt auf dem Dönhofsplatz einem Verkäufer von Kaninchen eins dieser Thiere todt. Auf den entstandenen Lärm eilt ein Polizist herbei und bedeutet den Herrn, daß er entweder sofort bezahlen oder ihm zur Feststellung seiner Persönlichkeit mit auf die Wache folgen müsse. Als der Herr Umstände macht, tritt ein Schusterjunge heran und spricht das große Wort gelassen aus: „Jehen Sie dreiste mit, lieber Herr, ick jehe och mit, ick werde't bezeigen: det Karnickel hat angefangt, der Hund is unschuldig!" — Auf einem andern Bild verkauft ein Schlächter einer „Madam" Fleisch mit vielem Knochenwerk. „Aber, lieber Mann, der große Knochen Beilage?" — „Madamken, Beilage muß sind. Wenn erst die Ochsen werden uf Bratwürschte loofen, denn kriejen Se lauter Fleesch, so lange müssen wir die Knochen och bezahlen" — u. s. f.

Dieser harmlose Witz ist allerdings seit dem Erwachen des politischen Interesses, also seit 1848, in den Hintergrund getreten und durch einen schärferen,

Digitized by Google

satirischeren Ton ersetzt worden. Welcher Art derselbe ist, geht zumal aus dem Berliner Kladderadatsch, als dem Altvater der neueren Satire, hervor; man erkennt diese moderne Erscheinungsform des Berliner Witzes in ihrer Eigenart am leichtesten durch einen Vergleich mit dem ungleich anspruchsloseren süddeutschen Witz, wie er in den Münchener „Fliegenden Blättern" Ausdruck findet.

Im Vorzimmer des Amtsgerichts. Zeichnung von H. Lüders.

Das soziale Defizit von Berlin (im Verbrecherkeller). Neben der heitern Seite der Volksseele Berlins dürfen wir die Nachtseite derselben nicht übergehen. Wo viel Licht, ist auch viel Schatten. Dem Nichtberliner, namentlich dem kleinstädtischen Provinzialen, der die Hauptstadt noch nicht besucht hat, erscheint dieselbe nicht selten als das moderne Sodom und Gomorrha. Nicht zum Wenigsten trägt hierzu die Konkurrenz der vielen Berliner Tagesblätter bei, welche, um sich gelesen zu machen, einander in sensationellen Schauergeschichten, die bei Nacht und Nebel passirt sein sollen, zu überbieten pflegen. Eine stehende Rubrik bilden dort z. B. die geheimnißvoll Verschwundenen, Leutchen, die oft aus sehr triftigen Gründen, um ihren Gläubigern aus den Augen zu kommen oder um sich ungestört herumzutreiben oder um eine kleine Gefängnißstrafe abzusitzen, auf einige Tage, wie der Berliner sagt, „verdusten", von den Sensationsreportern aber als beraubt, grausam ermordet und gräßlich verscharrt geschildert werden. Gewöhnliche Wirthshausprügeleien mit blutigen Köpfen, wie sie in jedem Städtchen, jedem Dorfe vorkommen, werden zu

Digitized by Google

haarsträubenden Schicksalstragödien aufgebauscht. Fast scheint es, könnte man kein Theater mehr besuchen, denn beim Nachhausegehen riskirt man Raubanfälle. Das betrügerische „Kümmelblättchenspiel" möchte man als das Nationalvergnügen der Berliner und jeden dritten Spree-Athener für einen „Bauernfänger" oder „Hochstapler" halten ꝛc.

Gleichwol soll das soziale Defizit Berlins nicht beschönigt, vielmehr gern zugegeben werden, daß es einen beachtenswerthen Faktor ausmacht. Da nun einmal aus ganz Deutschland und weiter hinaus Menschen in der Reichshauptstadt zusammenströmen, um durch Arbeit, redliche wie unredliche, sich dort Nahrung zu verschaffen, so müssen auch viel unsaubere Elemente mit unterlaufen und selbst bessere im Kampfe des Lebens zu Grunde gehen, die der Gesellschaft zur Last fallen. Ebenso wie es unrecht ist, Amerika einen Vorwurf daraus zu machen, daß dort viel verdächtiges und verbrecherisches Volk zusammenläuft, ebenso wenig kann man der Millionstadt Deutschlands aus der Menge „catilinarischer Existenzen", die sich in ihrem Innern verbergen, nachdem einmal die Freizügigkeit Reichsgesetz geworden ist, einen besonderen Tadel votiren. Die Personalien der Berliner Verbrecher lehren, daß die Mehrzahl derselben nicht in Berlin geboren ist.

Die Verbrechen gegen die Person, hauptsächlich Mord und Todtschlag, werden, wie jetzt leider überall, von Individuen, die noch in den Zwanzigern stehen, verübt. Es ist nicht Aufgabe unserer Schrift, zu moralisiren; aber jeder Einsichtige wird uns zugeben, daß diese traurige Erscheinung der Gegenwart der mangelhaften Erziehung oder der Nichterziehung einer ganzen Altersklasse unserer Generation und damit unserer modernen Gesellschaft überhaupt zur Last gelegt werden muß.

Bezüglich der Vergehen gegen das Eigenthum äußert sich eine erfahrene Autorität wie folgt. „Nur eine große Stadt, wo das Verbrechen sich systematisch, nach bestimmten praktischen Regeln und Kunstgriffen ausgebildet hat, kann eine, fast möchte man sagen, organisirte Diebeswelt besitzen. So ist es in Berlin. Die gestraften Individuen, von der Gesellschaft verstoßen, aller bürgerlichen Vorzüge beraubt und der polizeilichen Disziplinarstrafgewalt in jedem Augenblick verfallen, sind hierdurch selbstredend nur auf den Verkehr unter sich oder unter Gleichgesinnten angewiesen. Daher haben sie ihre bestimmten Orte, wo sie zusammenkommen, ihre bestimmten Dirnen, mit denen sie leben, ihre bestimmten Gaunerausdrücke, in welchen ihre Rede sich bewegt. Daher kennen sie auch alle einander persönlich, und diese persönliche Bekanntschaft wird durch das öftere Zusammensitzen im Kriminal- und Polizeigefängnisse, im Arbeits- und Zuchthause immer neu und frisch erhalten. Gerade diese, durch unsere Gesetze und Einrichtungen herbeigeführte Isolirung der Verbrecherwelt, diese gewaltsame Absperrung von dem moralisch gesunden Theile des Volkes ist aber die Hauptursache der steigenden Zunahme der Verbrecher, weil hierdurch die Quellen des rechtlichen Broterwerbes verstopft und nicht blos hierdurch, sondern durch schädliche Gesellschaft der Bestraften unter sich selbst immer neue Anreize zu Angriffen auf fremdes Gut gegeben werden. Sonach hat sich hier ein ganz eigenthümlicher Verkehr unter den Bestraften und ihren Dirnen gebildet, der sich der Oeffentlichkeit besonders in einer Reihe von Tanzkneipen, Schnapsläden und Puppenspiellokalen kundgiebt."

Digitized by Google

Viele dieser Lokale befinden sich, der althergebrachten Berliner Bauart entsprechend, in unterirdischen Räumlichkeiten und werden Verbrecherkeller genannt. Ursprünglich, das heißt vor 50 Jahren, erfreute sich ein bestimmtes Lokal an der Ecke der Leipziger und Jerusalemer Straße, das Rendezvous der eleganten Taschendiebe und deshalb auch von Neugierigen und Fremden häufig besucht, dieses Namens. Auf einem so umfassenden Felde der Thätigkeit, wie es Berlin darbietet, kann es nicht ausbleiben, daß eine gewisse Arbeitstheilung und eine Herausbildung besonderer Verbrechensspezialitäten eintritt.

Neues Strafgefängniß zu Plötzensee. Zeichnung von G. Rehlender.

So nennt man die Betrüger, welche unter der Biedermannsmaske, als westfälische oder schlesische Linnenhändler in blaue Kittel gekleidet, hausiren und Baumwolle für Leinwand verkaufen, Leinwandnepper. Die Flatterfahrer beschäftigen sich thunlichst nur mit echter Leinwand, freilich auf andere Art, indem sie Wäsche von den Hausböden stehlen. Der Hochstapler figurirt als feiner, distinguirter Betrüger; der so viel besprochene Bauernfänger plündert, leider muß man sagen „zur Schande der Nichtberliner", diese noch immer, trotz der zahlreichen Warnungen in den Lokalnachrichten der Berliner und Nichtberliner Zeitungen, oft genug aus; noch immer sind Nichtberliner so thöricht, mit solchen vor den Museen und Schaufenstern herumlungernden Individuen, denen doch die Gaunermiene vom Gesicht zu lesen ist, sich im Verkehr und auf das übel beleumdete „Kümmelblättchen" einzulassen. Auch die Torfdrücker (Taschendiebe) wundern sich, daß die „Dummen" (die Unvorsichtigen, welche Geld

Digitized by Google

und Werthsachen in die offenen Rocktaschen stecken) nimmer aussterben. Eine andere Klasse sind die Stipper, welche Ladenkassen mit Leimruthen bestehlen; wiederum anders operiren die eleganten und gewandten Ladendiebinnen, welche Waaren unter ihren Mänteln zu eskamotiren verstehen.

Die Kracherfahrer oder Goleschlächter bestehlen die von und nach den Bahnhöfen fahrenden Rollwagen. Die Chilfer verüben Diebstähle beim Geld-, namentlich Goldwechseln. Die Kastenschieber räumen die Ladenkassen aus. Eine erst neuerdings aufgekommene Klasse bilden die Marder, so die Briefkastenmarder, Kinder, welche in geschickter Weise mit ihren kleinen Händen, die öffentlichen Briefkasten berauben; Gänsemarder, Diebe, welche im Herbst die fetten Gänse von den Küchenfenstern mit einem besondern Diebesgeräth stehlen; Paletotmarder, die aus „Versehen" in Restaurationen fremde Ueberröcke anziehen und mitnehmen u. dgl. m. Alle diese Verbrecher arbeiten lediglich in ihrer Spezialität und lassen sich nie oder nur ungern zu anderen Streichen herbei.

Die Berliner Verbrecher haben ihren eigenen, schwer verständlichen Jargon, der theils Berliner Idiotismen enthält, wie z. B. „Blitzableiter" für Schutzmann (wegen der Helmspitze so genannt), größtentheils aber mit dem Rothwelsch und der deutschen Gaunersprache übereinstimmt, welche letztere viele, meist verdorbene hebräische Wörter einschließt. Einzelne Worte und Wörter mögen das Spitzbubenlatein illustriren: Schränkzeug (Geräth zum Einbrechen), Clamoniß (Dietrich), Tanteln (Nachschlüssel). Masattenheber (der eigentliche Einbrecher), Kabber (die Genossen), Schmieresteher (Aufpasser), Chesse Leute (Spitzbuben), Greiserei (Polizei), Gannew (Gauner), Keiben (Diebsdirnen), Kobern (das Anlocken von Männern seitens liederlicher Dirnen), Schärfen (Hehlerei), Kassiber (heimlich zugesteckter Zettel), Putz (Ausreden vor der Polizei und dem Gericht), Kaspern (die verbotene Unterhaltung im Gefängniß), Balmischpets (die Untersuchungsrichter). Manche Sätze, ja ganze Unterhaltungen im Rothwelsch bleiben dem Uneingeweihten völlig unverständlich. Kein solcher wird z. B. ahnen, daß „Schmuse betucke, der Schien tippelt!" bedeutet „Sprich leise, der Gefangenwärter kommt!" Das Bild Seite 213 zeigt uns, wie es im Vorzimmer des Amtsrichters aussieht, der mit den Schöffen über leichtere Vergehen abzuurtheilen hat.

Als Zwing-Uri gegen die Berliner Verbrecherwelt hat lange Zeit die Stadtvoigtei, Molkenmarkt Nr. 1—3, zwischen den Gebäuden der königlichen Staatsanwaltschaft, des Kriminalgerichts und des Polizeipräsidiums belegen, gedient. Jetzt ist ein gewaltiges neues Gefängniß für solche Personen, welche zu Gefängnißstrafe verurtheilt sind, am Plötzensee nordwestlich Berlins bestimmt. Das riesige Etablissement, 1868—1878 mit einem Aufwande von ca. 7 Millionen Mark nach den Plänen des Geh. Oberbauraths Herrmann gebaut, nimmt den Raum eines Städtchens ein und faßt, der Bevölkerung eines solchen entsprechend, 1600 Gefangene und ca. 400 Personen der Beamtenfamilien. — Das Arbeitshaus in Rummelsburg, von der Kommune nach den Plänen Blanckenstein's errichtet, ist für Bettler, Landstreicher, liederliche Dirnen u. s. s. bestimmt. — Das Zellengefängniß an der Invalidenstraße, für die zu Zuchthausstrafe verurtheilten Männer, kann 500 Gefangene in strenger Einzelhaft und 65 in Kollektivhaft aufnehmen und wurde nach dem Vorbilde von Petonville 1842—1849 durch den Geheimen Oberbaurath Busse

erbaut. In dem nordwestlichen, nahe der Lehrter Straße belegenen Hofe ward der Attentäter Hödel, welcher am 11. Mai 1878 auf Kaiser Wilhelm schoß, am 16. August desselben Jahres durch den Scharfrichter Krauts mit dem im Märkischen Museum befindlichen Richtbeil enthauptet: die erste Vollziehung der Todesstrafe nach langem Zwischenraum in Berlin, welcher hier bislang auch keine weitere gefolgt ist.

Wegen Unzulänglichkeit des bisherigen Strafgerichtsgebäudes ist in der Nähe des Zellengefängnisses am Treffpunkt der Rathenower Straße und der Straße Alt-Moabit ein neuer großartiger Gebäudekomplex mit ausgedehnten Gefängnissen für die Untersuchungsgefangenen erbaut worden, welcher wegen der Gediegenheit seiner Ausstattung und der Umfänglichkeit der Anlage zu den Sehenswürdigkeiten Berlins zählt.

Zur Naturgeschichte des Berliners („die preußische Rasse"). Nachdem wir den Reichshauptstädter von den verschiedensten Seiten kennen gelernt haben, wollen wir den Versuch zu einer „Naturgeschichte" desselben machen. Ueber keinen Hauptstädter unsers lieben Deutschlands ist verschiedenartiger geurtheilt worden. Während manche Schriftsteller durch den enormen, ungeahnten Aufschwung Berlins zu einem Panegyrikus des Volkscharakters begeistert worden sind, haben andere, z. B. der Franzose Tissot, um das Goethe'sche Wort im Faust zu gebrauchen, den Berliner nicht viel besser veranschlagt, als eine „Spottgeburt von Dreck und Feuer". Wir deuteten bereits bei Schilderung der Volkstypen an, daß der jetzige Berliner Volkgeist nur als ein Ergebniß geschichtlicher Verhältnisse richtig beurtheilt werden kann. Seit dem französischen Kriege von 1870/71 ist denn auch die Naturgeschichte des Berliners im Zusammenhange mit der des Preußen allen Ernstes ethnologisch vor dem Tribunal der berühmtesten Anthropologen der Welt verhandelt worden. Den sieggewohnten Franzosen, welche nicht nur an der Spitze der Civilisation zu marschiren und den Ausbau der Intelligenz für Frankreich, zumal für Paris, zu vindiziren gewohnt sind, erschien ihre Niederlage durch die Deutschen so ungeheuerlich, so unbegreiflich, so sinnverwirrend, daß sie sich in aller Form Rechtens eine wissenschaftliche, völkerrechtliche und völkerpsychologische Erklärung hierfür zurecht machen mußten. Dies ist vollen Ernstes von einem angesehenen Anthropologen und Ethnologen, Monsieur de Quatrefages, geschehen in der vielbesprochenen Erfindung des type berlinois und der race prussienne. Nach der Meinung dieses Gelehrten und der meisten Franzosen sind die eigentlichen Deutschen eine stille, gutmüthige Rasse, aus Gelehrten und Ungelehrten bestehend, beide zufrieden, wenn man sie selbst in Ruhe läßt, beide keine größeren Genüsse als eine wohlgestopfte Pfeife „Toback" und ein volles Glas Bier kennend, wobei jene zu „philosophiren", diese zu „duseln" pflegen. Diese Vollblut-Germanen sind Frankreich ungefährlich; es giebt unter ihnen zwar Querköpfe (têtes carrées), welche mitunter nicht so wollen, wie der gallische Nachbar; allein bei vorsichtiger und fester Behandlung beruhigen sich diese Elemente nicht nur leicht, sondern können auch — vergleiche den seligen Rheinbund — höchst nützliche Glieder im Bunde mit den Franzosen für deren weltbeglückende Missionen (Einverleibung des linken Rheinufers ꝛc.) werden. Unter diesen guten, harmlosen Deutschen, freilich schon nicht mehr auf eigentlich deutschem

Gebiete, macht sich seit mehr denn hundert Jahren in beunruhigender Weise ein neues Volkselement, die sogenannte preußische Rasse, breit.

Diese preußische Rasse hat zwar in schlauer Weise die deutsche Sprache angenommen, enthält aber eigentlich kaum germanisches Blut, vielmehr besteht sie wesentlich aus Finnen mit slavischer Beimischung. Von den russischen Grenzen her ist dieses der Civilisation Europa's gefährliche Element, wie dereinst die Mongolen, mit erschreckender Schnelligkeit vorgedrungen. Von halbbarbarischer Abstammung, zeigt dieser Preuße alle Merkmale des Halbwilden: Verschmitztheit unter dem Deckmantel des Biedermanns, Roheit statt Bildung, Grausamkeit, Blutdurst und eine unersättliche Habsucht, Ländergier und Beutelust. Preußen ist zu arm und verwahrlost, diese Horden zu ernähren; so haben sie sich unter der Maske des Deutschthums unvermerkt in Deutschland eingenistet, die Deutschen erst düpirt und dann in dem „siebentägigen Raubzug" von 1866 nach Art der Hunnen unvermuthet niedergeschmettert und unterjocht. Erschreckt und völlige Vernichtung gewärtigend, mußten ihnen die unglücklichen Deutschen 1870/71 gegen die Franzosen, die es mit Letzteren doch so redlich meinen, Heerfolge leisten, und das arme Frankreich von den unermeßlichen preußischen Heerscharen, an der Spitze Kaiser Wilhelm und Bismarck, einem Dschingiskhan und seinem Großvezier ähnlich, ist von diesen halbwilden preußisch-finnischen Völkerscharen im Ansturm überwältigt worden, wie seiner Zeit Spanien durch die Mauren und Ungarn durch die Türken. Den schlimmsten Ausdruck aber, den Prototypus der preußischen Rasse, bildet der Berliner.

Diesen Gallimathias haben französische Gelehrte, nicht ohne die Zustimmung anderer nicht französischer, selbstredend aber nicht deutscher Kollegen, wissenschaftlich durch Schädelmessungen u. dgl. zu erhärten versucht.

Wird man auch Angesichts des gekränkten Nationalgefühls der Franzosen mit dieser wunderlichen Theorie nicht zu streng ins Gericht gehen, so ist doch aus der Gesammtanschauung unserer Nachbaren deutlich herauszulesen, daß ihnen der preußische, besonders aber der berlinische Volkscharakter in der großen Masse der deutschen Nation als eigenartig aufstößt; und diese Eigenartigkeit, dies bestimmte und schneidige, kurz entschlossene und darum mitunter etwas schroffe Wesen der bezeichneten Volksgruppe ist wirklich vorhanden und um so auffallender, als dieser Typus mit Ausnahme des Ostpreußen, vornehmlich des dem Berliner in so vielen Punkten ähnlichen Königsbergers, in Norddeutschland nicht weiter existirt. Aus Vergleichen wird die Besonderheit am leichtesten verdeutlicht, und so wolle man gegen Berlin und seine Bevölkerung einmal Hamburg und seine Volkseigenthümlichkeit abwägen. Beide Städte pflegen seit Jahrhunderten enge Beziehungen, die sich mit dem Anwachsen Berlins als Industrieplatz erheblich steigern; gleichwol ist die Verschiedenheit derselben außerordentlich. Der Hamburger ist ruhig, bedächtig, mitunter bis zum Phlegma; der Berliner lebhaft, laut und selbst in den gebildeten Ständen zu einer schnellen Erregtheit neigend.

Diese Natur des Berliners und, wenn wir einmal den Ausdruck des Herrn Quatrefages anwenden wollen, der preußischen Rasse, ist um so merkwürdiger, als die deutschen Einwanderer, welche unter Albrecht dem Bären im 12. Jahrhundert die Mark Brandenburg besiedelten, wie uns Helmold, der Chronist der Slaven und die ältesten Familiennamen bezeugen, von der untern

Elbe und Weſer kamen, alſo den hamburgiſchen Koloniſten ſtammverwandt ſind. Die Sprache der Berliner war, wie die vorhandenen Urkunden lehren, niederſächſiſch, ebenſo Sitte, Recht und Gebräuche. Nach allen Schilderungen müſſen wir auch den Berlinern von ehemals uns als derb, langſam und ſchwerfällig, im Guten wie im weniger Guten dem niederdeutſchen Volksſtamm entſprechend vorſtellen. Unter Kaiſer Karl IV. und unter dem erſten hohenzollerſchen Kurfürſten wird die primitive märkiſche Volksart gegenüber dem gewandten, feinern Gebaren der Süd- und Mitteldeutſchen von den zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern ſogar ausdrücklich hervorgehoben.

Bis tief in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts bleibt die ethnologiſche Zuſammenſetzung und damit der Volkscharakter des Berliners der nämliche. Von da ab erhielt aber, wie wir Seite 17 anführten, Berlin binnen wenig Jahren eine Vermehrung von über 46 Prozent an Franzoſen, ein nicht blos numeriſch, ſondern auch durch feinere Sitte und Lebensart, Reichthum und ſtaatliche Bevorzugung außerordentlich einflußreiches Bevölkerungselement, zu dem alsdann fremde Anſiedler aus der Schweiz, ferner Wallonen, Böhmen, Mähren, Salzburger u. ſ. f. nach und nach hinzutraten. Der Hof that das Seinige im reichſten Maße, wie wir ebenfalls geſehen haben, um das geiſtige Weſen des Berliners in Anregung und Gährung zu erhalten. Von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts macht ſich ſodann das jüdiſche Element mehr und mehr in Berlin geltend; man kann wol ſagen, daß die beſten Beſtandtheile des iſraelitiſchen Stammes, nicht blos die Plutokratie, ſondern die geiſtige Ariſtokratie deſſelben, ſich mit Vorliebe nach Berlin gewendet und in unverkennbarer Weiſe auf die Phyſiognomie Berlins eingewirkt haben. Es genüge, an die glänzenden Namen von Moſes Mendelsſohn, Marcus Elieſer Bloch, an die Familien Friedländer, Magnus, Hertz, Behr, Eberty, an die Rahel Levin (Gemahlin Varnhagen von Enſe's), Felix Mendelsſohn-Bartholdy u. ſ. w. zu erinnern. Durch Fleiß und Ausdauer hat die jüdiſche Bevölkerung Berlins ſich großen Wohlſtand erworben, durch hervorragende Talente ſich zu den höchſten Ehren- und Vertrauensſtellungen in der Staats- wie Kommunalverwaltung emporgeſchwungen. Ihr Einfluß auf die Literatur und Tagespreſſe, auf das geſellige und öffentliche Leben Berlins iſt immer beſtimmender, mitunter tonangebend geworden; die Lebhaftigkeit, die ſchnelle Faſſungsgabe, Geiſtesgegenwart und raſche Entſchiedenheit des jüdiſchen Charakters hat ſich mit den Impulſen, welche der Berliniſchen Bevölkerung durch die übrigen fremden Einwanderer gegeben wurden, ſo glücklich kombinirt, daß es nach diesſeitiger Auffaſſung einſeitig und unhiſtoriſch wäre, wollte man den jüdiſchen Faktor in der Naturgeſchichte des Berliners außer Acht laſſen.

Um das Produkt des modernen Berliners herzuſtellen, muß man endlich noch die ſonſtige überaus ſtarke Einwanderung und die fortwährend geiſtige Reibung in Rechnung ſtellen, welche der außerordentlich große und vielſeitige Verkehr der Millionſtadt hervorruft, mit dem ſich keine andere deutſche Stadt vergleichen kann, weil eben keine auch nur annähernd ſo viel Bewohner hat. In allen Millionſtädten, wie London, Paris, New-York, finden wir aber jenes raſche, rückſichtsloſe Leben und Treiben, jenes Drängen und Stoßen in der großen Maſſe wie im Weſen des Einzelnen, jene Nervoſität, welche ſo leicht von dem Fremden falſch verſtanden und übel gedeutet wird.

Digitized by Google

Dafür, daß die unliebsamen Eigenschaften des Berliners nicht so schlimm sein können, wie sie häufig geschildert werden, spricht doch vor Allem die ungemeine Anziehungskraft, welche die Spreestadt ausübt und durch die Einwohnervermehrung statistisch erhärtet wird. Dabei ist die Assimilirungskraft Berlins eine in der That erstaunliche. Die Berliner Gesammtbevölkerung hat, wie ein scharfer auswärtiger Beobachter betont, keinen spezifisch partikularistischen Charakter, keine eigentliche historisch hervortretende Lokalfarbe. Es ist auffallend, wie wenig alteingesessene Familien es in Berlin giebt. Man mustere in einer großen Gesellschaft in Berlin einmal die Herkunft der Anwesenden, und man wird erstaunen, wie wenig der Letzteren geborene Berliner sind. In der Berliner Stadtverordneten-Versammlung, also der durch freie Wahl berufenen bürgerschaftlichen Vertretung, hört man alle möglichen Dialekte „vom Fels zum Meer", so daß im deutschen Reichstage die Zusammensetzung der Idiome nicht viel buntscheckiger ist.

Aber der Berliner Dialekt! Karl Braun-Wiesbaden bemerkt hierüber: „Es giebt zwar eine Berliner Eigenthümlichkeit, zu sprechen, aber nicht eine Berliner Mundart oder einen Berliner Dialekt in dem richtigen wissenschaftlichen Sinne des Wortes. Das, was man in Berlin als „Berliner Slang" spricht, ist nämlich nichts spezifisch Ursprüngliches, sondern ein Konglomerat von verschiedenen dialektischen Ausdrucksweisen, die hier zusammengeflossen sind und sich an einander abgeschliffen haben, so daß sich aus ihnen ein selbstständiges gemeinsames Drittes gebildet hat, das sein Charakteristisches darin sucht, daß es die partikularen Schroffheiten, Spitzen, Ecken und Kanten der Einzeldialekte über Bord geworfen hat.

Derselbe, in Süddeutschland geborene, in Leipzig eingesessene, unparteiisch urtheilende Gewährsmann möge mit seinem Verdikt über den Berliner das Kapitel beschließen. „Ich will nicht sagen, daß der Berliner ein farbloses und indifferentes Geschöpf sei. Im Gegentheil, der Berliner — ich spreche hier von der Masse, und namentlich von den unteren und mittleren Klassen — hat seine scharf hervortretenden charakteristischen Eigenschaften. Vor Allem ist er fleißig und energisch. Etwas spöttisch und „schnodderig", aber nicht mißgünstig. Etwas „krakehlig" und streitbar, aber dabei dennoch gutmüthig. Eine böse Zunge, aber ein gutes Herz. Mundfertig und disputirsüchtig im Frieden, gehorsam und tapfer im Kriege. Ein schneidiger Fortschrittsmann, aber seinem Könige treu und aufrichtig ergeben. Gut deutsch, aber doch noch etwas besser preußisch. Radikal in politischen und streng rationalistisch in religiösen Dingen. Voll Widerstandslust und Widerstandskraft gegen Bureaukraten, Pfaffen und Junker, nicht ganz ohne einen leisen Anflug von Chauvinismus. Er schläft manchmal recht lange, wie von 1820 bis 1840, aber dann kommt ein plötzliches scharfes Erwachen. Doch genug zur Naturgeschichte des Berliners. Sagen wir kurz: Er ist weit besser, als sein Ruf!"

Kaiserfamilie. Zeichnung von Mörlins und Neumann.

Ausflug nach Potsdam.

Friedrich Wilhelm I. und seine „blauen Jungen“. — Das Militärwaisenhaus. — Die Garnisonkirche. — Das holländische Quartier mit dem Tabakskollegium. — Die Bittschriftenlinde, das Stadtschloß und Sanssouci (Friedrich's des Großen letzte Lebensjahre). — Die Friedenskirche (Friedrich Wilhelm's IV. Lebensende), Orangeriehaus, Pfingstberg, Sacrow, Nikolsköe. — Die Russische Kolonie. Die Pfaueninsel (Kunkel von Löwenstern). Friedrich Wilhelm III. in Paretz. — Die kronprinzliche Familie im Neuen Palais. — Das Marmorpalais. — Glinicke. — Die Weber von Nowawes. — Die deutsche Kaiserburg Babelsberg.

Friedrich Wilhelm I. und seine „blauen Jungen“. Die Soldatenstadt und Residenz der preußischen Könige ist den Fremden zumeist nur in dieser Eigenschaft bekannt, und die Wenigsten ahnen, daß dieselbe geschichtlich weit älter als Berlin ist, daß der Ort Potzdupimi (aus dem Wendischen verdeutscht „Unter den Eichen“) bereits im Jahre 993 in einem von Kaiser Otto III. dem Kloster Quedlinburg ertheilten Gnadenbrief erwähnt wird, und daß eine Burg, eine Stadt und ein Kietz gleichen Namens bei einander seit

Digitized by Google

jener Zeit existiren. Vom königlichen Hofe abgesehen, war Potsdam allerdings bis zum Jahr 1806 nicht viel mehr als eine große Kaserne und nebenbei eine Werkstatt von Bauhandwerkern.

Die Augen der Welt wurden auf die stille Stadt erst zur Zeit des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm's I. gelenkt, der hier seine „blauen Jungen", namentlich seine Lieblinge, die Riesengarde, drillte. In Berlin haben wir den höchst eigenartig angelegten und darum vielverkannten Monarchen als strengen, sparsamen Familien- und Hausvater gesehen; in Potsdam lernen wir den einzigen Luxus, den er sich erlaubte, das Soldatenspiel, kennen. Bereits als Kronprinz hatte er für besonders „große Kerls" eine eigenthümliche Vorliebe gezeigt und mit schwerem Gelde solche für die Leibkompagnie seines Regiments, welche in Königs-Wusterhausen stand, als Flügelmänner angeworben. Kaum zur Regierung gelangt, bemüht sich der König, sein Potsdamer Leibregiment aus lauter „großen Kerls zu rekrutiren; so entstand die vielbesprochene Riesengarde. Da dergleichen Männer von übergroßer Statur nicht leicht in Menge aufzutreiben waren, so mußten zur Auftreibung und Anwerbung, sowie zum Transport derselben aus der Heimat nicht selten gewaltige Geldsummen aufgewendet werden. Leute von 6 Fuß kosteten tausend Thaler und darüber, solche von ganz ungewöhnlicher Statur noch viel mehr. Die Mannschaften stellten eine vollständige Völkergalerie dar; da waren neben langen Uckermärkern und Wenden Polen und Russen, Irländer, Italiener und andere Slaven östlicher und südlicher Herkunft. Die preußischen Gesandten hatten vollauf damit zu thun, dem strengen Gebieter lange Kerle zu verschaffen; und mit nichts konnten sie demselben sich wohlgefälliger erweisen, als mit der Uebersendung eines Spezimens so seltener Menschenwaare. Dabei wurde mit recht weitem Gewissen verfahren, nicht selten List, ja eigentlich Betrug, wo es sein mußte, auch offene Gewalt angewendet; und wehe Dem, der sich im Dienst störrisch zeigte oder Fluchtversuche machte. Auf Desertion stand der Galgen; wer sich im Dienste gegen einen Offizier gewaltsam widersetzte, wurde „arkebusiret" (erschossen) oder mit dem Schwert enthauptet. Der Dienst war anstrengend und durch seine Einförmigkeit ermüdend; doch zeigte sich der Fürst tüchtigen „Subjekten" gegenüber gnädig. Die Uniform war reich ausgestattet, die Löhne waren hoch, 4 Thaler für den Gemeinen zum Mindesten, bei besonders großen Grenadieren, namentlich bei den Flügelmännern, bis 20 Thaler monatlich steigend. Das eigenthümliche Wohlwollen des gestrengen Herrn erstreckte sich bis auf die vertrautesten Verhältnisse, bis auf die Ehe seiner blauen Jungen. Nichts konnte ihn mehr erfreuen, als wenn ein großer Kerl sich eine entsprechend große Dirne antraute; der König sorgte dann gern für die Aussteuer. Umgekehrt konnte ihn nichts mehr erzürnen, als wenn ein Riese eine vom König für ihn ausgesuchte Riesin nicht heirathen wollte. Zu den größten Leibgardisten zählte ein Norweger, Namens Jonas, und ein Preuße Hohmann. Als der hochgewachsene König August der Starke von Polen 1728 sich in Potsdam befand, vermochte er dem Manne nicht auf den Kopf zu reichen. Ein anderer Riese hatte sich lange Zeit als solcher für Geld sehen lassen und wurde allgemein wie ein Wunder angestaunt; er entging seinem Schicksal, in das Potsdamer Leibgrenadierregiment zu gerathen, nicht, wurde aber hier noch von vier oder fünf anderen Soldaten weit überragt. Das Gerippe eines solchen Potsdamer

Digitized by Google

Goliath's iſt noch jetzt im Anatomiſchen Muſeum zu Berlin aufbewahrt. Das Regiment zählte drei Bataillone zu 800 Mann; man kann daraus entnehmen, wie ſchwer es ſein mußte, dieſe 2400 Mann, bei denen Deſertion und Tod „fürchterlich Muſterung hielt", vollſtändig zu erhalten.

Bei der Leichenparade zu Ehren des verſtorbenen Monarchen am 22. Juni 1740 erſchien das Leibregiment zum letzten Male vollzählig. Friedrich II. löſte das Rieſenregiment auf und behielt nur ein Bataillon der kleinſten Leute übrig.

Die Potsdamer Rieſengarde.

Der Reſt ward in andere Regimenter geſteckt oder entlaſſen; an dem Unglückstage von Kollin fiel der letzte Reſt der Rieſengarde im tapferſten Kampfe gegen die öſterreichiſche Uebermacht.

Noch ſind aber in Potsdam die Spuren der „großen Kerls" nicht ganz verwiſcht; wir meinen hier nicht ihre leiblichen Nachkommen, die man unter den Potsdamer Enakskindern noch immer wiedererkennen will, ſondern das daſelbſt garniſonirende erſte Garderegiment zu Fuß, welches noch immer die längſten Leute des preußiſchen Heeres enthält, wenn ſie bei feierlichen Gelegenheiten die alten hohen ſpitzen Grenadiermützen mit dem blanken Blechſchild vorn tragen, noch größer und ſtattlicher erſcheinend.

Das Militärwaisenhaus. Streng, aber väterlich! Das war die Losung des Soldatenkönigs. Dies bekundete er u. A. in der Erbauung einer Versorgungs- und Erziehungsanstalt in Potsdam im Jahre 1722. Die Anstalt umfaßt das große Knabenwaisenhaus, das Mädchenwaisenhaus, das Haus für Offizierstöchter und das Lazareth, mit reicher Dotirung in Ländereien. Die Anstalt wurde für arme Soldatenkinder des ganzen Heeres bestimmt, welche über sechs Jahre alt und nicht gebrechlich sind. Alle wurden nicht nur ganz frei ernährt und gekleidet, sondern auch unterrichtet und erzogen, auch bei ihrer Entlassung ausgesteuert. Die Einrichtung war um so segensreicher, als bei dem damaligen Werbesystem die Soldaten sehr lange, oft zeitlebens, in ihrem Stande blieben und heiratheten, so daß die Hinterbliebenen nicht selten in Noth geriethen. Diese Verhältnisse haben sich seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erheblich geändert; noch immer aber ist das Militärwaisenhaus ein überaus wohlthätiges Institut, nebenbei für das preußische Heer aber auch von Bedeutung, da es demselben trefflich vorgebildete Unteroffiziere liefert. Die Disziplin, obwol militärisch streng, unterdrückt den natürlichen Frohsinn in den Kindern keineswegs, wie man in den Freistunden bei den Spielen, auf den Spaziergängen u. s. f. leicht beobachten kann. Das Gebäude zeichnet sich mehr durch seine Weitläufigkeit aus als durch seinen Stil, welcher der Entstehungszeit entsprechend nüchtern ist. Eine vom kunstgeschichtlichen Standpunkte traurige Beziehung knüpft sich an die Erbauung des Militärwaisenhauses: die Zerstörung des ältesten Gotteshauses, ja gewissermaßen des geheiligten Wahrzeichens der ganzen Mark Brandenburg, der berühmten, im byzantinischen Stile erbauten Marienkirche auf dem Marien- oder Harlunger Berg bei Brandenburg.

Den Besuchern des Königs unsers Harzgebirges, des Brocken, wird im Nordosten des Horizontes, in etwa 155 km Luftlinien Entfernung, ein kaum sichtbarer Punkt, der sagenumwobene Harlunger Berg, gezeigt, der Berg, welcher die erste christliche Kirche auf dem rechten Elbufer getragen haben soll. Ueber den Namen Harlunger Berg ist viel fabulirt worden; in die Kriegszüge wider die Wilzen, welche Karl der Große bezwang, wird er verflochten, und vielleicht will der Name Harlunger Berg nichts als Karlinger Berg, einen der Punkte, auf welchem die fränkischen Christen über das Wendenland Umschau hielten, andeuten. Einst stand auf ihm der Tempel des dreiköpfigen Gottes Triglaff, und noch lange ward dieser hölzerne Götze in dem herrlichen, zuerst 1166 erwähnten Gotteshause bewahrt. Später verfiel dasselbe aus Verwahrlosung im Innern etwas, war aber im Ganzen und Großen noch wohl erhalten, als Friedrich Wilhelm I. Befehl gab, das Gebäude abzubrechen, um die Steine für den Bau des Potsdamer Waisenhauses zu verwenden: eine That, welche Emil Dominik eine Roheit sonder Gleichen, für die nicht einmal die Jahreszahl des schmachvollen Ereignisses 1722 als Entschuldigung dienen könne, bezeichnet. Umsonst hatte sich das Brandenburger Domkapitel widersetzt, umsonst der Magistrat sich erboten, wenn die Kirche erhalten bleibe, aus seinen Ziegeleien die Steine umsonst nach Potsdam zu liefern. Mit Pulver mußte das zähe Mauerwerk zersprengt werden, über ein Jahr dauerte das Niederreißen und das Nachwühlen in der Erde. Das Letztere war dem Könige sicherlich die Hauptsache; er war mehr Schatzgräber als Kirchenverwüster.

Digitized by Google

Ein Besuch des Kaisers im großen Militärwaisenhause. Zeichnung von H. Lüders.

Digitized by Google

Ein Oberst Pieny hatte ihm nämlich eingeredet, daß in den Fundamenten ungeheure Reichthümer vergraben lägen. Natürlich wurde davon nichts gefunden, und die Arbeiten kosteten viel mehr, als die Steintrümmer werth waren. Aber der König hatte doch seinen Willen durchgesetzt, und Potsdam bekam sein Militärwaisenhaus früher, als es vielleicht sonst der Fall gewesen sein würde.

Von dem am Kanal belegenen Gebäude schweift der Blick nach dem benachbarten, im nüchternen Zopfstil, nicht ohne eine gewisse steife, feierliche Würde, einem Flügelmanne der Riesengarde vergleichbar sich präsentirenden Gotteshause. Von dessen hohem Thurme spielt uns ein holländisches Glockenspiel einen Vers des alten Liedes „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" ab: eine besonders eindringliche Mahnung zur Zeit des gestrengen Soldatenkönigs, welcher das Nichtbefolgen der zweiten Strophe „Und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab", mit den härtesten Strafen, selbst dem Galgen, zu ahnden pflegte.

Das ist die Garnisonkirche Friedrich Wilhelm's I., gewissermaßen ein getreues kirchliches Abbild seines patriarchalischen Regiments, in welcher ein einfaches Gewölbe den schmucklosen steinernen Sarg des Erbauers und daneben den noch schlichteren seines großen Sohnes birgt. Ein glorreiches Stück preußischer Geschichte umschließen die nüchternen Mauern mit ihrem Fahnenschmuck von 1813 bis 1871; mit den stummen und doch so beredten Zeugen der Erhebung Deutschlands gegen den korsischen Zwingherrn und dann zwei Menschenalter später gegen den Epigonen jenes gallischen Cäsar, der uns wider seinen Willen zur Einigung und Einheit verholfen hat.

Welch einen Gegensatz bildet hierzu, wiederum nur einen kurzen Weg weiter östlich, das holländische Quartier mit dem Tabakskollegium! Die Neigung der brandenburgisch-preußischen Herrscher für die Niederlande und niederländisches Wesen datirt seit dem Großen Kurfürsten, welcher angenehme, lehrreiche Tage im Haag verlebt hatte. Heirathen verknüpften das oranische Haus mit dem brandenburgisch-preußischen und trugen zur Pflege gegenseitiger Beziehungen bei, während außerdem unserm Soldatenkönige das nüchtern verständige, ruhig abwägende, trefflich kalkulirende Wesen der Mijnheer's besonders zusagte. Er pflegte von sich selbst zu sagen, daß er ein treu holländisch Herz habe, und ahmte holländische Sitte und Bauart nach. So entstanden in seinen späteren Lebensjahren jene seltsamen Bauten in der Nauener Straße und dem angrenzenden Häuserviertel, welche den holländischen Giebel führen und im rothen holländischen Rohziegelbau aufgeführt sind. Am Bassinplatz erhebt sich noch jetzt ein kleines Kaffee- oder Theehäuschen inmitten eines künstlichen, jetzt aus Gesundheitsrücksichten verschütteten Wasserbeckens, dessen Eigenart den Beschauer nach Amsterdam und Saardam versetzte. Daselbst versammelte der König seine Getreuen um sich, trank Bier aus irdenen, mit seinem Namenszuge, dem preußischen Adler oder dem Gardegrenadierstern verzierten Krügen und rauchte aus langen Kölnischen Thonpfeifen holländischen Kanaster dazu. Hier im Tabakskollegium herrschte eine derbe, burschikose Ungezwungenheit mit Späßen, welche unsere heutige Verfeinerung mitunter anstößig findet, die aber im Zeitgeist und im Denken der Brandenburger lagen und einen wohlthuenden Gegensatz zu der vornehmen Lüderlichkeit bildeten, die am französischen Hofe herrschte und die leider von der deutschen Nachäfferei an den meisten deutschen Fürstenhöfen als guter Ton eingebürgert worden war.

Digitized by Google

Die Bittschriftenlinde, das Stadtschloß und Sanssouci (Friedrich's des Großen letzte Lebensjahre). Nicht weit von der Langen Brücke in Potsdam steht ein krumm gewachsener, alter Baum, dem die Jahre schon so übel mitgespielt haben, daß er, halb verdorrt, nur aus einzelnen Aesten grünt. Augenscheinlich erhält ihn nur die sorglichste Pflege; das klaffende morsche Innere ist mit Lehm ausgefüllt, um die Fäulniß einzuschränken; eiserne Stützen sichern den Veteranen gegen Windbruch und bezeugen, daß es mit dem unansehnlichen, aber so ängstlich gehüteten Baum eine besondere Bewandtniß haben muß. Es ist die berühmte „Bittschriftenlinde".

Im Tabakskollegium. Nach Th. van Der.

Schräg gegenüber am Eckfenster des Potsdamer Stadtschlosses pflegte der Alte Fritz Audienz zu ertheilen und konnte von hier die Straße überschauen. Dies machten sich die Armen und Hülfsbedürftigen zunutze, postirten sich unter der Linde und hielten ihre Bittschriften so lange in die Höhe, bis der Monarch sie bemerkte und durch seinen Kammerhusaren abfordern ließ.

Die Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich III. hatten von 1660 bis zum Jahre der Königskrönung des letztgenannten Monarchen (1701) durch ihre besten Architekten, als: Philipp de Chiese, Memhard, Nering und de Bodt, den Grund zu dem Schloßbau gelegt, der auf Befehl Friedrich's II. bald nach dem Regierungsantritt durch den früher erwähnten Freiherrn von Knobelsdorf außerordentlich verschönert und vergrößert ward. So wurden u. A. die Flügel

sämmtlich zu drei Geschossen erhöht, außen korinthische Säulen und Pilaster angebracht und das Innere nach Nahl's und Hoppenhaupt's des Jüngern Zeichnungen verziert und prächtig möblirt. In diesem Schlosse wohnte auch Napoleon I. während der Okkupation; seit dem Jahre 1880 ist es gründlich für das zukünftige Kronprinzenpaar, den Prinzen Wilhelm und die Prinzessin Augusta Victoria, renovirt und im Stil der alten Zeit wieder ausgestattet worden, wobei man mit Recht auf moderne Zuthaten nur, soweit es unumgänglich schien, Rücksicht genommen hat. In der Vorstellung des Volkes wird der Alte Fritz ungleich weniger mit diesem stattlichen und weitläufigen Prachtbau, wie mit dem stillen Philosophenheim in Verbindung gebracht, zu welchem wir jetzt auf der großen vielstufigen Terrasse, nördlich von dem bekannten gewaltigen Springbrunnen, dessen Wassermassen durch die Wucht des Falles in den feinsten, schillernden Staub zerfließen, emporsteigen.

„Ohne Sorgen!" Ob der große König, als er den Namen Sanssouci für das Wohnhaus wählte, in dem er seine Tage beschließen wollte, im Ernste an seine eigene Sorgenfreiheit glaubte? Er, auf den der Ausspruch des Moses im 90. Psalm: „Unser Leben, wenn es köstlich war, ist es Mühe und Arbeit gewesen!" so wörtlich paßt, da er sich nicht blos den ersten Diener seines Volkes nannte, sondern gerade hier in Sanssouci als solcher unablässig thätig war, indem er sich nur die unumgänglich nothwendige Zeit für den Schlaf gönnte. Gerade er hat hier bis in sein hohes Alter die Wahrheit erfahren und seinen Unterthanen bewiesen, wie das menschliche Leben „ohne Sorge" nur geringen oder gar keinen Werth hat. So können wir seine Devise nur in jenem höhern philosophischen Sinne fassen, welcher die Nichtigkeit weltlicher Sorge, insbesondere die Sorgen des Ehrgeizes, der Ruhmsucht, der Genußsucht, erkannt und sich die Abstreifung dieser äußerlichen Herrschersorgen zum Ideal seiner innerlichen Läuterung und Vergeistigung gebildet, die ruhig prüfende, ethische Vertiefung des Lebens zum Endzweck gestellt hatte.

Das Schloß von Sanssouci, im besten Rococo, jenem viel verlästerten, weil viel mißverstandenen Stile, in der Zeit von 1745—1747 erbaut, erhielt nur ein Stockwerk, zum Verdrusse Knobelsdorf's, der sich von einem mehrstöckigen Palast eine erhabenere Wirkung versprach, und, ebenfalls auf den Befehl des hierin eigensinnigen Monarchen, keine Keller, daher es feucht und kalt, wenig geeignet war für einen Kriegsmann, der sich in den Strapazen der Feldzüge die Gicht geholt. Bezeichnend für den Stoicismus des gekrönten Philosophen erscheint es, daß er diese, für seine leibliche Behaglichkeit recht bald nur zu merklichen Uebelstände ohne Murren ertrug. Aber der Blick von der Terrasse ist entzückend und entschädigte den Bewohner von Sanssouci für die Unbequemlichkeiten des Schlosses. Das Auge reicht weit über die hochwipfeligen Bäume des Gartens hinaus nach der blauen Havel und den waldigen jenseitigen Höhen. Angesichts rechts vom Schloß ist ein marmornes Grab, welches Friedrich sich zur Ruhestätte erkor, aber nach dem Willen seines Neffen und Nachfolgers nicht beziehen durfte. Herum liegen im feuchten Grase Steine mit halbverwitterten französischen Namen, die Gräber der Windspiele und Lieblingshunde des Alten Fritz; auch sein Schimmel ist hier bestattet.

Die Räume von Sanssouci enthalten viel Pracht und sind fast ganz im Stile jener Zeit der Prunkliebe erhalten; dies gilt namentlich von der Zimmerflucht

Digitized by Google

vom Eingang rechts, in denen der königliche Philosoph während der letzten Lebensjahre meist wohnte und woselbst er am Donnerstag, dem 17. August 1786 Morgens 2 Uhr 19 Minuten in den Armen des Kammerlakeien Strizky verstarb.

Garnisonkirche in Potsdam.

Seine Gemahlin Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig-Bevern, ihm am 12. Juni 1733 wider seinen Willen und auf Befehl des unbeugsamen königlichen Vaters angetraut, von ihm gemieden, obwol mit äußerster Achtung behandelt, lebte in stiller Zurückgezogenheit und hat Sanssouci niemals gesehen.

Digitized by Google

Zuweilen speiste Friedrich bei ihr im Schlosse zu Berlin, jedoch ohne vertraulich mit ihr zu sprechen. Die goldene Hochzeit im Jahre 1783 wurde nicht öffentlich gefeiert; um elf Jahre überlebte die Königin-Wittwe den Gemahl. Kaum weniger zurückhaltend war der Verkehr mit dem Thronfolger, dem Prinzen von Preußen, nachmaligem König Friedrich Wilhelm II., geb. am 25. September 1744, Sohn August Wilhelm's, des königlichen Bruders. Die ganze Veranlagung seines Neffen, sein Thun und Treiben stimmte so wenig zu dem ernsten und tiefen Wesen des großen Königs, daß von einer wirklichen Annäherung keine Rede sein konnte. So war Friedrich der Große in seinen letzten Lebensjahren wesentlich auf den Verkehr mit seinen alten militärischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Freunden und Gesinnungsgenossen angewiesen.

Aber der Tod und mancherlei Schicksalswendungen hatten die weltberühmte Tafelrunde von Sanssouci bereits stark gelichtet. Zuerst ward der liebenswürdige Algarotti, welcher das nordische Klima nicht zu vertragen vermochte, dem Freundeskreise entzogen. Ein anderer Vertrauter, Marquis d'Argens, starb im Jahre 1771. Seinem Lehrer Quantz ließ der König 1783 auf dem Kirchhofe vor dem Nauener Thore in Potsdam ein Steindenkmal, die Muse Melpomene traurig an die Aschenurne gelehnt, errichten; Quantz' Tod verdüsterte das Leben Friedrich's, denn von da ab verzichtete er auf das geliebte Flötenspiel, zumal ihm solches durch das Fehlen der Zähne und das Zittern der Hände bereits erschwert worden war. Besonders nahe ging dem König der Tod des freigeistigen Encyklopädisten d'Alembert im Jahre 1783, welcher, um seine Unabhängigkeit zu wahren, nicht an den preußischen Hof zog, aber im regsten geistigen Verkehr mit dem König stand.

Bereits fünf Jahre zuvor war Voltaire in Paris verstorben. Ueberſieht man die ganze Reihe glänzender Geister, mit denen Friedrich II. verkehrte, und prüft ihre Beziehungen zum König, ihre Briefwechsel mit ihm und die Aeußerungen desselben über sie zu Dritten oder in den Memoiren des Monarchen, so kommt man zu dem Schluß, daß er Niemand höher geschätzt hat als den Notarssohn von Chatenay. Nur dem wiederholten dringenden Ansinnen Friedrich's folgte Voltaire, als er im Jahre 1750 nach Potsdam kam, woselbst er Wohnung im Stadtschloß, eine Kammerherrnstelle, den Orden Pour le mérite und Besoldungen von im Ganzen etwa jährlich 15,000 Mark erhielt. Das Verhältniß der beiden Geister hätte sicherlich für alle Zeiten ungetrübt bestehen können, wenn es dem Gaste des Königs möglich gewesen wäre, Maß zu halten.

Allein bald trieb ihn eine maßlose Eitelkeit sowie die Eifersucht gegen Alles, was seinem Glanze vermeintlich Abbruch thun konnte, zu Intriguen. Hiermit nicht genug, zeigte Voltaire eine Habsucht und eine Findigkeit, sich kleinere und größere pekuniäre Vortheile zu verschaffen, die ihn verächtlich machen mußten. Man würde ihn noch immer haben gewähren lassen, wenn er nicht Handlungen begangen hätte, welche direkt gegen die Gesetze verstießen, wie er z. B. wider das ausdrückliche Edikt des Königs sächsische Steuerscheine in Leipzig zu geringen Preisen ankaufen ließ, um hernach in seiner Eigenschaft als preußischer Unterthan unter Berufung auf einen besondern Artikel des Dresdener Friedens, volle Bezahlung dafür zu nehmen. Noch bedenklicher wurden seine Indiskretionen in Bezug auf Friedrich, den preußischen Hof und die preußische Politik den fremden Gesandten gegenüber.

Zu einem ernstlichen Bruche kam es aber erst, als Voltaire, welcher den Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften Maupertuis in unziemlicher Weise angegriffen hatte, weil er in ihm wiederum einen Nebenbuhler erblickte, mit einer neuen verletzenden Satire nicht zurückhielt, obwol er Friedrich versprochen hatte, dieselbe ungedruckt zu lassen. Friedrich ließ das in Dresden erschienene Buch von Henkers Hand am 14. Dezember 1752, so daß es Voltaire mit ansah, auf öffentlicher Straße verbrennen. Gleichwol erhielt der Dichter, nachdem er in einem längeren Briefe reumüthig Abbitte gethan, noch einmal alle Beweise königlicher Huld zurück.

Das königliche Stadtschloß in Potsdam.

Weit entfernt, hierdurch vorsichtiger und rücksichtsvoller zu werden, benutzte er den Urlaub zu einer Badereise nach Frankreich im Frühjahr 1753, um in Leipzig wieder neue beleidigende Pasquille, welche er zu diesem Zweck und zur Veröffentlichung außerhalb der preußischen Lande vorbereitet hatte, drucken zu lassen. Der König, welcher eine nicht unbegründete Vorahnung von neuen Taktlosigkeiten Voltaire's gehabt, hatte ihm den Urlaub nur unter der Bedingung ertheilt, daß er sein Patent, seinen Orden, den Kammerherrnschlüssel und das Exemplar seiner Gedichte, welches er ihm anvertraut, zurücklasse. Als dies nicht geschah, wurde Voltaire in Frankfurt a. M. verhaftet und so lange zurückgehalten, bis er jene Gegenstände ausgeliefert hatte. Nunmehr erhielt er die königlichen Gnadenbeweise nicht noch einmal zurück. Wir übergehen eine Reihe von Niedrigkeiten Voltaire's, die anderweitig erzählt

Digitized by Google

werden, können aber begreifen, warum Friedrich II. über ihn einst im Unwillen äußerte: „Von Geist ein Gott, von Gesinnung ein Schuft!“

Und dieser Bewunderung vor dem Genie Voltaire's, welche allen heutigen Beurtheilern übertrieben erscheinen muß, blieb Friedrich trotzdem und Alledem getreu. „Ich für mein Theil“, schreibt ihm der König aus Landshut, den 18. April 1759, „vergebe Ihnen wegen Ihres Genies alle die Kabalen und Intriguen, die Sie mir in Berlin spielten, alle Libelle aus Leipzig und Alles, was Sie gegen mich sagten oder drucken ließen. Es war stark, hart und viel; indessen habe ich nicht den geringsten Groll mehr.“ Und unter dem 10. Juni 1759: „Wollen Sie denn erst im siebzigsten Jahre verständig werden? Lernen Sie doch endlich in Ihrem Alter, was für ein Ton schicklich ist, wenn man an mich schreibt. Begreifen Sie doch, daß es erlaubte Freiheiten, aber auch Unverschämtheiten giebt, die für Gelehrte und schöne Geister unerträglich sind. Werden Sie doch endlich philosophisch, d. h. vernünftig. Möchte der Himmel, der Ihnen so viel Witz zugetheilt hat, Ihnen doch auch verhältnißmäßigen Verstand ertheilen. Ließe sich das thun; so wären Sie der erste Mann in dem Jahrhundert, und vielleicht der größte, den je die Erde gehabt hatte. Und das wünsche ich Ihnen. Amen.“

In einem Briefe vom 18. Juli 1759 heißt es: „Sie sind in der That ein besonderes Geschöpf. Wenn ich Lust habe, auf Sie zu schelten und Sie mir nur ein paar Worte sagen, so erstirbt mir der Vorwurf in der Federspitze:

„Bei des Gefallens glücklichem Talent,
Bei so viel Kunst und Geist und Grazie,
Verzeih' ich Voltaire'n Alles gern, und wenn
Mich seine Bosheit auch erbittert hat.
Ich fühle, daß mein Zorn, so sehr mein Herz
Empört auch war, durch ihn entwaffnet ist.“

Am 21. Dezember 1765 schreibt Voltaire: „Sie erwähnen meiner Schwachheiten; vergessen Sie, daß ich ein Mensch bin?“ — Friedrich antwortet: „Hätten Sie mir Das, womit Ihr Brief schließt, vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch hier. Ohne Zweifel haben die Menschen ihre Schwachheiten, und ohne Zweifel gehört Vollkommenheit nicht zu ihrem Erbtheil; auch ich empfinde das, und weiß, daß es unbillig ist, von Anderen zu fordern, was man selbst nicht erfüllen und erreichen kann. Damit hätten Sie anfangen sollen, so wäre alles Andere überflüssig gewesen, und ich hätte Sie trotz Ihrer Fehler geliebt, da Ihre Talente groß genug sind, um einige Schwachheiten zu bedecken.“

Zu einer von Pigalle modellirten Bildsäule Voltaire's steuerte Friedrich der Große 1770 zweihundert Friedrichsd'or bei. Unter eine treffliche Porzellanbüste des Dichters, welche in der Berliner königlichen Fabrik gefertigt worden war, schrieb Friedrich: „Viro immortali“ (dem unsterblichen Manne). Voltaire konnte indessen trotz aller Beweise von Gunst und Freundschaft seine dreisten Angriffe nicht unterlassen und schrieb in dem satirischen Gedicht vom Jahre 1774, welches „Die Taktik“ betitelt ist, Folgendes:

„Ich hasse alle Helden vom großen Cyrus an,
Bis zu dem hehren König, der Lentulus gewann,
Man mag ihr Thun bewundern über jedem Zweifel —
Ich fliehe Alle gern und weihe sie dem Teufel!“

Noch mehr, er hatte, nach Preuß, die Keckheit, in Bezug auf dieſe Satire einen Brief an Friedrich mit den Worten einzuleiten: „Obgleich ich euch zu allen Teufeln gewünſcht habe, Sie und Cyrus und den großen Guſtav“ ꝛc. —

Große Fontaine und Terraſſe zu Sansſouci.

Darauf erwiderte der König: „Sie gleichen in Ihrer Beredſamkeit dem berühmten Redner Antonius zu Rom, der ſeine Prozeſſe, wenn ſie auch ungerecht waren, ſo zu führen wußte, daß er ſie alle gewann. Ich bin Ihnen für Ihren Haß gegen mich ſehr verbunden und bitte Sie, ihn ja fortzuſetzen,

Digitized by Google

da er die größte Gunst ist, die Sie mir erzeigen können. Bald werden Sie mich am vollen Tage überzeugen, es sei Nacht."

In seiner maßlosen Bewunderung der Dichtungen Voltaire's ging Friedrich so weit, daß er für eine Zeile aus der Henriade den ganzen Homer, den er an sich hochschätzte, hingeben wollte. „Ich habe", schrieb er 1777, „in Berlin eine öffentliche Bibliothek bauen lassen; Voltaire's Werke logirten vorher zu unanständig. Alexander der Große legte Homer's Werke, wie billig, in das sehr kostbare Kästchen, welches er unter anderen von dem Darius erbeutet hatte. Und ich? — nun, ich bin kein Alexander der Große und habe auch von keinem Menschen Beute gemacht, wol aber, nach meinen geringen Kräften, das bestmögliche Behältniß für die Werke des Homer unsers Jahrhunderts erbauen lassen."

Der am 30. Mai 1778 erfolgte Tod Voltaire's verfehlte denn auch nicht, den gealterten König in die tiefste und nachhaltigste Betrübniß zu versetzen. Besonders empörte es ihn, daß die Geistlichkeit dem Freigeist ein kirchliches Begräbniß verweigerte und daß der Abbé Mignot, der ihn in der Abtei von Scellières beigesetzt hatte, bestraft wurde. Der Alte Fritz schrieb selbst eine Lobrede auf Voltaire für die Akademie der Wissenschaften in Berlin. „So viel sich auch Ihre theologische Brut Mühe giebt", heißt es in seinem Briefe vom 1. Mai 1780 an d'Alembert, „Voltaire nach dem Tode zu schänden, so sehe ich darin doch weiter nichts, als das ohnmächtige Streben einer neidischen Wuth, welche ihren eigenen Urheber mit Schande bedeckt. Mit all den Stücken ausgerüstet, die Sie mir dazu geschickt haben, beginne ich jetzt in Berlin die merkwürdige Unterhandlung wegen Voltaire's Seelenamt; und obschon ich keinen Begriff von einer unsterblichen Seele habe, so wird man doch für die seinige eine Messe lesen." Dies geschah am 30. Mai 1780 in einem feierlichen Trauergottesdienst, der in der katholischen Kirche zu Berlin abgehalten wurde.

Von den Generalen Friedrich's wurde der hochbetagte treue Zieten, kurz vor dem Ableben seines Herrn, am 26. Januar 1786 ins Jenseits gerufen. Friedrich hatte den alten Haudegen bis an sein Ende stets mit der gemüthlichsten Aufmerksamkeit behandelt.

So vereinsamte der Philosoph von Sanssouci immer mehr; von dem ursprünglichen Gesellschaftszirkel lebten bis zu seinem Tode nur noch zwei Italiener im Verkehr mit ihm: der Marchese Lucchesini und der Abt Bastiani.

Von den vornehmeren Geistern der Aufklärungszeit, welche aber erst in der folgenden Epoche der letzteren glänzen, kamen zwei mit Friedrich kurz vor seinem Tode in Berührung. Zunächst im Herbst 1785 der edle, schwärmerische Marquis de Lafayette, der sieben Jahre später, empört über die entsetzlichen Ausschreitungen der französischen Demagogen, seinem Vaterlande den Rücken wandte; im selbigen Jahre der Graf von Mirabeau, der nachmals an der Einfädelung der französischen Staatsumwälzung, deren Hauptkatastrophe er freilich nicht mehr erlebte, stark betheiligt war.

Kurz zuvor entwirft uns der Graf von Ségur, welcher unter Washington in Amerika gedient hatte und auf der Durchreise als französischer Gesandter nach Rußland den großen König sah, von diesem folgendes Bild:

„Mit lebhafter Neugier betrachtete ich diesen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbern und seiner langen Mühen gebeugt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein

Digitized by Google

Körper, ſeine bis über die Knie hinaufreichenden langen Stiefel, ſeine mit Schnupftabak bedeckte Weſte bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganze. An dem Feuer ſeiner Blicke erkannte man, daß er geiſtig nicht gealtert hatte. Ungeachtet er ſich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er ſich noch wie ein junger Soldat ſchlagen könne: trotz ſeines kleinen Wuchſes erblickte ihn der Geiſt doch größer, als alle anderen Menſchen. — Wenn man, einigermaßen an den Umgang mit der großen Welt gewöhnt, einige Erhabenheit im Denken hat, kann man ohne alle Verlegenheit mit einem Könige ſprechen, einem großen Manne aber naht man ſich nicht ohne Furcht."

Friedrich II. und Voltaire. Nach Camphauſen.

Friedrich war übrigens in ſeinem Privatleben genugſam ungleich, ziemlich launenhaft, vorgefaßten Meinungen zugänglich, häufig ſpöttiſch, oft epigrammatiſch gegen die Franzoſen, ſehr angenehm für den Reiſenden, den er begünſtigen wollte, auf eine boshafte Weiſe pikant für Den, gegen den er eingenommen war, oder für Die, welche, ohne es zu wiſſen, den Moment, ſich ihm zu nahen, ſchlecht gewählt hatten.

Stoiſch, wie der königliche Philoſoph im Allgemeinen war, huldigte er dem Epikur nur während der Mahlzeit, dann aber freilich mehr, als ihm gut war und in lebenverkürzender Weiſe. Der berühmte Arzt Zimmermann hat ihm freimüthig geſagt, die Köche ſeien ſeine gefährlichſten Feinde. Die unverdaulichſten Speiſen waren ihm die liebſten. „Der König", ſchreibt er, „hatte

heut, den 30. Juni, sehr viel Suppe zu sich genommen, und diese bestand, wie gewöhnlich, in der allerstärksten und aus den hitzigsten Sachen gebrauten Bouillon. Zu der Portion Suppe nahm er einen großen Eßlöffel voll von gestoßenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück Boeuf à la Russienne (Rindfleisch), das mit einem halben Quart Branntwein gedämpft war. Hierauf setzte er eine Menge von einem italienischen Gerichte, das zur Hälfte aus türkischem Weizen besteht und zur Hälfte aus Parmesankäse: dazu gießt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch, und dieses wird in Butter so lange gebacken, bis eine harte, eines Fingers dicke Rinde umher entsteht. Und diese Lieblingsschüssel hieß Polenta. Endlich beschloß der König die Scene mit einem ganzen Teller voll aus einer Aalpastete, die so hitzig und würzhaft war, daß es schien, sie sei in der Hölle gebacken. — Noch an der Tafel schlief er ein und bekam Konvulsionen. — Zu anderer Zeit aß der König wieder eine Menge von kühlenden und blähenden Früchten, besonders Melonen und allerlei Zuckerwerk."

Dennoch hielt der recht morsche Körper, von dem nie versiegenden Geiste elektrisirt, noch lange aus, ehe er zusammenbrach. Noch im August 1785 hatte er bei strömendem kalten Regen die ganze schlesische Armee unweit Strehlen zur Bewunderung der fremden militärischen Gäste manövriren und paradiren lassen. Im Jahre 1786 mußte er diese Musterungen aussetzen, im Uebrigen blieb er seinen landesväterlichen Pflichten mit rührender unerschütterlicher Aufopferung bis zu dem Tage seines Todes getreu.

Zu schwach, um ohne große Mühe zu gehen, ließ er sich im Rollstuhl auf die Terrasse von Sanssouci in die ihm wohlthuende Sonne setzen. „Bald werde ich dir näher sein!" soll er, mit einem Blick zum leuchtenden Gestirn, gesagt haben. Auch menschenfeindliche Stimmung berichtet man aus jenen letzten Tagen und den Ausspruch: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen!" Ein bedeutungsvolles, gewissermaßen symbolisches Wort an der Schwelle einer neuen Zeit. Denn drei Jahre später erfolgte die Erstürmung der Bastille in Paris: die Sklaven waren es müde, über sich herrschen zu lassen. — Als der berühmte Sulzer auf die Frage, wie es mit den unter seiner Leitung stehenden Schulen stände, entgegnete, seitdem man auf Rousseau's Grundsatz, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut habe, fange es an, besser zu gehen, antwortete der König: „Ach, mein lieber Sulzer, Ihr kennt diese verwünschte Rasse, der wir angehören, nicht genug." Dennoch hatte Friedrich sich eine verständige Durchschnittsmeinung über den Menschen zur Richtschnur gezogen: „Sich einbilden, daß alle Menschen Teufel sind, aufs Wüthigste seinen Grimm an ihnen auslassen, ist das Traumgesicht eines wilden Menschenfeindes: sich die Menschen insgesammt als Engel denken, und ihnen die Zügel schießen lassen, ist die Grille eines schwachsinnigen Kapuziners; glauben, daß sie weder Alle gut, noch Alle böse sind, die guten Handlungen über ihren Werth belohnen, die schlechten unter ihrem Verdienst bestrafen, Nachsicht mit ihren Schwachheiten haben und Menschlichkeit gegen Alle und Jeden, heißt handeln, wie es einem vernünftigen Menschen geziemt."

Von sich selbst aber schreibt Friedrich an Voltaire im Jahre 1776: „Ich stehe nun 36 Jahre am Ruder; vielleicht mißbrauche ich das Privilegium zum Leben und bin nicht gefällig genug, dann aufzubrechen, wenn man meiner überdrüssig ist. Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch wie sonst.

Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wol aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden." Und am Schluß seines letzten Willens fügte er die Worte an: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden für die Glückseligkeit meines Reichs sein. Möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden; möchte es in den Finanzen der am besten verwaltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein; o möchte es doch in höchster Blüte bis an das Ende der Zeit fortdauern!"

Friedenskirche in Potsdam.

An die Verbesserung der Rechtspflege, welche Friedrich II. bis zu seinem Hingange unausgesetzt betrieb, erinnert uns das Bild der Mühle von Sanssouci S. 248, der uns zeigt, wie der große König strenge Justiz auch gegen sich selbst beobachtete. Der Müller hatte das Mühlengrundstück, welches störend in die Anlagen von Sanssouci einschnitt, nicht veräußern wollen und entgegnete dem König, als dieser mit Enteignung drohte, es gäbe noch ein Kammergericht in Berlin, bei dem er sich Recht verschaffen würde, eine Anspielung, welche den Monarchen sofort bewog, von der Erwerbung Abstand zu nehmen.

Das Studium philosophischer und streng wissenschaftlicher Werke beschäftigte hierneben den Alten Fritz bis zu seinem letzten Augenblicke und verklärte

den Abend seines Lebens. Mit Hinweis auf das Kenotaphium auf der Terrasse von Sanssouci, welches er sich, wie berichtet, zur Ruhestätte bestimmte, hatte er einst gesagt: „Quand je serai là, je serai sans souci!“ (wenn ich dort sein werde, werde ich ohne Sorge sein!). Er konnte ohne Sorge sein: das Werk seines Geistes ist trotz der nachfolgenden Stürme nicht zu Grunde gegangen, vielmehr zum Besten des großen Vaterlandes, von welchem der Staat Friedrich's des Großen nur ein dienendes Glied war, weiter fortgeführt und zur Vollendung gebracht worden.

Die Friedenskirche (Friedrich Wilhelm's IV. Lebensende). — Sanssouci vereinigt den Ausdruck extremster politischer und religiöser Anschauungen innerhalb des preußischen Herrscherhauses in seinen Grenzen. Oben auf der von uns eben verlassenen Terrasse der Kultus der reinen Vernunft, der freigeistigen Periode des 18. Jahrhunderts, der Aufklärungszeit Rousseau's und Voltaire's; am Eingang des Gartens nach dem Brandenburger Thore zu die Denkmäler christlich romantischer Schwärmerei, des Cäsaropapismus, des orthodoxen Staatskirchenthums, hervorgegangen aus einem friedensbedürftigen, im besten Sinne frommen Gemüthe. Das Geläute der Frühglocke ladet uns zu einem Besuch der Friedenskirche, der edelsten kirchlichen Schöpfung Friedrich Wilhelm's IV., ein. Der Stil, eine frühromanische Basilika nach einem Vorbilde in Ravenna, ist, wie derjenige der meisten kirchlichen Bauwerke dieses Königs, zwar so ungeeignet wie möglich für unsere Gegend, und der fabrikschornsteinartige, isolirt stehende Glockenthurm nimmt sich wunderlich genug in der märkischen Soldatenstadt aus; aber für die Ausstattung im Innern und Aeußern des stillen, in der That den Namen Friedenskirche rechtfertigenden Gotteshauses, sowie für die gärtnerische Umgebung ist so viel Schönes geleistet, daß wir die architektonischen Grillen mit in den Kauf nehmen. Im Innern der dreischiffigen Hallenkirche befindet sich ein schönes Glasmosaik aus Murano bei Venedig, im Vorhof zwei Marmorgruppen, eine Pietas, Maria mit dem entseelten Erlöser, von Rietschel, gegenüber von Rauch's Moses in der Schlacht wider die Amalekiter, den Sieg mit erhobenen Armen, die von Aaron und Hur gestützt werden, erflehend. In der Mitte eine galvanoplastische Nachahmung des Thorwaldsen'schen auferstandenen Christus in der Erlöserkirche zu Kopenhagen. Die Kirche wurde 1850 von Persius nach den Plänen, jedenfalls unter Mitwirkung des Königs, vollendet. Vor dem Altar ruht Friedrich Wilhelm IV. nebst der Königin in einer Gruft; sein Herz ist bei den Eltern in dem Grabtempel zu Charlottenburg beigesetzt. Hier in Sanssouci und dem südwestlich an den Garten von Sanssouci sich anschließenden Charlottenhof, das Schinkel 1826 aus einem einfachen Landhaus in eine römische Villa umgeschaffen, verbrachte und beschloß der unglückliche König, den David Strauß in seinem 1847 zu Mannheim erschienenen, bekannten Buche den „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“ genannt hat, seine letzte traurige Lebenszeit.

Der Neuenburger Putsch, durch welchen der betreffende, unter der Souveränität des preußischen Königs stehende Schweizer Kanton selbständig wurde — am 19. Juni 1857 entließ Friedrich Wilhelm die Neuenburger ihrer Unterthanenpflichten — war der letzte politische Akt desselben; die unglückliche Hand, welche er in den meisten Handlungen der hohen Politik hatte, verleugnete sich

Digitized by Google

auch hier nicht. Am 8. Oktober desselben Jahres umnachtete ein Gehirnschlag den Geist des Vielgeprüften bei vorübergehend lichten Perioden. In einer solchen, am 23. Oktober, übertrug er die Staatsgeschäfte seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, seitdem Prinz-Regenten. Als aber keine Besserung eintrat, wurde dieses Mandat am 7. Oktober 1858 auf so lange, bis der König des Amtes wieder würde selbst warten können, verlängert.

Diese Wendung sollte nach des Höchsten Rathschluß nie wieder eintreten. Der sonst so beredte Mund, dessen rhetorische Leistungen zu dem Besten und Edelsten gehören, was jemals aus deutschem Fürstenmunde erklungen und die gedanklich wie sprachlich unter die Perlen deutscher Literatur gezählt werden, verstummte mehr und mehr. Am 12. Oktober verließ Friedrich Wilhelm auf Anrathen der Aerzte Berlin.

Das neue Orangeriehaus.

Der König stand, wie zum Segen die Hand ausstreckend, am Fenster des Salonwagens. Die versammelte Menge war zu Thränen gerührt; der gebrochene König empfand Alles, wie man ihm anmerkte, tief erschüttert; die Zunge vermochte aber seine Empfindungen nicht wiederzuspiegeln. In der gebirgigen Frische von Tegernsee, in der sonnigen Herbstluft Italiens, dessen Kunstschätze der feingebildete Monarch so oft bewundert, hoffte die Gemahlin, hoffte die Umgebung desselben auf Linderung. Vergeblich; um ihn von jeder äußerlichen Aufregung abzuschneiden, ward ein stiller Aufenthalt in Sanssouci gewählt. Es war wiederum ganz umsonst, das dämonische Zerstörungswerk an den edelsten Geistesfunktionen schritt unaufhaltsam weiter. In einem lichten Augenblick ließ er das seinen Zustand so treffend bezeichnende Wort fallen: „In mir ist Alles klar, wie sonst; aber von der Außenwelt trennt mich eine Mauer, die immer dichter wird." Seine Gemahlin Elisabeth, Tochter des Kurfürsten, späteren Königs Maximilian I. von Bayern (geb. am 13. November

Digitized by Google

1801, vermählt am 29. November 1823, gest. am 14. Dezember 1873) pflegte den Leidenden mit unermüdlicher, liebevoller Hingebung; rührend und ergreifend klingt es, wie er ihr, als sie ihn wiederholt gefragt, ob er sie denn nicht mehr kenne, nach langem Schweigen und ersichtlichem Ringen mit seiner Geistesumnachtung, endlich antwortete: „Meine theure, heißgeliebte Elisabeth!“ Die Frist von drei Jahren, welche die Aerzte seiner Krankheit als Maximum vorausgesagt, überschritt der König nur um wenige Monate. Nachdem Friedrich Wilhelm seit dem 20. Dezember 1860 fast ohne Besinnung gelegen, entschlief er am 2. Januar 1861 kurz nach Mitternacht.

War das Sterbelager des kinderlosen Philosophen von Sanssouci einsam gewesen, so umstand dagegen die ganze königliche Verwandtschaft das Todtenbett des kinderlosen Romantikers von Sanssouci. König Wilhelm war tief erschüttert und fand für seinen Schmerz keine Worte. Die Königin, welche am Kopfende saß, erhob sich, wie Stillfried es schildert, mit unbeschreiblicher Würde und umarmte darauf den königlichen Schwager; sie begrüßte ihn als König von Preußen, als Nachfolger des theuren Gatten und wünschte ihm ein besseres Los bei dem hohen Berufe, der ihm geworden. Dann umarmte sie alle die weinenden Geschwister und Verwandten, ging zu den Dienern und reichte ihnen die Hand zum Kusse. Sie ließ die Kammerherren, Jäger und Lakaien, die den Verstorbenen gepflegt, herzutreten und dankte ihnen für ihre ausdauernde Anhänglichkeit und Hingebung. Am 7. Januar fand die feierliche Beisetzung der Leiche statt; das schwere Verhängniß, welches den unglücklichen Monarchen auf seinen Lebenswegen fast immer begleitet, verließ ihn selbst auf diesem letzten Gange nicht: während der Leichenparade herrschte eine so fürchterliche Kälte, daß nicht wenige der Theilnehmer Gliedmaßen erfroren und einzelne Personen sogar den Tod davontrugen.

Zur Verschönerung der Umgebungen Potsdams hat Friedrich Wilhelm IV. wesentlich beigetragen. Wir nennen vor Allem das neue Orangeriehaus auf der westlichen Fortsetzung desselben Lehmhügels, welcher Sanssouci trägt. Die Aussicht von den Thürmen des überaus weitläufigen Gebäudes ist noch umfänglicher als die vom letztgenannten Schlosse. Der Raffaelsaal im Mittelbau enthält Kopien der vorzüglichsten Meisterwerke von Raffael Santi. Vor dem Hause steht eine ganz treffliche Marmorstatue Friedrich Wilhelm's IV., während eine lange Reihe trefflicher Bildsäulen aus demselben Gestein die Front der Hallen schmückt, in denen die Zierbäume während der rauhen Jahreszeit aufbewahrt werden. Nördlich von der Stadt finden wir wiederum ein schloßartiges Gebäude, das Belvedere auf dem Pfingstberg, der höchsten Erhebung in der nächsten Umgebung Potsdams, von dem aus man die Städte Brandenburg, Nauen, Charlottenburg, Spandau und sogar Berlin erblickt.

Ein kurzer Spaziergang führt uns an die seeartige Erweiterung des blauen Havelstromes zwischen dem Neuen Garten, Glienicke und Sacrow. Hier winkt uns wiederum eine romanische Kirche mit hohem Campanile, die für Sacrow bestimmte Heilandskirche am Port, entgegen; in diesem stillen Port der Havel liegen oft zahlreiche Elbkähne vor Anker, um günstigen Wind abzuwarten, während Dampfer nach verschiedenen Richtungen die breite Flut kreuzen und die hohen Masten der englischen Segelfregatte hinüberwinken, die einst die Königin Victoria von England dem preußischen König verehrte. —

Digitized by Google

Mehr stromaufwärts am andern Ufer, auf steiler Höhe, liegt ein anderes Gotteshaus im Waldesgrün, die Kirche von Nikolsköe, in russischem Stil mit einem Thurm, der oben zwiebelartig ausgebaucht ist, gar stattlich geschmückt.

An Rußland und die traditionelle Freundschaft zwischen dem russischen und preußischen Herrscherhause gemahnen verschiedene Erinnerungen der Umgegend; so die russische Kirche S. Alexander Newsky auf einem südlichen Vorhügel des Pfingstberges und nicht weit davon die Russische Kolonie Alexandrowna.

Russische Kolonie Alexandrowna auf dem Pfingstberge bei Potsdam. Zeichnung von H. Lüders.

Der fremde Wanderer, der seine Wanderung vor das Jäger- oder Nauener Thor fortsetzt, gewahrt mit Verwunderung die in fremdartigem Stil aus Holz sauber und ansprechend gefertigten Häuser, welche freundlich über Blumen- und Obstgärten hinweglugen. Die Geschicklichkeit des Russen, mit der Axt und Säge das Holz zu bearbeiten, die ein Jahrhunderte lang fortgesetztes Leben in waldreichen Gegenden von selbst erzeugt hat, legt hier ein glänzendes Zeugniß von der Eigenartigkeit des volksthümlichen moskowitischen Stils ab. Jetzt sind die ursprünglichen russischen Insassen längst ausgestorben — der Letzte war der alte ehrwürdige Bart-Russe Iwan, der seine Tage bei Nikolsköe beschloß. Die Fremdlinge waren vom Zar Nikolaus im Jahre 1826, also ein Jahr nach seinem Regierungsantritt, dem König Friedrich Wilhelm III. als ein Sängerchor zugeführt worden, das dem 1. Garderegiment zu Fuß beigegeben wurde und elf russische Blockhäuser als Wohnsitz angewiesen erhielt, um sich so heimatlich als möglich zu fühlen.

Digitized by Google

Die russische Sitte, das Haus nach dem Besitzer zu benamsen, ist hier beobachtet und der Name der ursprünglichen Eigenthümer noch jetzt an jedem Blockhaus wohl leserlich angebracht.

Der eben erwähnte Vater unsers Kaisers hat in seiner einfachen, anspruchslosen Weise ebenfalls nicht wenig zum Schmuck der Umgegend Potsdams beigetragen. Hervorgehoben von seinen Neuschöpfungen sei die herrliche, oberhalb Nikolsköe in der Havel belegene, von uralten Bäumen bestandene und beschattete Pfaueninsel, von jeher ein geheimnißvolles, sagenumwobenes Eiland, auf dem die altgermanische wie die spätere wendische Bevölkerung mancherlei Spuren hinterlassen hat. Bekannter wurde dieses einsame Stück Erde zuerst durch den berühmten Alchemisten Kunkel, dem der Große Kurfürst hier ein Laboratorium errichtete, dessen Spuren am Nordende der Insel, noch im Erdboden kenntlich, zum Ueberfluß durch einen Gedenkstein angedeutet sind. Vorher hatte der geschickte und erfahrene Techniker in Berlin auf dem Grundstück der Klosterstraße, welches jetzt die Parochialkirche einnimmt, gearbeitet. Kunkel kam trotz aller Versuche mit seiner Adeptenkunst nicht weit und hatte noch das Unglück, daß ihm, nachdem sein kurfürstlicher Beschützer verstorben war, zwei Etablissements, die Glashütte auf dem Hakendamme bei Potsdam und das Laboratorium auf der Pfaueninsel, abbrannten. Kurfürst Friedrich III. unterstützte Kunkel nicht nur nicht, sondern ließ ihm noch angeblicher Forderungen des Fiskus wegen den Prozeß machen. Das Ende vom Liede war, daß Kunkel mindestens die Summe von 24,000 Mark zurückzahlen sollte. Nachdem er sich noch einige Zeit mit allerhand neuen Projekten getragen, wurde er von König Karl XI. nach Schweden als Bergrath berufen, woselbst er, unter dem Namen Kunkel von Löwenstern in den Adelstand erhoben, 1702 verstarb. Kunkel, der, ähnlich dem Adepten Böttcher, ein ungewöhnlich befähigter und kenntnißreicher Mann war, erfand, wie jener statt Gold das Porzellan, statt des Steins der Weisen das kostbare Rubinglas, welches noch heute unter dem Namen Kunkelglas außerordentlich geschätzt ist. Gläser dieser Art befinden sich zu Berlin im Hohenzollern-, Kunstgewerbe- und Märkischen Museum; sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen rothen Gläsern, welche nur farbig überfangen werden, dadurch, daß sie durch und durch eine tiefrothe Glasmasse darstellen, die sehr weich und, wie man sagt, von eingemischtem Gold sehr schwer ist. Die Nachahmung dieser Gläser soll bislang nicht wieder gelungen sein.

Auf diesem merkwürdigen Eilande schuf nun Friedrich Wilhelm III. in der Wildniß einen wohlgepflegten Park, der aber die malerischen Elemente des Waldes wohl konservirt hat. Ein schönes Palmenhaus, welches im Jahre 1880 ein Raub der Flammen ward, wurde hinzugefügt, um auch die tropische Flora zur Geltung zu bringen. Dem stilarmen, verwilderten Geschmack der Zeit entsprechend, die nichts Nationales zu schaffen vermochte, wurde außerdem hier ein königliches Landhaus in Form einer römischen Villa mit zwei runden, durch eine Brücke verbundenen Thürmen in schwächlicher, spielender Nachahmung erbaut und dazu Steine aus einem alten gräflich Schlieffen'schen Hause zu Danzig verwendet. Eine Meierei, die, dem sentimentalen Zuge der Periode entsprechend, nicht fehlen durfte, erhielt einen angeblich gothischen Charakter. Daß sich hier früher eine stattliche Menagerie befand, welche den Grundstock des jetzigen Berliner Zoologischen Gartens bildet, haben wir früher erwähnt.

Digitized by Google

Ein stattlicher Stamm Pfauen, des Thieres, nach welchem die Insel heißt, ist auf derselben noch immer vertreten.

Je einfacher und stiller die Gegend, je mehr sagte sie dem harmlosen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin zu. Das kronprinzliche Paar hatte die Sommermonate 1794 und 1795 auf dem Schlosse Oranienburg in dem 21 km nördlich Berlin belegenen Städtchen gleichen Namens zugebracht. Dies schien ihm noch zu geräuschvoll, und so kaufte denn bald darauf Friedrich Wilhelm II. seinem Sohne für 90,000 Mark das Landgut Paretz.

Schloß auf der Pfaueninsel bei Potsdam.

Dasselbe liegt zwar nur 14 km nordwestlich von Potsdam, ist aber noch jetzt von allem Verkehr wie abgeschnitten und nur schwierig zu erreichen; westlich davon in halbstündiger Entfernung der unbedeutende Flecken Ketzin, beide Orte am Havelflusse, der hier viele Windungen beschreibt und flache Wieseninseln bildet. „Bauen Sie mir ein einfach ländliches Haus, und denken Sie nur immer, daß Sie für einen armen Gutsherrn bauen!“ hatte der Kronprinz zu dem Oberbaurath Gilly und zum Hofgärtner Garmatter geäußert: „Ueberfüllen Sie den Garten nicht mit neuen Anpflanzungen; er soll einfach und natürlich, dabei geschmackvoll sein!“

Dies simple Programm ist denn auch, wie eine Wanderung durch die verlassenen Räume des sogenannten Schlosses und Schloßgartens belehrt, buchstäblich, für unsern Geschmack zu buchstäblich ausgeführt worden. Allerdings wird das Befremdliche dieser Einrichtung durch den kalten, unsäglich nüchternen

Digitized by Google

Stil der Konventszeit mit seiner langweiligen vorgeblichen Klassizität erhöht. Am meisten heimeln uns noch die selten schönen Spitzpappeln vor dem Hause an; von dem Erdboden ab mit Zweigen bedeckt, lassen sie diesen im Allgemeinen mit Recht als unschön verschrieenen Baum höchst malerisch wirken.

Die Kronprinzessin nannte sich die gnädige Frau von Paretz, der Kronprinz noch bescheidener den Schulzen von Paretz. Noch jetzt rühmt die Dorflegende die Leutseligkeit des hohen Paares, welches sich um alle Interessen der kleinen Gemeinde vertraulich kümmerte und namentlich beim Erntekranz sich beliebt machte. Da kam der Zug der Dörfler vom Amte nach dem Herrenhause unter Vortragung der mit bunten Bändern und großen Schleifen geschmückten Erntekrone. Die Großmagd hielt eine wohlgesetzte Ansprache, die „gnädige Frau" und der „Schulze" antworteten freundlich; dann ging der Tanz los und die zukünftige Landesmutter wirbelte den Kehraus unter den Bauerssöhnen munter mit, eine Harmlosigkeit ohne Gleichen in einer Zeit, wo die Throne wankten und die Guillotine nicht hinreichte, die Hekatombe fürstlicher und adeliger Köpfe abzuschlagen, die dem Moloch der Anarchie geopfert wurde; in einer Zeit ferner, wo man bereits die Schwerter schliff, die Kugeln goß, welche den Staat des vertrauensseligen, arglosen Einsiedlers von Paretz mit einem fürchterlichen Schlage zehn Jahre später zerschmettern sollten.

Die kronprinzliche Familie im Neuen Palais. Ein anderes anmuthiges und herziges Familienbild aus dem preußischen Herrscherhause entrollt sich uns in dem Neuen Palais am westlichen Ende des großen Gartens von Sanssouci. Dort residirt jetzt der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen, Friedrich Wilhelm, mit seiner erlauchten Gemahlin, der Prinzeß Victoria von Großbritannien und Irland, in Freud' und Leid treu verbunden. Aus dem stolzen Horst des königlichen Aars sind zwei Sprößlinge freilich bereits flügge geworden, zuerst die älteste Tochter, Prinzeß Charlotte, welche den Erbprinzen von Meiningen geheirathet und das früher der Fürstin von Liegnitz, Friedrich Wilhelm's III. zweiter Gattin, gehörig gewesene Palais unweit der Friedenskirche bezogen hat; dann der älteste Sohn Wilhelm (geb. am 27. Januar 1859 zu Berlin), der sich am 26. Februar 1881 mit Auguste Victoria (geb. am 22. Oktober 1859 auf Schloß Dolzig bei Sommerfeld) verheirathet hat.

Der Prinz hat mit seiner Gemahlin, der ältesten Tochter des am 14. Januar 1880 verstorbenen Herzogs Friedrich Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und der Prinzeß Adelheid von Hohenlohe-Langenburg, als gewöhnlichen Aufenthalt das Stadtschloß in Potsdam, als Sommeraufenthalt das Marmorpalais zugewiesen erhalten. Von den übrigen Kindern ist Prinz Heinrich (geb. am 14. August 1862) durch den Dienst auf der Kriegsflotte meist von Hause abberufen, während die drei Prinzessinnen Victoria (geb. 1866), Sophie Dorothea (geb. 1870) und Margarethe (geb. 1872) sich noch unter dem Schutze der Eltern befinden.

Das Neue Palais ist baulich die ansehnlichste Schöpfung Friedrich's des Großen und kann sich äußerlich wie innerlich mit den schönsten Fürstenschlössern messen. Der König begann den Bau nach dem Siebenjährigen Kriege, wie um zu zeigen, daß ihn letzterer keineswegs verarmt habe, und er verwandte auf denselben trotz seiner Sparsamkeit mehrere Millionen Thaler.

Digitized by Google

Die äußeren Mauern sind im holländischen rothen Ziegelbau, die Ornamentwerke in Sandstein ausgeführt, die stattliche Kuppel ist mit Kupfer gedeckt. Das Innere ist unter Aufsicht des kronprinzlichen Paares, welches für stilgerechte Einrichtung das gründlichste, liebevollste Verständniß besitzt, im alten Geschmack wieder hergestellt und darin, außer dem prächtigen Muschelsaal im Erdgeschoß, der mit kostbaren Gesteinen und Seemuscheln verziert ist, das Rococotheater mit Raum für 600 Zuschauer höchst sehenswerth. Unter den 200 Gemächern des Schlosses ist eine lange Folge noch mit den alten Einrichtungsgegenständen der Zeit Friedrich's II. ausgestattet; sein Bibliotheks- und Arbeitszimmer liegt noch so da, wie es von ihm verlassen worden ist.

Das Neue Palais in Potsdam.

Das schon erwähnte Marmorpalais führt uns in die Regierung Friedrich Wilhelm's II. ein, welche, obwol nur kurz — von 1786 bis 1797 — leider für Preußen keine glückliche war. Nicht als ob der Neffe des Alten Fritz von schlechter Gemüthsart gewesen, im Gegentheil, Friedrich Wilhelm II., im Volksmunde wegen seiner Beleibtheit unter dem Namen „der dicke Wilhelm" bekannt, war von den besten Absichten für Land und Volk beseelt. Er war freundlich gegen Jedermann, leutselig namentlich gegen die unteren Stände, er zeigte Anhänglichkeit an seine Diener, Erkenntlichkeit für erwiesene Wohlthaten und eine fast unbegrenzte Gutmüthigkeit.

Allein die letztere, verbunden mit einer von seinem Vorgänger seltsam abweichenden Unselbständigkeit und Charakterschwäche, gaben ihn mehr und mehr in die Hände einer eigennützigen Camarilla, welche ihm zu schmeicheln und mit

Digitized by Google

geschickter Berechnung seinen Leidenschaften und seiner Sinnlichkeit zu frönen, jeden bösen Schein aber durch äußerliche Geberde und sentimentale Frömmelei zu maskiren verstand. Während der Pietismus unter Wöllner blühte, gab sich der schlau umgarnte Monarch den Einflüssen seiner Geliebten hin. Unter diesen nahm die Tochter eines Kammerdieners, die schöne Rietz, nachmalige Gräfin Lichtenau, die einflußreichste Stellung ein. Zehn Jahre (1786—96) verwendete der prachtliebende König darauf, im Norden Potsdams vorlängs des „Heiligen Sees" einen herrlichen Park, der Neue Garten genannt, und hart am See selbst eine prächtige Residenz, das Marmorpalais, anzulegen.

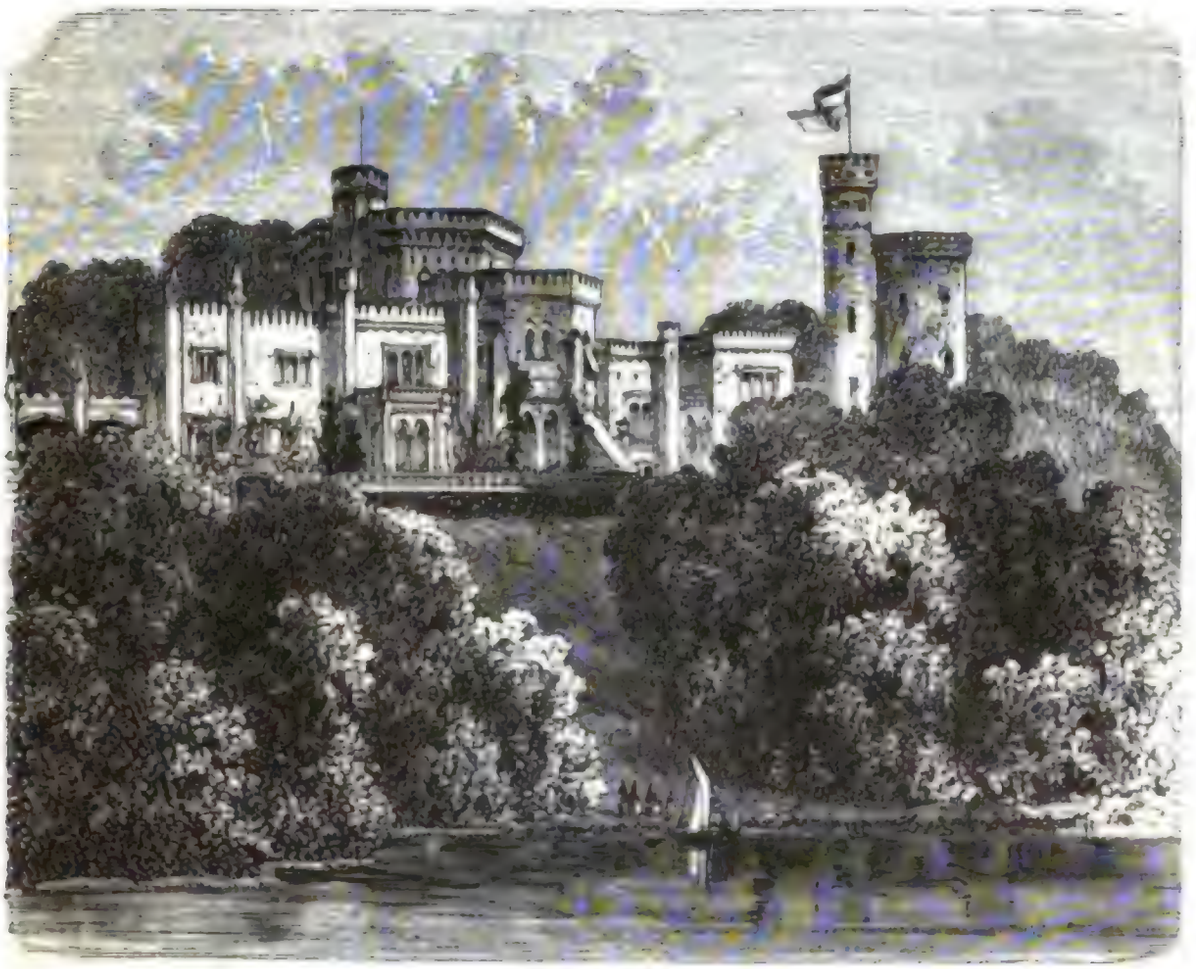
Das Marmorpalais in Potsdam.

Vom Neuen Garten führt uns eine stattliche Brücke über die Havel nach Glienicke, wo, rechts von der den Glienicker Werder in der Richtung auf Wannsee zu durchschneidenden Kunststraße, Schloß und Garten des „Rothen Prinzen", des Feldmarschalls Friedrich Karl, links der herrliche Park und die Kunstschöpfungen seines Vaters, des Prinzen Karl von Preußen, Bruders unsers Kaisers, liegen.

Prinz Karl hat mit Meisterhand den unansehnlichen Kiefernbestand zu einem der schönsten Parke Deutschlands mit trefflichen Aussichten über die Umgegend umgeschaffen und die in demselben enthaltenen Gebäude mit altrömischen und mittelalterlich christlichen Kunstschätzen angefüllt, welche noch immer viel zu wenig besucht und gewürdigt werden.

Digitized by Google

Die Weber von Nowawes. — Die Kaiserburg Babelsberg. Der echt landesväterlichen Gesinnung des brandenburgisch-preußischen Hauses entspricht es nicht blos, daß die Herrscher die Armen und Unterdrückten in die Staaten und den Unterthanenverband mit Freuden aufgenommen, sondern daß sie solche auch, zum bessern Frommen und Gedeihen, in der nächsten Nähe, gewissermaßen unter ihrem Auge, angesiedelt haben. Das gilt ebenfalls von der östlich, dicht bei Potsdam, belegenen Weberkolonie Nowawes, einer Ortschaft, die mit böhmischen, ihres lutherischen Glaubens halber vertriebenen Auswanderern besiedelt und mit besonderen Freiheiten begnadigt worden ist.



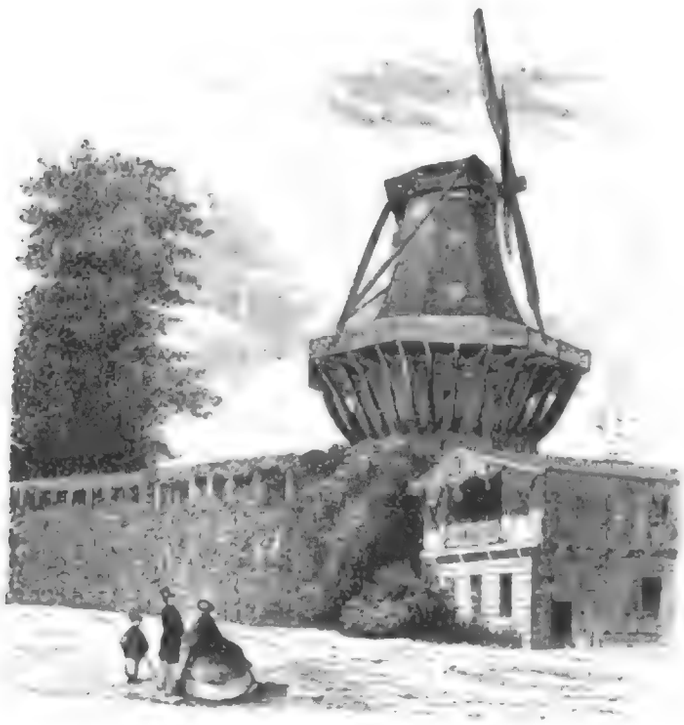
Schloß Babelsberg.

Dicht daneben, gegen Mitternacht, erheben sich die Hügel des Babelsberges, auf welchem die deutsche Kaiserburg gleichen Namens emporragt. Schloß Babelsberg, im nationalen Stile erbaut, ist das eigenste Werk unsers glorreichen Herrschers zu der Zeit, als er noch Prinz von Preußen war. Was Kunst und Ausdauer, geläuterter Geschmack und vaterländischer Sinn einem sandigen Heidehügel abzugewinnen vermocht haben, das liegt hier dem bewundernden Blick offen. Gastfrei sind die Pforten für Arm und Reich, Hoch und Niedrig geöffnet, und es zeugt von der Leutseligkeit, dem milden Sinne Wilhelm's I., daß er nicht selten, wenn er Besucher in der Nähe wußte, sein Zimmer, blos damit solches besichtigt werden konnte, verlassen hat. Nicht schwelgerische Pracht ist im Innern; die wenig geräumigen Hallen und Gemächer sind stilgerecht dekorirt und möblirt; Schlaf- und Arbeitszimmer des Herrschers von

Digitized by Google

einer Einfachheit, wie sie sich reich gewordene Bürgersleute nur ausnahmsweise bewahren. Das scheinbar Unbedeutendste hat hier in dem Arbeitszimmer des Kaisers seine Geschichte; Geschenke, Zeichen der Verehrung von Nah und Fern, Bildnisse naher Verwandten und sonstiger dem Kaiser nahe stehender Persönlichkeiten, Arbeiten seiner edlen Mutter, seiner Gemahlin und seiner Kinder — — das Alles bildet im bunten Durcheinander neben den Gegenständen des täglichen Gebrauches den Inhalt des Gemachs. Und wenn der greise Herr an dem großen Arbeitstische sitzt und in sinnender Muße von der ernsten Arbeit aufblickt, so werden alle diese Gegenstände um ihn herum lebendig und mahnen ihn an heitere und trübe, an kleine und große Ereignisse seines vielbewegten Lebens. In dem daneben liegenden Schlafkabinet ist ebenfalls nicht viel von Schmuck die Rede — es ist schlicht und einfach, wie der Mann, der dort seine Ruhe hält von des Tages Lasten und Mühen. Um das einfache Feldbett hängen bunte Kattungardinen. Die militärische Straffheit und Pünktlichkeit, welche der Kaiser im öffentlichen Leben zeigt, trägt er auch in die Idylle von Babelsberg hinein. Die Hausordnung ist hier so streng geregelt wie auswärts, mag es sich um Privatvorkommnisse oder um Staatsgeschäfte handeln.

Weithin über Land und Wasser winkt der Schloßthurm von Babelsberg, frei und kühn, ein Symbol des Helden, der Deutschland zum Siege, unser Volk zur ersehnten Einheit führte.



Die Mühle in Sanssouci.

Ehemalige Landtags- und Reichstagspräsidenten:
M. v. Forckenbeck. Rudolf v. Bennigsen. Dr. Simson.

Im Deutschen Reichstage.

Wie Berlin Reichstagsstadt ward. — Das provisorische Reichstagsgebäude. — In den Foyers. — Die Zuhörertribünen. — Das Präsidium. — Parteien und Parteihäupter (Fraktionssitzungen). — Die Vertreter der Reichsregierung. — Der Fürst Bismarck als Reichskanzler und Berlin. — Schluß.

Wie Berlin Reichstagsstadt ward. Bezeichnend für die rapide Entwicklung der politischen Verhältnisse Preußens und Deutschlands und für die Ueberstürzung der Entwicklung Berlins ist gewiß der Umstand, daß man keine Zeit bisher fand, für den Deutschen Reichstag ein eigenes Heim zu bauen. Unter einem solchen verstehen wir selbstredend ein vollkommen neu für denselben errichtetes eigenes Monumentalgebäude. Dem Norddeutschen Reichstag und dem Deutschen Zollparlament ist es ähnlich ergangen, ja, genau genommen, verhält es sich mit dem preußischen Abgeordnetenhause und dem preußischen Herrenhause nicht minder so. Auch sie sind in alten, für den veränderten Zweck einfach aus- und umgebauten Häusern untergebracht. Die Maurer wie die Baukünstler sind wegen ihrer Bedächtigkeit sprüchwörtlich — der große Ludwig Devrient wettete und gewann die Wette, daß er eher mit einer Flasche Champagner als ein Maurer mit einer Prise Schnupftabak fertig werden würde; im vorliegenden Falle trägt aber die Architektenwelt weniger die Schuld, als die schon Eingangs angedeutete, in wenigen Jahren vollzogene Erweiterung und beständige Veränderung der obersten politischen Gewalten Deutschlands.

Digitized by Google

Wer konnte im Frühjahr 1864, als Deutschland, nach langem Schlaf, zum ersten Male seine Glieder wieder reckte, ahnen, daß nach dem „siebentägigen Kriege“ zwei Jahre später der alte deutsche Staatenbund zerbrechen, Oesterreich ausscheiden und ein Norddeutscher Bund sich bilden werde? Bedeutsame Worte waren es, die König Wilhelm bei der Eröffnung des konstituirenden Norddeutschen Reichstags am 24. Februar 1867 in dessen provisorischen Lokalitäten sprach: „Daß es Mir vergönnt ist, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat, neuen großen Hoffnungen Ausdruck zu geben, dafür danke ich der göttlichen Vorsehung, die Deutschland dem von seinem Volke ersehnten Ziele auf Wegen zuführt, die wir nicht wählen oder voraussehen.“ Und am Schluß: „Nur von uns, von unserer Einigkeit, von unserer Vaterlandsliebe hängt es in diesem Augenblick ab, dem gesammten Deutschland die Bürgschaften einer Zukunft zu sichern, in der es frei von Gefahr, wieder in Zerrissenheit und Ohnmacht zu verfallen, nach eigener Selbstbestimmung seine verfassungsmäßige Wiederherstellung und seine Wohlfahrt zu pflegen und in dem Rathe der Völker seinen friedliebenden Beruf zu erfüllen vermag. — Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden! — Im Namen der verbündeten Regierungen, im Namen Deutschlands fordere ich Sie vertrauensvoll auf: Helfen Sie uns die große nationale Arbeit rasch und sicher durchführen!“ — Freilich mahnte auch Graf Bismarck als Präsident der Bundeskommissare am 4. März im Norddeutschen Reichstag, den vorgelegten Verfassungsentwurf schleunigst und ehe das am 4. August 1866 auf ein Jahr geschlossene vorläufige Bündniß zu Ende gehe, durchzuberathen — doch wer konnte ahnen, daß bereits vier Jahre später aus dem Schoße der Tagesgeschichte das neue Deutsche Reich geharnischt, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, hervorspringen würde?

Aber die geschichtliche Vorsehung erfüllte sich, und es sollten gerade die erbittertsten Feinde Deutschlands das neue Deutsche Reich mitbegründen helfen.

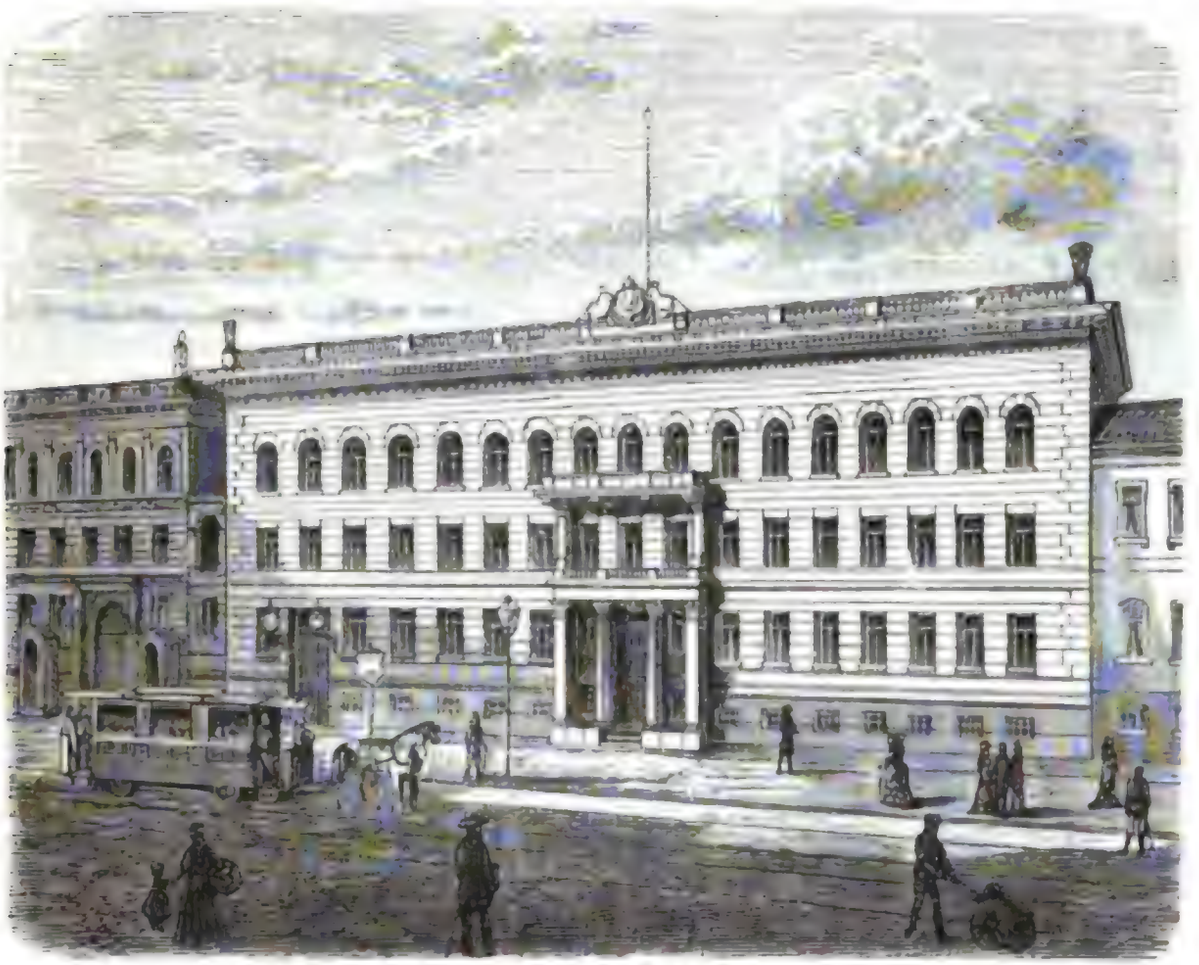
Als Vorläufer einer allgemeinen deutschen Volksvertretung konnte das deutsche Zollparlament angesehen werden, welches die erste Brücke über die Grenze Norddeutschlands, den Mainstrom, schlug, und den ausgestreckten Händen der Brüder im deutschen Süden entgegen kam. Bedeutungsvoll war es, daß dies Zollparlament eigentlich nur eine Erweiterung des Norddeutschen Reichstags war; denn wenn auch die Zuständigkeit des Zollparlaments auf wirthschaftliche Fragen beschränkt war, so waren die norddeutschen Reichstagsabgeordneten doch zugleich die norddeutschen Zollparlamentsmitglieder, und die süddeutschen Mitglieder traten nur ergänzend hinzu, tagten auch in denselben Räumlichkeiten in Berlin.

Wir übergehen die dazwischenliegenden Vorfälle und finden in der nämlichen Halle die Vertretung Norddeutschlands am 19. Juli 1870 in höchster Erregung versammelt. Von außen tönt wie dumpfes Brausen die Stimme des Volkes herein, welches sich, da die überfüllten Galerien nicht entfernt den Andrang der vielen Tausende von Einlaß Begehrenden fassen, in dichten Haufen erwartungsvoll auf der Straße versammelt hat. Tiefe Stille tritt plötzlich ein, als Bismarck gegen halb drei Uhr Nachmittags sich zum Wort erhebt. Obwol mit markiger Stimme vorgetragen, merkt man der Botschaft schwerwiegende Bedeutung an der Erregtheit des Redners, der sich kurz faßt:

Digitized by Google

„Ich theile dem hohen Hause mit, daß der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat.“ Das ganze Haus erhebt sich hierauf mit Ruf: „Bravo! Hurrah! Es lebe der König!“ Die Zuhörer und die Volksmassen draußen stimmen begeistert in den Ruf ein.

Aus dem Adreßentwurf an König Wilhelm, den der erste Präsident des Norddeutschen Reichstags Simson mit kräftiger Stimme verlas, erinnern wir uns gern folgender Worte: „Wir vertrauen auf die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe unserer bewaffneten Brüder, auf den unerschütterlichen Entschluß eines einigen Volkes, alle Güter dieser Erde daran zu setzen und nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer dem deutschen Manne den Nacken beugt.



Das provisorische Reichstagsgebäude. Zeichnung von E. Rehlender.

Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Heldenkönigs, des deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen. Wir vertrauen auf Gott, dessen Gericht den blutigen Frevel straft. Von den Ufern des Meeres bis zum Fuße der Alpen hat sich das Volk auf den Ruf seiner einmüthig zusammenstehenden Fürsten erhoben. Kein Opfer ist ihm zu schwer.“

Die Ereignisse, welche sich in schwindelnder Eile Schlag auf Schlag vollzogen, haben jene muthigen Hoffnungen vollauf bestätigt. Im Herzen des Feindes, eben in jenem Versailler Schloß, wo die französischen Gewaltherrscher so oft ihre argen Ränke auf Spaltung der deutschen Fürsten und Völker, ihre

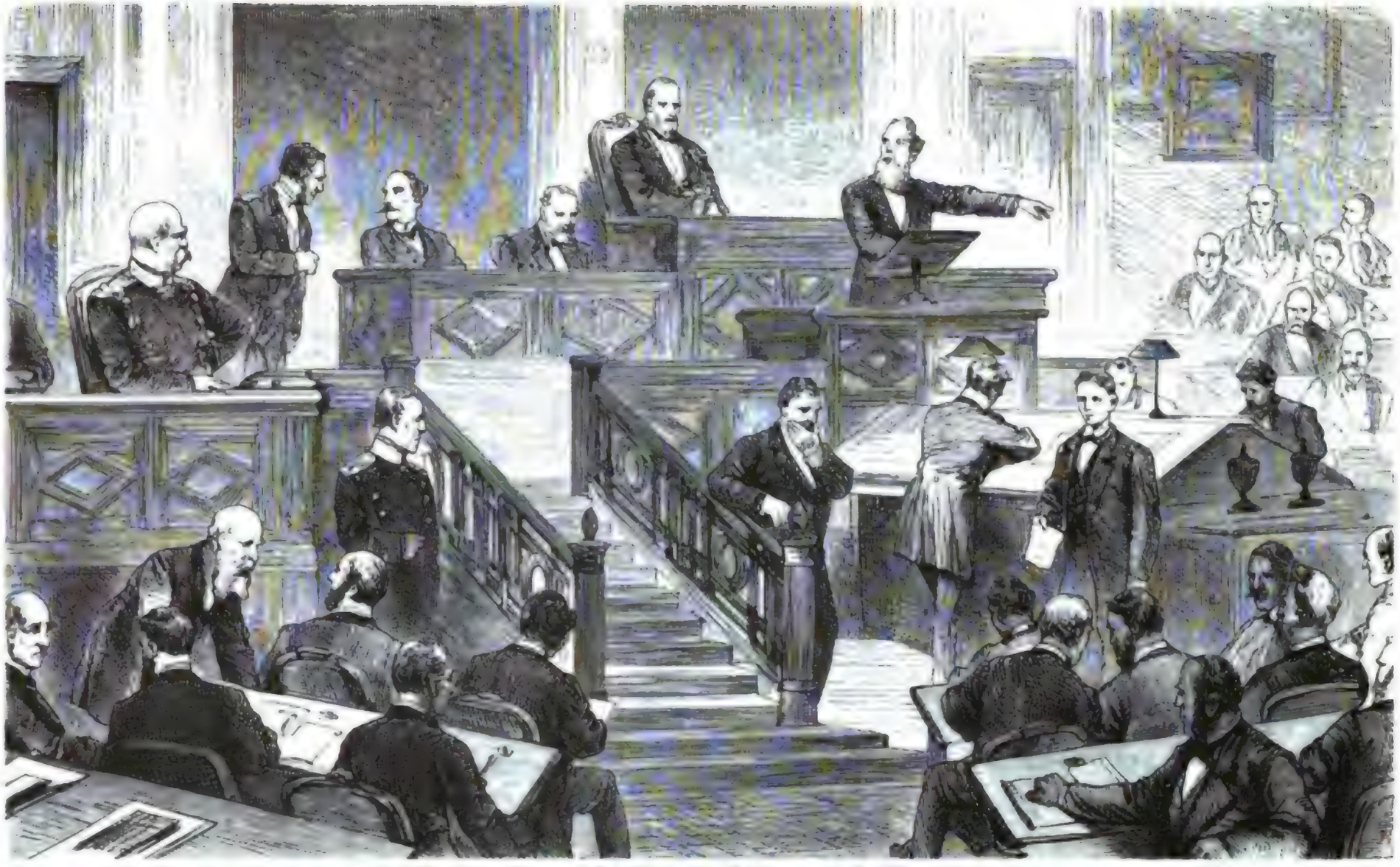
Digitized by Google

Pläne zu Raubzügen auf Kosten unseres ohnmächtigen Vaterlandes ersonnen und gesponnen, vollzog sich die Nemesis. Gerade hier wurde König Wilhelm zum Kaiser von Deutschland ausgerufen, hier im Herzen des Feindes das Bollwerk des neuen Deutschen Reiches begründet. Noch einmal öffnete das Gebäude des preußischen Abgeordnetenhauses am Dönhofsplatz, Leipziger Straße 75, den Vertretern Deutschlands gastlich seine Räume am 21. März 1871, nachdem zuvor Kaiser Wilhelm das Parlament im Weißen Saale des Schlosses begrüßt. Ruhig und gemäßigt, wie stets, war des greisen Herrschers Rede: „Der Geist", sagte er unter Anderm, „welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und seine Heereseinrichtungen, bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauch seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren."

Das provisorische Reichstagsgebäude. Inzwischen ward mit einer für Architekten wirklich bewundernswerthen Schnelligkeit der Bau des provisorischen Reichstagsgebäudes gefördert. In nicht ganz fünf Monaten gelang es, ein achtbares Innere und Aeußere herzustellen, wobei freilich die Konstruktion der Saalwände und des Daches nur in Holz ausgeführt und dem Raumbedürfniß auch nicht genügt werden konnte. Es mußte daher bald das Vorderhaus umgebaut und durch Aufsetzung eines zweiten Stockes erweitert werden. Der erste Theil der Bauten wurde von den Baumeistern Gropius und Schmieden, der Umbau von W. Neumann unter Oberleitung von Hitzig hergestellt. Die Gesammtkosten betragen rund 1,400,000 Mark, wovon etwa 340,000 Mark auf den nachträglichen Umbau entfallen. Das Inventarium kostet 436,000 Mark. Benutzt ist zu dem Gebäude ein Theil der ehemaligen königlichen Porzellanmanufaktur, Leipziger Straße Nr. 4. Der Haupteingang für die Mitglieder führt auf einigen Stufen nach der Mitte des mit einer nach einem Modell von Siemering in Zink ausgeführten Gruppe geschmückten Gebäudes. Der Sitzungssaal, nach Emmerich 22 m breit, $28{,}_{25}$ m lang und 13—15 m hoch, enthält 400 Sitze, für die Bundesrathsmitglieder sind auf dem Podium zu beiden Seiten der Tribünenanlage 44 Sitze angebracht.

Die Beleuchtung ist besonders interessant. Bei Abendsitzungen werden eiserne Wagen mit 660 Gasflammen, über denen neusilberne Reverberen angebracht sind, auf der Glasfläche des innern, schräg liegenden Oberlichtes entlang gerollt.

Trotz des provisorischen Charakters ist die Ausstattung äußerlich überall würdig, auch für die Bequemlichkeit der Mitglieder durch Foyers, Abtheilungssäle und Kommissionszimmer gesorgt. In den geräumigen Foyers sind, soweit nicht die Lebhaftigkeit der Debatte oder eine bevorstehende Abstimmung die Thätigkeit der gesammten Mitglieder erfordert, gewöhnlich einzelne in zwangloser Unterhaltung, zur Abwicklung von Konferenzen u. s. f. zu finden.



Eine Sitzung des Reichstages. Zeichnung von H. Lüders.

Digitized by Google

Auf den Zuhörertribünen sind, einschließlich der reservirten Stellen, 315 Plätze, eine Zahl, die für gewöhnlich genügt, dagegen ganz unzureichend sich erweist, sobald wichtige Gegenstände auf der Tagesordnung stehen oder ein Redekampf zwischen hervorragenden Mitgliedern unter einander oder mit den Vertretern der Reichsregierung gewärtigt wird. Das Präsidium mit seinem erhöhten Sitz an einer Längsseite des Saales bildet dort den Mittelpunkt, von welchem aus die verschiedenen Reihen der Sitzplätze strahlenförmig auslaufen. Das Präsidium besteht aus dem Präsidenten, dem ersten und dem zweiten Vizepräsidenten. Als erster Präsident des Deutschen Reichstags ward am 23. März 1871 Dr. Simson, der jetzige Präsident des Oberreichsgerichts in Leipzig, gewählt, der bereits dem Norddeutschen Reichstage, ja schon dem Deutschen Parlament in Frankfurt a. M. und im Unionsparlament zu Erfurt dem Abgeordnetenhause präsidirt und als Führer der Deputation fungirt hatte, welche 1849 dem König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone vergeblich anbot. Als erster Vizepräsident wurde Fürst Hohenlohe, als zweiter der Obertribunalrath Weber aus Stuttgart, Präsident der zweiten württembergischen Kammer, gewählt. Die letztere Stellung erhielt im folgenden Jahre Rudolf von Bennigsen, Landesdirektor der Provinz Hannover.

1874 ging das Präsidium auf Dr. Max von Forckenbeck, damals Oberbürgermeister von Breslau, über; neben ihm von Stauffenberg und Professor Hänel als Vizepräsidenten. von Forckenbeck behauptete sich auch nach seiner Wahl zum Oberbürgermeister Berlins als Präsident, legte aber infolge der Debatten über die Kornzölle am 20. Mai 1879 sein Amt nieder, wonächst von Seidewitz als Präsident gewählt wurde. Diesem folgte 1880 der Oberpräsident a. D. Graf von Arnim-Boytzenburg (Vizepräsidenten: Reichsrath Freiherr von Franckenstein und Finanzprokurator Hofrath Ackermann), und als Arnim im Frühjahr 1881 das Präsidium plötzlich niederlegte, der Unterstaatssekretär im preußischen Kultusministerium von Goßler.

Parteien und Parteihäupter. Die Parteien im Deutschen Reichstag sind aus drei Elementen hervorgegangen: aus den in den verschiedenen deutschen Landesvertretungen bereits vorhandenen großen Parteien, als Konservativen, Klerikalen, Nationalliberalen, Fortschrittlern ꝛc.; aus Elementen, die sich speziell an die neuen Reichsinstitutionen anlehnen, wie z. B. die deutsche Reichspartei; und aus alten und neuen Separatisten, z. B. Polen, Dänen, Welfen, Elsaß-Lothringern.

Da die Parteien, infolge der großen wirthschaftlichen Umwälzungen, welche sich im Innern vollziehen und die eigentliche Staatspolitik zur Zeit in den Hintergrund gedrängt haben, augenblicklich in einem Zustande der Zersetzung und Umbildung begriffen sind, beschränken wir uns hauptsächlich auf die Schilderung der Parteien und Parteihäupter bei der Eröffnung des ersten Deutschen Reichstages: die Nationalliberalen zählten 1871 um die Mitte des April 114, das Centrum 56, die Konservativen 48, die Fortschrittspartei 43, die deutsche Reichspartei (früher Freikonservative) 35, die liberale Reichspartei (von den Nationalliberalen wenig verschieden) 29, die Polen 13, die Sozialdemokraten 3, die Wilden (zu keiner Partei gehörig) 34 Köpfe. Erledigte Mandate waren damals 17. Macht 382 Stimmen. Die Nationalliberalen hatten als Parteihäupter von Bennigsen und Lasker,

die Konservativen von Blanckenburg, Oberpräsident a. D. von Kleist-Retzow, Graf Rittberg und Geheimrath Wagener: die deutsche Reichspartei Graf Bethusy-Huc; die liberale Reichspartei die bayerischen Abgeordneten Fürst Hohenlohe und Völk, Freiherr von Roggenbach (Baden); die Preußen von Bernuth, von Bonin, von Patow; die Fortschrittspartei Dr. med. Wilhelm Löwe, Kreisrichter Schulze, von Hoverbeck, Franz Duncker. Zu den Wilden gehörte unter Anderen der Göttinger Professor Ewald.

Parlamentarische Soirée beim Fürsten Bismarck. Zeichnung von H. Lüders.

Eine wichtige Verschiebung der Parteiverhältnisse ist im Jahre 1880 durch die Lostrennung der Sezessionisten unter von Forckenbeck, denen später auch Lasker beitrat, von den Nationalliberalen in der Richtung auf die Fortschrittspartei erfolgt. Unter den Führern der Sozialdemokraten erwähnen wir Liebknecht, Schriftsteller in Leipzig, Hasenclever, Schriftsteller in Berlin; Bebel, Drechslermeister in Leipzig, Hartmann, Schuhmacher in Hamburg, Fritzsche, Redakteur in Leipzig. Unter den Klerikalen ist gegenwärtig unbestrittener Führer der frühere hannöverische Minister Windhorst, daneben Dr. Majunke, Redakteur, Dr. Mousang, Domkapitular in Mainz, die Gebrüder Dr. Reichensperger, Peter, Obertribunalsrath in Berlin, und August, Appellationsgerichtsrath a. D. in Köln, endlich der Leutnant a. D. Freiherr von Schorlemer-Alst. Als Hauptführer der Fortschrittspartei erwähnen wir den Geheimen Medizinalrath Prof. Dr. Virchow, den Regierungsassessor a. D. Eugen Richter und den Prof. Dr. Hänel. Zu den Fraktionssitzungen

Digitized by Google

werden die Parteigenossen von ihren Vorsitzenden zusammenberufen und die Vorlagen der Regierung sowie Vorschläge zu eigenen Gesetzesvorlagen erörtert und die Parteiorganisation und Wahltaktik berathen.

Für die Vertreter der Reichsregierung (den Reichskanzler und die Reichsbehörden, als das Auswärtige Amt, das Reichsamt des Innern, die Admiralität, das Reichsjustizamt, das Reichsschatzamt, das Reichseisenbahnamt, das Reichspostamt und das Reichsamt für die Verwaltung der Reichseisenbahnen) sind besondere Sitze im Sessionssaal bestimmt.

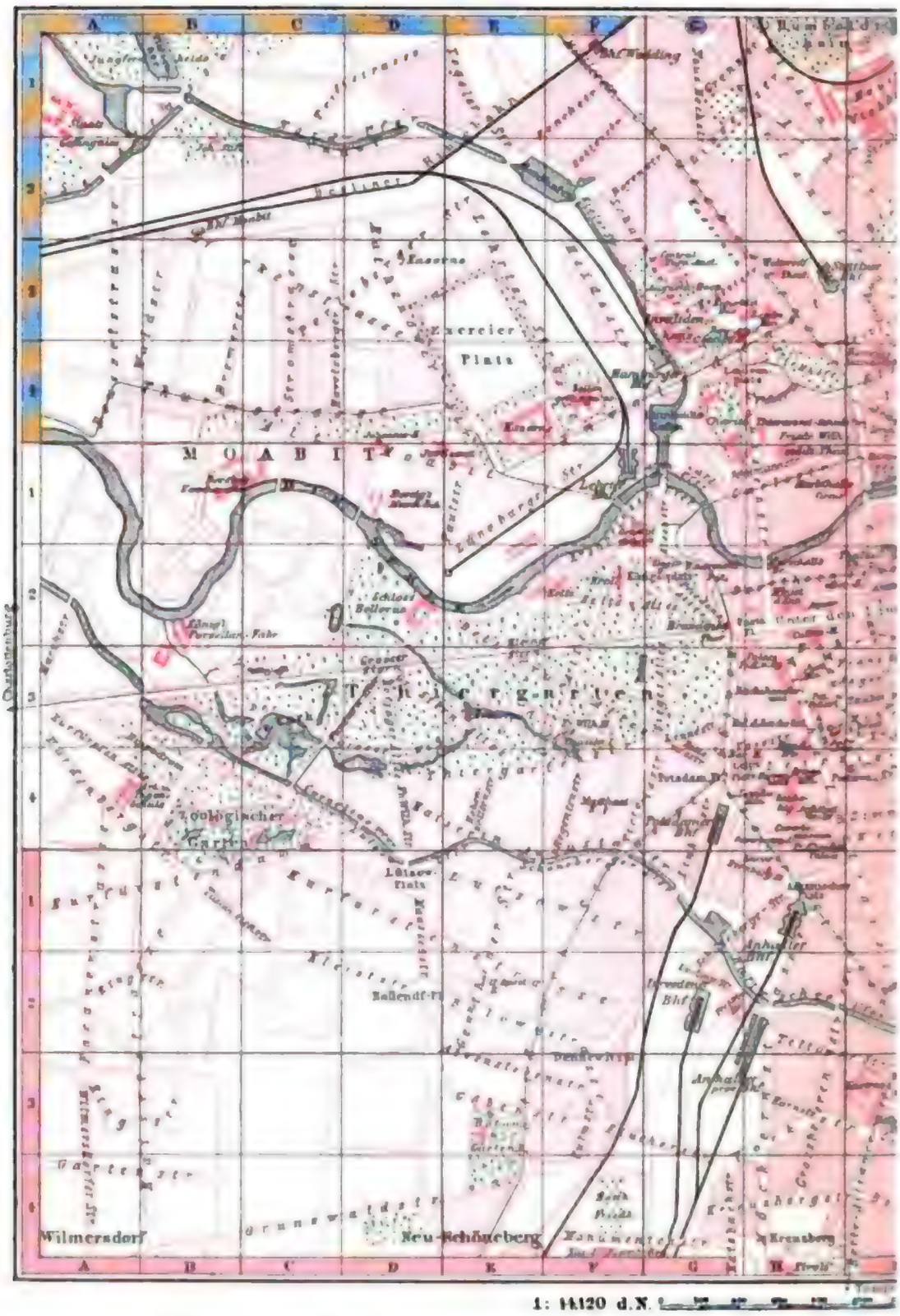
Wenn wir am Ende unserer Darstellung der deutschen Kaiserstadt Berlin des deutschen Reichskanzlers, Fürst Bismarck's, noch einmal speziell gedenken, so geschieht es nicht blos, weil in einem parlamentarischen Bilde des Deutschen Reichstages unerläßlich zur Vollständigkeit auch die Person des höchsten Vertreters der Reichsregierung gehört, sondern, weil die aus seinem Munde gerade in dieser Repräsentation des gesammten deutschen Volks über die Kaiserstadt Berlin neuerlich gefallenen Aeußerungen nicht mit Stillschweigen übergangen werden können, vielmehr der Beleuchtung und Richtigstellung dringend bedürfen.

Fürst Bismarck benutzte im März 1881 während der Reichstagsverhandlungen die Gelegenheit, als er sich in der Veranlagung zur Miethssteuer überbürdet glaubte, in scharfen Ausdrücken die entschieden freisinnige Verwaltung Berlins anzugreifen. Hinsichtlich des ersten Punktes wurde der Reichskanzler alsbald aktenmäßig widerlegt, ja es wurde sogar amtlich festgestellt, daß er noch zu niedrig eingeschätzt worden sei. Was aber die Verwaltung Berlins anlangt, so glauben wir sattsam gezeigt zu haben, wie Großes die Kaiserstadt geleistet hat, gerade seitdem ihre Selbstverwaltung erweitert ist.

Der große Staatsmann, welcher die Geschicke Deutschlands lenkt, hat mit seiner Freimüthigkeit niemals verhehlt, daß ihm die großen Städte und ihr Liberalismus zuwider sind, und man kann das begreifen, wenn man erwägt, daß er vom erbeingesessenen Landadel abstammt. Die Geschichte lehrt, daß dieser stets konservativ, die Gesinnung der großen Metropolen aber bei allen Völkern und zu allen Zeiten liberal gewesen ist: dies liegt nun einmal in dem geistigen Treiben, in dem Aufeinanderplatzen der Geister, wie es das städtische Leben mit sich bringt.

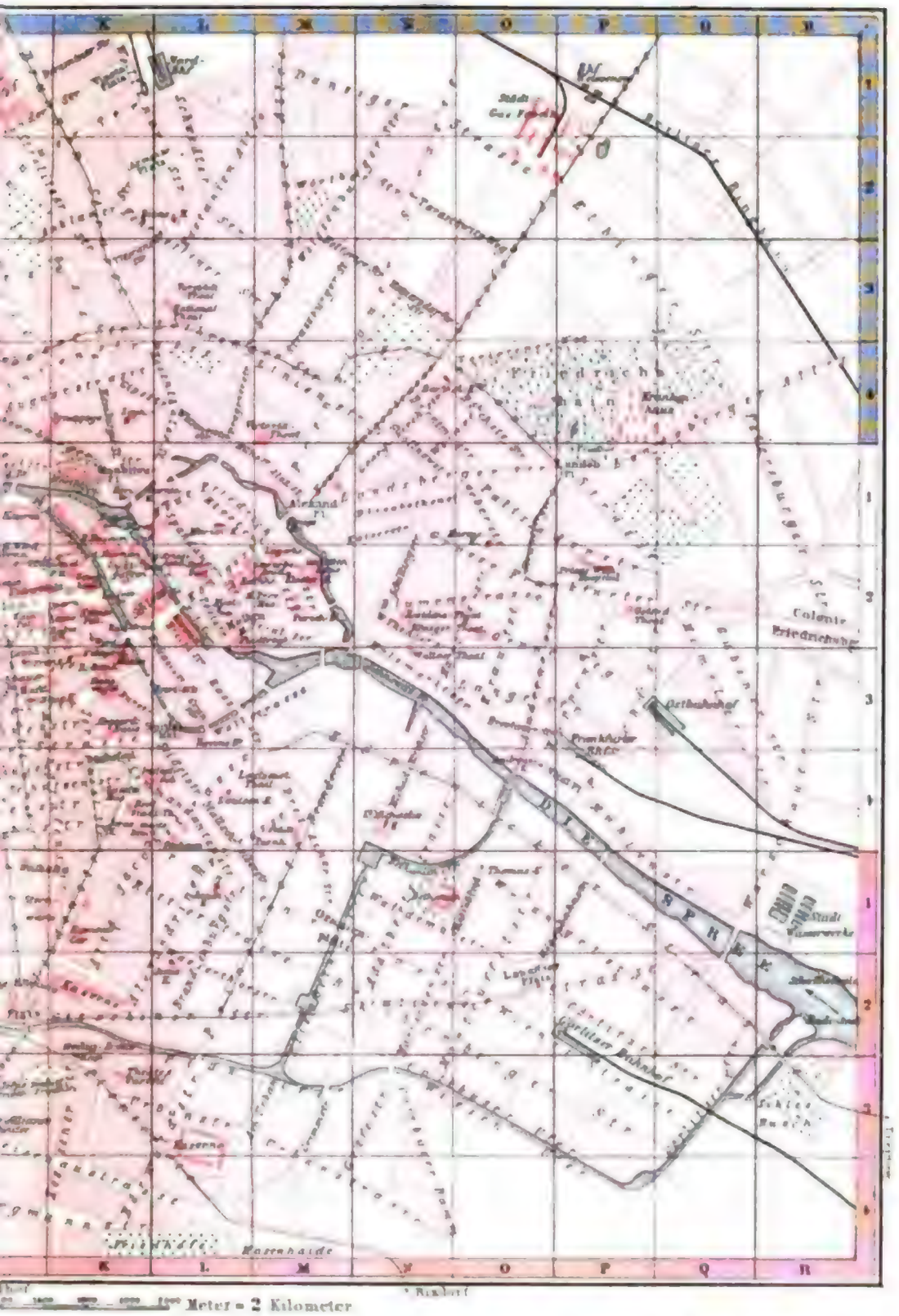
Der unparteiisch prüfende Beobachter wird aber nicht verkennen, wie treu gerade Berlin zu seinen Landesherren gehalten, wie es bei den großen Bewegungen 1813, 1866 und 1870 an der Spitze stand und freudig Gut und Blut darbrachte. „Wo wir nicht mit rathen, da wir nicht mit thaten!" ist alter deutscher, ist altberlinischer Rechtsgrundsatz. Die Reichsregierung möge der Kaiserstadt vertrauen, sie wird das Vertrauen zu rechtfertigen wissen.

Und zum Schluß: Mag auch der Reichskanzler geäußert haben, er finde das jetzige Reichstagsgebäude ganz schön und wolle in Berlin kein neues Reichstagsgebäude, so hoffen wir dennoch, daß dies Wort eben nur in vorübergehendem Unmuth gefallen ist. Die Millionen für das neue Parlamentsgebäude liegen aus der französischen Kriegsentschädigung noch vollzählig da. Wir würden es als den schönsten Akt versöhnlicher Selbstüberwindung betrachten, wenn der Reichskanzler, den Wünschen der Reichsvertretung entsprechend, recht bald die Vorlage zum Bau des Reichstagsgebäudes einbringen möchte. Es würde dies die Krönung und der Schlußstein des Werks von 1871 sein und dem großen Staatsmanne die Herzen der Berliner wieder gewinnen.



1: 14120 d.N.

Plan von



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Berlin.

Zwanzigste Abtheilung.

Wanderungen in der Mark Brandenburg.

Digitized by Google

Havelberg.

Die märkischen Elbgegenden.

Dom und Stadt Havelberg. — Das brandenburgische Elbufer. — Die Lenzer Wische. — Die Elbbrücke bei Wittenberge. — Geschichte der Elbgegenden. — Die Wendenschlachten. — Land und Leute in der Priegnitz, Städte, Adel, Stifter. — Sagen der Priegnitz.

Dom und Stadt Havelberg. Wir wandern, nachdem uns die Berlin-Hamburger Eisenbahn nach der Station Glöwen geführt hat, auf einer der alltäglichsten Kunststraßen der Provinz Brandenburg dahin. Schnurgerade Pappelreihen fassen den Weg ein; grauweißer Staub deckt hier die junge Saat und dort eine verkrüppelte Fichte, welche einsam am Wege steht. Sobald wir aber den Scheitelpunkt der Chaussee erreicht haben, grüßt uns vom fernen Uferrande her ein hochragendes, altersgraues Bauwerk, ein gothisches Kirchengebäude mit niedrigem, massigem Thurme: es ist der ehrwürdige Dom zu Havelberg.

Blühende Gärten und freundliche Landhäuser umgeben die Straße, auf welcher wir zu der Kathedrale des ehemaligen Bisthums Havelberg emporsteigen. Dieses breite, feldsteinerne Gotteshaus weist auf längst entschwundene kriegerische Zeiten zurück, in welchen Kampf und Schwerterschlag fast unaufhörlich diese Mauern umtobten. In jenen alten Tagen ist so manches blühende deutsche und slavische Heldenleben auf diesem Domberge verblutend dahingesunken.

Digitized by Google

Ein überraschend anmuthiges und wechselvolles Bild bietet sich uns dar, wenn wir von der südlichen Seite des Kirchengebäudes den Blick über das weite Flußthal der Havel hinschweifen lassen, deren blaue Wasser leise rauschend der Elbe entgegeneilen. Fast senkrecht fällt der Domberg zum Havelthal ab; blühendes Gesträuch aber klettert von unten bis zum Scheitel der Anhöhe hinauf, und schimmernde Obstbäume schmücken unten die Berge. Vor uns liegt auf einer Insel die Stadt Havelberg; weithin spannt sich zwischen ihr und dem Domberge die Brücke über den prächtigsten Strom der Mark. Liegt etwa die Morgensonne über der Landschaft, so erglänzt der breite Spiegel der Havel wie flüssiges Gold. Die grell beschienenen Segelschiffe gleiten dann gleich Schwänen über die krystallene Flut dahin; hellgrüne Flußwiesen und der Wasserspiegel der Elbe, durch die lichten Waldungen des andern Ufers hindurchschimmernd, grüßen von drüben her.

Es ist ein hochwichtiger historischer Ort der Mark, auf welchem wir stehen. Nicht gar weit von hier, dort nach dem Städtchen Werben zu, muß die alte Wahlstatt Prizlawa gelegen haben, auf welcher blutige Wendenschlachten ausgefochten worden sind. Oft haben hier oben Slaven die Brandfackel in das hölzerne Kirchengebäude geworfen; oft haben deutsche Könige, so z. B. Konrad der Rheinfranke und Heinrich der Schwarze, hier ihr Schwert gegen die Anbeter der Götter Gerovit und Triglaff wüthen lassen.

Der Havelberger Dom selbst, den wir durch ein mit der segnenden Statue des Erlösers geschmücktes Portal betreten, ist ohne Zweifel die schönste altdeutsche Kirche der Mark. Die Säulen des Mittelschiffes, welches aus einem romanischen Baue in die Formen der Frühgothik verwandelt worden ist, steigen zu ziemlich bedeutender Höhe, und gegen das energische Licht des Mittelganges halb verschleiert, schließen sich Seitenschiffe und Grabkapellen an, in welchen noch die feierlich düstere Farbenpracht echter alter Glasmalerei uns entgegenschimmert. Künstlerisch sehr werthvolle Schranken — ein sogenannter Lettner mit Darstellungen aus der Geschichte Christi — trennen das Allerheiligste der Kathedrale, den hohen Chor, von dem Langschiffe. Hinter ihnen erglänzt der Chorraum und der reiche Hochaltar in dem goldigen Scheine, der höchst wirksam durch die gelbgemusterten Fenster des polygonalen Chorabschlusses auf die prächtigen Bildwerke des Altarraumes hineinfällt.

Der Dom zu Havelberg ist, so viel man auch in ihm zerstört hat, dennoch auch heute noch sehr reich an Grabsteinen des Mittelalters. Dort fällt der Reflex der bunten Heiligengestalten in den gemalten Fenstern auf die steinerne Gestalt einer früh verstorbenen Ritterdame; dort zittern die wechselnden Lichter des Teppichgrundes der Glasmalerei um die ritterliche Wehr, um Helm und Schild von Geschlechtern, deren Namen nun schon lange verklungen sind. Von Leichensteinen sind ferner alle Grabkapellen des Domes erfüllt. Fast sämmtlich tragen die Domherren oder Bischöfe auf diesen ihren Denkmälern das Mönchskleid, den Prämonstratenser-Habit; die Dompröpste sind durch einen Pelzkragen ausgezeichnet. Manche dieser Gestalten mit ihren friedlich gesenkten Häuptern, dem Palmenzweige und dem Priesterkelche, welcher ihnen ins Grab mitgegeben wurde, prägt sich dem Gedächtnisse des Besuchers fest ein als ein tröstliches Bild der Grabesruhe, welche auch den unruhigsten und rastlosesten Wanderer einst erwartet. Außerordentlich werthvolle Grabsteine sind dem Andenken von

Digitized by Google

Bischöfen aus den Häusern Bardeleben, Königsmark und Schlabrendorf gewidmet. Unter gothischen Baldachinen oder in Laubgewinden ruhen die Herren im geistlichen Ornate vor uns. Die geharnischte Gestalt eines Christoph von der Schulenburg führt uns dagegen die verschwenderische Pracht des erlöschenden Ritterthums vor Augen.

Den höchsten Schmuck des Domes zu Havelberg bildet indessen sein vorerwähnter Lettner, welchen der kunstsinnige Bischof Johann Wöpelitz hat aufführen lassen. Diese hohen sandsteinernen Schranken, kunstvoll durchbrochen und reich mit spätgothischem Maßwerke verziert — diese Heiligengestalten unter den prächtigen Baldachinen gehören unbedingt mit zu dem Edelsten, was wir in der Mark an Kunstschätzen älterer Zeit besitzen. Gleich vortrefflich sind alte, hohe steinerne Leuchter, welche vor dem Chore stehen und an denen sich die höchst drastisch gehaltenen Gestalten von Koch und Kellermeister befinden. Mit unvergleichlicher Freigebigkeit — wenigstens hierzulande — hat Bischof Wöpelitz, welcher der Sohn eines Bürgers zu Wilsnack gewesen, diese seine Kathedrale geschmückt. Sieh' dies sein Hochgrab — sieh' diese aus Eichenholz geschnitzten Chorstühle mit den ungeheuerlichen Menschen-, Affen- und Fischgestalten: sie dürfen sich würdig den Werken des Ulmer Meisters Sürlin anschließen!

Auf dem Boden des hohen Chores befinden sich außer Bischof Wöpelitz' Hochgrab und den im Estrich liegenden Leichensteinen der Bischöfe Reiner und Heinrich auch die Denkmäler zweier brandenburgischer Markgrafen, der ballenstädtischen Prinzen Hermann und Johann, welche als Bischöfe von Havelberg 1291 und 1292 verstorben sind. Die geistlichen Herren tragen das in charaktervoll gezeichneten Linien in den Stein eingegrabene bischöfliche Gewand; doch statt der Mitra bedeckt der Fürstenhut ihre Häupter; — die Köpfe, beide von lockigen Haaren umwallt, ähneln sich sehr. Diese beiden Grabsteine sind als die letzten Zeugnisse von geschichtlich sehr beachtenswerthen Plänen der anhaltinischen Fürsten anzusehen. Markgraf Otto IV. ließ es sich viel Mühe kosten, Prinzen seines Hauses auf die Bischofsstühle des Landes zu bringen, um über ein, durch keine päpstlichen Beeinflussungen beunruhigtes Land zu herrschen. Beide fürstlichen Bischöfe starben indessen viel zu früh, als daß diese Pläne des großen Anhaltiners hätten ausgeführt werden können.

Der Freund märkischer Geschichte vermag sich nur schwer von den Hallen des Havelberger Domes zu trennen. Aber es treibt uns hinaus; denn auch der Kreuzgang der Kirche beansprucht eine eingehendere Betrachtung. Wie gewöhnlich, umschließen diese Gewölbegänge, nach innen zu geöffnet, den mit hohem Grase bewachsenen Kirchhof. Das Moos und die helleren Flechten auf den Leichensteinen aber machen uns die Inschriften unleserlich. Eine Tanne, der einzige Baum auf diesem Friedhofe, ragt hoch bis fast zum Dache der Kirche aus dem leichengedüngten Boden auf. Unter den gedrungenen Gewölben des Kreuzganges aber stehen in langen grauen Reihen die Denksteine der Prioren und Domherren von Havelberg, dazwischen geharnischte Edelleute, tief verschleierte Frauengestalten und mit dem Todtenkranze geschmückte Kinder.

Hier ruhen die Herren von Buch, Söhne jenes altmärkischen Geschlechtes, welches der deutschen Rechtswissenschaft den hochverdienten Glossator des Sachsenspiegels gegeben hat. Auch jener alte Rath Johann von Buch, welcher der Sage nach den Markgrafen Otto mit dem Pfeile aus der Gefangenschaft gerettet hat,

Digitized by Google

indem er den „Schatz von Angermünde“ aufdeckte — auch jener treulose Freund des Markgrafen Woldemar, Nikolaus von Buch, dessen hinterlistiges Treiben auf den Reichstagen dem Hause Anhalt die deutsche Kaiserkrone kostete, um welche sich märkische Fürsten also schon damals bewarben, gehören diesem Geschlechte an. Otto ließ den ungetreuen Vasallen mit dem Hungertode bestrafen.

Andere Steine, auf deren einem mit fast ganz verloschener Inschrift wir eine „Eddele to Potlist“ und einen Ritter mit Sturmhaube und Stechhelm vor uns sehen, erinnern uns an die wahrscheinlich aus fürstlich slavischem Stamm hervorgegangene Familie der „Edlen Gänse“, von denen wir noch weiter hören werden. Jetzt aber verlassen wir den kühlen Kreuzgang, durch welchen die Sage noch heute die alten Domherren zur Nachtzeit wandeln läßt, und wenden uns dem Rande des Domberges noch einmal zu. In freundliche Säle verwandelt, überglänzt von goldenem Abendscheine, liegt das alte Refektorium vor uns. Die Weinrebe, welche die Prämonstratenser auf dieser weithin sichtbar emporragenden Höhe anpflanzten, windet sich freundlich auch heute noch um das morsche Spalier an den Wandungen des Gotteshauses.

Aus den Domkurien, den früheren Wohnungen von Propst und Kapitel, steigt einladend der Rauch auf. Die liebliche Landschaft zu unseren Füßen stimmt wol mit den harmonischen Eindrücken überein, welche dieser Dom von Havelberg hinterläßt. Aber wie furchtbar blutig ist die Vorgeschichte dieser Landschaft! Deutsche Kaiser in der reichgestickten Dalmatika, sächsische Kämpfer in rasselndem Kettenhemde, süddeutsche Mönche, den Kreuzesstab in der Hand, steigen vor unserem geistigen Blicke den Domberg hinauf; sie senken den Grundstein zur Kathedrale in den geweihten Boden; aber die gewaltige Hand des Wendenfürsten Mistewoi reißt nur zu bald das anspruchslose Kirchlein ein, welches sich hier erhoben hatte. „Einem wendischen Hunde nie und nimmer eine deutsche Herzogin zur Frau!“ — so hatte der Herzog Bernhard von Sachsen auf die Brautwerbung des Wenden geantwortet. In Strömen von Christenblut kühlte sich die Rache des bis auf den Tod verletzten Wendenfürsten ab. Nach Mistewoi's frühem Tode waltete dann der edle Gottschalk hier, bis er, ein reichgeschmücktes Opfer der jungen Kirche von Havelberg, wie wir sehen werden, am Altare von Lenzen fiel.

Reichbewegte Bilder sind es ferner, welche das 12. Jahrhundert uns an diesem Orte vorführt. Die ersten Fürsten des ballenstädtischen Hauses zogen zu der Stätte des zerstörten Kirchleins hinauf, welches der große Schirmherr der nordischen Bisthümer, Kaiser Otto I., hier gegründet hatte. Mit prächtigen Kirchenfahnen wallten die deutschen Pilger heran; von hier aus trat Bischof Otto von Bamberg den gefahrvollen Weg zur Müritz an; hier predigte Norbert, der wunderthätige Stifter des Prämonstratenserordens; hier wirkte, wenigstens für eine Zeit lang, Anselm von Havelberg, der berühmte, durch seine wissenschaftlichen Leistungen nicht weniger wie durch seine staatsmännische Gewandtheit hervorragende Freund Friedrich's des Rothbarts! Hier empfingen die Pommernfürsten die christliche Taufe! Aber wie so ganz anders tritt diese Stätte uns im 15. Jahrhundert entgegen! Da herrscht hier oben fröhlicher Festeslärm. Völlig weltlichen Junkern gleich, kamen die Domherren, den Falken auf der Faust und den Jagdhund zur Seite, in stutzerhafter Kleidung zum Hochamte; in dem ehrwürdigen Gotteshause spielten sich Maskeraden und Fastnachtsscherze ab.

Digitized by Google

Nachdem der Mark das Licht des Evangeliums aufgegangen, waren die Stunden der uralten Stiftung Kaiser Otto's gezählt. Der letzte Bischof Busso II. von Alvensleben leistete allerdings noch hartnäckigen Widerstand gegen die neue Lehre, und erst 1549, nach seinem Tode, erhielten die Stiftsunterthanen den Kelch des heiligen Abendmahls. Dann wurden märkische Prinzen zu dem Bischofssitze Havelberg postulirt. In die Präbenden der alten geistlichen Herren zogen nun verdiente — manchmal auch nicht verdiente — Staatsbeamte aus dem stiftischen Adel der Mark ein; aber sie mußten wenigstens noch lateinisch singen können und sollten ein ehrbar christlich Leben führen. In dieser Weise besteht das Domstift Havelberg noch heut und gewährt aus seinen reichen Mitteln noch manche Pension fürs Alter, manch hocherfreuliche Zubuße zu Zwecken der Kirche und der Schule. Das Domänenrentamt Dom Havelberg verwaltet jetzt die ehemaligen Tafelgüter der Kirchenfürsten. Der Ertrag derselben übersteigt die Summe von 300,000 Mark.

In der zu Füßen des Domes liegenden Stadt Havelberg mit ihren 7000 Einwohnern hat die Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt, die Entfernung von den großen Straßen des Verkehrs entschieden erhaltend für Kunst und Alterthum gewirkt. Hier oben auf dem Domberge diese Fülle von Denkmälern und Baulichkeiten aus alter Zeit, — diese Heiligenbilder, welche selbst an Ställen und Scheunen eingemauert sind — dort im Thale die seltsame achteckige Kapelle am „Schwedenberge“ — denn auch hier sind die gelben und blauen Regimenter mit den drei Kronen in den Fahnen noch unvergessen — dort die Stadtkirche zu St. Lorenz mit den Grabsteinen von Bürgermeistern und Rathsherren, welche zum heiligen Grabe gewallfahrtet sind, ja selbst die Häuser mit ihren frommen Inschriften aus der Vorzeit — das Alles gemahnt noch an die bischöfliche Zeit.

Das märkische Elbufer. Von Havelberg aus treten wir unsere Wanderungen in der märkischen Elblandschaft, dem westlichen Theile des Landes Priegnitz oder der Vormark, an. Ehe wir uns indessen den einzelnen bemerkenswertheren Punkten dieses Landestheils zuwenden, haben wir der Elbe selber und dem brandenburgisch-hannoverschen Theil ihres Flußlaufes unsere Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Landschaft, welche die Elbe von der Havelmündung ab in vielfach geschlängeltem Laufe durchzieht, ist eine breite Thalfläche mit unbedeutenden Rändern, welche sich auf märkischer Seite nur bei dem Dorfe Wustrow dem Strome auf etwa 2 km Entfernung nähern. Diese Lenzer und Wustrower Berge bilden einen Bogen steiler Höhen, senken sich aber nach der nördlichen Seite fast unmerklich wieder zum „Maiengraben“ herab, welcher mit der Löcknitz eine Strecke lang die Grenze gegen Mecklenburg hin bildet. Im Allgemeinen beträgt die Breite des Elbthales etwa 14 km.

An Nebenflüssen nimmt die Elbe hier zunächst den Karthan auf. Dieser Bach bildet sich zwischen den priegnitzischen Dörfern Dannenwalde, Zarenthin und Friedheim in einem Elsbruche, das „Große Bruch“ genannt, auf welchem auch die Jägelitz entspringt. Während die letztere in einem nach Südosten geschlagenen Bogen der Havel zufließt, wendet sich der Karthan nach Westen dem Elbthale zu, welches er in der Nähe von Wittenberge erreicht, durch grasreiche

Digitized by Google

Niederungen sich hinziehend. Hier mündet die Stepenitz in die Elbe ein. Die Stepenitz entsteht auf dem Plateau der Priegnitz zwischen den Städten Meienburg und Freienstein. In einem Laufe von 70 km Länge schlängelt sich dieser Fluß an der Putlitzer Heide, einem großen Elsbruche, vorbei der Elbe zu. Ehedem war die Stepenitz, welche mit dem Karthan sich kurz vor Wittenberge verbindet, bis nach Perleberg hinauf schiffbar; ihre Wasserfülle hat sich indessen sehr vermindert. Doch auch heute noch ist sie nach dem Flächeninhalte ihres Gebietes der bedeutendste Fluß der Priegnitz. Von ihren Zuflüssen nennen wir die Bäche Temnitz, Panke, Jeetze, den Slath und die Perle, welche der Stadt Perleberg ihren Namen gegeben hat. Auch die anderen priegnitzer Gewässer, welche wir noch zu erwähnen haben, die Löcknitz, welche sich öfter, wie bei Lenzen, seeartig erweitert, sind nicht schiffbar. Bemerkenswerth ist das Silgebruch östlich der zuletzt genannten Stadt. Die Lenzener Silge bildete früher ein weites, wüstes Elsbruch, welches bis zum Jahre 1785 entwässert wurde. Gegenwärtig ist die Silge eine grasreiche Niederung, in welcher vorzugsweise Viehzucht betrieben wird. Spuren der alten Wildniß sind an einzelnen bruchigen Stellen noch geblieben, der größte Theil dieser Fläche aber ist jetzt mit Waldungen bedeckt.

Die Lenzer Wische. Hier bei Lenzen findet sich eine der landschaftlich hervorragendsten Gegenden der Priegnitz. Die Umgebung der Stadt ist reich an Seen und Fließen. Diese Wasserspiegel, oft von steil ansteigenden Ufern eingefaßt, die waldbekränzten Höhen und die üppigen Acker- und Wiesenflächen machen die Gegend von Lenzen zur anmuthigsten in der Priegnitz. Ein Theil dieses Landstrichs führt den Namen „Lenzer Wische", d. h. Lenzener Wiese im engeren Sinne; sie umfaßt acht westlich von der Stadt Lenzen liegende, von einer Eindeichung umschlossene Dörfer.

Die Elbe selbst hat seit der Zeit, daß wir genauere Nachrichten über den Strom besitzen, ihren Lauf nicht unwesentlich verändert. So lagen, wie wir aus der ehemaligen kirchlichen Eintheilung der Parochien wissen, die Dörfer Werder und Schadebeuster einst auf den entgegengesetzten Ufern des Stromes. Todte Arme der Elbe lassen sich in Menge verfolgen. Wie zerstörend das Element sich oft in diesen Landestheilen Bahn gebrochen hat, davon weiß der Priegnitzer ein gut Theil Geschichte und Sage zu erzählen. Seit dem Jahre 886 ist uns die Zeit der großen Fluten aufgezeichnet worden. Die Gegend um Lenzen scheint denselben am meisten ausgesetzt zu sein. Zur Zeit der Wassersnoth kann der Verkehr mit den umliegenden Ortschaften nur zu Kahne stattfinden.

Die größten Verwüstungen durch die Fluten der Elbe sollen bei den Dammdurchbrüchen des 17. Jahrhunderts stattgefunden haben, vermuthlich weil man bei den Kriegswirren die nothwendigen Verwallungen der Lenzer Wische in gutem Zustande zu erhalten unterlassen hatte. Aber auch im 18. und 19. Jahrhundert haben Deichbrüche im Frühjahre noch oft Winter- und Sommersaat völlig zerstört. So kann auch hier nur ein fortdauernder Kampf mit dem Elemente, nur ein fortdauerndes Wachen an den Ufern des Stromes Glück und Wohlstand erhalten.

Die Elbbrücke bei Wittenberge. Die Verbindung der Priegnitz mit dem altmärkiſchen und hannoverſchen Ufer der Elbe wird durch mehrere Fähren ſeit alter Zeit her bewerkſtelligt. Der Dom zu Havelberg beſitzt deren mehrere zu eigenem Gebrauche; andere ſind Eigenthum der Städte Havelberg, Werben und mehrerer ländlichen Gemeinden. Mehrere der Städte am Elbufer, ſo z. B. Lenzen, beſitzen daneben einen Prahm zum Transport ſchwerer Laſten, d. h. ein breites, flaches Fahrzeug mit Maſt und Segel.

Wittenberger Elbbrücke.

Die Schienenwege indeſſen, welche von Berlin aus zum Weſten Deutſchlands hinführen, haben den Lauf der Elbe von Tangermünde bis Dömitz mit drei maſſiven Elbbrücken beſchenkt, der zwiſchen den Dörfern Storkow und Hämerten, der bei Wittenberge und der oberhalb der mecklenburgiſchen Feſtung Dömitz.

Es ſind koloſſale Werke, Triumphwerke menſchlichen Strebens und Könnens, durch welche an dieſen drei Stellen der Strom überwunden iſt. Sauſend und brauſend arbeitet ſich der Eiſenbahnzug an dem gerade gehaltenen oder in Bogen von Pfeiler zu Pfeiler geſchlagenen Geländer dieſer Werke von Stein und Eiſen vorbei. Ein dumpfes Grollen tönt dem entſchwundenen Train noch lange nach, wie als ob die Gewalten der Natur, die gebändigten, ihren Beſiegern zürnten. Die großartigſte dieſer Brücken iſt die von Wittenberge; ſie hat den Namen des einſt von den edlen Gänſen zu Putlitz gegründeten Städtchens weit und breit berühmt gemacht, und verbindet die Magdeburg-Wittenberger Eiſenbahn auf dem linken mit der Berlin-Hamburger Bahn auf dem rechten

Elbufer. Das Werk besitzt einen Brückenkopf, 35 Pfeiler und eine Totallänge von 1170 m, mit den Dämmen sogar eine Längenausdehnung von über 1480 m. Ihre Baukosten betrugen gegen 4,800,000 Mark. Der preußische Regierungsbaurath von Unruh war der Schöpfer dieses großartigen Werkes, welches am 26. Oktober 1851 dem Verkehre übergeben werden konnte.

Geschichte der Elblandschaft. — Die Wendenschlachten. Nachdem wir uns in dem Vorangegangenen mit der natürlichen Beschaffenheit des brandenburgischen Elblandes beschäftigt haben, richten wir nun unsern Blick auf die große Geschichte, welche dasselbe besitzt. Hier an den Ufern der Elbe gestaltete sich in den Zeiten der Entstehung des brandenburgischen Staates das Völkerringen zwischen Wenden und Deutschen zu einem Vernichtungskampfe, wie ihn so erbittert und so blutig die Geschichte sonst nicht mehr kennt. Wir erwähnen nur einzelner Episoden dieses Kampfes, welche ein hervorragendes geschichtliches Interesse besitzen.

Es war im Jahre 930. Heinrich der Sachse hatte den Völkerbund der Wilzen in Fesseln geschlagen; sein Markgraf Bernhard herrschte mit gewaltiger Hand an den Elbufern. Aber die Kraft der Wenden war ungebrochen; sie war nur auf Augenblicke gebeugt. Im Heiligthume Radegast's zu Rhetra verkündeten die weißen Rosse des Gottes seinem vielgetreuen Volke Sieg; da loderte die Flamme der Freiheitsliebe wieder hoch und hell im Wendenlande auf. In wilder Begeisterung stürmten die Krieger über die Elbe; der deutsche Flecken Walsleben ward das erste Opfer ihrer entfesselten Wuth. Der Ort sank in Asche und das Blut seiner Bewohner färbte die rauchenden Trümmer. Der Graf Bernhard mußte die Krieger der Militärgrenze eiligst zusammenrufen, sollte nicht das Land furchtbar verwüstet werden. Er führte seine Scharen gegen Lunkini, das heutige Lenzen, um mit dieser Burg zugleich den Trotz der freiheitsliebenden Wenden zu brechen. Aber kaum, daß die Sachsen die Belagerung begonnen hatten, als sogleich die Scharen der Wenden von nah und fern herbeiströmten, um den festen Platz zu entsetzen. Wie es der Slaven Art war, zu kämpfen, sollte List der Tapferkeit beistehen; ein nächtlicher Ueberfall sollte das deutsche Heer vernichten. Bernhard erhielt von den drohenden Gefahren noch rechtzeitig Kunde. Die Deutschen begaben sich in dieser bangen Nacht des Schlafes; sie hielten sich gerüstet in Reihe und Glied und warteten des nahenden Feindes. Der Morgen dämmerte endlich, und mit ihm kam die Kunde, der Feind rücke in unzählbaren Scharen heran. Da jubelten die Herzen der Sachsen dem Kampfe entgegen; die Priester aber schritten durch die Reihen und stärkten die Herzen der Todesmuthigen durch Spendung von Fleisch und Blut des Himmelskönigs, für welchen die deutschen Kämpfer die Waffen trugen. Die Nacht über war der Regen in Strömen herabgeflossen; gegen Sonnenaufgang zertheilten sich die Wolken; bald stieg das Tagesgestirn glänzend und siegverheißend auf. Der Feind begann den Kampf mit wildem Ansturme; aber die ehernen sächsischen Krieger wichen und wankten nicht. Der Angriff wurde abgeschlagen; das wendische Heer suchte seine Hülfe in der Flucht, ward indessen zum großen Theile vernichtet und in die den Rudower See umgebenden Sümpfe geworfen. Mit neuer Kraft begannen die Deutschen nun den Sturm auf die Feste Lenzen, welche sich ihrem siegreichen Schwerte bald ergeben mußte.

Es ist wahrscheinlich, daß der deutsche König Heinrich persönlich an der Lenzener Schlacht Theil genommen hat. Nach des weisen Herrschers Tode schien indessen das Werk, welches er an der Elbe begonnen hatte, wieder völlig zerfallen zu wollen, und der deutsche König Otto fand lange keine Zeit, die Schöpfungen seines Vaters wieder aufzurichten. Zwar schüchterte die eiserne Härte und Thatkraft des Markgrafen Gero die Wenden ein; als aber im Jahre 955 der furchtbare Einfall der Magyaren den Herrscher der Deutschen beschäftigte, als der eherne Markgraf seinem Herrn den blutigen Feind auf dem Lechfelde schlagen half, schien den Wenden die Stunde der Befreiung gekommen zu sein. Zwei slavische Häuptlinge, Stoineff und Nacko, traten an die Spitze des Völker- und Waffenbundes. Anfänglich glücklich kämpfend, sank ihnen doch der Muth, als sie hörten, welch glänzenden Sieg die Deutschen über die Horden der Magyaren davongetragen hatten. Deshalb sandten sie an den aus der Ungarnschlacht zurückkehrenden Kaiser den schuldigen Tribut mit der Bitte um Frieden. Aber Otto wollte von keinem Frieden wissen, ehe die Wenden den deutschen Ansiedlern nicht allen Schaden vergütet hätten. So kam's zum Kampfe, und der deutsche König drang gegen Stoineff und Nacko bis zu einem Flusse vor, welcher den Namen Taxa oder Naxe führte. Wahrscheinlich haben wir denselben in der Dosse, dem uralten Grenzflusse der Priegnitz im Osten, welcher mit der Jägelitz vereinigt oberhalb von Havelberg in den Havelstrom fällt, oder in der Rackstede zu suchen, einem Bache, der unweit der Stadt Wittstock auf einem der historischen Beschreibung sehr nahe kommenden Terrain in die Dosse sich ergießt. Hier standen sich die Heere Otto's und der Wendenfürsten endlich gegenüber. Die Deutschen befanden sich keineswegs in günstiger Lage; sie sahen vor sich einen Fluß mit sumpfigen Gestaden, und von jenseit desselben blickten und blitzten aus undurchdringlichen Wäldern ihnen zahllos die Waffen der wendischen Krieger entgegen. Hinter ihnen dehnte der dichte Wald sich schauerlich aus; auch aus ihm tönten die wilden Kriegsrufe der Wenden dem Lagerplatze der Deutschen zu; alle Wege aber, welche aus der Wildniß hätten herausführen können, waren durch starke Verhaue gesperrt. Der Untergang König Otto's schien unvermeidlich. Einer aber verlor den Muth auch in solcher Gefahr nicht — das war der eiserne Gero. Er wurde abgesendet, um durch die Kunst der Rede die Deutschen von dem Verderben zu befreien. Gero ging als Gesandter zu Stoineff und bot ihm sichern Frieden an, wenn er sich dem deutschen Könige unterwerfen wollte. Ein Hohnlachen des Wendenfürsten bildete die Antwort. „Wohlan denn!" sprach Gero, „wenn du das Schwert willst entscheiden lassen, so gieb uns Raum, daß wir zu euch hinüberkommen, oder komm' du selbst zu uns, daß wir in offener, ehrlicher Feldschlacht uns messen." Noch bitterer lachte Stoineff über diesen Vorschlag des Markgrafen, und Gero kehrte mit einem von banger Sorge erfüllten Herzen ohne Erfolg zurück.

Schon mehrere Tage standen die Dinge so; — im Lager der Deutschen begannen Hunger und Seuchen zu wüthen. Es mußte etwas geschehen, denn die Lage der Christen war unerträglich. Da schlug Gero seinem Herrn einen Scheinangriff gegen die Wenden vor; es sollte scheinen, als wollte dieser mit aller Kraft den Uebergang über den Fluß erzwingen. Unterdessen führte er, vom Dunkel der Nacht begünstigt, seine auserwählten Streithaufen etwa eine Meile Weges an den Ufern des Flusses vom Kampfplatze fort.

Digitized by Google

An dieser Stätte setzte er schleunigst sein Heer über. Plötzlich sahen sich die Wenden auch im Rücken mit wilder Tapferkeit angegriffen. Nach erbittertem Widerstande ward ihr Heer vernichtet. Furchtbar wüthete an diesem Tage das deutsche Schwert. Endlich ergriff Stoineff die Flucht. Wohl durfte er sich für sicher halten, als er mit zweien Gefährten die Tiefe eines dermaligen priegnitzischen Waldes erreicht hatte. Ein sächsischer Krieger indessen — die Quellen nennen ihn Hosed — spürte die Waldeinsamkeit auf, zu welcher der schwertmüde Stoineff mit zwei Genossen sich geflüchtet hatte, um eine Stunde erquickenden Schlummers zu genießen. Die Wenden wurden von Hosed nicht weiter beachtet; aber dem slavischen Fürsten soll der Sachse das Haupt abgeschlagen haben. Triumphirend wollte Hosed mit dem blutigen Siegeszeichen sich entfernen; da erwachten Stoineff's Begleiter. Entsetzt starrten sie den Deutschen an, der im Schlafe den Fürsten getödtet hatte; dann floh der Eine von ihnen und der Andere ward nach kurzem Widerstande von Hosed gefesselt. Auf der Heide der Priegnitz, da König Otto am Tage des Sieges geweilt hatte — es mag vielleicht in dem herrlichen Buchenforste nördlich von Wittstock gewesen sein — erhob sich in jenen Tagen ein schauerliches Denkzeichen der befriedigten Rache König Otto's. Stoineff's Haupt war auf eine hohe Stange aufgesteckt worden, um welche herum die verstümmelten Leichname von 70 gefangenen Wenden lagen. Auch jener Unglückliche, welchen Hosed im Walde gefangen, starrte zu dem bleichen Haupte Stoineff's auf, aber mit blutenden leeren Augenhöhlen; man hatte ihm die Augen ausgestochen, die Zunge ausgerissen und ihn dann mit abgehauenen Füßen am Orte des Grauens zurückgelassen.

So barbarische Art der Kriegsführung erklärt uns den verzweifelten und wahrhaft heldenhaften Widerstand, welchen die Wenden nach den Tagen Otto's des Großen noch zwei Jahrhunderte den Deutschen entgegensetzten. Noch viele Tausende von sächsischen Kämpfern verbluteten auf dem Boden der Priegnitz; noch vielen Hunderten von Priestern wurde das Haupt mit kreuzförmig übereinander geführten Schwertesschlägen zerschmettert, ehe das Christenthum Eingang fand in die von tödlichem Hasse gegen alles Deutsche erfüllten Gemüther der Wenden. Eine der letzten, aber der ergreifendsten Episoden dieses furchtbaren Ringens bildet die Geschichte des Wendenfürsten Gottschalk. Von den Ufern der Dosse, an welche Otto's Kämpfe von 955 uns versetzt hatten, führt sie uns im Jahre 1066 wieder nach Lenzen zurück.

Wo jetzt der Amtshof von Lenzen steht, stand damals eine Burg — wo jetzt das einfache Kirchlein — die Kathedrale des Landes der Wilzen und Obotriten. Ein wendischer Fürst, der Kral Gottschalk, pflegte in ihr nicht selten mit eigenem Munde seine Unterthanen zu mahnen, die starren Herzen der beseligenden Lehre des Kreuzes zu eröffnen. Welch eine schrecken- und entsetzensvolle Laufbahn aber lag nicht hinter diesem priesterlichen Fürsten, dessen Heldenantlitz jetzt vom Frieden des Evangeliums umglänzt ward! Ein zarter Knabe, war er von seinem Vater in das St. Michaelskloster an der Lüne, nahe dem heutigen Lüneburg, gebracht worden; Kral Udo war ein Freund des Kreuzes und der Deutschen, und sein hochbegabter Knabe sollte in aller Kunst und Wissenschaft der Christen erzogen werden. Auch als ein Jüngling weilte Gottschalk noch in diesen dunklen Kreuzgängen, diesen dämmernden Hallen, des Unterrichtes sich erfreuend in jeder damals geübten mönchischen Beschäftigung. Da

Digitized by Google

— es mag im Jahre 1031 gewesen sein — kam eine den Prinzen tief erschütternde Kunde nach Lüneburg; sein Vater Udo, so hieß es, war um unbekannten Grundes willen von einem durch den Sachsenherzog Bernhard angestifteten Meuchelmörder erstochen worden. Mit dem Vorsatze, furchtbare Rache zu nehmen, entwich Gottschalk aus dem Kloster; bald sah er sich bei den Feldzeichen seines Volkes; bald zogen die Fahnen mit dem Stierkopfe der Obotriten und dem Wolfe der Wilzen durch das von den deutschen Männern bebaute Land, und wo sie erschienen, kehrten die entsetzlichsten Greuel der Verwüstung ein.

Amtshof und Kirche zu Lenzen.

Der junge Fürst hatte jahrelang sein Rachebedürfniß im Blute der Deutschen gesättigt, das Kreuz war ausgerottet an der Elbe — da kam ihm die Stunde der Demüthigung. Allzu große Kühnheit im Gefechte brachte Gottschalk in die Gefangenschaft Herzog Bernhard's von Sachsen. Nicht Kerker und Banden, sondern eine höhere Macht, die unwiderstehliche Gewalt des strafenden Gewissens, scheint den Wendenfürsten, welcher furchtbare Thaten an den Deutschen verübt hatte, gebeugt zu haben. Wir wissen bestimmt nur, daß Gottschalk, mit Bernhard versöhnt, im Jahre 1036 aus dem Gefängniß entlassen ward. Dem Vaterlande, den Wäldern an der Elbe und um die Müritz sagte er Lebewohl und ging nach Dänemark, um es zu vergessen, daß jetzt in seinem Erbe ein Anderer, der Wende Ratibor, herrschte, und um unter König Knud's siegreichen Fahnen die Kunst des Krieges auf Wikingerzügen bis nach Britannien hin meisterhaft zu erlernen. Um 1047 treffen wir den gereiften Wendenfürsten erst wieder

Digitized by Google

in seinem Vaterlande. Wie Gottschalk seine Heimfahrt bewerkstelligt hat, ob er mit Ratibor gekämpft, ob und mit welchen Zugeständnissen er sich dänische und deutsche Hülfe erkauft hat — alle diese Fragen lassen sich in heutiger Zeit nicht mehr beantworten.

Daß eine glorreiche Wirksamkeit jetzt aber von diesem wendischen Fürsten entfaltet wurde, geben neidlos alle Quellen zu. Ein großes christliches Slavenreich schwebte der hochstrebenden Seele dieses Mannes als höchstes zu erreichendes Ziel vor. Wie sich seine Stellung an dessen Spitze zum Deutschen Reiche gestalten würde, scheint Gottschalk der Zukunft überlassen zu haben. Ein ungeahnter Erfolg schien Anfangs seiner rastlosen Wirksamkeit dem großen Fürsten zu lohnen. „Nie ist hier", so sagt der weise und gute Adam von Bremen, „ein Mann mächtiger gewesen, noch eifriger für die Verbreitung des christlichen Glaubens als Gottschalk." Im Geheimen aber sann die national-slavische Partei darauf, ihm ein blutiges Ende zu bereiten.

Die Kirche zu Lunkini oder Lenzen mochte damals wol ein hölzernes Gebäude sein, ohne jeden weiteren Schmuck als den des Kreuzes und der heiligen Geräthe auf dem Altar. Am 7. des Heumondes im Jahre 1066 aber barg sie trotz ihrer Unansehnlichkeit die Schar der Edlen Gottschalk's, welche hier mit ihrem Fürsten dem von dem Priester Ippo gehaltenen Gottesdienste lauschten. Plötzlich unterbrach wilder Lärm das Hochamt; die Thür der Kirche ward aufgerissen und herein stürzte die Rotte der Mörder. Ein Schwager Gottschalk's, der Wende Pluſſo, führte sie. Das Werk der Vernichtung des Kreuzes war bald genug gethan; am Fuße des Altars lag der größte Sohn des Wendenvolkes hingestreckt, und „geschlachtet" ward der Priester Ippo auf der Platte des Altars von Lenzen. Es sollte beinahe noch ein Jahrhundert vergehen, ehe das Kreuz hier dauernd aufgerichtet wurde.

Land und Leute in der Priegnitz; Städte, Adel, Stifter.

Großartige Geschichte ist es demnach, die hier am märkischen Elbufer uns entgegentritt. Sicherlich hat diese herrliche Provinz des alten Staates Brandenburg, dies „Uferland" oder „überschwemmte Land", dies „Vorland der Mark" — denn so ist das Wort Priegnitz gedeutet worden — seine glückliche Gegenwart. Der Boden ist allenthalben wohl bestellt oder mit Wiesen und Waldungen bedeckt; nur zwischen Wittstock und Zechlin, bei dem Dorfe Schweinrich, findet sich eine Sandwüste, wie sie so trostlos kaum irgendwo in dem Lande zwischen Elbe und Oder sich nachweisen lassen wird. Das Volk der Priegnitz ist arbeitsam und zufrieden; mehr als anderswo in der Mark tritt hier dem Fremden Ruhe und Behäbigkeit in öffentlichem und privatem Leben entgegen; der Priegnitzer zeigt sich dem Gaste gern als ein Freund von guter Küche und wohlbestelltem Keller. Gewiß haben diese Elblande noch ihre glückliche Zukunft; man erhofft dieselbe von einer Vermehrung der durch die Priegnitz führenden Schienenwege. Allein, übereinstimmend mit dem konservativen Zuge im Volke, welcher hier überall stark zu Tage tritt, ist die Priegnitz die klassische Landschaft für die Vergangenheit der Mark, für alte Feudal- und Klosterherrlichkeit!

Denn die Städte der Priegnitz gehen zurück. Sie haben sich viel des Alterthümlichen bewahrt. Dieses Wittstock mit seinen zerbröckelnden Mauern, dieses Perleberg mit seinem Rolande, dieses Pritzwalk mit seiner mächtigen Kirche,

Digitized by Google

dieses Kyritz, in welchem die Bürgerschaft auch heute noch das Gedächtniß des glorreichen Tages feiert, an dem sie einen mecklenburgischen Schnapphahn, den Ritter von Bassewitz, fing und richtete: — all diese Orte, abgesehen von den kleineren, haben sich wenig gegen die hochinteressanten Städtebilder verändert, welche die große Topographie von Merian in ihrem die Mark betreffenden Theile uns im Jahre 1652 vorführt. Die Bedeutsamkeit dieser Städte ist längst erloschen; die alten Gewerke, vor allen anderen das der Tuchmacher, haben sämmtlich verloren. Nur ein uns sonst kaum in der Mark begegnender Reiz altbürgerlicher Poesie ist diesen stillen Orten mit den sinkenden, altersgrauen Mauern und hochragenden Kirchen, dem sehr mangelhaften Pflaster und den so traulichen, des Sommerabends dicht besetzten Bänken vor der Hausthür noch geblieben. Der Duft der nahen Wälder streift balsamisch in der Abendstunde hin über die dunkelnde Stadt; durch die Straßen zieht das junge Volk, hier und da wol noch eine Strophe aus irgend einem alten Volksliede singend; in dem Flur des „Deutschen Hauses" — denn ein solch „Hotel" fehlt kaum irgendwo in einer märkischen Stadt — sitzen die Honoratioren des Ortes, und eine seltene Herzlichkeit belebt die Unterhaltung, bis die Glocke von dem mondscheinbeleuchteten Kirchthurme ruft oder der Wächter sein uraltes: „Hört, ihr Herr'n, und laßt euch sagen!" abfingt — all diese anheimelnden Eindrücke werden dem Fremden sicherlich auf dem gesegneten Boden der Priegnitz und unter ihrem guten, getreuen Volke entgegentreten. Wir werden auf mehrere dieser priegnitzischen Städte noch zurückkommen müssen, wenn wir dem kleinbürgerlichen Leben der Mark uns zuwenden.

Indessen diese Elbprovinz ist vorzugsweise ein Land des Adels und der Feudalherrlichkeit. Noch blühen sie hier, die großen Geschlechter der Jagow, Karstedt, Klitzing, Kröcher, Möllendorf, Platen, Plessen, vor Allen die Winterfeld und das hochgefeierte Geschlecht der edlen Gänse von Putlitz — sämmtlich Familien, deren Ahnherren zu Zeiten der ersten Ballenstädter bereits urkundlich genannt werden, und welche, wie die Karstedt, die Winterfeld und das der Sage nach von den bayerischen Grafen zu Abensberg abstammende große Geschlecht derer von Rohr einen sehr beträchtlichen Grundbesitz bis heute sich erhalten haben. Das Urbild einer märkischen Burg tritt uns fast unverändert in dem ehemals bischöflichen Hause Goldbeck, im Winterfeld'schen Schlosse Freienstein, in der Ruine daselbst u. s. w. entgegen. Uralte, fast unzerstörbare Mauern, trutzende Thürme, breite Burggräben — wenig Komfort, aber viel Kraft, viel Eigenart — das sehen wir an jedem alten Adelshause der Priegnitz! Wo etwa, wie in dem Karstedt'schen Hause Fretzdorf, die Einrichtung eine neuere ist, da vereinigt sich der Stolz alt angestammten Besitzes und Reichthumes aufs Liebenswürdigste mit wahrer Vornehmheit und geläutertem Geschmacke.

Freilich haben nicht alle Geschlechter der Priegnitz ihre volle Macht und Bedeutsamkeit sich erhalten können. Das große Haus der edlen Gänse von Putlitz, welches wahrscheinlich deutschen Ursprungs ist, weil sein Wappenzeichen — Gans mit goldenem Ring um den Hals — der deutschen Mythe entnommen ist, und welches sich einst als „Junker von Gottes Gnaden" bezeichnete, hat zwar sein altes Obermarschallamt in der Mark bis auf den heutigen Tag sich erhalten und die Reste seiner Stammburg, einen uralten Thurm zu Burghof Putlitz an der Stepenitz, in neuester Zeit wieder erworben; die fast

Digitized by Google

fürstliche Macht dieses edlen Hauses aber ist seit den Tagen des Kurfürsten Friedrich's I. gebrochen. Schon der Dom zu Havelberg erinnerte uns an dies hochstrebende Haus. Nicht ohne das Gefühl der Wehmuth können wir auf Burghof Putlitz verweilen. Kaspar Gans wollte das Beste seines Landes und war kein Freibeuter wie die Quitzow's, als er sich gegen den ersten Hohenzoller in der Mark erhob! Wie vielfach hat sich dies Geschlecht nicht ausgezeichnet! Neben dem ehernen Kriegsmanne Kaspar zählt es einen hochverdienten Bischof von Havelberg zu den Seinigen, jenen „Küster von der Wilsnack", wie er im 15. Jahrhundert genannt wurde, welcher mit dem eisernen Friedrich von Brandenburg die Raubnester zerstörte und mehr das Stahlkleid denn die Stola zu tragen gewohnt war! Hohes vaterländisches und echt dichterisches Verdienst schmückt ferner einen Putlitz unserer Tage, jenen Edelherrn Gustav Heinrich Gans von und zu Putlitz, geb. 1821 zu Retzien in der Priegnitz. Sein wahrhaft idyllischer Märchenstrauß: „Was sich der Wald erzählt" und jene sittliche Hoheit, welche über seinen dramatischen Werken „Don Juan d'Austria" und dem „Testament des Großen Kurfürsten" schwebt, bezeichnen den wahren Dichter und den echten Edelmann — seine „Kurbrandenburgischen Geschichten" den getreuen Sohn seiner Heimat.

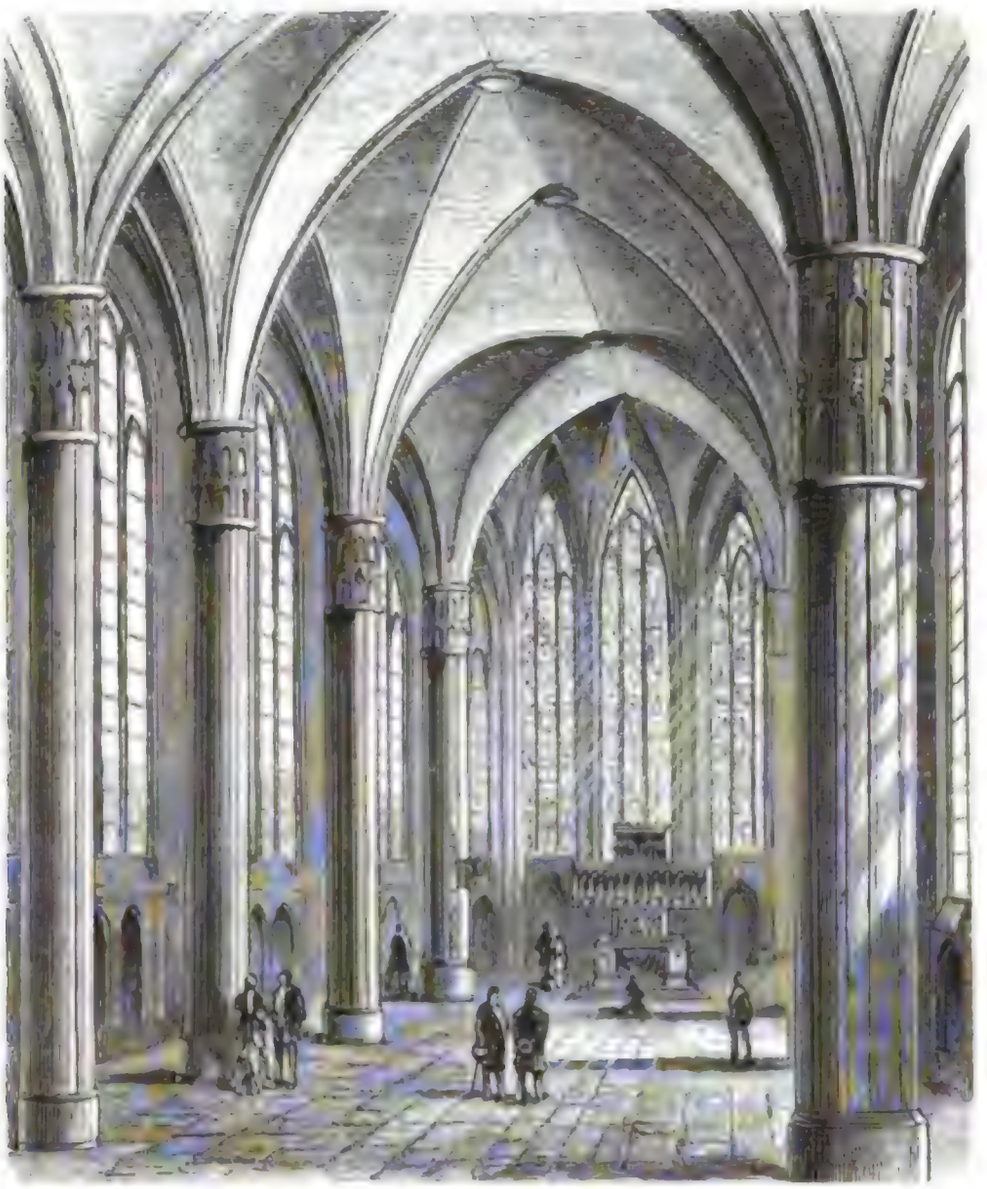
Aber die Priegnitz ist auch der klassische Boden hierarchischer Alterthümer in der Mark, sowol was Kunstdenkmäler als was noch bestehende Stiftungen des kirchlichen Alterthums anlangt. Wie sinnvoll und bedeutsam könnte manche, jetzt völlig kahle Kirche der Priegnitz mit dem renovirten Schnitzwerk ausgestattet werden, welches auf ihrem Boden vermodert! Die großartigsten und interessantesten kirchlichen Denkmäler dieser Elblande Brandenburgs treten uns in der ehemaligen Wallfahrtskirche zu Wilsnack, in dem einstigen Cisterzienserinnenstifte Heiligengrabe, sowie in der jenseit der Elbe unfern von Havelberg gelegenen Johanniter-Commende Werben entgegen.

Das kleine freundliche Städtchen Wilsnack liegt an der südwestlichen Grenze der Priegnitz, nahe bei der Berlin-Hamburger Eisenbahn. Seine stattliche, weit in die Altmark hinein sichtbare Kirche besitzt einen hohen geschichtlichen und künstlerischen Werth. Dieses freilich thurmlose Bauwerk erhebt sich weit über die Dächer der Stadt; seine Gewölbe erreichen die Höhe von 26 m. Im Innern aber ist der graziöse gothische Bau längst seiner alten Herrlichkeit entkleidet; aber noch immer finden sich in demselben mehrere Altäre mit Bildern aus der heiligen Geschichte sowie die Porträts von vielen fürstlichen Personen, welche sich ehedem in höchster Lebensgefahr dem heiligen Blute von Wilsnack gelobten. Die prächtigen, mit den schönsten Glasmalereien geschmückten Fenster im hohen Chore gehören zu den edelsten Werken dieser Kunst in der Mark; sie sind von Königen von Dänemark, den Fürsten von Sachsen und Mecklenburg u. A. gestiftet, deren Wappen groß und deutlich aus den farbigen Scheiben hervortreten. Rechts an den Emporen hat ein lang vergessener Maler die Geschichte von dem „Anfange und Fortgange des heiligen Blutes zu Wilsnack" dargestellt, welcher wir uns nunmehr zuwenden.

Es war im Jahre 1383. Der Bischof Dietrich II. von Havelberg lag um unbekannten Grundes willen in Fehde mit dem priegnitzer Edelmanne Heinrich von Bülow. Am Tage nach der Himmelfahrt Mariä, am 16. August des genannten Jahres, überfiel der Letztere einige Stiftsdörfer, unter ihnen auch

Digitized by Google

Wilsnack, brannte die strohgedeckten Kathen des Weilers nieder und trieb die Einwohner mit ihrem Vieh gefangen hinweg. Solch adlig Thun belegte man damals mit dem Worte „auspochen“. Der Priester von Wilsnack, namens Johannes, war während der Unglücksstunden in Havelberg; zurückgekehrt blickte er trostlos auf die Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte; denn auch die Kirche war niedergebrannt, und mit ihr waren drei konsekrirte Hostien untergegangen, welche man als Viatikum für Sterbende in dem Gotteshause aufbewahrt hatte.



Inneres der Wallfahrtskirche zu Wilsnack.

Die Gemeinde von Wilsnack suchte Hülfe und Schutz in dem nahe gelegenen Orte Groß-Luben. Hier, erzählt die Sage, ward dem Priester Johannes im Traume durch die Stimme eines Engels der Befehl kund gethan, nach Wilsnack zu gehen und dort am Altare der zerstörten Kirche eine Messe zu lesen. Endlich schickte der Pfarrer sich an, dem Befehle Folge zu leisten. Da soll man auf dem Altare jene drei Hostien unversehrt vorgefunden haben, aber an jeder derselben war ein Blutstropfen sichtbar. Auch das Corporale, d. h. das Tuch, in welches die Hostienbüchse gehüllt war, erschien wie mit

Digitized by Google

Blutstropfen benetzt. Der Eindruck des Wunders war bei den Zeitgenossen ein überwältigender. Die Untersuchungen des Bischofs von Havelberg bestätigten die Authentizität des Mirakels. Ein altes Mütterchen, welches die Hostien gesehen hatte, warf die Krücken fort und ward gesund. So war Wilsnack über Nacht zu einer Gnadenstätte geworden. In rascher Folge entwickelte sich nun das Dorf zur Stadt, und die reichen Gaben der Pilger, welche hier Vergebung ihrer Sünden suchten, ermöglichten dem Bischofe Johann Wöpelitz, einem der kunstsinnigsten Männer jener Tage, den Bau der herrlichen Kirche.

Es waren gesegnete und buntbewegte Zeiten für Wilsnack, die Jahre bis zur Reformation! Jedes Haus war eine Herberge und hatte sein besonderes Zeichen. Ein ewiger Jahrmarkt schien den Wilsnackern gekommen zu sein. Die Böhmen, die Polen, die Ungarn kamen mit fahrenden Weibern und Gauklern; die Magyaren stifteten ein Wachslicht, so hoch, daß es von der Orgel aus angezündet werden mußte; herrliche Glocken sendeten ihre tiefen, wohllautenden Stimmen aus der Kirche weit über das Land hinaus. Im Gotteshause selbst befanden sich drei Orgeln und eine Menge von Votivgeschenken, welche mit der Geschichte des heiligen Blutes in näherem Zusammenhange standen, z. B. ein Schwert, in welches sich der Stab eines Pilgrims verwandelt hatte, welcher auf dem Wege nach Wilsnack von Räubern angegriffen worden war, Hände von Silber und Aehnliches mehr. Eine Sünderwage, deren Handhabung einem Priester oblag, bestimmte die Schwere der Schuld des Einzelnen und die Buße, welche er in Naturalien oder Geld zu entrichten hatte, ehe ihm die Sündenvergebung gewährt und der Anblick des heiligen Blutes verstattet ward.

Eine besonders ergiebige Einnahmequelle für das Havelberger Bisthum war der Verkauf gewisser bleierner Zeichen, einer Art von Schau- und Gedenkmünzen, welche mit drei purpurnen Blutstropfen gezeichnet waren. Auf den Hut oder das Barett gesteckt, eröffneten sie den Pilgern von Wilsnack überall gastfreie Aufnahme und machten deren Wirthe der Verdienste der Pilgerfahrt theilhaftig. Aber auch das Wilsnacker Wunderblut theilte das gemeinsame Schicksal aller Dinge auf Erden; sein Ansehen sank.

Die ersten Angriffe gegen die abgöttische Verehrung der wunderwirkenden Hostien geschahen durch keinen Geringeren als durch Johann Hus. Ihm folgte in der Bekämpfung der Hostiengeschichte der Magdeburger Domherr Heinrich Tacke und endlich Luther selbst. Mit zäher Thatkraft wollte besonders der Domdechant Peter Konradi die Wilsnacker Hostien vor den Angriffen der evangelischen Prädikanten schützen, bis am 28. Mai 1552 der evangelische Pfarrer Ellefeld zu Wilsnack der Existenz des heiligen Blutes selbst ein Ende machte. Er zerschlug die Gefäße und verbrannte die Hostien mit den Worten: „Verfluchter Teufel; heute zerstöre ich dich in Gottes Namen, weil du Viele irregeführt hast.“ Freilich hatte der muthige Mann seine That mit Gefängniß auf der Plattenburg, dem bedeutendsten bischöflichen Schlosse der Priegnitz, zu büßen.

Einst war der Name der Stadt Wilsnack durch ganz Europa hin bekannt. Jetzt herrscht die elegische Stille eines Landstädtchens in dem Orte, auf dessen Kirchhofe sich einst das bunte Jahrmarktsgetümmel deutschen Wanderlebens in der warmen Augustsonne entfaltete, denn der St. Bartholomäustag bildete den Höhepunkt der Verehrung des heiligen Blutes. Nur das grandiose Gotteshaus gemahnt an die alte, farbenprächtige Zeit.

Digitized by Google

Ein nicht minder anziehendes Denkmal der Vergangenheit unserer Mark als die Wilsnacker Wunderblutskirche zu St. Katharinen lernen wir kennen, wenn wir von der Stadt Wittstock aus eine Wanderung nach Westen auf der Landstraße nach Pritzwalk unternehmen. Unser Weg führt uns durch hügelförmiges, bald mit Wald bestandenes, bald sorgfältig angebautes Land. Etwa 8 km weiter erreichen wir das berühmte Cisterzienserinnenkloster und adlige Fräuleinstift Heiligengrabe.

Innerhalb einer hohen Mauer, welche einen anmuthigen Park voll prächtiger, uralter Bäume umschließt, liegen die Gebäude des Klosters, die Kirche mit ihrem gothischen Kreuzgange, die prächtig ornamentirte Kapelle des heiligen Blutes, die Wohn-, Wirthschafts-, Rentei- und Schulgebäude. Denn die Stiftsdamen, unverheirathete Töchter des evangelischen märkischen Adels, beschäftigen sich mit Vorliebe in pädagogischer Richtung. Es liegt ein poetischer Duft über all diesen Ueberbleibseln des Alterthums. Wie zierlich diese kostbar geschmückte Kapelle, wie ernst und lieblich diese epheuumrankte Kirche mit dem Glockenstuhle, aus welchem es träumerisch wie von einer silbernen Glocke der Sage hinklingt über den weiten Hof! Wie lauschig dieser Kreuzgang mit seinen Festons von wildem Wein, seinen grauen, von der Volksmär umzogenen Grabsteinen!

Auch das Stift Heiligengrabe verdankt einer der „Hostiensagen", die wir nirgends so zahlreich antreffen als in der Mark Brandenburg, seinen Ursprung. Ein Sproß des damals stets verfolgten Volkes, ein Jude — wie die Chronisten berichten — aus Freiberg in dem Lande Meißen, hatte Freitags nach Himmelfahrt 1287 einen Einbruch in die Kirche des Dorfes Techow bei Wittstock gemacht und hatte das Sakrament, die geweihte Hostie mit dem Chrisam, dem Salböle, gestohlen, um diese Dinge im Sinne der Zauberei und zu Zwecken des Aberglaubens zu verwenden. Die Rache des Himmels, so sagen die alten Berichte, ereilte ihn bald. Auf dem kurzen Wege nach Pritzwalk ward ihm sein Raub plötzlich so schwer, daß er seine Wanderung nicht fortsetzen konnte. Er setzte sich unter eine alte Eiche am Wege, um die Nacht über zu ruhen. In der Nähe stand ein Hochgericht; Galgen, Rad und Marterpfahl fielen dem Juden in die Augen, als er am Morgen in der Dämmerung sich wieder aufmachen wollte. Da faßte ihn plötzlich eine tödliche Angst; er vergrub die Hostie oben auf dem Galgenberge; unvertilgbare Blutspuren an seinen Händen verriethen ihn indessen. Er wurde von Pritzwalk, woselbst man ihn ergriffen, nach dem Orte der That zurückgeführt; oben auf dem Galgenberge stampfte er in der Verzweiflung auf die Erde und rief aus: „Hier, ihr Christen, liegt euer Gott!" Als man nachgrub, fand man die Hostie, aber sie „blutete" über den an ihr geschehenen Frevel. Nach dem Rechte oder vielmehr der Barbarei jener Zeit erlitt der Jude auf dieser Stätte den qualvollsten Tod, welchen seine Peiniger ersinnen konnten; Markgraf Otto der Minnesänger aber errichtete 1289 auf der Stätte, da man die Hostie gefunden hatte, das Cisterzienserinnenstift zum heiligen Grabe, welches durch die Reformation nach hartnäckigem Widerstande seitens der letzten Aebtissin in ein weltliches Stift für märkische Edeldamen verwandelt wurde.

Es ist ein übriggebliebenes Stück Romantik auf märkischem Boden, dies „Kloster Heiligengrabe", wie es auch heute noch genannt wird. Die Kirche selbst versteckt sich fast ganz in Busch und Baum. Wie schön ist diese Stelle in der lauen Sommernacht, wenn der Mondschein silberglänzend auf dem hohen Kirchendache und dem dunklen Klostersee ruht; wenn die Nachtigallen, für welche

Digitized by Google

das Stift und seine Umgebung eine Lieblingsstätte geworden ist, ihre Lieder singen und der leise Nachtwind träumerisch durch Laub und Rohr zieht! Wie schön aber ist dieser abgeschiedene Klosterhof auch im Winter, wenn der grelle Sonnenschein auf seinen charakteristischen Gebäuden ruht und nur das Herabtropfen des geschmolzenen Schnee's die feierliche Stille unterbricht, welche über die sonnig erglänzende Stätte sich breitet. Wie prächtig schimmern dann die dunkelgrünen Moose und Flechten auf den tiefbraunen Backsteinen der Klostergebäude! Von den ehemaligen klösterlichen Beschäftigungen ist freilich den Stiftsdamen nichts mehr geblieben, als die Pflege ihrer kleinen Gärten und die Sorge für die treffliche Schule des Stiftes. Zu ihrer anspruchslosen Tracht hat Friedrich der Große ihnen ein Ordenskreuz, auf der Brust zu tragen, verliehen. Wer einmal Gast des Klosters gewesen, wird wissen, wie viel an Herzensgüte und an ruhiger Heiterkeit bei den Konventualinnen auf dieser Stätte sich findet.

Doch wir haben außer Wilsnack und Heiligengrabe noch eine dritte Stelle in den brandenburgischen Elblanden zu betrachten, welche, obwol sie jetzt außerhalb der Grenzen der Provinz Brandenburg liegt, doch mit der Mark Brandenburg im engsten Zusammenhange steht: es ist dies die ehemalige Commende Werben hart an der Elbe, aber auf dem linken Ufer des Flusses. Wir gelangen am besten zu ihr, wenn wir von Wilsnack aus über Legde und Quitzöbel, die Stammgüter des berühmten Hauses der Quitzow, zur Fähre an der Elbe uns begeben. Bald liegt dann Werben, der Stammsitz der Johanniter in der Mark, jetzt ein Immediat-Städtlein, vor uns.

Die geistlichen Ritter in der Mark haben freilich keine Geschichte aufzuweisen, wie ihre Brüder im heiligen Lande, auf Rhodus und Malta — keine Geschichte reich an Thaten glänzender Tapferkeit und glaubensvoller Entsagung. Aber auch die märkischen Johanniter und Templer sind Kämpfer des Kreuzes gewesen und die ersten Pioniere deutscher Kultur im slavischen Osten.

Albrecht der Bär schenkte im Jahre 1160 den Brüdern vom Spitale St. Johannis zu Jerusalem die Stadt Werben. Nicht ohne tieferen Grund; denn Werben war ein Platz, mit aller Macht umworben von slavischen und deutschen Waffen! Hier stießen die Grenzen der Daleminzier, Heveller und Liutizen, dreier kriegerischer Slavenvölker, zusammen.

Fort und fort war Werben in den blutigen Kämpfen zwischen den Deutschen (namentlich Sachsen) und den Slaven erobert und verloren worden; wer Werben innehatte, gebot auch über den Elbpaß und die Straße nach dem Lande der Obotriten. Seitdem die Brüder St. Johannis von Werben Besitz ergriffen hatten, blieb die oft bestürmte Feste für immer in deutschem Besitz.

Die Kirche der Johanniter zu Werben bewahrt noch Denkmäler aus der Ordenszeit. Außer den Grabsteinen von Komthuren der ritterlichen Vereinigung finden wir hier im Altare ein beachtenswerthes Schnitzwerk, in einem großen Armleuchter und in dem Taufsteine edle Werke alter Gießkunst. Unstreitig aber die interessanteste Sehenswürdigkeit der Kirche zu Werben sind die Glasmalereien in den Fenstern des hohen Chores. Wie frei die Johanniter des 15. Jahrhunderts über die römische Hierarchie dachten, zeigen die Scheiben eines dieser Fenster, auf welchem ein Papst, ein Bischof und mehrere Bettelmönche dargestellt sind, wie sie an einem Stricke vom Teufel in den gähnenden Höllenrachen gezogen werden. Aehnliche satirische Darstellungen finden sich übrigens häufig in der Mark.

Digitized by Google

Sehr wechselvoll war die Geschichte der Feste Werben während des Dreißigjährigen Krieges. Zuerst nahm 1626 der dänische General Fuchs die Festung, welche indessen sofort in die Hände der Kaiserlichen fiel, als König Christiern IV. bei Lutter am Barenberge geschlagen worden war. Die Reiter der Regimenter Lichtenstein und Dietrichstein ließen sich's nun eine Zeit lang dort wohl sein und spielten vergnüglich die Herren der Welt, bis sie der eigenen Sorglosigkeit zum Opfer fielen und der schwedische Oberst Baudissin bei Nacht die Wälle erstieg. Gustav Adolf ließ später auf den Wiesen von Werben zum Schutze des Elbüberganges die berühmte „Schwedenschanze" aufführen, welche nun der Gegenstand eines höchst wechselvollen Kampfes wurde, bis sie 1637 von dem schwedischen Kommandanten Ruth an die Sachsen und Brandenburger übergeben wurde. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, machte endlich dem gefährlichen Kampfobjekte ein Ende und ließ die Schanze einreißen. Die versschmiedende Zeit hatte auch für diese Ereignisse ihr Gedächtnißwort; es lautete:

„Der Schwedenkönig that bauen gut
Die Schanze zu Werben zu seiner Hut; (1631)
Die Kurfürst Friedrich Wilhelms Rath
Durch Hauptmann Strantzen rasiren that." — (1641)

Im Jahre 1809 verlor der Orden der Johanniter durch Verfügung des Königs Jerôme von Westfalen seine Commende Werben. Er hat für diesen Verlust niemals eine Entschädigung erhalten. Gern vergegenwärtigen wir uns aber an dieser, mit so vielen Denkmälern der Vorzeit geschmückten Stätte die alte Zeit der Ordensherrschaft. Dort vor dem Altare der heiligen Anna kniet eine Bürgerfamilie und betet die einfache Inschrift der Steinplatte nach: „O Sancta Anna mid dinem hilligen geschlechte bidde vor uns!" Dort am Pfeiler ist der Altar der heiligen Jungfrau; junge Mädchen aus der Stadt haben soeben auf ihm die Kerzen entzündet; in ihrem Scheine flimmert bunt der Zierat, mit welchem die Gottesmutter behängt ist. Vor der Statue des heil. Johannes verrichten die Ritterbrüder des Ordens ihr Gebet; hinter ihnen stehen einige gerüstete Edelleute, die Hände mit den Eisenhandschuhen über dem Kreuze des Schwertes gefaltet. Jener einfache Altarstein am Ausgange der Kirche aber, vor welchem ein Priester die Messe celebrirt, ist für die Armen und Nothleidenden bestimmt; es ist der „Altar der Elenden"; vor ihm durften auch Die beten, welche die Welt ausgestoßen hatte. —

Es sind nur die hervorragendsten Punkte der märkischen Elblandschaften gewesen, welchen wir unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben. Der Wanderer, welcher die Priegnitz durchzieht, wird in ihr noch viele andere Orte finden, welche sein Interesse lebhaft erregen. So das Kloster Marienfließ an der Stepenitz, welches die Edlen aus dem Geschlechte Gans zu Putlitz im Jahre 1230 gestiftet haben; so den Flecken Zechlin, ursprünglich eine Ansiedelung der Mönche von Doberan an einem prächtigen See, jetzt eine der landschaftlichen Perlen der Priegnitz. Wegen der romantischen Lage des Ortes und der Nähe umfangreicher Forsten haben im 17. Jahrhundert hohenzollernsche Prinzen mit Vorliebe hier Hof gehalten, und König Friedrich Wilhelm I. gründete 1736 zu Zechlin eine Hütte für Krystall-, Kreide- und anderes gemeines Glas, damit in den großen Waldungen das Holz nicht verfaule." Am nachhaltigsten aber werden immer die alten Städte der Priegnitz mit ihrer Fülle charaktervoller Bauten den Wanderer

Digitized by Google

anziehen, wie wir oben bereits andeuteten. Schließen wir nun die Betrachtung der märkischen Elblandschaft mit dem Hinblicke auf einzelne Sagen der Priegnitz.

Der furchtbare Völkerkampf, welcher diese Gegenden durchtobt hat, ist unvergessen; auch der gewöhnliche Landmann hat ein dunkles Bewußtsein davon, daß einst ein anderes Volk in diesen Gegenden gewohnt hat. Oft trifft man hier zu Lande auf hohe Haufen von Steinen, welche, wie es der Augenschein lehrt, sorgfältig aufgeschichtet sind. Dieselben gelten dem Volke als die Begräbnißstätten des „Riesenkönigs", welcher ehedem über die Bewohner der Priegnitz geherrscht hat. Dort unten ruht er, so heißt es, in goldenem Sarge; tiefer aber und tiefer sinken alljährlich seine Gebeine, und Schmuck und Krone des alten Helden werden nie ein Menschenkind mehr beglücken.

In der ganzen Priegnitz erzählt man von einer Edelfrau, welche „Frau Gode" geheißen habe und gegen ihre Mägde so hartherzig gewesen sei, daß sie verwünscht worden ist, ewig durch die Luft zu jagen. Namentlich in den Zwölften, d. h. der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr, hört man sie — besonders wenn der Mond hell scheint; — brausend und sausend zieht sie am Himmel dahin; man vernimmt das Knallen der Peitschen, das Bellen der Hündlein und das Klingen der Schellen an deren Halsbändern. Neben dem wilden Jäger also haben wir eine wilde Jägerin in den Volkssagen der Mark, und es unterliegt keinem Zweifel, daß „Frau Gode" nichts Anderes ist als eine Göttergestalt des deutschen Heidenthums: die Gemahlin des Sturmgottes Wodan, aus dessen Namen sogar der ihrige entstanden ist.

Hören wir endlich noch eine Sage aus der kampfdurchtobten alten Zeit des priegnitzer Bürgerthums. Im Jahre 1411 geschah es, daß der oben bereits erwähnte mecklenburgische Ritter, Herr Kurt von Bassewitz, heranzog und die gute Stadt Kyritz hart belagerte. Aber die Kyritzer vertheidigten sich tapfer, und so mußte der Ritter zur List seine Zuflucht nehmen. Er ließ einen unterirdischen Gang graben, durch welchen er in die Stadt eindringen wollte. Nun aber hatten die Kyritzer damals gerade einen schweren Verbrecher im Thurme sitzen; der hörte das Wühlen und Klopfen unter der Erde und rettete durch Mittheilung seiner Wahrnehmungen sein Leben. Ruhig verfolgten nun die Städter den Gang der unterirdischen Arbeit; als der Ritter aber nach einigen Tagen um Mitternacht auf dem Markte zu Kyritz emporsteigen wollte, da übergossen die wachsamen Städter ihn mit heißem Breie, nahmen ihn nach hartem Kampfe gefangen und enthaupteten ihn mit dem eigenen Schwerte. Degen und Panzer des Ritters werden noch heute auf dem Rathhause zu Kyritz aufbewahrt, und zum Andenken an die Wachsamkeit der Vorfahren feiert man am Montage nach Invocavit das „Bassewitzfest" mit zweimaligem Gottesdienst und mit Gabenvertheilung an die Armen und Schulkinder. Es war Sitte, daß der Bürgermeister bei der Festesfeier mit einem Messer einen Stich in das Kriegskleid, den „Lendner" des Herrn von Bassewitz, thun mußte, weshalb von dem Gewande fast nichts mehr übrig geblieben ist.

Nachdem wir den tapferen Bürgern von Kyritz den schuldigen Tribut ehrenvoller Erwähnung geleistet, verlassen wir die Priegnitz und wenden uns dem nördlichen Landrücken der Tiefebene und der Ukermark zu, durch welche diese an Seen so reiche Anschwellung des Bodens sich hinzieht.

Digitized by Google

Havellandschaft. Zeichnung von Alb. Richter.

Der nördliche Landrücken des Tieflandes.

Das Land, seine Bodengestalt, seine Flüsse und Seen. — Märkische Fischerei. — Territorialgeschichte. — Schloß Boitzenburg. — Rheinsberg. — Joachimsthal.

Das Land, seine Bodengestalt, seine Flüsse und Seen. Die Landschaften, welche von dem hufeisenförmigen Bogen des Havellaufes auf der $361_{,35}$ km langen Strecke von Fürstenberg bis zu seiner Mündung in die Elbe eingeschlossen werden, bestehen aus zwei ihrer Oberflächengestaltung nach völlig verschiedenen Theilen, einem Plateau im Norden und einer Niederung im Süden. Die letztere ist das „Havelluch" mit seinem Zubehör, dem „Rhin- und Dosse-Bruch"; das erstere wird durch die Ostpriegnitz und die Lande Ruppin und Löwenberg gebildet. Eine Linie, von Wusterhausen an der Dosse in fast genau horizontaler Richtung nach Liebenwalde gezogen, würde im großen und ganzen mit der Grenze beider Landestheile zusammenfallen. Auf dem nördlich gelegenen Plateau haben wir zuerst jener Sandwüste Erwähnung zu thun, welche die weitere Umgebung des sonst so romantisch gelegenen Fleckens Zechlin bildet. Haben wir dieselbe durchwandert, was an einem heißen Sommertage immerhin nicht geringe Schwierigkeiten macht, so belohnen uns die „Rheinsberger Höhen" überreich für unsere Anstrengung. Mit prachtvollen Buchen, Eichen und Föhren bestanden, erheben sich diese Anhöhen oft in amphitheatralischer Form. Sie durchstreifen dann wieder als zusammenhängende langgestreckte Ketten die dichten

Digitized by Google

Forsten des Landes und zeigen dem überraschten Wanderer ein Bild, in welchem die durch enge und tiefe Thäler rauschenden Bäche aufs Anmuthigste mit den tiefblauen Seenflächen abwechseln. Oft sind die Ufer dieser Becken steil und jäh abfallend; über 30 m hoch erheben sie sich z. B. über dem „Kalksee", welchen sie auf drei Seiten kesselartig umschließen.

Die Dosse mit der Rödelitz, der Glinze, der Klempenitz und der Jägelitz rechts, dem Berlincher Graben, der Brause-Bäcke und der Schwänze links, sowie der Rhin mit seinen wahrhaft labyrinthischen Verzweigungen bewässern dieses Plateau. Der letztere Fluß hat eine Länge von $58{,}_{57}$ km; er ist der Abschluß der auf der mecklenburgisch-brandenburgischen Grenze gelegenen Seen und zieht sich in fast genau südlicher Richtung durch die Seenkette der ehemaligen Herrschaft Ruppin hin, bis er in der Nähe von Kremmen plötzlich eine scharfe Wendung nach Westen macht und fast in rechtem Winkel der Havel zueilt. Der wichtigste Zufluß des Rhins auf der rechten Seite ist die Temnitz. An ihren Ufern liegt der berühmte Burgwall von Wildberg, eine der vielen Stätten in der Mark, auf denen die Sage eine weiße Frau erscheinen läßt. Dieser Burgwall bildete eine der stärksten slavischen Befestigungen der Mark und trug noch im Jahre 1713 die großartige Ruine eines Schlosses, welches Friedrich I. im Kampfe mit den Quitzows zerstört haben sollte. Auf der linken Seite empfängt der Rhin einen starken Zufluß aus den Lindower Gewässern. Die letzteren sammeln sich bei Lindow, wo in überaus lieblicher Lage die Ruinen eines Nonnenklosters stehen. Die alten Herren des Landes, die Grafen von Lindow, haben dasselbe dereinst für den strengen Orden der Prämonstratenser gegründet und pflegten ihm die eigenen Töchter anzuvertrauen. Nur 36 Nonnen enthaltend, hatte dasselbe doch einst einen Grundbesitz von über 18 Dörfern und nahm außerdem von der Stadt Lindow Grundzins und Jungfrauenschoß ein. Die Reformation hat auch dieses Kloster in ein adliges Fräuleinstift verwandelt.

Von dem Ruppiner Plateau fließen zwei Wasserläufe direkt in östlicher Richtung der Oberhavel zu; es ist dies das Polzow-Wentow-Fließ auf der mecklenburgischen Grenze, welches auf seiner untersten Strecke in einer Länge von $9{,}_{4}$ km kanalisirt ist, und der Welse-Graben, welcher oberhalb Zehdenick in die Havel fällt.

Auf 31° östl. Länge schließt die Havel durch ihren Flußlauf dies Ruppiner Plateau ab, von welchem wir bisher gesprochen haben. Oestlich vom Havelstrome setzt sich indessen die Hochfläche als ukermärkisch-mecklenburgischer Grenzwall fort. Die Streichungslinie desselben geht von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost; die Kette der Lychener, Templiner und Werbelliner Seen, welche, sowie das Döllenfließ, genau dieser Richtung folgen, bezeichnen den Lauf der Längenthäler in dem ukermärkischen Plateau, dessen Grenze durch jenen Wall gebildet wird.

Diese Bodenanschwellung, welche die Mark von Mecklenburg scheidet, erreicht in ihren Scheiteln fast überall eine absolute Höhe von mehr als 125 m und hält sich auch in ihren Sätteln meist auf etwa 75—80 m Meereshöhe.

Die Ukermark besitzt in ihren Thälern eine reiche Fülle von Seen. Am Westende des Grenzzuges liegen die Alt-Thümenschen Gewässer, welche nach Süden zu mit dem Stolpsee in Verbindung stehen, aus welchem der Lychener Kanal ($9{,}_{4}$ km lang) zur Seenkette von Lychen hinführt. Die letztere liegt

Digitized by Google

in einem großen, weit und breit sich ausdehnenden Waldlande, welches aus den gräflich Arnim-Boitzenburgischen Forsten, der Lychener Stadtheide und den Wäldern des Reviers Himmelpfort besteht. Das Waldland ist nur spärlich gelichtet, um zum Ackerbau verwendet zu werden. Jungfräulicher märkischer Wald — wie ist er von so imposanter Schönheit, wenn ein leises Rauschen durch seine dunklen Wipfel zieht und von der alten Geschichte Brandenburgs erzählen will, von jener unabläßigen Arbeit, jenem Ringen und Kämpfen, durch welches dieses Land für Deutschland zurückgewonnen ward! Jungfräulicher märkischer Wald — wie friedlich blickt er uns entgegen, wenn er im goldenen Abendscheine ruhend daliegt, wenn kein Luftzug den sonnenüberglänzten Waldsee kräuselt, welchen der Wanderer im Forste plötzlich vor sich sieht und zu dem die Wurzeln der knorrigen Fichte labungsuchend an der steilen Lehmwand sich herabranken!

Die außerordentlich fischreichen Seen um Lychen gehörten fast alle dem Kloster Himmelpfort, auf welches wir noch zu sprechen kommen werden, wenn wir den Lauf der Havel verfolgen. Nicht umsonst haben die alten Fürsten den Cisterziensern solche Fülle an Seen geschenkt: sie waren einmal um die Fastenspeise ihrer Mönche besorgt und hielten sodann auch die damals noch sehr sumpfigen Gegenden, in welchen diese Seen lagen, für besonders geeignet, den Fleiß der großen Kolonisatoren des Mittelalters anzuregen.

Märkische Fischerei. Das Gebiet, in welchem wir stehen, die seenreiche Ukermark und das Stromnetz der Havel, laden uns zu einem Blicke auf die Fischerei der Mark ein. Für die Kulturgeschichte Brandenburgs ist dieser Erwerbszweig seit den ältesten Zeiten von einer hervorragenden Wichtigkeit gewesen. Die zahlreichen natürlichen Eilande, welche die Mark in ihren großen Seen, ihren alljährlich austretenden Strömen und deren Nebenflüssen überall darbietet, wiesen die Urbewohner des Landes vor Allem auf den Fischfang hin. Schon in der Steinzeit, so sagt die neuere Forschung, zogen daher Fischer durch die Mark, mit Angelhaken aus Feuerstein und Knochen, vielleicht auch schon mit Netz und Garn ihre Beute erjagend, wenn sie es nicht, was das Wahrscheinlichere ist, vorzogen, die Fische mit rohen Speeren zu stechen oder dieselben im Winter durch Schlagen auf die Eisdecke des durchsichtigen Weihers zu betäuben. Aus der Zeit der Bronze, einer Periode, welche für die brandenburgischen Lande Jahrhunderte lang gedauert haben mag, sind die Spuren germanischen Fischerwesens auf den Inseln und Werdern der Mark noch deutlich nachweisbar. Während der Völkerwanderung verdrängten slavische Stämme mehr und mehr die Germanen, und jenen ersteren verdanken wir die Anlage künstlicher Fischerstätten: die zahlreichen Pfahlbauten in unseren Seen, ihnen auch die erste wirthschaftliche Regelung des Fischereiwesens Schon damals waren die Wassergebiete genau eingetheilt; die Raubfischerei war streng verpönt, und gewisse Gemeindebeamte, deren Namen „Pritzstabel“ sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, überwachten den Fischfang. So gelangte die Mark mit reichem Fischsegen an die deutschen Eroberer. Diese überließen den Fischfang Anfangs wendischen Händen; in den Kietzen von den Deutschen abgeschlossen, bewahrten sich die Slaven noch Jahrhunderte lang ihre Eigenthümlichkeiten. Je mehr freilich der Ackerbau aufblühte, um so mehr sank die

Digitized by Google

Bedeutung der Fischerei; indeß haben wir noch aus dem 16. und 17. Jahrhundert der Zeugnisse genug für den fortdauernden Fischreichthum der Marken. Sorgfältig erwogene landesherrliche Verordnungen, wie die von 1574 und 1690, suchten ihn zu schützen. In neuerer Zeit erst haben die Verunreinigungen der Flußläufe durch die „Abwässer der Fabriken" die Fische der Marken so arg dezimirt; noch aber ist es möglich, den Gewässern der Mark ihre Fische zu erhalten. Die Bestrebungen wahrhaft patriotischer Männer haben sich in neuester Zeit der Fischerei Brandenburgs in hervorragender Weise zugewendet. Jenseit der Oder hat ein märkischer Edelmann, Herr von dem Borne auf Werneuchen, die Fischzucht in ausgezeichnet wissenschaftlicher und praktischer Weise in Angriff genommen, und auch in der Ukermark hat man seinen lobenswerthen und bewährten Maßnahmen in Bezug auf die künstliche Fischzucht und die Erhaltung des noch vorhandenen Fischreichthums die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt.

Gehen wir nun auf die Fische unserer ukermärkischen Seen ein, so gehören dieselben, wie die des gesammten Havelgebietes, überwiegend der „Blei-Region" an, wie es in der Kunstsprache der Fischzüchter jetzt heißt. Die Barbe kommt nur vereinzelt vor, während dagegen das Rothauge sehr verbreitet ist. Häufig sind Hecht und Schlei. Der Stint findet sich namentlich in der oberen Havel bis Fürstenberg und ist auch in den ukermärkischen Seen häufig. Daneben kommen Aland, Döbel, Gründling, Kaulbarsch, Karpfen, Karausche und Wels, namentlich in den größeren Seen, vor; auch Quappen, Rapfen und Maränen sind zahlreich in den in Rede stehenden Gewässern vertreten. Der Lachs und der Stör, welche aus dem Meere in die Flüsse aufsteigen, können sich freilich hier nicht halten.

Die Hemmnisse der Fischkultur, Spinnereien, chemische Fabriken u. s. w. finden sich in der Ukermark so gut wie gar nicht vor; wir dürfen uns demnach nicht wundern, daß die Fischkultur hier eine besonders ausgedehnte ist. Der Handel mit Fischen nach der Reichshauptstadt wird aufs Schwunghafteste betrieben; so hörten wir von zwei Fischpächtern aus dem dicht an den Grenzen der Ukermark gelegenen mecklenburgischen Städtchen Fürstenberg, welche jährlich für etwa 200,000 Mark Fische nach Berlin verhandeln. —

Südöstlich von den Lychener Gewässern, welche uns den Anlaß zu unserem Exkurse über märkische Fischerei gaben, liegen die zusammenhängenden Seen von Templin. Auch sie sind schon im Jahre 1745 von Friedrich dem Großen durch einen Kanal mit der Havel verbunden worden, welcher eine Länge von $13_{,18}$ km besitzt. Ursprünglich sollte er zur Erleichterung und Förderung der Produktenabfuhr des ukermärkischen Getreidebaues dienen; jetzt wird dieser Weg meistens zum Transporte der Eichen- und Buchenhölzer aus den großen Forsten des gräflichen Hauses Arnim benutzt.

Wir erwähnten vorher des Döllenfließes. Als Abfluß des langgestreckten großen Döllensees eilt dasselbe in der westsüdwestlichen Richtung aller Havelzuflüsse linker Seite dem Strome zu, welchen es nach einem Laufe von 24 km unterhalb von Zehdenick erreicht. Der außerordentliche Reichthum an Holz in den Waldungen, welche das Fließ durchzieht, haben schon Friedrich den Großen dazu bewogen, hier Floßanstalten anzulegen, welche auch heute noch bestehen.

Das Döllenfließ ist der letzte Zufluß, welchen die Havel aus der Ukermark empfängt. Die Werbelliner Seen liegen bereits auf dem Gebiete des Barnim.

Digitized by Google

Erntefest in der Uckermark.

Digitized by Google

Ein $10_{,47}$ km langer Kanal verbindet dieselben mit der Finow, so daß diese hochromantischen Seen, an deren Ufern die volle Poesie märkischer Natur, Geschichte und Sage heimisch ist, bereits zum Stromgebiet der Oder gehören.

Aber noch ein drittes Flußgebiet haben wir in dem wasserreichen Uckerlande zu beachten. Vom Grimnitzsee im Südosten der Uckermark erstreckt sich nämlich eine mäßige Erhebung des Bodens in nordwestlicher Richtung bis in die Gegend zwischen Lychen und Boitzenburg. So gering auch diese Bodenanschwellung ist — sie ist eine Wasserscheide. Von ihrem östlichen Rande fließt die Welse zur Randow ab, dem Grenzflusse zwischen Pommern und der Mark; sie wendet sich dann in südöstlicher Richtung über das alte Grenzschloß Vierraden der Oder zu. Einen Zusammenhang mit dem Gebiete der Finow haben die Gewässer der Welse jetzt nicht mehr; früher indessen scheint ein solcher vorhanden gewesen zu sein; alte Karten lassen die Welse, die jetzt nicht mehr mit dem Grimnitz in Verbindung steht, aus diesem See abfließen. Wahrscheinlich, so meinen die Topographen der Mark, hat sich im Laufe der Zeiten der Spiegel des Grimnitz gesenkt.

Das letzte der Fluß- und Seensysteme in der Uckermark ist endlich das der Ucker. Das Thal derselben bildet eine tiefe, direkt von Süden nach Norden sich hinziehende Einsenkung in dem Plateauboden des Landes; ja, dasselbe erscheint, wenn man bedenkt, daß seine sich sehr nahe stehenden Ränder eine Höhe von 100 m und darüber erreichen, geradezu wie eine Spaltung des Landes. Der Lauf der Ucker auf märkischem Boden hat eine Länge von $59_{,7}$ km; der Fluß hat dann in Pommern noch etwa 38 km zurückzulegen, ehe er bei Ueckermünde ins Haff fällt.

Die Ucker entwickelt sich aus den beiden Uckerseen südlich von Prenzlau. Diese schilfumgürteten langgestreckten Wasser haben zusammen eine Länge von über 14 km bei einer verhältnißmäßig nur sehr geringen Breite. Wäre die Ucker schiffbar, so würden der Landschaft freilich ganz erhebliche Vortheile erwachsen. Noch aber ist der Plan, die Ucker auf irgend eine Weise mit dem Finowkanale zu verbinden, so daß man von Berlin aus direkt ins Haff fahren könnte, nicht in Angriff genommen; vielleicht, daß eine der künftigen Generationen den großartigen Gedanken ausführt!

Von den Nebenflüssen der Ucker, welche zumeist nur kleine „Bachen" — in dem Uckerlande sagt man „die Bache" — sind, erwähnen wir nur die Randow, durch welche, weil sie mit der Welse in Verbindung sich befindet, eine Bifurkation zwischen Ucker und Oder entsteht. Das Wort „Randow" bezeichnet eigentlich nur die Sümpfe, welche die Grenze zwischen Pommern und der Mark bildeten; der Fluß, welcher sich durch dieselben hinzog, hieß ursprünglich Löcknitz. Noch heute sind die Sumpfflächen der Randow nicht urbar gemacht; allein es ist zweifellos, daß dies in der Zukunft geschieht. Hier erwartet dieselbe Arbeit, welche die Alten im Havelluch ausgeführt haben, die kommenden Geschlechter.

Längs des Randowbruches sieht man an verschiedenen Stellen sogenannte „Burgwälle", das heißt altslavische Befestigungen. Diese Hügel sind die ältesten Denkmäler des Landes; — mögen sie uns denn zu der stürmischen Geschichte der Landestheile hinüberführen, welche wir durchwandert haben, seitdem wir bei Zechlin vom Boden der Priegnitz schieden.

Digitized by Google

Geschichte der Landschaft. Der westliche Theil der durchmessenen Grenzlandschaften gegen Mecklenburg bildete dereinst die alte Grafschaft Lindow, und es gab kein edleres Geschlecht in den Marken als ihre Herren, welche, als der Heerruf gegen die Wenden erklang, von ihrer Burg, dem thüringischen Arnstein, herabgestiegen waren und dem Zuge der deutschen Eroberer sich angeschlossen hatten. So lange das gräfliche Haus Lindow blühte, erfreute sich auch das Ruppiner Land eines gesegneten Friedens, „die Grafen waren gütige Herren und luden die Angesehensten der Bürgerschaft oft zu Gaste; sie tanzten, war der Frühling gekommen, wol mit den schönen Frauen unter den Linden des Marktes; sie hatten ein Herz für eines Jeden Noth" — so erzählen uns die alten Geschichtsschreiber der Mark. Wie sie mit Graf Wichmann im Jahre 1524 ausstarben, und wie ihr Land an das Kurhaus Brandenburg überging, soll an anderer Stelle erzählt werden.

Die Vergangenheit des Kreises Ruppin ist eine ziemlich friedliche gewesen, bis die Greuel des Dreißigjährigen Krieges anhoben, welche hier freilich ihre höchste Höhe erreicht zu haben scheinen. Oder liegen uns nur aus dieser Gegend die Berichte in besonderer Ausführlichkeit und Vollständigkeit vor? Viel, viel stürmischer noch gestaltete sich die Geschichte der drei Kreise Angermünde, Templin und Prenzlau, welche vereint die Ukermark bilden. Das Land selbst scheint bis zur deutschen Wiedereroberung ein undurchdringlicher Wald gewesen zu sein; erst von den deutschen Kriegern ward diese „Grenzprovinz" — das bedeutet der Name „Ukra" — gelichtet. Noch heute endigt sich die Mehrzahl der Dorfnamen alter Zeit auf „—hagen" oder „—walde". Bei Anbeginn der historischen Zeit stand die Terra Wera unter der Oberhoheit pommerscher Fürsten aus dem Stamme der Greifen; mit ihnen begannen die Ballenstädter etwa um 1213 den Kampf um das Ukerland; aber erst 1493, in der Erbeinigung zu Königsberg in der Neumark, wurde die Ukermark in ihrem heutigen Umfange von den Pommern definitiv dem Hause Brandenburg überlassen.

Der historischen und landschaftlich wie industriell anziehenden Stätten giebt es außerordentlich viele in den von uns betrachteten Gegenden. Jene Stätten sind umglänzt von den Strahlen ritterlicher Poesie; und in den alten Städten, in diesem so oft verlorenen und wiedergewonnenen Prenzlau, in diesem Angermünde tönen uns Lieder entgegen von märkischer Tapferkeit und pommerscher Zähigkeit. Wandeln wir im Mondenschein durch diese engen Straßen hin, so will's uns manchmal scheinen, als schalle uns aus der Tiefe der alten Thorwölbungen, aus dem Schatten der hohen Kirchen und aus den Gründen der jetzt zu Gärten umgeschaffenen Wallgräben der alte Streitruf leise zitternd entgegen: „Horsa Stettin! — Horsa Brandenburg!" Wer zu träumen versteht, dem mögen wol zu solcher Stunde auf dem weiten Markte von Prenzlau die blutigen Gestalten der beiden Bürgermeister Beltz und Grieben, welche ihren Verrath an Brandenburg mit dem Tode büßten, erscheinen; und über den silbern schimmernden Ukersee klingt's wie der Nachhall des Wortes, welches Markgraf Johann dem treuen Rodinger vor der Pommernschlacht zugerufen hat: „Steh' fest, mein Mann, und wanke nicht!"

Dennoch beschränken wir uns zunächst auf die Betrachtung zweier hervorragender Stätten der Lande Ukermark-Ruppin, Schloß Boitzenburg und Schloß Rheinsberg.

Digitized by Google

Schloß Boitzenburg. Sobald wir, von Prenzlau kommend, den letzten Hügel vor Schloß und Städtchen Boitzenburg erreicht haben, so breitet sich ein überraschend schönes Panorama der Gegend vor uns aus. Zu unserer Linken ragt ein umfangreiches Bauwerk aus der Vorzeit: die dachlose, aber in schönen gothischen Formen gehaltene Ruine des Klosters „Marienpforte" oder „Marienthür" aus den Baumgruppen empor. Nach Süden zu blicken wir in ein ziemlich enges Thal, welches von einem Bache durchflossen wird und dessen jenseitige Ränder mit gemischten Gruppen von Laub- und Nadelholz bestanden sind.

In diesem Thale selbst zeigen sich uns nur einzelne Bäume — vorgeschobene Posten des Parkes, sowie Fruchtbäume — und die hier und dort hervorschimmernden Umzäunungen sagen es uns, daß wir einen Theil des weit ausgedehnten Thiergartens von Boitzenburg vor uns haben. Da, wo die Laubhölzer und Obstbäume in dem Thale aufhören, treibt der Bach eine Mühle und eilt dann in die dichteren Partien des Thiergartens, durch welche uns die Wirthschaftsgebäude des Schlosses fast verdeckt werden. Den Mittelgrund vor uns nimmt ein weitausgedehnter Park ein, dessen hohe, herrliche Baumwipfel eine Fülle von Naturgenuß ahnen lassen. Ueber den Riesen des Parkes aber ragt hoch ein moderner, viereckiger Zinnenthurm empor, auf seiner Platte das Banner des edlen Hauses Arnim — zwei wagerechte weiße Balken auf rothem Grunde — tragend. Neben diesem neuen Thurme erblicken wir das alte graue Schloß Boitzenburg, welches mit seinem steilen Dache und dessen reichverzierten Giebeln gleichfalls zu sehr stattlicher Höhe aufragt. Von dem Städtchen zu unserer Rechten wird nur der Thurm der Marienkirche und eine Anzahl von Dächern sichtbar.

Die Natur hat ihre Gaben in verschwenderischer Fülle auf diesen Ort ausgeschüttet. Berg und Thal, Wald und Flur, Bäche und Auen hat sie in lieblichster Abwechselung vertheilt. Aber die edlen Geschlechter, welche seit Jahrhunderten jenes hochragende Schloß bewohnt haben, sie haben es auch verstanden, die Gaben der Natur zu ehren; sie haben mit sorgsamster Pflege allezeit über ihrem Besitzthume gewacht.

Seit den Tagen des schreckensvollen Dreißigjährigen Krieges hat keine Axt die majestätischen Stämme des „Karolinenhains" berührt, welcher Schloß und Park auf zwei Seiten umgiebt. Aus fernen Zonen sind zahlreiche, seltsam gegen die märkische Flora abstechende Pflanzen hierher gebracht worden; aber ein wahrhaft künstlerischer Sinn hat das Ganze geordnet und gruppirt, so daß der Besucher den Eindruck voller Harmonie mit sich fortnimmt. Und wo die Edlen so mit Liebe die heimatliche Natur umfaßt haben, da mußten es auch wol die Bürger lernen, ihr Städtlein mit hübschen Baumanlagen zu schmücken.

Treten wir für einen Augenblick noch den Resten von Kloster Marienpforte näher. Die Nordseite der Kirche, sowie ein Theil der Klostergebäude hat sich noch gut erhalten. Wie viel an alter, herrlicher Kunst aber in den Marken untergegangen ist, das empfinden wir schmerzlich auch hier, wenn wir das Auge zu den ausgebrannten Zellenfenstern des Cönobiums erheben, aus denen einst die Blicke gottgeweihter Jungfrauen sehnsuchtsvoll zu den nahen oder fernen Sitzen der Verwandten sich hinrichten mochten.

Digitized by Google

Nun aber zu dem Schlosse Boitzenburg! Wie lustig flattert das Banner dort auf den Zinnen des edel entworfenen Schloßthurmes.

Ganz interessant ist es, was die Sage von diesen weißen Balken in rothem Felde erzählt. In einem Feldzuge gegen die Friesen war's, da befahl einst ein deutscher Kaiser einem holländischen Junker von Arnheim, eine Brücke abzubrechen, über welche die anstürmenden Feinde herüberstürzen konnten, um das geschlagene Heer des Kaisers völlig zu vernichten. Der Edelmann hatte sein Werk noch nicht vollendet, noch lagen zwei Balken; da stürmten die wilden Feinde heran.

Schloß Boitzenburg.

Getreulich aber hielt der Junker aus; er vertheidigte den verlorenen Posten so lange, bis das Heer des Kaisers in Sicherheit war; dann zog er sich fechtend zurück und gelangte glücklich mit seiner Schar wieder zum kaiserlichen Heere. Zum Andenken seiner ausharrenden Treue gab ihm der Kaiser jene zwei Balken über den blutig fließenden Wogen zum Wappen. So die Sage, welche an der alten Ueberlieferung festhält, daß die Herren von Arnim aus den Niederlanden nach den Marken gekommen sind. —

Treten wir jetzt vor die Westseite des Schlosses, so stellt sich uns besonders schön der neuere, in italienischer Renaissance von Stüler erbaute Theil des alten Adelssitzes dar. Bogenfenster und zierliche Thürme schmücken ihn; im ganzen liegt aber doch eine große Einfachheit über diesen Gebäuden. Lustiger und schmuckvoller bauten die Alten; das zeigt uns das alte „Oberhaus" mit seinen reich

Digitized by Google

verzierten Giebeln! Daß es in einem solchen Schlosse an herrlichen Werken alter Kunst, an lebensgroßen Ahnenbildern, welche die mannichfachsten geschichtlichen Erinnerungen erwecken, nicht fehlt, ist wol selbstverständlich. Ein Bildniß freilich des größten Mannes, der aus diesem Hause hervorgegangen ist, des sächsischen Generalissimus Hans George von Arnim, suchten wir vergebens. Unter den Führern der deutschen Heere während des wilden Dreißigjährigen Kampfes ist er der maßvollste, der sittenstrengste gewesen; seine Zeitgenossen haben ihn den „lutherischen Kapuziner" genannt. Wie er, so haben auch die späteren Söhne seines Hauses ihre Namen in die Tafeln der Geschichte eingetragen, weniger indessen als Feldherren denn als Staatsmänner und Berather ihrer Könige.

Nicht uninteressant sind die Inventarien, welche uns aus alter Zeit über den Nachlaß der Boitzenburger Schloßherren erhalten geblieben sind; sie lassen uns einen kulturhistorisch sehr bedeutsamen Blick in das Leben des märkischen Adels vergangener Jahrhunderte thun.

So hinterließ der Hofmarschall Kurt von Arnim im Jahre 1576: drei große goldene Ketten, darunter eine vier Pfund schwer, welche ihm der Kurfürst von Sachsen verehrt hatte, sammetne Koller und Pulvertaschen, — an Büchern: die Bibel, eine Kosmographie, die Kirchenpostille Luther's, einen „Trostspiegel", ein „Kräuterbuch", einige neue Testamente. Unter seinem Silbergeschirr befanden sich dreizehn vergoldete Becher. In der Harnischkammer lagen: fünfzehn Harnische, zwölf Sturmhauben, ein Turnierharnisch, drei Köcher, eine Pulverflasche mit Silber, vier Schwerter, sieben Roßsterne und eine Menge Rappiere, darunter eins „mit Silber eingesetzet". Als im Jahre 1616 wieder Inventur gemacht wurde, befanden sich in einer der Stuben auf dem Unterhause der Boitzenburg, d. h. jenem Theile des Schlosses, welcher jetzt neu erbaut ist, 37 Rehköpfe mit Geweihen; ein vier- und ein fünfarmiger messingener Kronleuchter hingen in anderen Stuben.

Folgende Bilder auf Leinwand waren vorhanden: das jüngste Gericht, der Baum des Lebens, Jagden und heidnische Darstellungen. Die Tische und Bänke waren weiß. In der „blanken Stube" über der „Hofstube" hingen dreizehn kurfürstliche und fürstliche Konterfeis, die „spanische Inquisition" und der Gekreuzigte. Die Wände waren mit grün- und schwarzgewirkten Darstellungen beschlagen. Hier war ein guter eiserner Ofen, während sich sonst nur Kachelöfen vorfanden, „dabei ganz gemeine Tische und Bänke standen".

In der Stube des Herrn Landvogt Hans von Arnim sah man nur einen sehr alten Kachelofen, einen alten Stuhl, mit grünem Tuch beschlagen, einen kleinen Schiefertisch, einen weißen Tisch, eine weiße Lehnbank und ein verschlossenes Spinde.

Schloß Boitzenburg hat uns wie eine interessante Illustration das Leben des höheren märkischen Adels in alter und in neuer Zeit vor Augen geführt. Wir haben auf dem mecklenburgischen Grenzwalle aber noch eine andere Stätte zu besuchen: es ist der Horst eines jungen königlichen Aares, es ist das mit der Friedericianischen Zeit unlöslich verbundene Rheinsberg.

Digitized by Google

Rheinsberg. Der Ort Rheinsberg liegt abgeschieden von dem großen Verkehr unserer Tage; es ist von der kleinen Stadt ein hübsches Stücklein Weges — etwa 16 km — bis zur nächsten Station der Nordbahn. Noch immer zählt das Städtchen, am Südostende des Grinericksees gelegen, seine 3000 äußerst friedlich mit einander lebenden Einwohner. Die Stadt hat sich in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit viel von märkischer Eigenart bewahrt, wie denn auch ihre alten Kastanienalleen noch auf dem Markte und dem Triangelplatze ihren erquickenden Schatten verbreiten. Aber dennoch erscheint das märkische Wesen mit einem anscheinend französirenden Zuge durchsetzt; — sind es die Geister der Tage Friedrich's des Großen, welche hier noch immer lebendig sind?

Das Schloß mit dem südlich von ihm belegenen Parke grenzt unmittelbar an die Stadt; es liegt auf einer viereckigen, durch Gräben gebildeten Insel noch auf derselben Stelle, auf welcher einst der Hof der alten Rheinsberger Herren, der Platen, der Lindower Grafen, der Bredow, Lochow, du Hamel und de Beville, sich befand. Von der letztern Familie ward durch Kontrakt vom 16. März 1734 Rheinsberg mit Zubehör für das jung vermählte kronprinzliche Paar gekauft; König Friedrich Wilhelm zeigte sich, weil sein Thronerbe sich widerstandslos der vom König geplanten Vermählung gefügt hatte, diesmal überraschend freigebig und legte zur Kaufsumme der Herrschaft 80,000 Thaler zu. Unter der Leitung des Baumeisters Kemmeter und des Bildhauers Blume begann nun der Ausbau des alten Adelshauses, welchen Knobelsdorf jedoch erst im Jahre 1739 vollendete. Antoine du Pesne und Dubuisson leisteten mit den Meisterwerken ihres Pinsels bei der Ausschmückung der neuen Residenz hülfreiche Hand. Der 22jährige Bauherr überwachte genau die Ausführung jeder Einzelheit, und am 6. August 1736 konnte der für die kronprinzlichen Herrschaften bestimmte Theil des Schlosses bezogen werden.

Ehe wir uns den großen Erinnerungen der Blütezeit Rheinsbergs hingeben, betrachten wir das Schloß, wie es sich heute uns darstellt. Es ist Vieles in Rheinsberg anders geworden. Der äußere Grundriß, ein Corps de logis mit zwei vorspringenden Flügeln, welche durch Rundthürme flankirt sind, ist freilich geblieben; aber sonst ist leider sehr viel im Innern und im Aeußern verändert worden. Die Rundthürme, sonst frei von jeder Ziegelbedachung, sind mit plumpen Hauben überbaut worden. Nirgends hat die Tünche eine so verhängnißvolle Rolle gespielt wie in Rheinsberg. Eine widerliche, schmuzig graue Farbe bedeckt nicht allein die Wände des Schlosses, sondern auch die Sandsteinsäulen, die Nischen mit ihren pausbäckigen Amoretten, ja selbst die Thürfüllungen und — dem Himmel sei's geklagt — die alten Wandmalereien in einzelnen inneren Theilen des Schlosses! Manche Statue auf den Gazons des Parkes, mancher Muschelschmuck aus den Grotten ist verschwunden, der sprudelnde Quell ist längst versiecht; auch der Leuchtthurm auf den benachbarten Krähenbergen neigt sich stark dem Einsturze zu.

Wir durchschreiten jetzt das Innere des Schlosses. Das Portal mit der Inschrift „Friderico tranquillitatem colenti“ führt uns in den Treppenflur; wir rufen den Kastellan und steigen zunächst zu dem obern Geschosse des zweistöckigen Gebäudes empor.

Unter den 24 Gemächern dieser Etage fesselt uns der Festsaal, den du Pesne mit einem großen Deckengemälde schmückte, den „Aufgang eines neuen Tages“

Digitized by Google

darstellend. Der „Sonnengott mit dem Antlitze des Kronprinzen“, welchen der Maler in plumper Schmeichelei zum Mittelpunkte der Komposition gemacht hatte, ist der Sage nach übertüncht worden, als Friedrich Wilhelm I. einmal kam, Revision zu halten im Rheinsberger Schlosse. Wir bedauern es nicht, daß diese Taktlosigkeit des Franzosen vertilgt worden ist; — nur ein völlig niedriger Sinn konnte das glänzend aufgehende Gestirn so rücksichtslos gerade in der Zeit verherrlichen, als der königliche Vater des Gefeierten bereits von den Schatten des nahenden Todes umgeben war.

Zur Ehre Friedrich's des Großen dürfen wir annehmen, daß er selbst die Uebertünchung eines Gemäldes befahl, an welchem die zweifelhafte Rheinsberger Gesellschaft, diese „halbgöttlichen Philosophen“ und „reizenden Tourbillons“, ihre helle Freude haben mochten. Die folgenden Zimmer, ein rundes Thurmgemach, auf dessen Plafond Ganymed der Venus die goldene Schale bietet, die chinesischen Zimmer der Kammerfrauen, das Audienzzimmer mit seinen vortrefflichen Gobelins, welche wahrscheinlich Prinz Heinrich, der jüngere Bruder Friedrich's, von einer seiner Pariser Reisen mit heimgebracht hat — diese Räume, ausgestattet mit all den eleganten und doch so kleinlichen Nippes — sie fesseln uns nicht; wir dringen lieber vor zu der Werkstatt des majestätischen Geistes, der hier für sein königliches Tagewerk in ernsten Studien sich vorbereitet, der hier aber, auf dieser idyllischen Stätte der Heimat, es auch nicht verschmäht hat, den tiefen, herzerquickenden Trunk aus des Lebens Freudenbecher zu thun, bis der Vorsehung Ruf ihm entgegen tönte — bis er den fröhlichen Genossen sagen mußte: „Die Possen sind vorüber!“

Das südliche Thurmzimmer war Friedrich's Allerheiligstes. Die abgeschiedene Lage, der freie Blick über Garten, See und Wald, die künstlerische Ausstattung — alles Das stand in innigster Uebereinstimmung mit dem Zwecke des Gemachs. Vom Eingange herab grüßte das Zeichen des Freimaurerordens; auf dem Deckengemälde hielt Minerva ein geflügeltes Stundenglas und ein aufgeschlagenes Buch — mit den Namen „Horace“ und „Voltaire“. Weniger begeistert als die Zeitengenossen Friedrich's lesen wir die Verherrlichung dieser Namen — hüten wir uns indessen vor der Ungerechtigkeit, ein vergangenes Geschlecht von dem ethischen und intellektuellen Standpunkte der Nachwelt zu beurtheilen! Die Geniengestalten des Plafondgemäldes deuten auf Dichtkunst und Philosophie; das Schwert des Krieges wird fortgetragen, damit nichts die „Méditations“ des glücklichen Bewohners dieses Zimmers stören möge. Ueber der Thür und über den Fenstern finden sich die vergoldeten Attribute der Meß-, Bau-, Ton- und Kriegskunst. Hier mag Voltaire's lebensgroßes Bild gehangen haben; hier stand Friedrich's vergoldeter, mit rothem Sammt überzogener Schreibtisch, und an den Wänden waren Regale angebracht, welche seine Lieblingsschriftsteller enthielten. Jetzt fehlt das Alles, und ein graugrüner Anstrich deckt die Wände. Wir können das Studir- und Arbeitszimmer des großen Friedrich nicht verlassen, ohne auszurufen: „Erwachet noch einmal, ihr großen Genien des Ortes!“ —

Keineswegs das gleiche Interesse nehmen die Gemächer des untern Stockwerkes für sich in Anspruch. Auch die neunundfünfzig Stuben des Kavalierhauses weichen wenig von ähnlichen Rococo-Räumlichkeiten ab. Marstall und Reitbahn wird der Wanderer nur flüchtig besichtigen, um sich, wenn das Schloß hinter ihm liegt, sofort dem Parke von Rheinsberg zuzuwenden.

Digitized by Google

Wir überschreiten, vom Schlosse kommend, die obere Rhinbrücke und gelangen auf dem Hauptwege zunächst zu einem vertieften Oval, welches von einer gemauerten Rampe eingefaßt wird. Hier standen einst zwei Gruppen von Glume: Daphne und der Raub der Proserpina. Breite Stufen, mit zwei Sphinxen eingefaßt, führen uns dann wieder auf die Höhe des Weges; wir wenden den Blick zurück und bewundern den „Hain" — eine Parkpartie nach englischem Geschmacke, welche indeß erst Prinz Heinrich hat anlegen lassen. Dicht in unserer Nähe befindet sich eine Gartenbühne mit einem Amphitheater und einem Parterre. Sie ward während des Jahres 1758 von dem Herrn von Reisewitz aus beschnittenen Buchenhecken konstruirt. Bogengänge, mit Rankengewächsen umspannt, umschlossen den Halbkreis des Zuschauerraumes; zwischen die Coulissen pflegte man die Statuen des Orangerieplatzes zu stellen. Weiter nach Süden, dem Portale des Gartens zu, standen das Ananashaus und der chinesische Tempel — auf der Spitze des letztern ein Mandarin mit aufgespanntem goldenen Sonnenschirme. Das Gartenportal bildet noch heute einen halbkreisförmigen Portikus von korinthischen Säulen; natürlich fehlt der damals übliche Dekorationsapparat, Kindergruppen und Vasen, eine Flora, eine Pomona, nicht.

Es war eine gar merkwürdige Zeit, das vergangene Jahrhundert! Man meinte es ernst mit der Nachahmung aller möglichen Dinge aus der Antike, dem Romantischen, dem Fremdländischen; und doch — wie köstlich erheiternd wirken diese „espritvollen Sentiments" heute auf uns! Wir treffen auf eine Ruine aus Quadern und lesen mit Eifer die französische Inschrift, welche besagt: „Das Gute und das Böse, wie es tagtäglich kommt, zeigt dir den Wechsel aller Dinge! Sterblicher, solange du das Tageslicht schaust, mußt du die Hoffnung dir bewahren!" Und was umschließt die Ruine mit der banalen, philosophischen Phrase? Lächeln wir nicht! — Einen Eiskeller!

Der „Salon", welcher als der Mittelpunkt der ganzen Parkanlage erscheinen sollte, ist jetzt eine offene Halle von korinthischen Halbpfeilern, mit römischen Büsten geschmückt. Auch all die anderen Ausstattungsstücke, der Tempel, die Grotte der Egeria, die Einsiedelei und Anderes mehr, haben sich den durchgreifendsten Veränderungen unterwerfen müssen; vieles, wie z. B. der Tempel der Proserpina, der Leuchtthurm am Ufer des Sees, ist ganz verschwunden. Es ist Schade darum, aber der Verlust ist kein unersetzlicher; Dekorationen dieser Art sind uns auf märkischen Edelsitzen zahlreich erhalten worden! Freilich möchten wir nichts von den Denkmälern der Thätigkeit des Königssohnes wissen, der hier in Rheinsberg die Pflichten seiner Zukunft überdachte und auf dessen Muße im edelsten Sinne das Wort anzuwenden war: „Pro patria est, dum ludere videmur!"

Versuchen wir es jetzt, ein Bild des Rheinsberger Aufenthaltes Friedrich's des Großen zu entrollen! Es ist ein Idyll in seinem sonst so eisenharten Leben, welches wir zu zeichnen haben. Zwar der Dienst — der Dienst im alten Regimente von der Golz zu Neu-Ruppin — stand dem Kronprinzen auch in seinen Rheinsberger Tagen obenan. Welche freundliche Abwechselung bot da nicht der ländliche Aufenthalt, die Beschäftigung mit den Künsten des Gartens und des Feldes! Wie friedlich war es auf einmal in der Seele geworden, durch welche in früher Jugend so verheerende Stürme gezogen waren!

Digitized by Google

Sehen wir, wie freundlich noch in später Nacht die Kerzen aus dem Arbeitszimmer des Fürsten hinleuchten über den dunklen See — Friedrich arbeitet an seinem „Antimacchiavell“. Wie lieblich — nein, wie ergreifend klingen die Töne seiner Flöte über die ruhenden Waldeswipfel hin. Es steigt, es fällt die Melodie gleich einer sanften Klage. Gedenkt er wol des düstern Schlosses zu Küstrin und jenes Blutes, das auf dem Wallgange vor der „Bastion Brandenburg“ so freudig für ihn vergossen wurde? Doch fort mit den Bildern der Nacht! Stellen wir diese glänzende Gesellschaft Rheinsberg uns im hellen Lichte des Junisonnenscheins vor! An dem Ufer des Sees steigen sie in die phantastisch aufgeputzten Gondeln, welche sie zu den harzduftenden Wäldern dort drüben hinübertragen sollen. Sieh', wie der junge Fürst vor Freude strahlt! Er trägt ein seladongrünes, seidenes habit à la française mit breiten silbernen Schleifen — brandebourgs genannt — und eine in Silbermoor reichgestickte Weste. Glücklich blickt sie auf ihn, die schüchterne Elisabeth Christine, die einsichtsvolle und doch so einfache Prinzessin mit dem Teint von Lilien und Rosen und dem perlglänzenden Flachshaare. Blicken wir aber auf die Anderen, welche das Paar umgeben, auf die Fräuleins von Schack und von Walmoden — muntere, frohe Koketten, auf die geistsprühenden Kavaliere, den „Schwan von Mitau“, Herrn von Kaiserlingk, auf den Monsieur de Gazet, auf Jordan mit den funkelnden Augen in dem dunkeln Gesicht, auf jenen Grafen Algarotti, der jetzt zum Ruder greift, und jenen abschreckend häßlichen Fremden, der mit gespreizter Haltung und unverkennbarem Dünkel jetzt eine französische Epistel über die Freundschaft oder den Nachruhm vorträgt, Herrn Arouet de Voltaire — so wissen wir's bestimmt: die Kronprinzessin ist in diesem Kreise eine Fremde und wird stets eine Fremde bleiben! —

Ein ander Mal — wir stehen in dem großen Festsaale hinter dem nördlichen Rundthurme — wird ein Kapitel des von dem Kronprinzen gestifteten „Bayardsordens“ gehalten. Da stehen sie in dem glänzenden Hofkostüme, die noch glänzenderen Paladine des jungen, der Sonne zufliegenden Adlers! Der edle Fouquet waltet als Großmeister der Vereinigung. Jetzt übergiebt er dem neu Aufgenommenen, welchem sein Schwert den Ritterschlag ertheilt hat, jenes Ordenszeichen, welches nie abgelegt werden durfte, das zu einem Ringe zusammengebogene Schwert mit der Inschrift: „Vivent les sans quartier“: „Es leben, die sich nie ergeben!“ — Wer hätte es ahnen können, daß dieser heldenhafte Refugié vierundzwanzig Jahre später — es war bei Landshut am 23. Juni 1760 — selbst die Waffe vor einem überlegenen Feinde strecken mußte? Aber — „Vivent les sans quartier!“ Fouquet wurde als ein Halbtodter erst gefangen, und nie hat er den Degen wieder gezogen.

Nur Momente des Rheinsberger Lebens jener Tage haben wir herausgreifen können. Wer es in plastischer Form geschildert wissen will, wie ein Café, ein Thee bei den Hofdamen der Kronprinzessin verlaufen ist, wie ein ländliches Fest der Hofgesellschaft im Walde gefeiert wurde, der findet in der reichen Literatur über die Jugend des großen Königs solcher Beschreibungen genug; der 31. Mai des Jahres 1740 aber rief den Schloßherrn auf den preußischen Thron; die Possen hatten ein Ende.

Es sollte dem jetzt so stillen Schlosse an der Grenze der Mark indessen noch eine zweite Blütezeit kommen, keine Maienzeit voll unerklärbarer, sinnbestrickender Wonne, aber ein sonnig klarer Junitag.

Digitized by Google

Leben in Rheinsberg zur Zeit Friedrich's des Großen. Zeichnung von L. Burger.

Digitized by Google

Im Jahre 1744 schenkte König Friedrich die Herrschaft Rheinsberg seinem zweiten Bruder Friedrich Heinrich Ludwig.

Wiederum sehen wir ab von den großen geschichtlichen Ereignissen im Leben dieses zweiten fürstlichen Burgherrn der alten ruppinischen Feste; nur die privaten Verhältnisse des Prinzen beschäftigen uns in dem Folgenden.

Heinrich's Erscheinung, so sagen die Zeitgenossen, verrieth nicht den großen Mann, nicht den Feldherrn, den sein strategischer Kalkül niemals getäuscht. „Er war unter Mittelgröße, sehr mager und hatte einen stolzirenden Gang, der seiner Erscheinung männliche Würde verleihen sollte. Er hatte eine dunkle Gesichtsfarbe und trug sein starkes Haar zu einem hohen Toupet gekräuselt. Seine Stirn war hoch, sein Auge groß und blau, aber etwas schielend. Sein Benehmen war im Allgemeinen mehr ernst und steif als leutselig. Dennoch zeigte sich in Allem das unübertreffliche Genie des Prinzen, welches sich leicht in jeder Sphäre bewegte, und der eben so groß im Felde als liebenswürdig im engern Kreise seiner Vertrauten war."

Auch Prinz Heinrich liebte, dem Bruder gleich, die Baukunst und das Bauen. Rheinsberg hatte unter ihm sein stehendes Schloßbauamt; der Herr von Reisewitz, welcher, der Untreue verdächtigt, sich später vergiftet haben soll, Langner, Hennert, Baumann, Langhans und Steinert sind die bedeutenderen Architekten, welche der Prinz beschäftigte. Neben ihnen treffen wir Maler wie Reklam, Fechselm, Leopoldi zu Rheinsberg thätig an. Rüstiges, rühriges Leben überall! Der Prinz sitzt den Morgen über und schreibt, nachdem er bei Freiberg selbst die letzten Lorbern des Siebenjährigen Krieges gepflückt hat, an seiner Geschichte des großen Kampfes, die wol für immer verschwunden ist. Auch Verse wirft der fürstliche Feldherr auf ein Blatt hin — natürlich in französischer Sprache, und giebt dieselben dann seinem Lektor zur Verbesserung. Darauf besucht er wol die Fayencefabrik, welche Reisewitz gegründet hat, oder bespricht sich, einem Hamlet nicht unähnlich, mit den Schauspielern seines Hofes, denen alljährlich die Verherrlichung des Tages von Freiberg obliegt. Denn, obwol sonst der Schmeichelei unzugänglich und zurückweisend gegen ein jedes Besprechen seiner kriegerischen Großthaten, ließ sich der Prinz die Verherrlichung seines Ruhmes doch gefallen, wenn sie auf theatralischem Kothurn mit allegorischer Zurüstung und in den seinem Ohre so angenehmen Lauten französischer Alexandriner vor ihm auftrat.

Kam hoher Besuch nach Rheinsberg, erschien zum Beispiel die Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt oder jene Prinzessin Amalie, die unglückliche Aebtissin von Quedlinburg, welcher der Freiherr von der Trenk seine unselige Liebe entgegentrug — hatte die Königin Ulrike von Schweden oder der Großfürst Paul von Rußland sich ansagen lassen, so entfaltete der Rheinsberger Hof aufs Glänzendste seine theatralischen Kunstfertigkeiten. Sonst lebte man mäßig, einfach und bequem. In Gesellschaft war die Uniform verpönt. Eine Besuchsreise in die Umgegend, zum alten Zieten nach Wustrau, zu Herrn von Kaphengst nach Meseberg, zum Prinzen Ferdinand nach Ruppin, ein kleines Fest im Parke, verbunden mit offener Tafel im Freien — das waren die einfachen Genüsse des Kreises, welchen der Prinz in Rheinsberg um sich versammelt hatte. „Empfindsam", wie man einmal war, bezog man wol auch eine Zeit lang die Eremitenkolonie in dem nahen Boberowwalde. Ein ganz absonderliches

Digitized by Google

Vergnügen! Vor und nach Tisch blieb ein Jeder in seiner Klause; zur Tafel rief eine Glocke. Bei gutem Wetter wurde in einem Pavillon, bei Regen in dem „Saal" der größten Hütte gespeist. Abends um 6 Uhr versammelten sich noch einmal die einsiedelnden Arkadier zu gemeinsamen Ergötzungen.

Unter den Genossen des Kreises, welchen Prinz Heinrich um sich versammelte, verdienen Erwähnung jener schöne, aber leider durch kein Band der Sitte und des Gesetzes gehaltene Major von Kaphengst, späterer Gutsherr auf dem benachbarten Schlosse Meseberg; der nachmalige ruhmreiche General von Tauentzien, dessen schöne Gemahlin Lisette, geborene von Marschall, den idealen Mittelpunkt des Rheinsberger Hoflebens bildete; der ostfriesische Baron von Inn- und Knipphausen, ein passionirter Landwirth, der Kammerherr von Wreich aus Tamsel, der Hofmarschall Graf Roeder, der Kammerrath Lebeauld und der unermüdliche Baurath Steinert. Als das Jahrhundert indessen seinem Ende zueilte, kam es wie eine frostige, unheimliche Winterszeit auch über Rheinsberg. Noch einmal freilich durchwehte es die Gesellschaft des alternden Prinzen wie Frühlingsluft, als der Graf de la Roche-Aymon, der letzte Adjutant Heinrich's, mit seiner anmuthigen Gemahlin nach dem Schlosse kam. Fröhliche Feste wurden wieder gefeiert, aber es war Herbstesherrlichkeit, welche Schloß und Park noch einmal rosig überstrahlte.

Prinz Heinrich hatte sich durch Baurath Steinert sein Grabmal im Parke von Rheinsberg schon bei Lebzeiten errichten lassen und seine Grabschrift sich verfaßt. „Stellt mich so, Steinert", hatte er befohlen, „daß ich nach dem Schlosse hinüberblicke; — das wird Manchen in heilsamer Furcht erhalten." Als nun der Prinz am 3. August 1802 gestorben war, setzte man den großen Zinksarg in der aufgemauerten Pyramide bei. Hier ist in den sechziger Jahren das letzte Haus des großen Feldherrn, offenbar in diebischer Absicht, erbrochen worden. Seit jener Zeit ist die Gruft Heinrich's vermauert.

Prinz Ferdinand überkam die Rheinsberger Erbschaft. Er hat unter den Stürmen seiner Zeit des idyllischen Besitzes sich wenig erfreuen können und starb bereits im Frühling des großen Jahres 1813. Sein Sohn August, der Reorganisator der preußischen Artillerie, erbte Rheinsberg und genoß hier mit seiner ihm morganatisch angetrauten Gattin, der geist- und gemüthvollen Frau von Prittwitz, Tage eines stillen und glücklichen Familienlebens. Nach seinem Tode fiel 1843 Rheinsberg wieder in den königlichen Besitz zurück.

Schon nach dem Hinscheiden des Prinzen Heinrich hatte in Schloß und Park das Schaffen aufgehört. Leider erlahmte auch das Erhalten, und so ist denn bis heute der Verfall fortgeschritten, nur wenig zurückgehalten durch die geringfügigen, der Schloßverwaltung zu Gebote stehenden Mittel. Aber es ist vielleicht recht so, daß dem so ist, und die Spuren des Verfalls verstärken den poetischen Eindruck dieser so erinnerungsreichen Stätte. Wir haben, um unsere Umschau in Rheinsberg zu vollenden, indessen noch mehrere Stätten im Parke und auf dem anstoßenden Terrain des Boberowwaldes zu besuchen. Unfern des Orangerieparterres begegnen wir den Denkzeichen, welche Prinz Heinrich seinem von Friedrich dem Großen so schwer verkannten Bruder August Wilhelm setzte, einer Urne und einer Herme. Die letztere trägt die lateinische Inschrift: „So schaute das liebenswürdige Antlitz des Mannes aus, welcher die Wahrheit, die Tugend und das Vaterland am höchsten schätzte." Völlig in dem

Digitized by Google

weitschweifigen, philosophisch-elegischen Stil der Zeit ist die Grabschrift des Prinzen Heinrich gehalten, welche an seiner Pyramide mit zerbrochener Spitze uns entgegentritt; ihre eleganten französischen Wendungen beklagen die Hinfälligkeit menschlicher Größe, die Unvollkommenheit menschlicher Dinge. Bezeichnend aber für die ganze Stellung, welche der hochbegabte Prinz innerhalb des preußischen Staatswesens eingenommen hat, ist der Schluß der Inschrift, welcher deutsch etwa lauten würde:

„Das Lob, der Tadel,
Sie treffen Den nicht mehr,
Der ruht in Ewigkeit.
Die sanfte Hoffnung aber
Verklärt die letzten Augenblicke Dessen,
Der seine Pflicht gethan;
Sie sei Begleit'rin mir im Tode!"

Auch die Boberowkaveln, d. h. die Grundstücke auf der dem Schlosse Rheinsberg gegenüberliegenden westlichen Seite des Sees, waren durch den Prinzen mit dem Parke verbunden und mit mehreren Bauwerken geschmückt worden, welche zum Theil wieder verschwunden sind. Antike Tempel, das Heiligthum des Jupiter von Spalato und das Grabmal Vergil's, ja selbst die Trajanssäule, waren in mehr oder minder gelungenen Nachbildungen an das Ufer des märkischen Waldsees versetzt worden. Wer vom Schlosse aus gerade über den See hinschaute, dem ragten jene Bauwerke von dem sanft ansteigenden Waldesufer, auf welchem Terrassen angelegt worden waren, entgegen. Links machten das Ufer und die Baumpartien des Gartens, rechts der nördliche Theil des Boberow und vor ihm, zwischen Wiesen und Feld sich erhebend, ein Konkordientempel mit allegorisch-mythologischen Gemälden und ein Triumphbogen den Abschluß des Bildes. Ihr wichtigstes Denkmal aber erhielt diese Landschaft erst im Jahre 1791 — es ist der berühmte Rheinsberger Obelisk.

Seit dem Tode des großen Friedrich ging Prinz Heinrich mit dem Gedanken um, den Helden der schlesischen Kriege nach *seiner* Wahl und Werthschätzung einen Denkstein zu errichten. Das Monument sollte überdies ein Denkzeichen für den Prinzen August Wilhelm bilden, dessen strategische Mißerfolge nach der Kolliner Schlacht ihm jene unverdiente Zurücksetzung seitens seines königlichen Bruders eingetragen hatten. An gebrochenem Herzen war August Wilhelm schon im Jahre 1758 gestorben. Am 4. Juli 1791 konnte Prinz Heinrich sein Denkmal einweihen. Er that's mit den bezeichnenden Worten: „Die Geschichte, welche König Friedrich von seinem Leben selber geschrieben hat, und die Lobschriften, welche über ihn nach seinem Tode herausgekommen sind, lassen mir nichts zu sagen übrig. Große, aber in der Dunkelheit geleistete Dienste werden indessen in diesen Lobschriften nicht erwähnt." Ihnen setzte Prinz Heinrich seinen Obelisken. Es begegnen uns an demselben die Namen Keith's, Schwerin's, der Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau und August Ferdinand's von Preußen, von Seidlitz und Zieten, des Herzogs von Braunschweig-Bevern und des Generals von Platen. Wedell, Hülsen, Tauentzien, Möllendorf und Hautcharmoi, Retzow und Wobersnow, von der Goltz, Blumenthal, Röder, Marwitz und de Quede sind weniger bekannt — aber Prinz Heinrich rühmt ihre ausgezeichneten Verdienste, „damit dieselben nicht der Vergessenheit anheimfallen." Wunsch, Saldern, Prittwitz, Kleist, Dieskau, Ingersleben

Digitized by Google

und Henkel sind offenbar auf dem Denkmal nur erwähnt worden, weil sie in den Tagen des Unglücks, welches nach der Behauptung des Prinzen der Starrsinn Friedrich's des Großen heraufbeschworen hatte, diesem Hülfe gebracht hatten oder in nähere Beziehungen zu Heinrich selbst getreten waren.

Von wie einseitigem Standpunkte aus aber auch die Auswahl der hier verewigten Namen erfolgt sein mag: immerhin ist dies Denkmal eins der wichtigsten für jene große Zeit. Wenn es eins der schönsten Zeugnisse für ein edles Gemüth ist, dem Gekränkten zu seinem Rechte zu verhelfen: Prinz Heinrich hat diese edle Pflicht in höchstem Maße gebt.

Auch der nahe Boberowwald war einst mit Einsiedeleien besetzt, von Wegen in labyrinthischen Windungen durchkreuzt, mit Säulen, Altären und Obelisken, mit Hermen und Marksteinen geschmückt. Es ist wenig von der alten Herrlichkeit mehr geblieben. Auch die Insel im großen Rheinsberger See, die Remusinsel, ist ihrer lustigen, bunten chinesischen Bauten, welche sie einst zierten, jetzt beraubt. Tolle Hirngespinste sind über dies Eiland in den Köpfen märkischer Gelehrten entstanden. In Steinen, welche angeblich auf dieser Insel gefunden worden sind, wollte man nichts Geringeres als das Grabmal des Remus erkennen! Wie freilich ein solches auf den wendischen Burgwall hergekommen wäre, das wußte man sich nicht zu erklären.

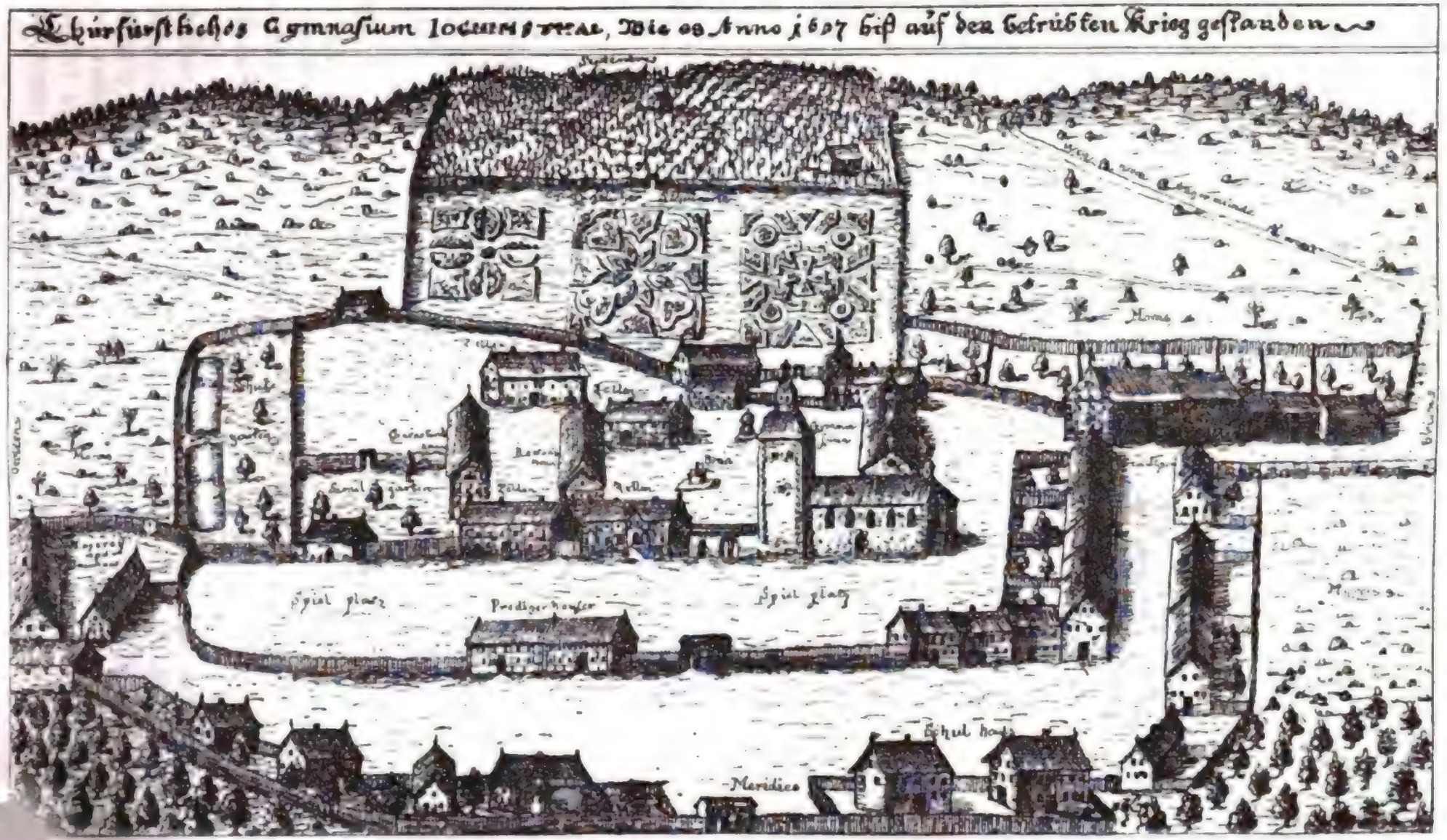
Die Stadt Rheinsberg selbst ist in einem ziemlich modernen Stile erbaut, nachdem sie am 14. April 1740 durch eine Feuersbrunst fast völlig vernichtet worden war. Das einzige Gebäude, welches der Stadt aus der Zeit vor Friedrich dem Großen geblieben, ist ihre gothische Kirche mit Leichensteinen der Familie von Bredow. Das Gotteshaus blickt etwas fremd über die Stadt hin, die jetzt so still geworden ist. Denn sie sind allzumal verschwunden, die Scharen der prinzlichen Offizianten sowie das leichtlebige Völkchen der Künstler, Komödianten und Musiker, die Friseure, Köche und Lakeien französischer Abkunft und redegewandter Zunge! Selbst die Art der Väter hat sich verloren, nachdem einmal die lebendig sprudelnde Quelle des prinzlichen Hofhalts versiegt und die Sonne fürstlicher Gnade untergegangen ist.

Joachimsthal. Wir können von den nördlichen Grenzlandschaften der Mark indessen nicht Abschied nehmen, ohne noch eine Stätte besucht zu haben, auf welcher ein kulturgeschichtliches Bild aus der wissenschaftlichen Vergangenheit der Mark lebendig vor uns aufsteigt. Es ist das Städtchen Joachimsthal im großen Walde und nahe dem schönen See Werbellin. Ein märkischer Dichter hat von dem letztern gesungen:

„Wie ein Gottesauge glänzet,
D'rüber dunkle Brauen glüh'n,
Liegt von Berg und Thal umkränzet
Märchenhaft der Werbellin."

Nicht aber allein die Zauber einer großartig schönen Natur walten hier; es liegt über diesem Walde und seinen Lichtungen, diesem See und seinen schilfumkränzten Ufern auch ein Hauch der Poesie märkischer Geschichte. Hier haben die großen Askanier am liebsten geweilt; hier haben sie im grünen Hag den Eber gestellt und den flüchtigen Hirsch verfolgt, hier ihre Harfe ertönen lassen und ein maienfrisches Lied zum Preise ihrer schönen Frauen in den sommerlichen

Digitized by Google



Joachimsthal. Facsimile-Wiedergabe aus der „Collectio Seideliana".

Wald hinausgesungen. In der unmittelbaren Nähe dieser anziehenden geschichtlichen Stätten ward zu Anfang des 17. Jahrhunderts das Städtchen Joachimsthal und in demselben die Fürstenschule der Mark gegründet.

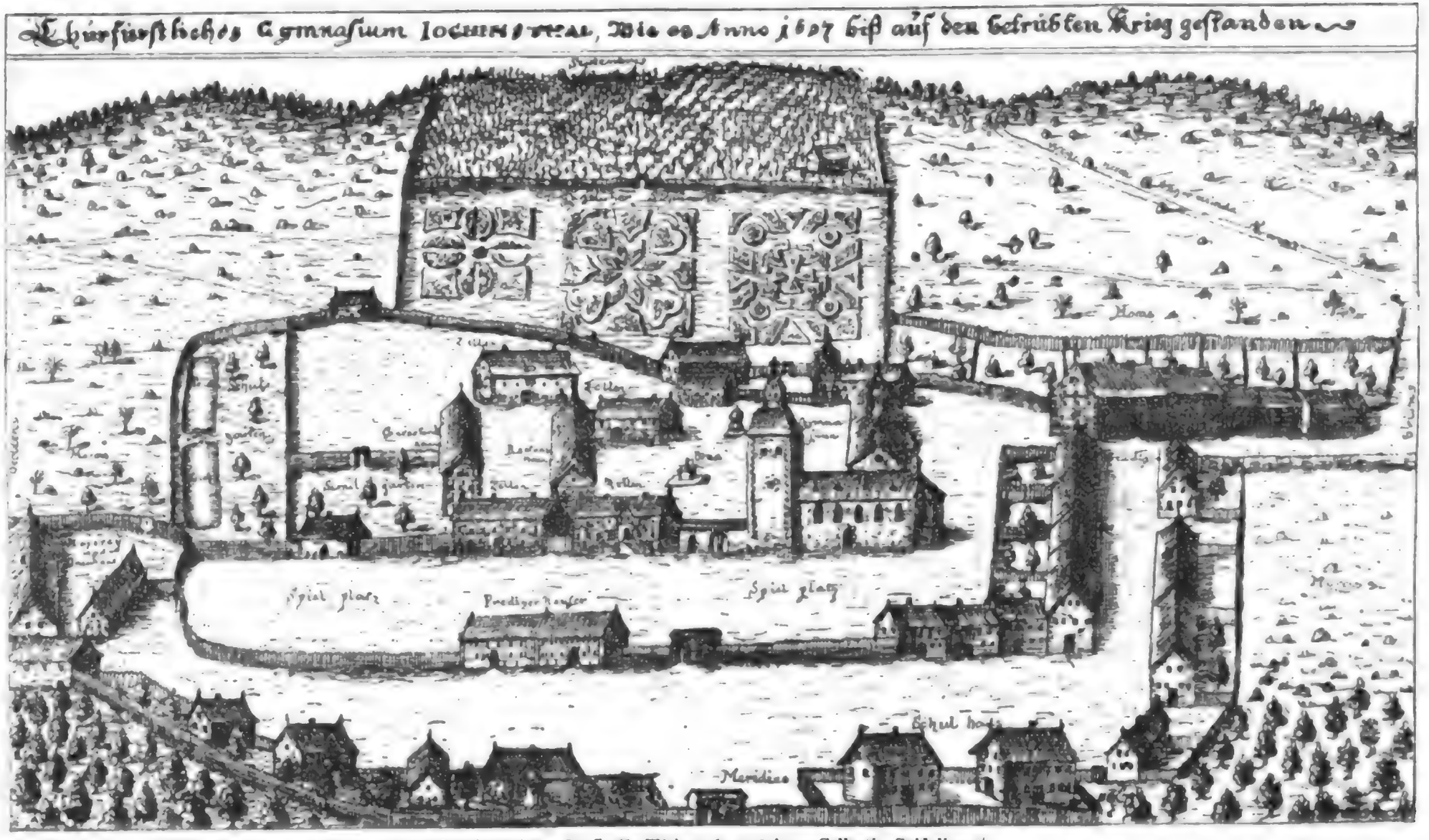
Schon vor dem Jahre 1602 hatte der Kurfürst Joachim Friedrich westlich von dem benachbarten Grimnitzsee eine Glashütte angelegt, welche die erste in der Mark war. Sie lieferte grünes Glas und zwar in so beträchtlicher Menge, daß für Brandenburg die Einfuhr desselben untersagt werden konnte. Diese blühende Industrie währte jedoch nur fünf Jahre. Der Holzverbrauch der Hütte war nämlich ein zu bedeutender; die Wälder am Südrande der Uckermark wurden zu stark gelichtet.

Neben der Hütte aber waren einige Häuser und eine Kirche entstanden; im Jahre 1604 wurden diese Gebäude noch durch das Jagdschloß Joachimsthal vermehrt, welches der Kurfürst sich unweit der älteren Anlagen erbaute; 1607 endlich erfolgte, nachdem für genügende Unterstützung durch allerlei Stiftungen gesorgt war, die Gründung der Schule.

Bei der Kirchen- und Schulvisitation nämlich, welche der Kurfürst im Jahre 1600 angeordnet hatte, war der Zustand der Schulen im Lande Brandenburg nur als ein mangelhafter befunden worden. Die Landesuniversität konnte dem Staate nicht den erwarteten Nutzen bringen, weil es an Vorbereitungsschulen fehlte, wie sie für Berlin beispielsweise nur in einer einzigen Stiftung, dem Gymnasium zum Grauen Kloster, seit 1578 vorhanden waren. Solch eine Vorbereitungsschule beschloß der Fürst für die gesammte Mark in Joachimsthal zu stiften, und die schon damals berühmten sächsischen Fürstenschulen zu Meißen und Pforta mögen ihm als Vorbilder vorgeschwebt haben. Die Konferenzen mit seinen geistlichen Berathern brachten dem Kurfürsten das Ergebniß, daß er sich entschloß, die neue Schule in „einsamer“ Gegend anzulegen, damit die Jugend ohne jede Zerstreuung sich ihren wissenschaftlichen Aufgaben widmen könnte. Endlich wählte man Joachimsthal. Während nun die Geistlichen sich bemühten, geeignete Lehrkräfte ausfindig zu machen, ordnete der Kurfürst persönlich die ökonomischen Verhältnisse der Schule, und am 24. August, dem St. Bartholomäustage des Jahres 1607, konnte zu Joachimsthal von Joachim Friedrich die Stiftungsurkunde der Fürstenschule unterzeichnet werden, welche anordnete, daß die kurfürstliche Stiftung, „solange die Welt steht“, in Joachimsthal verbleiben sollte. Der Kurfürst übergab dem Gymnasium die Gebäude, „so vorher zu den Glasehütten gebraucht worden“; er sorgte für die ersten Fundamente einer Bibliothek und bestimmte, daß auf jedem Leipziger Markt für fünf Thaler Bücher zugekauft würden. Zur Besoldung der Lehrer wies er die jährlichen Zinsen von 40,000 Thalern an, welche er selbst bei einigen Städten zu stehen hatte — dieselben beliefen sich auf 2400 Thaler. Die Papiermühle von Zehdenick hatte jährlich 300 Thaler zu entrichten und drei Ballen Schreibpapier in natura zu liefern, „so unter die armen Knaben auszutheilen.“

Das Kloster Seehausen, welches unter dem Amte Gramzow stand, hatte der Fürstenschule ferner 100 Wispel Roggen, 100 Wispel Gerste, 25 Wispel Hopfen, 3 Wispel Erbsen und eben so viel an Buchweizengrütze, 1 Wispel Gerstengraupen, 400 gute, alte Hammel, 1 Schock feiste Schweine und 56 Stück gute, schwarze ruppinische Tücher für „die Knaben“ zur Kleidung zu liefern, mußte solches Alles auch mit der Amtsfuhre nach Joachimsthal schaffen lassen.

Digitized by Google



Joachimsthal. Facsimile-Wiedergabe aus der „Collectio Seidelianna".

Digitized by Google

Der Kurfürst selbst verpflichtete sich, aus seinem Hoflager Kölln an der Spree zwanzig Tonnen blanken und eben so viel an rothem Wein für die Präzeptoren und Knaben nach Joachimsthal zu senden. Weil ferner zehn Knaben vom Adel aus der Neumark aufgenommen werden sollten, hatte das Amt Zehden an der Oder zu rechter Zeit in jedem Jahre fünfzig Ochsen zu erkaufen und der Schule zu senden. Außerordentlich reichlich war die Versorgung des Gymnasiums mit Seen; — der Küchenschreiber führte die Aufsicht über den Fischfang. An Landgütern erhielt die Schule die Vorwerke zu Joachimsthal und Grimnitz sowie das altmärkische Kloster Dambeck. Die nahen Heiden lieferten freies Brennholz in reichlichem Maße, und damit es nicht an den nothwendigen Hand- und Spanndiensten fehlte, wurden der Schule 7000 und etliche Thaler angewiesen, um mit ihnen ein bequem gelegenes Gut oder Dorf zu erkaufen.

Diese für die damalige Zeit wahrhaft fürstliche Dotation sollte es der Schule in Joachimsthal ermöglichen, 120 unvermögende Knaben zu erhalten, welche zum Theil dem märkischen Adel und der Bürgerschaft angehören, zum Theil arme Pastorensöhne sein sollten. Andere Knaben sollten für ein jährliches Kostgeld von 25 Thalern aufgenommen werden können, doch durfte die Zahl derselben 30 nicht überschreiten.

Nachdem alle diese Bestimmungen getroffen waren, konnte am 23. und 24. August die feierliche Einweihung dieser Hohenzollern-Stiftung vorgenommen werden. Noch jetzt sind die bei Gelegenheit dieser Feier gehaltenen lateinischen Reden und die zur Begrüßung der neuen Fürstenschule gedichteten Carmina vorhanden. Die letzteren sind bezeichnend für die Geschmacksrichtung der Zeit und die Erwartungen, welche man von dem neuen Institute hegte. So heißt es in einem derselben:

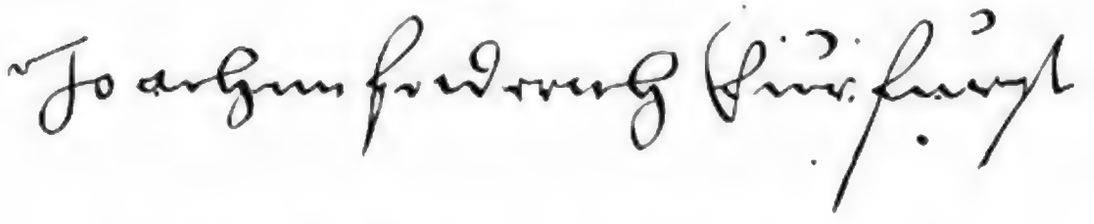
„Sieh' da, Kurbrandenburg, dein Licht,
Sieh' da, lichtheller Schein
In dir mit Freuden nun anbricht!
Bald wird's noch heller sein!
Nichts Schöner's in dir ist,
Denn daß zu jeder Frist
Es will noch schöner werden
In Kirch' und Polizei!"

Jedoch wurden diese Erwartungen durch die Erfahrungen der ersten Schuljahre gewaltig herabgestimmt. Die Lehrer klagten nicht wenig über den Aufenthalt an einem Orte, „der, zwischen Sümpfen und Wäldern gelegen, giftigen Ausdünstungen ausgesetzt sei, woraus dann eine schlimme und juckende Krätze bei Lehrern und Schülern entstanden." Zwischen den Sümpfen und Dornhecken erzeugten sich solche Mengen von Schlangen und Vipern, daß sie nicht allein auf dem Spielplatze umherkrochen und sich sonnten, sondern daß sie auch in den Küchen, in der Streu und in den Betten sich wärmten. Gegen Mitternacht erblickte zwar das Auge lustige, mit Wein bepflanzte Berge, gegen Mittag lagen Wälder mit Wachholdersträuchern bewachsen, gegen Abend aber schlossen schreckliche und häßliche Sümpfe den Ort ein!

Der Pastor Laurentius Schultze zu Gardelegen hat uns eine interessante Schilderung des Lebens im Gymnasium selbst hinterlassen. Nach derselben ward des Morgens früh um 4 Uhr mit einem Glöcklein das Zeichen gegeben, aufzustehen und zu studiren. Die famuli gaben dazu ein Licht, Leuchter und Schneutze her. Ein präceptor revidirte dann, ob auch alle Knaben bei den Büchern seien, und wer etwa noch „auf dem Federnmarkt" ertappt wurde, der

Digitized by Google

hatte bis Mittag zu hungern. Um 6 Uhr ging's zum Gebete, um 7 Uhr zur Lektion; um 10 Uhr war Mahlzeit, von 12—3 Uhr wieder Schule. Nachdem schon um 5 Uhr das Abendessen eingenommen war, mußten um 8 Uhr alle Schüler das Bett aufsuchen. Eine Unterbrechung dieser Tagesordnung fand nur statt, wenn etwa kurfürstliche Gnaden selbst in der Nähe waren und die Knaben zur Jagd einladen ließen, oder wenn die musikalischen Schüler nach Grimnitz befohlen wurden, um dort vor den Herrschaften zu singen. Visitation wurde jährlich zweimal abgehalten und wer dann ad altiora reif befunden wurde, kam, mit einem Stipendium beschenkt, auf die Universität Frankfurt a/O.



Die leibliche Pflege, sagen die alten Beschreibungen, war löblich. Ein paar hundert frischer, gesunder Magen waren abzuspeisen; es ging demnach ein Ehrliches drauf. Den Schwachen war ab und zu ein Tränklein Wein verordnet: „aber freilich, die so über Küch' und Keller gesetzt waren, wußten ihren eigenen Weizen gar merklich zu schneiden und dann hieß es: „vinum non habent". In der Tracht der Schüler wurde sorgsam Alles vermieden, was an die stutzerischen Eigenthümlichkeiten der Zeit hätte gemahnen können. Gern ward den Knaben ein Spaziergang in den Wald oder nach Grimnitz verstattet; wenn aber um 5 Uhr das Glöcklein gezogen wurde, mußte jedermann zur Stelle kommen und durfte bei Leibe nicht die Nacht über draußen bleiben.

Digitized by Google

Was die Schulzucht anbetrifft, so hielt man sich an die Regel des Philosophen Antisthenes, der sich der höchsten Strenge befleißigte, „weil auch ein Medikus hart gegen die Patienten sein müsse.“ Man citirte oft ein Wort wie: „Dulcia non meminit, qui non gustavit amara“ oder: „Artium radices amarae, fructus vero dulciores“, wie denn das ganze Zeitalter einer spartanischen Erziehungsmethode zugeneigt war.

„Wenn aber bei der allerschwersten Landesregierung die kurfürstliche Durchlaucht ein wenig Erquickung suchen wollen, ist Selbige sammt dem ganzen Hofe nacher Joachimsthal gerucket. Bei den Jagden erhielten die Knaben von dem Wilde satt zu essen. Der Kurfürst kam mit seinen Damen in die kleine Kirche zum Gottesdienst, und sein Kapellmeister Herr Tauchius ließ dann in dem geringen Stiftshüttlein die silbernen Schellen erschallen. Nach solchem Gottesdienste aßen die Herrschaften mit den Knaben in der Kommunität, als wollte ein Vater mit den Kindern essen.“

Bald aber wurden die schweren Heimsuchungen der Zeit auch in Joachimsthal fühlbar. Unter den Praeceptoribus wurden die theologischen Kontroversen mit Lebhaftigkeit verfochten, und die Oeconomi zeigten sich nachlässig, ja selbst unredlich. Dann kamen die Jahre des großen Krieges. Die ausgesogenen Aemter schickten keine Deputate mehr; man blieb Lehrern und Dienern schuldig, und so mancher Knabe strich ohne Urlaub davon. Schon im Jahre 1626 hatten sich Werber zu Joachimsthal eingefunden. Es folgten ihnen die schwedischen und sächsischen Regimenter auf dem Fuße. Am 5. Januar 1636 brachen die Sachsen einer wilden Horde gleich in die Nachts zuvor von Lehrern und Schülern verlassenen Anstaltsgebäude ein — die Fürstenschule ward zerstört. Lehrer und Schüler hatten sich zum Theil nach Angermünde gerettet, von wo aus eine Anzahl derselben sich nach Berlin wandte. Hier feierte die Schule eine fröhliche Auferstehung; hier ist sie, mit dem Schwestergymnasium, dem Grauen Kloster, in edlem Wettstreit stehend, bis zum Jahre 1879 geblieben, bis der neue Prachtbau für sie in dem benachbarten Dorfe Wilmersdorf vollendet war. Was diese Schule an Segen gestiftet hat „in Kirch' und Polizey“, das entzieht sich freilich einer jeglichen äußerlichen Berechnung; — das edelste Zeugniß aber für das Wirken der ehrwürdigen Joachimica ist die Liebe zum Vaterlande, zu Fürst und Beruf, welche sie allezeit in den Herzen ihrer Söhne zu zeitigen gewußt hat. —

Nachdem wir den nördlichen Landrücken der Mark und die ihm benachbarten Landschaften durchwandert und betrachtet haben, wenden wir uns jetzt der Havel zu und begleiten den schönsten Strom der Mark auf seinem $361{,}_{35}$ km messenden Laufe.

Digitized by Google

Ueberreste des Cistercienserklosters zu Zehdenick.

Die Havel und das Havelland.

Der obere Lauf des Havelflusses. — Oranienburg. — Spandau, die Wiege der märkischen Reformation. — Uebersicht über den Havellauf. — Die Schlacht am Kremmer Damme. — Derfflinger bei Rathenow. — Der Große Kurfürst bei Fehrbellin. — Umschau im Havellande. — Rhin- und Havelluch. — Das hohe Havelland. — Das Teltow und die Zauche. — Die Stadt Brandenburg und der Marienberg. — Adel und Burgen im Havellande. — Die Quitzow's und ihre Schlösser. — Unterlauf der Havel.

Der obere Lauf der Havel. Havel und Havelland! Die glänzendsten geschichtlichen Erinnerungen der Mark Brandenburg und zugleich die reichste Fülle landschaftlicher Schönheiten knüpfen sich an das Stromgebiet der Havel. Und doch ist die Havel eigentlich ein Fremdling im Brandenburger Lande und schüchtern nur, ein Bächlein, fast versteckt von Wäldern und üppig grünenden Wiesen, betritt sie den Boden der Mark. Aus den Seen des alten Obotritenlandes Mecklenburg leitet sie ihren Ursprung her; von dem Südabhange des mecklenburgischen Landrückens beginnt sie, gespeist mit des Himmels Thau und mit der Ueberfülle des köstlich blauen Wassers waldumgürteter Seen, von 67,5 m Höhe ab ihren Lauf. Als Abfluß theils des Röthsees im Norden des mecklenburgischen Amtes Mirow, theils des südlicher gelegenen großen Bodensees,

Digitized by Google

windet sich die Havel Anfangs durch eine Menge von Seen hin. Erst in der Nähe der mecklenburgischen Stadt Fürstenberg erhält sie als Abzug all dieser vielfach mit einander verbundenen Seen den Charakter eines Flusses, der wol fähig ist, seinen fernern Pfad mit eigener Kraft sich zu bahnen.

Schon hier, bei ihrem Eintritt ins Brandenburger Land, bespülen die Wasser der Havel historischen und klassischen Boden. In östlicher Richtung von Fürstenberg, etwa eine Meile von der Stadt entfernt, liegt zwischen zweien mit der Havel verbundenen Seen, dem Klosterhaussee und dem Stolpesee, das berühmte Kloster Himmelpfort, eine Stiftung des Markgrafen Albrecht des Frommen von Brandenburg. Hier fand der edle Fürst, ein Sohn des großen Otto III. von Ballenstädt, im Jahre 1300 seine Ruhestätte, nachdem er sich weidlich umhergetrieben hatte auf Kriegszügen und Pilgerfahrten. Hier zwischen den klaren Seen, in der Ruhe und Frieden athmenden Landschaft, in der kühlen Klosterzelle und in den dämmernden Hallen der von ihm gegründeten Kirche verlebte er seine letzten Jahre, nachdem er, dem frommen Eifer der Zeit gemäß, das Gewand der Dominikanermönche statt des Harnisches und des Kettenhemdes angelegt hatte. Von den Gebäuden der Stiftung Albrecht's des Frommen steht indessen jetzt nur noch die Kirche; und auch sie ist, da sie oft zu profanen Zwecken benutzt worden ist, ihres Schmuckes fast gänzlich beraubt. Mit den Steinen, die man aus den Umfassungsmauern des alten Klosters gebrochen hatte, wurden einzelne Straßen Berlins gepflastert. So blickt denn jetzt der Himmel wehmüthig lächelnd auf die Trümmer des einst so reich ausgestatteten Klosters herab. In der alten Kirche desselben fanden wir, auf Grund älterer Nachrichten forschend, noch ein Schnitzwerk von einigem Werthe, eine Einsetzung des heiligen Abendmahls. An der Wand hing, als wir das Kloster besuchten, ein Ritterhelm mit den letzten Resten einst lang herabwallender Federn, ein verblaßtes Wappenschild und ein paar Handschuhe von vergoldetem Metall. Die letzteren Rüststücke erhalten das Andenken des kaiserlichen und brandenburgischen Feldmarschalls Adam von Trott oder Trotha, gest. 1564.

Es ist ein Held der Reformationskämpfe, welcher hier seine Ruhestätte gefunden hat. Seine ersten Lorbern erwarb Herr Adam auf der weiten ungarischen Heide in Schlachten gegen die Kämpfer des Halbmondes; seinen glänzendsten Kriegsruhm aber scheint er im Jahre 1547 erlangt zu haben. Ein Anhänger der neuen Lehre, aber in kaiserlichen Diensten, hat der Feldmarschall oft das Amt eines Vermittlers zwischen den streitenden Religionsparteien übernommen. Auch in wichtiger Stunde verleugnete Herr Adam von Trott niemals die Geistesgegenwart; er war's, der gemeinschaftlich mit dem brandenburgischen Rathe, Erasmus von Seidel, den Kurfürsten Joachim II. daran verhinderte, den Herzog Alba mit dem gezückten Schwerte zu erstechen, weil dieser sich der Freilassung Philipp's von Hessen widersetzte. Das geschah vor des Kaisers Augen im Lager nach der Mühlberger Schlacht, und Joachim sowol wie Karl V. mochten Herrn Adam von Trott Dank dafür wissen, daß er die unheilvolle That verhindert hatte. Sonst war freilich auch der Feldmarschall gar schnell zum Zorne gereizt. So stieß er einst einen Muselmann, welcher Christum lästerte, ohne Weiteres über den Haufen.

Von seinen Kriegszügen zurückgekehrt, erhielt Adam von Trott die Hauptmannschaft zu Zehdenick und vertrat das Haus Brandenburg auf gar mancher

Digitized by Google

wichtigen diplomatischen Sendung, so auch beim Abschluß des Passauer Vertrages. Im Jahre 1557 übergab ihm Kurfürst Joachim II. das säkularisirte Kloster Himmelpfort, „wegen vorgeschossener Hauptsummen", wie es heißt, „vieler getreuen und nutzbaren Dienste und sonderlich, daß er ungeachtet seines Leibes höchsten Ungelegenheit sich in Hungarn zum Feldmarschallamte gebrauchen lassen."

Im Jahre 1721 starben die von Trotha auf Himmelpfort aus, das Amt wurde kurbrandenburgische Domäne, und nun begann leider die Verwüstung der schönen Klosterbauten. Doch wir wenden uns von der Grabstätte des alten Türkenkämpfers den ostwärts der Havel gelegenen kurmärkischen Städten Lychen (2200 Einwohner) und Templin (4000 Einwohner) zu. Die erstere dieser ländlich stillen Städte, welche 1348 von dem städtebauenden Markgrafen Johann I. gegründet worden ist, liegt in der Mitte einer Menge von Seen, die zweite im Südwesten davon in freierer Gegend. Eine unverbürgte Sage führt den Ursprung von Templin auf die Tempelherren zurück; die Stadt selbst ist nach vielen Bränden seit 1735 fast durchgängig neuerbaut worden. Viele von ihren Alterthümern hat auch die benachbarte Stadt Gransee (3500 Einwohner) verloren, welche vor uns im Westen des Flusses mit ihrer ehrwürdigen Kirche auftaucht. Eine anziehende Ruine aber begegnet uns bei der Stadt Zehdenick, welcher die Havel in südlicher Richtung zueilt.

Zehdenick (3000 Einwohner) ist ein uralter Ort. Schon in vorchristlicher Zeit scheint aus dem Lande der Obotriten eine Heerstraße zur Oder hingeführt zu haben. An dieser Straße lag die Burg Zehdenick, den Flußübergang schützend und bewachend. Dieses Schloß, welches vor dem Templiner Thore sich befand und in den Tagen der Wendenkämpfe von hoher Bedeutung gewesen sein muß, kam später als kurfürstliches Lehen an die Herren von Holzendorf und von Arnim. Seine Berühmtheit in der märkischen Geschichte verdankt Zehdenick indessen einer sagenhaften Begebenheit, welche in das Jahr 1249 fällt.

Eine Bauernfrau zu Zehdenick, deren Wohlstand sich auf dem Wege der Arbeit und der Sparsamkeit nimmer heben wollte, sann auf ein Mittel, sich Behaglichkeit und Reichthum durch Zauberei zu verschaffen. Der Aberglaube jener Tage legte bekanntlich den Hostien die wunderbarsten magischen Kräfte bei. Deshalb kam das Weib auf den unseligen Gedanken, die Hostie beim heiligen Abendmahle ungenossen zurückzubehalten, um sie im Keller unter den Bierfässern zu vergraben, damit das Bier in unerschöpflicher Fülle denselben entströmen möchte.

Indessen schon nach wenigen Tagen erwachte das Gewissen der Frau; sie gestand einem Priester, den Leib des Herrn geschändet zu haben, und der Geistliche nahm in dem Keller eine Nachsuchung nach der Hostie vor. Zum Entsetzen Aller quoll Blut aus der Erde gerade auf der Stelle hervor, da der heilige Leib vergraben war. Diese blutgetränkte Erde wurde nebst der Hostie sorgfältig aufgehoben, in ein kostbares Gefäß gethan und zur Kirche getragen. Alles Andere entwickelte sich nun von selbst. Wallfahrten kamen und gingen zu dem Wunderblute, welches als ein Heilmittel nicht allein für die Seele, sondern auch für den Körper angesehen wurde. Wahrscheinlich im Jahre 1250 ward mit den reichen Spenden der Markgrafen Johann I. und Otto III., sowie ihrer Schwester, der Herzogin Mathilde von Braunschweig-Lüneburg, in der Nähe der Stadt Zehdenick ein Jungfrauenkloster des Cisterzienserordens errichtet, welches als adliges Fräuleinstift noch heute, freilich in völlig veränderten Formen fortbesteht.

Digitized by Google

Die Trümmer des alten Klosters, welche sich außerhalb der Vorstädte von Zehdenick auf dem linken Haveluser befinden, zeugen von hoher ehemaliger Schönheit und Pracht; namentlich sind die des alten Wohngebäudes von großartigem Umfange. Von den Kapellen und Prozessionsstätten, welche einst auf den nächstgelegenen Höhen rings um das Kloster her sich befanden, sind keine Ruinen mehr vorhanden. Nur der Name Kapellenberg, welchen einer dieser Gipfel noch heute trägt, erinnert an jene Zeit, in der die Schar der Nonnen sich zur Zeit der Frühmesse hierher zu begeben pflegte, um das Hochamt zu begehen und zugleich sich an einem Blicke über Gottes schöne Welt zu erfreuen. Denn herrlich ist von dieser Stätte aus die Fernsicht über das Havelthal und seine prangenden Wiesen. Schon die slavischen Ansiedler müssen die Schönheit dieser Gegend gewürdigt haben, sonst hätten sie die Stadt dort unten nicht Zehdenick, d. h. „Blumengarten" genannt.

Wir folgen dem Laufe des Flusses und erreichen nach wenigen Meilen die Stadt Liebenwalde (2600 Einwohner). Nur einige hundert Schritte westlich von dem offenen Orte stand einst auf einem von der Havel umflossenen Hügel über acht Fuß starken Feldsteinfundamenten das Schloß Liebenwalde. Noch im Jahre 1652 war dasselbe in seinem Aeußern fast unverfallen, obwol die innere Einrichtung nur noch eine sehr dürftige war. Starke Weichhäuser und hohe Mauern beschützten die umfangreichen Baulichkeiten, unter welchen auch eine Schloßkirche nicht fehlte. In alter Zeit hatte diese Burg, auf deren Stelle sich heute die Gebäude des Burgvorwerkes erheben, eine hohe Bedeutsamkeit; zu ihr gehörten die Jagdgründe der alten Ballenstädtischen Fürsten, die Heiden von Werbellin und Grimnitz, und hier zu Liebenwalde saß ein markgräflicher Vogt sowie ein Propst, welcher gewöhnlich die Notariatsgeschäfte des Fürsten führte, so oft dieser sein festes Haus Liebenwalde besuchte. Gar bald aber endete die alte Herrlichkeit des Schlosses Liebenwalde, nachdem dasselbe in den Pfandbesitz der mecklenburgischen Fürsten und in den von märkischen Edelleuten aus den Häusern der Bismarck, Arnim, Holzendorf und Waldow übergegangen war.

Bei Liebenwalde mündet der Finowkanal, welcher über Neustadt-Eberswalde, jetzt wieder „Eberswalde" geheißen, und Liepe sich hinziehend, die Oder mit der Havel verbindet. Zur Geschichte dieser äußerst wichtigen Wasserstraße bemerken wir, daß dieselbe im Jahre 1603 unter der Regierung des Kurfürsten Joachim Friedrich angelegt, von Friedrich dem Großen 1749 verbessert und in der Folgezeit vielfach erweitert worden ist. Eine nähere Beschreibung des Kanals und der nördlich von demselben gelegenen Landschaften müssen wir uns hier versagen; der Leser wird sie vorfinden, wenn wir die Grenzgebiete der Mark im Norden und im Süden betrachten werden.

Auf dem weiteren Laufe der Havel nach Süden zu bis Spandau haben wir nur noch bei einer geschichtlich denkwürdigen Stätte zu verweilen, das ist die Stadt Oranienburg (4500 Einwohner), einst das alte Schloß Bötzow.

Oranienburg. Schon in dem Jahre 1217 wird die Burg „Bochzowe" erwähnt. Als die Deutschen mit Kreuz und Schwert zugleich in diese Gegenden vordrangen, ward dieser feste Platz, welcher sicher schon in slavischer Zeit eine Burg besaß und mit Wall und Graben befestigt war, eine der bedeutsamsten Militärkolonien. In geringer Entfernung von dieser Feste lag eine zweite Burg,

Digitized by Google

das Schloß Neumühl, welches indeß schon 1404 während der herrenlosen Zeit der Mark zerstört wurde. Wahrscheinlich hat die letztgenannte Burg auf jener Stätte gestanden, auf welcher jetzt die königlichen Mühlen von Oranienburg sich befinden. Das gleiche Schicksal, bald zerstört zu werden, erlitt aber auch das Schloß Bötzow, nachdem dasselbe noch im 15. Jahrhundert eine wichtige Rolle in der märkischen Geschichte gespielt hatte. Im Anfange jenes Jahrhunderts nämlich war Bötzow von den Pommern erobert worden: die Quitzow aber entrissen denselben die wichtige Havelfeste und setzten den früheren Lehnsinhaber derselben, den Ritter Gerhard von Holzendorf, mit seinen Söhnen Werner und Albrecht wieder in den Besitz derselben.

Was Wunder, wenn der junge Werner von Holzendorf ein begeisterter Anhänger der Quitzow'schen Brüder, Dietrich und Hans, wurde, — wenn er ihnen, als die Katastrophe über ihr Haus hereingebrochen war, die gastliche Thüre öffnete und die Geächteten „hegte und pflegte!" Schwer aber hatte er zu büßen. Durch einen Spruch des Schöffengerichtes, das Markgraf Friedrich I. zu Tangermünde über Werner von Holzendorf als über einen Verräther und Felon halten ließ, wurde er zum Verluste all seiner Güter verurtheilt. Der erste Hohenzoller in den Marken wußte indessen nicht allein den kampfeslustigen trotzigen Sinn der brandenburgischen Edelleute zu beugen; er verstand auch, ihre Herzen zu erobern. So finden wir später den hochgesinnten edelmüthigen Werner, der früher ein Landesverräther gewesen war, als treuen Anhänger Friedrich's I. wieder. Die Art und Weise überhaupt, in welcher er fast alle seine Widersacher zu gewinnen wußte, bildet den anziehendsten Zug in dem edelschönen Bilde Kurfürst Friedrich's I. Mit vollem Vertrauen von seinem Fürsten beehrt, ist Werner vermuthlich 1438 auf Schloß Zehdenick als Hauptmann seines Markgrafen verstorben.

Damals, als das schwarz-weiße Banner der Holzendorf mit dem rothen Balken auf Schloß Bötzow eingezogen ward und die Fahne des rothen Adlers auf dem Thurme aufstieg, endete die erste historische Periode dieses Ortes. Es war ihm noch eine zweite Glanzzeit vorbehalten.

Am 7. Dezember 1646 hatte der Große Kurfürst sich die herrliche Genossin seines thatenreichen Lebens heimgeholt, die Prinzessin Luise Henriette von Oranien, die neunzehnjährige Tochter des niederländischen Erbstatthalters Friedrich Heinrich. Gleich so vielen vorzüglichen hohenzollernschen Frauen, gleich jener schönen Else, welche den ersten Friedrich in die Mark begleitet hatte; gleich jener frommen und wirthschaftlichen Käthe, welche als Gemahlin des Markgrafen Hans von Küstrin die Mutter ihres Landes geworden war; gleich der Tochter der letzterwähnten fürstlichen Frau, der zweiten Katharina von Brandenburg, welche, ebenso freundlich und mild wie ihr Gatte, der Kurfürst Joachim Friedrich, die Hütten der Armuth aufsuchte und Wein und stärkende Arzneien den Kranken brachte, wurde die zarte Oranierin eine Mutter und ein Schutzengel des Landes. Sie hatte zu solch preiswerthem Wirken im väterlichen Schlosse die beste Vorbereitung erhalten. Denn oft hatte sie im Haag unter den Mägden gesessen, den Spinnrocken in der Hand. Eine damals sehr seltene Ausbildung in Wissenschaft und Kunst hatte den Sinn der Prinzessin allem Hohen und Schönen zugewandt. Daß eine streng religiöse Erziehung ihr nicht gefehlt hatte, versteht sich bei den Traditionen der Hauses Oranien von selbst. So war sie zu einer blühenden

Digitized by Google

Jungfrau herangewachsen, eine zarte anmuthige Gestalt und doch voll Majestät und Würde. Sanftmuth und Herzensgüte strahlten Jedem ihrer Unterthanen aus den schönen Zügen ihres Antlitzes entgegen. Ihr reicher Geist besaß nach holländischer Art einen ruhigen klaren Blick für alle Verhältnisse des Lebens; auch bewahrte sie eine nie zu erschütternde Seelengröße, sowie die frömmste und kindlichste Ergebung in Gottes Willen. Sie ist dem großen Friedrich Wilhelm die treueste Mitarbeiterin an der Verwirklichung all seiner Pläne gewesen; sie hat ihn auf allen seinen Reisen begleitet und hat auf seinen Feldzügen Mühsal und Beschwerden mit ihm getheilt. In seinen trüben Stunden — in jenen Augenblicken, da er seufzen mußte: „Es ist zuviel der Arbeit für einen Mann!“ hat Luise Henriette den Großen Kurfürsten getröstet. Mit welcher Liebe aber war auch er ihr zugethan! Nie hat er ihr eine Bitte versagt; nie ist er in den Staatsrath gegangen, ohne die vorliegenden Geschäfte mit ihr besprochen zu haben!

Dieser ihm völlig ebenbürtigen Gemahlin schenkte der Kurfürst das Jagdschloß Bötzow, welches sein Vorfahr, Joachim II., auf den Resten der alten Holzendorf'schen Burg hatte erbauen lassen. Natürlich bedurfte das Lustschloß des 16. Jahrhunderts um jene Zeit bereits eines völligen Ausbaues, und erst nachnachdem derselbe vollendet, nachdem diesem neuerbauten Hause der Name „Oranienburg“ beigelegt worden war — etwa im Frühling 1652 — zog die Kurfürstin in dies Schloß ein, welches, vereint mit dem ihr in der Stadt errichteten Standbilde, ihren Namen und den Ruhm ihrer Tugenden bis auf die fernste Nachwelt bringen wird.

Von dem Schlosse Oranienburg aus begann nun die edle Fürstin ihre vielverzweigte, reich gesegnete Thätigkeit, die in erster Stelle dazu mitgewirkt hat, aus der verwüsteten Mark wieder ein gesegnetes Land zu machen. Mit allen ihr zu Gebote stehenden, freilich nur beschränkten Mitteln beförderte sie Ackerbau und Viehzucht. Holländische Ansiedler waren schon einmal die Lehrmeister der Märker gewesen; in den Tagen der ersten Ballenstädter waren Fläminger, Brabanter und Friesen in die Mark gekommen und hatten das wendische Land kolonisirt. Jetzt wiederholten sich jene Zeiten. Der Märker lernte holländische Windmühlen bauen; er lernte holländisches Vieh aufziehen; er eignete sich von den vortrefflichen und arbeitsamen Menschen, welche die Kurfürstin aus ihrem Vaterlande nach der Mark zog, auch etwas von holländischem Fleiße und holländischer Sauberkeit an. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten: die holländische Kunst — die Malerei, die Skulptur sowie die Architektur — haben am Schlusse des 17. Jahrhunderts auf märkischem Boden eine zweite Blüteperiode erlebt. Wie weitgehend der Einfluß der Holländer auf die industrielle Thätigkeit in den Marken gewesen, das läßt sich noch heute ahnen, wenn wir den gewöhnlichen Mann im Lande Brandenburg begeistert von holländischem Tuche, von holländischem Porzellane und holländischem Taback sprechen hören. All diese Dinge und noch mehr, was uns höher gilt, tiefernsten, protestantischen Sinn, männliche Ruhe und unermüdliche Arbeitsamkeit hat uns Märkern die gottgesegnete Verbindung der Hohenzollern mit dem Hause der Oranier ins Land gebracht.

Nimmer kann sich ein echter Märker genug thun im Lobe Luise Henriettens! Und mit Recht. Denn sie war eine Mutter der Armen; ein Jeder hatte Zutritt zu ihr, Jeder fand bei ihr Rath, Schutz, Trost und Zuflucht. Oft entzog sie sich ihre fürstlichen Genüsse, um Armen geben zu können, und wo sie selbst nicht

Digitized by Google

helfen konnte, fand sie Mittel und Wege, durch Andere, namentlich durch den edeln Gemahl, Linderung und Segen zu spenden. Mehr aber noch als das leibliche lag ihr das geistige Wohl des Volkes am Herzen. Das sehr vernachlässigte Schulwesen der Mark ward von ihr nach Kräften gehoben: in ihrer Residenz Oranienburg errichtete sie ein Waisenhaus, welches seine reichgesegnete Wirksamkeit noch heute in aller Stille ausübt. Im Jahre 1653 ward auf ihre Veranlassung das Runge'sche Gesangbuch zur Erbauung und zur Tröstung ihres Volkes herausgegeben. Dasselbe enthält mehrere von ihr selbst gedichtete Lieder.

Standbild der Kurfürstin Luise Henriette zu Oranienburg. Nach L. Burger.

Ob freilich das berühmteste Lied, welches unter ihrem Namen tief in die evangelische Christenheit eingedrungen ist, ob das Lied: „Jesus, meine Zuversicht" ihr geistiges Eigenthum ist, scheint sich mit Sicherheit nicht mehr entscheiden zu lassen. Jedenfalls hat sie in dem Glauben gelebt und gewirkt, welchen dies Lied so herzensfreudig, so schlicht und so erhebend verkündigt. Gern ging die hohe Frau zu Sterbenden und erquickte dieselben durch ihren milden frommen Zuspruch. Ihren Kindern war sie die zärtlichste, die sorgsamste Mutter. Nie ließ sie, so schreibt einer ihrer Biographen, dieselben am Morgen vor sich kommen, ehe sie selbst gebetet und die Ihren der Barmherzigkeit Gottes empfohlen hatte. So weihte sie die Frühstunden eines jeden

Digitized by Google

Tages ihrem Gotte; ihre übrige Zeit widmete sie ihrem Briefwechsel, dem Umgange mit Gelehrten, der Arbeit in ihrer Bibliothek und den Besuchen der Nothleidenden und Kranken. Der Kurprinz, ihr ältester Sohn, war an einem Dienstage geboren; deshalb hatte sie in puritanischem Ernste diesen Tag sich zu stiller Andacht, zum Fasten und zu strenger Selbstprüfung erwählt. Erst nach Sonnenuntergang pflegte sie am Dienstage ein sehr bescheidenes Mahl zu sich zu nehmen. So gewissenhaft ihre Frömmigkeit aber auch war, so verbannte sie doch aus ihrer Nähe all jene Schmähungen Andersgläubiger, welche damals nur auf zu vielen Kanzeln ertönten; und ihr stiller, duldsamer Sinn bewahrte sie vor einem Mißgriffe, welcher ihr als einer reformirten Fürstin sehr, sehr nahe lag: vor einer Begünstigung der Calvinisten im Lande Brandenburg.

Leider war es nur ein schnell entfliehendes Glück, welches dem großen Friedrich Wilhelm und seinem Lande in dieser bewunderns- und liebenswerthen Fürstin geschenkt war. Luise Henriette kränkelte, seitdem ihr im Jahre 1666 der jüngste Sohn geschenkt worden war. Sie suchte Genesung bei den Ihren in den Gärten des Haag; sie kehrte indessen als unheilbare Kranke nach Berlin zurück. Da mag sie sich in mancher bangen, leidenerfüllten Stunde, wenn sie im dämmernden Zimmer der alten Residenz saß und auf das Bett der Spree, auf die von ihrem Gemahl geschaffenen Lustgärten hinaus sah, in ihrem tiefen Schmerze mit den siegesgewissen Worten ihres Lieblingliedes getröstet haben:

„Was hier kranket, seufzt und fleht,
Wird dort frisch und herrlich gehen!"

Oft mag ihr aus der geöffneten Bogenthüre des alten Domes zu Berlin das wunderbar einfache und freudige Wort des Chorals entgegen geklungen sein:

„Seid getrost und hoch erfreut,
Jesus trägt euch, meine Glieder!"

Der Große Kurfürst wich in jenen schweren Tagen nicht von ihrem Schmerzenslager. Nachdem Luise Henriette von Allen, auch von den Niedrigsten ihrer Diener herzlichen Abschied genommen hatte, küßte sie der Todesengel am 18. Juni 1667. Sie entschlummerte in den Armen ihres Gemahls; der Ausruf „Jesus!" war ihr letztes Wort.

Für immer wird das Schloß Oranienburg durch die Erinnerung an Luise Henriette dem Märker geheiligt bleiben. Gehen wir indessen über seine jetzige Beschaffenheit hinweg, die leider, der wirthschaftlichen und technischen Zwecke halber, zu welchen das Schloß hat dienen müssen, keine allzu glänzende ist, und versuchen wir eine Rekonstruktion des Bildes, welches diese Stätte zu der Zeit geboten hat, da die edle Oranierin hier residirte.

Wieder ist unsere Quelle der länder- und städtekundige, leider aber in der Historie nur oberflächlich erfahrene Topograph Merian. Er sagt in Bezug auf das Oranienburg des 17. Jahrhunderts:

„Dieses ist ein schöner lustiger Ort, 4 Stunden von Berlin und ein starker Paß, so den Havelländischen und Nieder-Barnim'schen Kreis separiret, und weil es da herum viel schöne Eichen-Hölzer und andere Wälder allerlei Gehölzes giebt, worinnen sich allezeit eine große Menge von Wildprät, Hirschen, Schweinen, Rehen, aufhält und sich die Churfürsten von Brandenburg sowol wegen der schönen großen Jagden, als auch wegen der überaus anmuthigen Lustigkeit der Situation selbstdorten erlustiget, so hat Churfürst Joachimus

Digitized by Google

secundus allda ein fein Castell hinbauen lassen. Als nun des jetzigen regierenden Churfürsten, Herrn Friedrich Wilhelmens Durchlaucht, Dero Churfürstliche Gemahlin, Frau Luisen, einstmals dahin geführet und dieselbe sofort judiciret, daß dieses Ortes angenehme Gelegenheit wohl meritire, daß das Schloß, so bei den langwierigen Kriegen ziemlich eingegangen, nicht allein würde repariret, besonders noch mehr zur Perfektion gebracht werden möge:

So haben Höchstgedachte Seine Churfürstliche Durchlaucht Dero Frau Gemahlin diesen Ort mit allen Pertinentien verehret, und ist darauf von Deroselben sofort mit allem ungesparten Fleiß die Anstalt gemachet, daß durch Einrathen Dero Hofmeisters und Churfürstlichen Geheimen Raths, Herrn Otto von Schwerin, und den Dienst des Churfürstlichen Ingenieurs Johannis Gregorii Memhardt's nicht allein das Schloß in artige Form ausgeführet, sondern auch dabei der schöne Garten angeleget."

Die alte Beschreibung erwähnt darauf die precieusen Tapeten und raren Gemälde, der „Riviere, auf welcher sich allezeit viel Schwanen aufhalten", und des anmuthigen Prospektes vom Schlosse aus. Auch die Wassermühlen und die trefflich großen Karpfenteiche werden gerühmt. Herr Matthäus Merian schließt seine Beschreibung mit der Hoffnung, „es werde das Städtlein wol einmal in bessern Stand kommen, nachdem dasselbe durch die Kriegsunruhen so schwer gelitten habe."

Und in gewisser Weise hat sich diese Hoffnung auch erfüllt. Oranienburg, welches bei weitem mehr eine Fabrik- als Ackerstadt ist, besitzt eine rührige Bevölkerung, und die neu erschlossenen Verkehrswege, namentlich die Eisenbahn, welche nach Berlin führt, werden Handel und Wandel noch mehr fördern. Augenblicklich hat die Stadt 4500 Einwohner — viel, viel mehr, als sie zur Zeit der Kurfürstin Luise Henriette gehabt hat. Ob aber jemals wieder solch ein Strahl glänzender Geschichte das alte, seiner Herrlichkeit beraubte Schloß beleuchten wird? Wir zweifeln daran! So möge denn der alten Herrlichkeit von Oranienburg hier noch ein Denkmal gesetzt sein, indem wir das alte Schloß beschreiben, wie dasselbe sammt seiner Umgebung sich um 1650 darstellte!

Die Gebäude des Lustschlosses standen auf einem mit Bollwerken und breiten Kai's rings umgebenen Werder von unregelmäßiger Gestalt. Der innere Schloßhof bildete ein regelmäßiges Viereck, welches von einem überwölbten Gange umschlossen und im Norden, Osten und Westen mit vorspringenden, spitzbedachten Weichhäusern „armiret" war. Im Süden befand sich ein Thor mit einer Zugbrücke und einer wappengeschmückten Einfahrt, durch welche man zu dem ziemlich einfach entworfenen Wohngebäude gelangte, welches den innern Burghof bis auf einen kleinen Vorplatz erfüllte. Auf der Nordseite ward das Schloß von einem Aussichtsthurme mit barocker Krönung überragt; im Süden zeigte dasselbe dem Besucher einen hübsch ornamentirten Mittelbau, dessen Frontispiz von drei Statuen überragt ward. Zwei Brücken verbanden den Schloßwerder mit den Ufern der Havel. Im Westen zog sich, an das Schloßthor gelehnt, ein Gewächshaus hin, von welchem aus man über den Fluß in den Wald gelangte; im Süden führte die Zugbrücke des Hauptportales zu dem kostbaren, ummauerten und von rundüberdachten holländischen Orangeriegebäuden eingeschlossenen „Lustgarten". Merian's Zeichnung führt uns ferner das Theehäuschen oder den bethürmten Pavillon vor, welcher in der Mitte des Gartens sich befand; ebenso geht aus derselben hervor, daß aus den schönsten der neun

Digitized by Google

Blumenbeete, welche eines Niederländers kunstgeübte Hand hier angelegt hatte, die Namenszüge des kurfürstlichen Paares, das L. H. O. der Oranierin und die Anfangsbuchstaben des Namens ihres Gatten deutlich heraustraten.

Es ist viel von diesen alten Herrlichkeiten für immer vernichtet. Dennoch bewährt sich dem Besucher des Schlosses Oranienburg im höchsten Sinne die Wahrheit des Goethe'schen Wortes:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Sie ist geweiht für alle Zeiten!"

Und wohl dem Volke der Mark, wenn dasselbe nimmer der großen und frommen Frau vergißt, die einem seiner edelsten und verdientesten Herrscher so treu, so verständnißvoll, so wahrhaft weiblich zur Seite gestanden hat! Mag die Kritik der edlen Oranierin auch das erwähnte herrliche Sterbelied streitig machen können, dennoch wird ihre anmuthende Gestalt, welche mit aller Hoheit wahrer Weiblichkeit geschmückt ist, zu den herzgewinnendsten Erscheinungen gehören, mit welchen die Geschichte der Mark und des brandenburgisch-preußischen Staates uns beschenkt hat.

Spandau, die Wiege der märkischen Reformation. Die ehrwürdige Stadt Spandau (29,300 Einwohner), welcher von ihrem mittelalterlichen Festeskleide freilich nur wenige Reste geblieben sind, hat einst einen wichtigen Einfluß auf einen großen Theil der Mittelmark ausgeübt. Von Spandau aus haben nämlich die Städte der „neuen Lande", welche die beiden ruhmwürdigen Ballenstädter Otto III. und Johann I. bis zum Jahre 1250 eroberten, deutsches Recht überkommen, d. h. sie sind nach dem Vorbilde Spandau's gegründet und innerlich geordnet worden. Diese Verleihung des Spandauer Rechtes läßt auf eine hervorragende Bedeutsamkeit des Ortes schließen, welche derselbe vielleicht schon in wendischer Zeit gehabt hat.

Diese mittelalterliche Bedeutsamkeit Spandau's tritt uns noch auf dem Bilde entgegen, welches der Topograph Merian im 17. Jahrhundert von „Stadt und Festung" aufgenommen hat. Welche Fülle von Thürmen, hochgegiebelten Gebäuden und Gotteshäusern! Aber während die von den gewaltigen Festungsmauern umschlossene Stadt trotz ihrer 29,300 Einwohner einen sehr wenig angenehmen Rest der Vergangenheit, ihre engen Gassen, hat behalten müssen, sind ihre Monumentalbauten aus alter Zeit verschwunden. Nur zwei historische Stätten sind der Stadt Spandau geblieben: das Schloß und die Hauptpfarrkirche zu St. Nikolai, freilich in sehr veränderter Gestalt.

Dicht am Ufer, auf der Landzunge, welche durch den Zusammenfluß von Spree und Havel gebildet wird, erhob sich einst die wendische Burg Zspandowe. Oft hielten die glorreichen Ballenstädter hier Haus, nachdem sie das Land Brandenburg erobert hatten. So Johann I., Otto und Hermann der Lange. Damals erschienen auch die Minnesänger aus den mitteldeutschen Landen, der Meißner und der Güldener, auf dem Hause „zu Spandow vor dem Damme" und sangen von dem hochgemuthen Sinn, von der freigebigen Hand der Markgrafen. Aber auch eine dunkle That soll sich in jenen Zeiten auf der Burg Spandow zugetragen haben. Es ist bekannt, mit wie leidenschaftlicher Begier Markgraf Woldemar der Große nach der Alleinherrschaft über die brandenburgischen Lande gestrebt hat. Ein Jüngling stand ihm bei diesen Plänen entgegen; es war sein unmündiger Vetter Johann, welcher einen andern Vormund

Digitized by Google

hatte als den ehrgeizigen Markgrafen. Im Jahre 1317 aber nahm ihn Woldemar gefangen und brachte ihn auf die Burg Spandau. Dort ſtarb der Jüngling ſchon nach kurzer Zeit; die Zeitgenoſſen behaupteten: an Gift. Das Erbe der Ballenſtädter war nun in einer Hand vereinigt, allerdings nur für kurze Zeit.

Das Schloß Spandau iſt auch heute noch vorhanden, freilich als Schloß kaum mehr erkennbar. Die letzten beiden Jahrhunderte haben daſſelbe erſt zur Korrektionsanſtalt, dann zur Kaſerne gemacht. Da konnte freilich von der al en Herrlichkeit nicht viel bleiben, wenn überhaupt eine ſolche vorhanden war.

Spandau.

Doch haben wir von der alten Befeſtigung, welche ſich an dieſe Burg anlehnte, noch höchſt bedeutſame Ueberbleibſel. An vielen Orten treten noch die Reſte der Mauern und Thürme der mittelalterlichen Stadt zu Tage. Weitaus die intereſſanteſte dieſer Reliquien des alten Spandau iſt der Juliusthurm, ein runder mittelalterlicher Befeſtigungsthurm mit Zinnenkrone. Das märkiſche Volk weiß jetzt von dieſer berühmten Oertlichkeit nur, daß hier einſt jene Milliarden geruht haben, welche Frankreich nach dem Kriege von 1870 und 1871 zu zahlen hatte. Mehr wußten unſere Vorfahren von dem alten Bauwerke zu berichten. Mit Stolz behaupteten ſie, den Thurm habe Julius Cäſar oder Domitius Aënobarbus gegründet, als die Römer auf ihren Zügen über den Rhein bis in die wendiſche Wildniß gekommen waren. Die Alten ſprachen auch wol von einer bleichen wunderſchönen Frau, welche im 16. Jahrhundert auf dieſem Thurme in Gefangenſchaft geſeſſen hatte; das war Johanna Sydow,

die „schöne Gießerin“, eine der Geliebten Kurfürst Joachim's II. Als aber dessen strenger, sparsamer Sohn, Herr Hans George, zur Regierung kam, mußte sie das seidene Gewand ablegen und die düsteren Gewölbe des Juliusthurmes beziehen. Sie hat dieselben bis zu ihrem Tode nicht mehr verlassen.

In der Befestigung der Stadt Spandau haben wir noch einen andern Punkt von hervorragender historischer Wichtigkeit aufzusuchen. Das Brückenthor der Citadelle wird jetzt von einem mächtigen runden Thorbogen gebildet, über welchem sich das kurbrandenburgische Wappen in prächtiger Gestalt befindet. Anstatt dieser Baulichkeit beschirmte im Jahre 1448 wahrscheinlich ein festes gothisches Thorhaus die Einfahrt. Ueber der Spitzbogenpforte befand sich ein kleines Stüblein. Dort erschienen in den Septembertagen des genannten Jahres trauernd und zornig die aufrührerischen Bürger der Schwesterstädte Berlin und Kölln. Kurfürst Friedrich der Eiserne stand in dem Stüblein zu Haupt des eichenen Tisches auf den Schwertgriff gelehnt; seine Räthe umgaben ihn, Herr Friedrich Sesselmann, der Bischof zu Lebus, Herr Ulrich Zeuschel, der Küchenmeister, Herr Peter von Knobelsdorf, der Vogt zu Spandau. Die Herren aber, die nach einander vortraten und Leib und Leben übergaben, waren die Patrizier der Spreestädte, die Blankenfelde, Achen, Wins, Schaum u. a. m. Düster erklangen ihre Antworten auf die Fragen der kurfürstlichen Räthe, und ein Auflodern der Rachsucht begleitete wol jenen harten Spruch, der ihre Häupter, Herrn Bernd Ryke vor Allen, ins Elend verwies. Denn diesen im Rathsdienste ergrauten Häuptern war die Fremde „das Elend!“ Der Eisenzahn aber hatte ein Verständniß für das Mannesbewußtsein, das sich im Besitze des ererbten Rechtes gegen ihn aufgelehnt hatte; und wie die Verurtheilten jetzt aus seiner Hand das Leben als Gnadengeschenk erhielten, so nahmen sie gar bald aus derselben auch ihren altbürgerlichen Reichthum zurück. Nur einer fiel von Mörderhand im Auslande, Herr Bernhard Ryke, der Altbürgermeister von Berlin.

Beinahe hundert Jahre waren verflossen seit der Zeit. Da öffnete sich das Pförtlein neben dem Thore zu Spandau einer unglücklichen Fürstin, welche nach langen herben Leiden in ihr Eigenthum zurückkehrte: im August 1545 nahm die Kurfürstin Elisabeth, die Wittwe Joachim's I., Besitz von ihrem Witthume Spandau. Als damals der Zug über die Brücke ging, da fielen schmerzlich die Blicke der alternden Dame in der Sänfte auf die grauen Wellen der Spree, welche sich hier gerade mit den blauen Wassern der Havel mischen. Das Antlitz der Fürstin verdüsterte sich. Vielleicht dachte die hohe Frau an jenen unglücklichen 24. März des Jahres 1528. Eine stürmische, regnerische Frühjahrsnacht war's gewesen; und als die Glocke auf dem Kloster der Dominikaner die zwölfte Stunde schlug, waren zwei Frauen und ein Junker in dichter Vermummung aus der Wasserpforte des kurfürstlichen Schlosses zu Kölln an der Spree getreten: die Kurfürstin selbst, Ursula von Zedtwitz und Joachim von Götz. Sie flohen in die Fremde vor dem Zorne Joachim's I., der mit eiserner Hand die neue Lehre niederzwang. Lautlos glitt der Nachen über die dunkle Spree; drüben aber am andern Ufer warteten die Reiter Christierns von Dänemark, des Bruders der Kurfürstin, mit windschnellen Pferden, welche die Entwichenen gar bald auf sächsisches Gebiet brachten.

Das war nun siebzehn Jahre her! Wie hätte da die Fürstin sich freuen müssen, daß sie wieder „zu Lande kam“, daß sie die Stätten wiedersehen durfte,

Digitized by Google

welche das reine, freilich nur so kurze Glück ihrer Ehe mit dem hochherzigen Gemahle geschaut hatten! Aber von herzgewinnenden Zügen finden wir leider nichts in dem Bilde der unglücklichen Fürstin. In allen landläufigen Darstellungen ist Elisabeth von Dänemark bis zum Uebermaße verherrlicht worden; es ist endlich an der Zeit, ihr Verhältniß zu Joachim I. mit kühlerem Sinne zu beurtheilen.

Citadelle mit Juliusthurm zu Spandau.

Zunächst ist klar, daß Elisabeth von Brandenburg ihre Gatten- und Mutterpflicht schwer verletzt hat, als sie von Joachim floh. Wie ein tiefer Schmerz klingt es durch die Worte des Kurfürsten hindurch, welche er einem Verwandten schrieb: „Freundlich haben wir von ihr Abschied genommen und dann ist sie in der Nacht entwichen!“ Auch zu dem Todtenbette, zu dem Sarge ihres Gatten ist die harte, überzeugungsfeste Dänin nicht herbeigeeilt. Und mußte es sie nicht mit aller Macht hinziehen zu den Herzen der Söhne, welche ja ihre religiösen Ansichten theilten? Nein, auch das geschah nicht; auch die Regungen des Mutterherzens waren nicht eben übermächtig. Elisabeth vermochte es, nach dem Tode ihres Gemahls mit ihren Kindern jahrelang von Schloß Lichtenburg und von Wittenberg aus über die armseligsten Bedingungen ihres Aufenthaltes in der Mark zu verhandeln.

Auf den Gang und die Entwicklung der Reformation hierselbst hat die Kurfürstin Elisabeth keineswegs den bedeutsamen Einfluß gehabt, welchen man

Digitized by Google

ihr gewöhnlich zuschreibt. Bereits sechs Jahre vor ihrer Rückkehr in die Mark hatten Joachim II. und Johann von Küstrin die entscheidungsvolle That des Uebertritts zur neuen Lehre vollbracht. Während Markgraf Hans seinen Schritt jenseit der Oder in aller Stille gethan hatte, vollzog ihn Joachim II. seinem Charakter gemäß in feierlicher Weise, und zwar in jenem Gotteshause, dessen Thurm weithin sichtbar sich dort aus grünem Laube erhebt, in St. Nikolai zu Spandau.

Wir richten unsere Schritte jetzt zu diesem Gebäude hin, der uralten Marktkirche, die ihre heutige Gestalt freilich erst dem 15. Jahrhundert und einer neuerdings stattgefundenen Restauration verdankt. Eine gothische Hallenkirche mit freundlichem, vielleicht etwas zu hellem Innern — die Außenwände abgerieben und deshalb fast wie neu aussehend, der Thurm von Holz erbaut, geschmacklos genug in seinen oberen Stockwerken — so tritt uns dies geschichtlich so hoch bedeutsame Gotteshaus entgegen.

Wie lebendig steigen hier die Erinnerungen an das märkische Reformationsjahr 1539 auf! Von Kölln an der Spree, woselbst er längere Zeit bei dem Kurfürsten verweilt hatte, die Angelegenheiten der neuen Kirche ordnend, war Matthias von Jagow, einst ein Ritter, dann Bischof von Brandenburg, nach Teltow gegangen, wo er im Hause des Erblehnrichters Matthias von Schwanebeck die ritterlichen Herren und Junker aus dem Teltow vereinigt fand. All diese Edelleute hatten beschlossen, die reine evangelische Lehre anzunehmen; „deß zu Urkund" zeichneten sie ihre Namen in eine deutsche Bibel ein. Sie Alle unternahmen dann mit Vettern und Verwandten den Ritt nach Spandau. Wie waren die Herbergen der alten Stadt von Edelleuten, Geistlichen, Bürgermeistern und Rathsherren überfüllt, die allzumal gekommen waren, dem so heiß ersehnten Uebertritte des Kurfürsten zur neuen Lehre beizuwohnen! Und jetzt — es ist am 1. November 1539 in der Frühstunde — klingen die Glocken, der Dr. Buchholzer hält eine feurige Rede von evangelischer Freiheit und evangelischen Pflichten; dann tritt in bischöflichem Ornate Herr Matthias von Jagow vor den Altar und reicht dem knieenden Fürsten und seinem Hofe, seinen Räthen und seiner Ritterschaft das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt. In jener Stunde ward der brandenburgische Staat zum Wächter der Gewissensfreiheit Deutschlands, zum Vorkämpfer evangelischen Geistes berufen; die Geschichte der Folgezeit war mit jenem Schritte Joachim's entschieden.

Leider spricht kein Denkmal, keine Inschrift in der Spandauer Kirche von diesem so wichtigen Tage. Sonst besitzt dieses Gotteshaus des Interessanten genug. Der reiche schöne Altar ist das Geschenk eines berühmten brandenburgischen Kriegs- und Staatsmannes aus dem 16. Jahrhundert, des Grafen Rochus von Lynar, dessen bewegtes Lebensbild uns noch eingehender beschäftigen wird. Den köstlichen, im Jahre 1582 der Kirche geschenkten Altar ziert als Hauptdarstellung ein Abendmahl in höchst verdienstvoller Reliefarbeit; links davon kniet die Gräfin von Lynar, Anna, geb. von Montowt, in weißem Damastkleide mit dunkelblauem Uebergewand — vor ihr drei Töchter in weißer Seide. Rechts von dem Altarbilde bemerken wir, gleichfalls in knieender Haltung, den kriegserfahrenen alten Grafen mit zwei Söhnen, Alle mit goldenen Ketten reich geschmückt. Das Ganze bildet mit dem darüber befindlichen Aufsatze, welcher ein jüngstes Gericht enthält — mit den Thürmen und Schlangenschilden

Digitized by Google

der Lynar, den Mörsern der Montowt und der reichen architektonischen Dekoration ein Familiendenkmal von wahrhaft aristokratischer Pracht.

Unter dem Altare befindet sich die Familiengruft des alten Grafen Lynar. Dort ruht der „wohlbestallte, kurfürstlich brandenburgische Oberst, Artollerey- und Munitions-Baumeister", von seines Lebens weiten Zügen und von seinem reichen angestrengten Tagewerke aus. Pietätsvolle Nachkommen haben die Grabstätte ihres Ahnherrn bis auf den heutigen Tag in hohen Ehren gehalten; auf der neuen schönen Altarbekleidung fanden wir den Namen „Hermann Rochus, Graf zu Lynar".

Ein gleich interessantes Denkmal märkischer Vorzeit trafen wir in St. Nikolai zu Spandau zur Rechten des Altars. In zwei bemalten, auf Löwen stehenden Rittergestalten tritt uns ein brandenburgischer Feldmarschall, Herr Joachim von Röbel, mit seinem Bruder entgegen. Wir geben die Grabschrift des Ersteren zugleich als eine Probe damaliger Poesie in den Marken. Sie lautet in jetziger Orthographie:

„Der edel und viel kühne Held,
Jochim von Röbel, ich dir meld',
Von Jugend auf mit gutem Rath
Gar manche Schlacht besuchet hat.
In Holstein, Fünen, Kopenhagen,
In Ungarn, Frankreich, thät' er's wagen.
Der Graf von Oldenburg sein' Muth
Gespürt; der Sachs ihm auch war gut,
Zum Wacht- und Rittmeister ihn macht,
Feldmarschall ihn für Magd'burg bracht.
Die „Klaus"*) er auch half nehmen ein,
In Ungarn Marschall mußt' er sein,
Feldmarschall im Braunschweiger Land
War er, braucht' ritterlich sein Hand.
Da Herzog Moritz fiel, der Held,
Feldmarschall er war kühn im Feld.
Feldmarschall er vor Gotha kam,
Kurfürst August ihn mit sich nahm.
Zu Spandow er im Christmond kalt
Starb sieb'n und fünfzig Jahre alt.
Die Jahrzahl fünfzehnhundert war,
Dazu noch zwei und siebzig Jahr.
Allhier er auch begraben ist,
Gott hab' sein' Seel' zu aller Frist.
Sein' Erben ihm dies' Grabes Zierd'
Gesetzt ha'n, wie sich's denn gebührt."

Man muß gestehen, dieser Held von Magdeburg und Sievershausen, der Kämpe Dänemarks gegen den kühnen Bürgermeister Georg Wullenweber von Lübeck und des Kaisers gegen die Türken ist kein unwürdiger Vorläufer der späteren Siegeszüge brandenburgischer Truppen. Neben ihm steht sein Bruder Zacharias, gleichfalls gerüstet und mit Schwert und Streitaxt bewaffnet. Der Letztere war Hauptmann zu Spandau; er starb 1575 und hinterließ den Ruf eines „Bürger- und Bauernfeindes".

Mit den Röbels gemeinschaftlich haben die Herren von Quast und von Ribbeck Denkmale in der Spandauer Kirche, Trophäen im Stile des 17. Jahrhunderts, welche an alte brandenburgische Krieger aus diesen Adelsgeschlechtern erinnern. Auf dem Fußboden der Kirche sind hier und dort Grabsteine verstreut, welche uns die einfachen Gestalten der Rathsfamilien des 16. und 17. Jahrhunderts zeigen, während einzelne kostbare, an den Seitenwänden des Gotteshauses befindliche Gemälde dem Andenken verdienstvoller Geistlichen der Spandauer Kirche gewidmet sind. Besonders hervorzuheben ist ein Trauergenius von der Hand des berühmten Berliner Akademikers Bernhard Rhode.

Ehe wir aber von St. Nikolai zu Spandau scheiden, haben wir noch eine Stätte aufzusuchen, mit welcher die Reminiscenzen der düstersten Zeit

*) Die Ehrenberger Klause in Tirol.

Digitized by Google

Alt-Brandenburgs verknüpft sind. Vor dem altgothischen, im Jahre 1398 gegossenen Taufsteine befindet sich, nur an einer kleinen Senkung des Bodens wahrnehmbar, die Gruft des kurfürstlichen Ministers und kaiserlichen Residenten Adam von Schwarzenberg. In einer Nische des Chores ist an der Mauer eine vorzüglich gearbeitete Erztafel befestigt: sie zeigt das Wappen des Staatsmannes, die Balken des Hauses Sennheim und den Raben der Schwarzenberg, sowie die Ordenszeichen St. Michaels und St. Johanns vom Spitale zu Jerusalem. Dem Wanderer, der an dieser hochbedeutsamen Stätte steht, wird, wenn er dieses Denkzeichen erblickt, all das Weh' und Elend wieder lebendig, welches die schwankende, abwartende Politik des Herrn von Schwarzenberg über die Mark gebracht hat.

Wenden wir uns indessen vorläufig von dem Bilde der Schwedenzeit ab; es wird uns noch auf anderen Stellen der Mark als zu Spandau — und dort noch düsterer entgegentreten. Suchen wir lieber eine heitere Reminiscenz aus der Geschichte von Spandau auf; es fehlt auch an einer solchen nicht.

Im Jahre 1567 hatten die Bürger von Spandau und die Berlin-Köllner einen Kampf in voller Rüstung mit einander zu bestehen. Die Veranlassung zu demselben hatte ein Befehl Kurfürst Joachim's II. gegeben, welcher wol weniger die Hebung kriegerischen Sinnes unter den Bürgern, als vielmehr die Ergötzung des Hofes durch ein bizarres Vergnügen bezweckte. Der sogenannte „Knüttelkrieg" begann mit einem Wassergefecht auf der Havel unter den Mauern von Spandau. Der Kurfürst sah demselben mit seinem Hofe von einem großen, reichgeschmückten Schiffe aus zu. Während mit allem groben Geschütze der Festung aufs Gewaltigste gefeuert wurde, stritten die Flotten beider Städte; die Bürger stachen auf einander mit langen Stangen; Pauken und Trompeten schmetterten. Den Kurfürsten ergötzte dabei absonderlich das Angstgeschrei der Spandauer Weiber und Kinder, welche von den Mauern der Festung aus dem Kampfe zusehen mußten, noch mehr aber die Ungeschicklichkeit der wackeren Bürger, von denen gar mancher durch die Lanze seines Gegners in die Havel gestürzt wurde. Natürlich sorgten Fischerkähne dafür, daß Niemand bei dieser grotesken Belustigung sein Leben einbüßte. Dieser Wasserkrieg dauerte drei Tage; dann folgte auf der Ebene zwischen Charlottenburg und Spandau ein Scheingefecht, bei welchem gewaltige Knüttel die Waffen abgaben. Jetzt aber waren die Spandauer es überdrüssig, immer und ewig die Besiegten spielen zu müssen; auf Rath ihres Bürgermeisters Barthel Bier lockten sie durch eine verstellte Flucht die Feinde hervor; dann brachen sie los und prügelten die Berliner unbarmherzig durch. Dieses Unglück seiner Residenzler ging Herrn Joachim denn doch über allen Spaß; er warf sich zu Roß selbst zwischen die Kämpfenden, wurde aber bügellos gemacht und übel zugerichtet. Frohlockend zogen die Spandauer und ihr strategisch so gut beanlagter Bürgermeister nach Haus. Aber o weh! In der Nacht wurden die Anführer und Helden der Sieger aus den Betten geholt und ins Gefängniß geworfen. Sie hatten eine lange Haft zu bestehen; ja, der Kurfürst rächte sich dadurch, daß er ihnen das Schreckensbild eines auf sie wartenden Henkers mit blankgeschliffenem Beile vorführte. Endlich wurden sie Alle, selbst Herr Barthel Bier, begnadigt. Nichts schildert die Derbheit, ja die übertünchte Roheit des Zeitalters besser als dieser „Knüttelkrieg".

Digitized by Google

Die neuere Geschichte Spandau's ist unauflöslich mit der brandenburgisch-preußischen Kriegsgeschichte verbunden; wir werden deshalb erst näher auf dieselbe eingehen können, wenn wir von der Marken altem und neuem Kriegsruhme sprechen. Wir sagen demnach hiermit der Stadt Alt-Spandau Lebewohl. Wol giebt's hierzulande ein Sprüchwort, das da behauptet:

„Berliner Kind, Charlottenburger Pferd
Spandauer Wind, Sind alle drei nichts werth;" —

aber die Stadt an Spree und Havel — dieses märkische Confluentes — denn das bedeutet Spandau's Name — ist besser als ihr Ruf. Freilich hat sie wie eine jede Festung etwas Düsteres an sich, und das Schicksal der vielen Staatsverbrecher, die hier ihre Haft verbüßt haben — von Eberhard von Dankelmann, dem großen Minister, an bis auf die politischen Verbrecher der achtundvierziger Jahre — mag nichts dazu beigetragen haben, den Ruf von Spandau zu heben. Freundlicher aber und freundlicher hat sich die Stadt gestaltet; nur um das Schloß in ihren Mauern schweben noch die Erinnerungen an das „vermaledeite, infame Loch" zu Spandau, wie einst der große Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. Gefängniß und Spinnhaus zu Spandau zu nennen beliebte.

Uebersicht über den bisherigen und weitern Flußlauf der Havel.

Hier in der Stadt Spandau, unterhalb deren die seeartigen Erweiterungen des Stromes beginnen, werden wir am besten seinen bisherigen Lauf uns vergegenwärtigen können. Das Gefälle der Havel kann bei dem Charakter der von ihr durchzogenen Landschaften nur ein mäßiges sein: ihre Quellen liegen auf $67{,}_{8}$ m, ihre Einmündung in der Elbe auf $20{,}_{39}$ m Höhe. Von ihrem Laufe, der $361{,}_{35}$ km Länge besitzt, kommen auf Mecklenburg ca. 45 km, das Uebrige auf Brandenburg. Die wilde Flößerei beginnt auf dem Strome schon bei der Granziner Mühle, $6{,}_{3}$ km nach seinem Ursprunge; nach $13{,}_{2}$ km kann die Havel mit gebundenen Flößen befahren werden, und $4{,}_{8}$ km weiter beginnt beim Eintritt in den Woblitzsee die Schiffbarkeit des Stromes. Von außerordentlicher Wichtigkeit sind die Kanalverbindungen der Havel, auf welche wir zum Theil schon bei der Betrachtung der ukermärkischen Gewässer eingegangen sind. Der Uebersichtlichkeit wegen stellen wir dieselben hier noch einmal zusammen.

Die Verbindung mit den Seen des nördlichen Höhenrandes der Mark — mit den Gewässern der ukermärkischen Seenplatte — wird der Havel, wie wir sahen, durch die folgenden drei Kanäle vermittelt: Lychener ($9{,}_{4}$ km), Templiner ($13{,}_{8}$ km) und Wentowkanal ($9{,}_{4}$ km lang). Als hochwichtige Wasserstraßen, besonders für die Beförderung der bedeutenden, aus den verschiedenen Luchen gewonnenen Torfmassen, erwähnen wir weiter den Rhin, aus welchem der $15{,}_{44}$ km lange Ruppiner Kanal wieder in die Havel einmündet, in östlicher Richtung auf Oranienburg zuführend. Der Fehrbelliner Kanal oder der Linumer Rhin ist eine Nebenstraße dieses Flusses von $15{,}_{5}$ km Länge. Unzweifelhaft aber die erste Stelle unter den Kanalverbindungen der Havel gebührt dem $57{,}_{85}$ km langen Finowkanal, in welchen wiederum, aus dem Grimnitzsee kommend, der Werbelliner Kanal ($20{,}_{47}$) einmündet. Der Niederneuendorfer Kanal, welcher vom Brieselang, einem der holzreichsten Wälder der Mark, in die Havel führt, besitzt eine Länge von $15{,}_{19}$ km. Um den Reichthum des Havelgebietes an Kanälen zu erschöpfen, erwähnen wir hier sogleich der beiden

Digitized by Google

Wasserstraßen, welchen wir unterhalb Spandau noch begegnen; es sind dies der zur Elbe hinführende Plauesche Kanal ($32_{,97}$ km lang) und der mit diesem verbundene, nur um $2_{,50}$ km kürzere Ihleburger Kanal. Nach dieser Uebersicht begleiten wir den Havelstrom auf seinem Laufe weiter. —

Die Schlacht am Kremmer Damme. Von dem alten Schlosse und der Festung Spandau scheidend, schlagen wir einen freilich nur wenig betretenen Pfad ein, welcher uns nach Norden führt und uns Gelegenheit giebt, die schön bewaldeten Ufer der Havelseen genauer kennen zu lernen. Nach etwa zweistündiger Wanderung erreichen wir Nieder-Neuendorf. Einen letzten Blick denn von hier auf die blauen Fluten der Havel! Dort drüben liegt friedlich das Dörflein Heiligensee, — so genannt, weil die Gewässer hier einst den Nonnen zu Spandau gehörten, deren Kirchlein nun lange schon bis auf den letzten Stein verschwunden ist. Dort in der Ferne an der andern Ausbuchtung des Sees liegt Tegel, das Dorf mit dem blinkenden Schlosse voll der herrlichsten Kunstschätze, welches für immer durch die Erinnerungen an seinen großen Besitzer Alexander von Humboldt geweiht ist. Den Weg nach Norden festhaltend, gelangen wir nun in kurzer Zeit nach Hennigsdorf und befinden uns jetzt auf einer uralten Heerstraße, dem Passe nach Pommern, der in früheren Zeiten durch Stadt und Schloß Kremmen beherrscht ward.

Das Städtlein Kremmen mit seinen 2900 Einwohnern selbst bietet nichts des Bemerkenswerthen dar. Haben wir dasselbe aber hinter uns, stehen wir auf dem schmalen Damme, der sich hier durch das Luch windet, so sind wir zu einer Stätte gelangt, die einen Reichthum großartiger geschichtlicher Erinnerungen besitzt.

Freilich blutigster Art! Dieser schmale Damm führte zum Pommerlande hin; deshalb wurden die Fehden zwischen Pommern und Märkern zum großen Theile in diesen Gegenden ausgefochten. Schon im Jahre 1331 ward hier gekämpft. Die pommer'schen Herzöge Otto und Barnim von Stettin versuchten es, die märkische Lehnsherrlichkeit von ihrem stolzen Nacken abzuschütteln, und ihr Kampf gegen den bayerischen Ludwig ward leider — zu großem spätern Nachtheile für beide Lande — vom Glücke begünstigt. Ein Schwerin war es, der damals im Kremmer Luche die Märker schlug. Noch haben wir ein altes Lied von diesem Kampfe. Es heißt unter Anderem darin:

„Markgraf Ludwig, de tappre Held,
Hielt up den Kremmschen Huwen
Un dachte, dat sik da int Feld
Die Pamern schöllen truwen."

Aber Barnim wartete seiner Zeit. Erst als der rechte Augenblick gekommen, brach er los, und

„De Märker kunden nich bestahn,
De Luch was ehr Verderben.
Da mußte Mancher liggen gahn
Un ohne Wunne sterwen."

Erst vor Kremmen sammelten sich die zersprengten Brandenburger wieder. Auch dahin verfolgte sie der schlachtenkundige pommersche Marschall von Schwerin;

Digitized by Google

jedoch vertheidigten sich die Geschlagenen vom Schlosse herab so männlich, daß die Belagerung aufgegeben werden mußte.

Berühmter aber noch ist eine zweite Schlacht bei Kremmen, welche am St. Columbanustage (24. Oktober) 1412 auf diesem Damme geliefert ward. Der erste Hohenzoller in der Mark, Herr Friedrich I., hatte in seinem löblichen Bestreben, die den Marken entfremdeten Landestheile wieder mit ihnen zu vereinigen, die Herzöge Otto und Kasimir von Stettin so schwer gereizt, daß sie, auf die Abneigung des märkischen Adels gegen den Nürnberger Burggrafen rechnend, ihm den Krieg erklärten.

Die Schlacht auf dem Kremmer Damme.

An dem gedachten Tage standen sich die Heere auf der alten Walstatt gegenüber. Der brandenburgische Feldhauptmann, ein junger fränkischer Graf, Hans von Hohenlohe, hatte in richtiger Erwägung der Oertlichkeit sich auf dem Damme nordöstlich von der befestigten Stadt gegenüber den Wäldern aufgestellt, durch welche der Feind anrücken mußte.

Bald entwickelte sich ein erbitterter Kampf zwischen den Märkern und den an Zahl weit überlegenen Pommern. Die Lanzen zersplitterten an der schweren Wappnung; man griff zum Schwerte, weithin tönten die furchtbaren Schläge auf das harte Eisen der Helme und Panzer. Trotz der Uebermacht hielten die

Digitized by Google

Brandenburger, von tapferen fränkischen Rittern geführt, mehrere Stunden muthig Stand, bis sie bei der sinkenden Oktobersonne, von allen Seiten gedrängt, den Rückzug nach dem festen Schlosse Kremmen antreten mußten. Auf dem engen Damme artete derselbe aber nur zu bald in eine allgemeine Flucht aus. Fürchterlich ward das Gedränge; gar mancher gute Mann ward von dem Damme herabgestoßen und versank im Sumpfe. Graf Hans von Hohenlohe vertheidigte jeden Schritt. Mancher Pommer ward noch von den Franken niedergestreckt, aber kleiner und kleiner ward auch der Haufe der Brandenburgischen. Fast mitten auf dem Damme erhielt Graf Johann von Hohenlohe den Todesstreich, und fast gleichzeitig mit ihm fielen auch Herr Kraft von Lentersheim und Herr Philipp von Utenhoven, edle Franken, die gewiß einst mit Hoffnungen auf Ruhm und Glück dem fürstlichen Freunde aus ihrer Heimat in die Mark gefolgt waren. Nur den Ruhm sollten sie finden auf brandenburgischer Erde.

In der festen Burg zu Kremmen fanden auch diesmal die Geschlagenen einen sichern Zufluchtsort. Die Pommern, wenig gewillt, die Zeit mit einer Belagerung zu verlieren, zogen bereits am folgenden Tage ab und bemächtigten sich der weniger festen Plätze Zehdenick und Templin.

An jenen St. Columbanustag des Jahres 1412 erinnert noch heute manches Denkzeichen im brandenburger Lande. Auf der Walstatt bei Kremmen, da, wo Herr Johann von Hohenlohe fiel, wurde nachmals ein hölzernes Kreuz errichtet, welches in unseren Tagen durch ein stattlicheres von Eisen ersetzt worden ist. Wer freilich hier gefallen, ist dem Bewußtsein des Volkes völlig entschwunden, und die Ortssage erzählt darüber, unschön und kindisch genug, hier sei ein hoher Herr von seinem Bedienten meuchlings erstochen worden. Ein außerordentlich anziehendes gleichzeitiges Denkmal aber des schönen blondhaarigen Grafensohns aus Franken befindet sich in der Klosterkirche zu Berlin, welche damals die Hofkirche der Hohenzollern war. Der junge Graf, in schwarzem Kleide und Harnisch, einen weißen Pelzmantel über den Schultern, kniet vor dem Heiland, in dessen Händen Geißel und Ruthe sich befinden, und aus dessen Wunden fünf Blutströme in den Kelch des heiligen Abendmahls fließen. Dem Grafen zu Häupten befindet sich der Hohenlohe'sche Helm und Schild. Die Umschrift lautet lakonisch genug: „Nach Christi Geburt im 1412. Jahr an St. Columbanus' Tage verscheidet der hochgeborne Graf Johannes von Hohenloh, dem Gott genade. Amen."

In demselben herrlichen Gotteshause, der Perle mittelalterlicher Architektur in Berlin, befindet sich vor dem Altare der Grabstein des Ritters Kraft von Lentersheim, nur sein Wappen, einen schräg getheilten, oben geschachten Schild mit zwei Adlersfittichen auf dem Stechhelme darstellend. Die Gedenktafel Herrn Philipp's von Utenhoven ist im Laufe der Jahrhunderte leider verschwunden.

Das sind die Denkzeichen des Tages von Kremmen. Die Schlacht hat eine hohe Berühmtheit gewonnen, welche sich nicht rechtfertigen läßt, wenn wir bedenken, daß die politischen Verhältnisse der Mark nur wenig durch sie berührt wurden. Denn die Pommern, welche gewiß auch starke Verluste zu beklagen hatten, zogen sich nach derselben in das Stettin'sche Gebiet zurück. Wol aber ist in anderer Beziehung das Treffen von höchster Bedeutsamkeit. Auf dem Kremmer Damme bluteten die ersten Opfer dem weltgeschichtlichen Berufe der Hohenzollern, Märker so gut wie edle Franken. Wer diese Stätte besucht —

Digitized by Google

wer vor dem Kreuze hier steht oder vor dem Bilde des jungen Grafen in der Kirche des grauen Klosters, vermag nur schwer sich abzuwenden von dem Zauber, welchen dieses schlichte Denkmal an der Heerstraße, welchen die bleichen, schönen Züge des süddeutschen Grafen auf Herz und Gemüth ausüben. Ehre den Todten vom Kremmer Damme! Durch ihre Tapferkeit und mit ihrem Herzblute haben sie den Hohenzollern es möglich gemacht, in dem Lande zwischen Elbe und Oder ihr gewaltiges Tagewerk zu beginnen.

Derfflinger bei Rathenow. Mehr als 260 Jahre der Zollernherrschaft waren über die Marken hingegangen, und diese Zeit hatte den brandenburgischen Staat nach innen und außen geeinigt. Wie mühevoll freilich die Arbeit ausnahmslos aller Hohenzollernfürsten gewesen war, vermag nur Der zu erkennen, welcher auch mit den anscheinend unbedeutendsten und kleinlichsten ihrer Regentenhandlungen bekannt ist — der sich versenkt hat in jene Erzgänge voller Urkunden, welche uns der Bergmannsfleiß neuerer Forscher erschlossen hat. Als der fromme Johann Sigismund im Jahre 1619 starb und sein Sohn Georg Wilhelm die Zügel der Regierung übernahm, war die Mark ein glückliches Land zu nennen, und die Berichte fremder Gesandten sprachen von dem Fleiße und der Genügsamkeit ihrer Bewohner. In unzähligen Denkmälern mittelalterlicher Baukunst, welche seitdem verschwunden sind, in prangenden Kirchen und Thorthürmen, in charaktervoll und gediegen ausgestatteten Bürgerhäusern, in den freundlichen Dörfern und blühenden Feldern, in fröhlicher, aber gottesfürchtiger Volkssitte zeigte sich die „Prosperität der Mark zu Brandenburg".

Da sollte die Saat, die bereits zu fröhlicher Ernte reifte, noch einmal von furchtbaren Stürmen durchwühlt werden. Es waren die Heimsuchungen des Dreißigjährigen Krieges, welche der Mark gesendet wurden. Nach wenigen Jahren des Kampfes war vernichtet, was die Vorfahren und ihre Fürsten, die herrlichen Wallenstädter, die staatsklugen Zollern geschaffen hatten. Da mochte wol der Bauer, welcher sein Alles daran gesetzt hatte, eine Ernte zu machen, und dem die Hufe der gepanzerten Rosse die Saat zertreten hatten, in seinem Ingrimm sprechen: „Wozu das Alles — wozu das Placken und Abarbeiten? Besser, du nimmst den Speer auf die Schulter und folgst dem Kalbfell!" — Verzweifelnd in der ungeheuren Noth des ausgesogenen Landes, fragten die Staatsmänner jener Zeit sich wol selbst: „Ist in dem Aufruhr der Völker, ist bei der Herrschaft der Kriegsfurie nicht Alles vergeblich und umsonst, was wir gethan und woran schon die Generationen der Väter gearbeitet haben?" —

Ein märkischer Dichter, Wilibald Alexis, möge auf solche Fragen antworten. In seinem „Falschen Waldemar" erwidert er auf das Bangen der Geschlechter, die solche Verwüstung in den Marken gesehen haben, die kernigen Worte:

„Die Vorfahren haben nicht umsonst gelebt und gearbeitet. Denn wo der Boden gut ist und die Arbeit leicht, wächst nicht das Geschlecht auf, welches den Stürmen widersteht und Zucht und Sitte in sich stark werden läßt, auf daß es durch sie herrsche über die Schwankenden und die Schwachen. In diesem Lande wollte der Geist der Geschichte ein starkes Geschlecht, das trotzen sollte den Stürmen. Und so es Jemand niederwerfe, sollte es nicht verzweifeln, vielmehr Kraft haben, sich wieder zu erheben. Ein solch Geschlecht wird nicht erzogen in der Fülle, sondern in der Armuth, nicht in Glück und Sieg, der von

Digitized by Google

dem Vater auf den Sohn erbt, sondern in allerlei Anfechtung und Mißgeschick. So stählt sich sein Muth; da lernt es, nicht verzagen, sondern die Arme brauchen und den Sinn anstrengen. Und die Noth weckt, wenn sie am ärgsten ist, die rechten Helfer, Helden von Stahl und Eisen, Helden aber noch mehr darin, daß sie erkennen, was dem Lande noththut."

Solch ein Helfer, ein Held von Stahl und Eisen, aber ein Fürst zugleich, begabt mit einem wunderseltenen Blicke, war der Große Kurfürst. Nicht brauchen wir hier zu wiederholen, was die Geschichte von ihm in ihre Ruhmestafeln aufgezeichnet hat. Seine populärste That aber knüpft sich an die Landschaft, in deren Mitte wir stehen, an die Niederung zwischen Havel und Rhin, an die Namen Rathenow und Fehrbellin.

Es ist bekannt, wie am Schlusse des Jahres 1674 ein Heer von 16,000 Schweden unter Gustav Wrangel in die Marken einbrach, um dem allerchristlichsten Könige seinen unbequemsten Gegner, den großen Friedrich Wilhelm, vom Halse zu schaffen. Unvergessen ist's ferner noch in märkischer Sage und Volkssitte, wie die Schweden damals im Lande Brandenburg gehaust haben. Noch erzählt man vom „Schwedentranke", dem Einträpfeln ekelhafter Flüssigkeiten durch ein Tuch in den Mund eines Gefesselten; noch hört man in abgelegenen Gegenden der Mark die Mutter am Abend den zur Ruh' gegangenen, aber noch im Bette lärmenden Kindern das Wort zurufen: „Betet, Kinder, der Schwed' kommt!" Wie leise Nachklänge aber sind das nur von dem furchtbaren Weh, das damals die Herzen durchzitterte! Und als es endlich durch eine Verwechselung des Kurfürsten mit dem jüngst verstorbenen Kurprinzen Karl Aemil hieß, Friedrich Wilhelm sei nicht mehr, welch hoffnungslose Trauer bemächtigte sich da der schutzlosen Märker! Jetzt schien Selbsthülfe das einzige Mittel der Rettung zu sein. Noch hängt in der Kirche des Dorfes Danneseld am Drömling in der Altmark eine jener Fahnen, unter welchen sich damals die Bauernschaften sammelten, um die „gardende Soldateska" von sich abzuwehren; sie trägt die oft wiedergegebene Inschrift:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut!"

Aber er war nicht todt und er schlief nicht, der „Brennen zorniger Leu", um in der Sprache des Jahrhunderts zu reden; — nein, er kehrte in Eilmärschen zur Heimat zurück, so heftige körperliche Schmerzen ihn auch quälten. Am 11. Juni war Friedrich Wilhelm im Magdeburgischen. Jetzt sah er den schwersten, entscheidenden Theil seiner Aufgabe vor sich. Da ließ er zu Staßfurth einen Buß- und Bettag feiern. Als Text schrieb der tief ergriffene Fürst die Stelle Jeremias 20, Vers 11 und 12, vor, namentlich die Worte:

„Und nun Herr Zebaoth, der du die Gerechten prüfest, Nieren und Herz siehest, laß mich deine Rache an ihnen sehen, denn ich habe dir meine Sache befohlen!"

Welchen Blick in das Herz des Großen Kurfürsten gestatten nicht die Worte dieses Textes! Dann aber, nach der Predigt, ging's vorwärts. Den Herrn begleiteten der Feldmarschall von Derfflinger, General Prinz von Hessen-Homburg, Generalleutnant von Görtzke, Generalwachtmeister Lüdicke. Mit den Leibtrabanten, den Regimentern Kurfürst, Kurprinz, von Derfflinger, Anhalt-Dessau, Hessen-Homburg, Görtzke, Prinz Croy und von Mörner, den Dragonern von Derfflinger, Grumbkow und Bomsdorff, sowie mit nur 1200

Digitized by Google

Musketieren ging's nun nach Magdeburg, die anderen Truppen mußten wegen Ermüdung zurückbleiben. Von jenem 12. Juni ab, da der Kurfürst in Magdeburg ankam, lassen wir nun eine gleichzeitige Quelle, das Tagebuch des Kammerherrn von Buch, eines Begleiters Friedrich Wilhelm's auf seinem Siegeszuge, erzählen:

„Wir warteten Montag den 14. im Dorfe Parchen bis gegen 8 Uhr Vormittags; da fürchteten unsere Generale, der Feind könnte Nachricht von unserm Unternehmen haben und uns in der engen Gegend, wo wir unsere Reiterei nicht brauchen könnten, einschließen.

Ueberrumpelung von Rathenow durch Derfflinger.

„Darum fand es sich angemessen, uns eine halbe Meile zurückzuziehen, wo wir ein schönes Feld, wie auch Futter hatten; wir gingen in Hohenseden (?) zum Frühstück. Dort war ein Edelmann von Briest auf Bähne: der sagte uns, er sei noch den Abend vorher in Rathenow gewesen und habe den Obersten Wangelin gesprochen, welcher noch nichts von unserm Marsche gewußt. Dies ließ uns die Tafel eiligst verlassen, zu Pferde steigen und direkt den Weg auf Rathenow wählen. Eine starke Meile von der genannten Stadt, nahe einem Dorfe Namens Vieritz, machten wir Halt, der durch anhaltenden Regen grundlos gewordenen Wege halber; es war eine große Ebene mitten im Walde. Bevor wir dort ankamen, kam der Oberstleutnant Strauß wieder: er hatte zwanzig schwedische Reiter zu Fuß getroffen, acht mit dem Degen getödtet und zwölf gefangen.

Digitized by Google

„Bald darauf mußten wir ein großes Defilée passiren, wo Wasser bis ans dicke Bein war, aber nachdem wir es passirt hatten, gingen unsere Musketiere nicht, sondern liefen, wie ein Pferd nur traben kann, und obwol die Nacht gewöhnlich der Mantel der Feigen ist, so blieb doch nicht ein einziger zurück.

„Die Stadt Rathenow ist am rechten Ufer der Havel gelegen. Diese kommt von Brandenburg, fließt in zwei Armen westlich der Stadt, über denen sich zwei große Brücken befinden. Zwischen diesen beiden großen Brücken führt ein Damm; auf dem sind noch zwei oder drei kleine, welche man zerstört hatte, aber man konnte gut zur Seite passiren. Das Land zwischen den zwei großen Brücken ist eine Insel, über die man zu einem kleinen Eisenhammer und von diesem zu einer Brücke fährt, welche über einer Freiwehr ist. Von dieser Brücke aus fließt längs der Mauer ein anderer kleiner Arm des Flusses, der die ganze Stadt südlich, östlich und nördlich umgiebt und an dem nach Nauen führenden Thore eine Mühle treibt. Endlich hat die Stadt Mauern, welche sich aber nicht gut flankiren, auch waren sie an einigen Stellen eingefallen.

„Am 15. bei Anbruch des Tages, etwas nach 2 Uhr, befanden wir uns vor den Brücken. Der Herr Generalfeldmarschall Derfflinger ging mit hundert Dragonern und einigen Freiwilligen vor; an der Brücke ankommend (die Brandenburger), rief eine detachirte Wache, welche sechs Mann stark war, „Werda!“ Der General antwortete, er sei ein schwedischer Leutnant, der von einer Partie der Brandenburger gejagt werde, sei genöthigt, sich zurückzuziehen und bitte die Wache, ihn hier eintreten zu lassen. Diese wollte nicht, sagend, daß sie es nicht zu thun wage, ohne davon den Obersten zu benachrichtigen, der sie andernfalls werde hängen lassen. Aber der General unterhielt sich beständig, wobei ihn seine genaue Kenntniß der schwedischen Sprache und der militärischen Verhältnisse wesentlich unterstützte, wie auch die Uniform der Leute seines Regiments der schwedischen sehr ähnlich war — sagend, er sei Leutnant vom Regiment Bülow und ein sehr guter Freund vom Kommandanten. Während all dieser Gespräche näherten sich die Brandenburger so sehr diesen Leuten, daß sie, ihre Pferde antreibend, sie über den Haufen warfen, indem sie zwei oder drei davon tödteten. Die anderen brachten den Alarm in die Stadt. Seine kurfürstliche Durchlaucht, der mittlerweile zur Stelle gekommen, ließ schnell die Dragoner passiren und gegen die andere Brücke vorrücken, welche man aufgezogen und deren Balken man abgeworfen hatte. Als die Dragoner dort Halt machen mußten, sandte mich der Herr, um zu sehen, was dort für ein Hinderniß sei.

„Während dies hier so stand und wir mit Ungeduld warteten, daß die 400 Mann, welche unter Canowsky und Kanne von Süden her gegen die Stadt vorgehen sollten, angegriffen hätten, wie daß auch der Rest des Fußvolkes vorgerückt sei, sahen wir auf der Insel zwischen den Brücken 200—300 Pferde, weshalb Seine Durchlaucht sogleich einen Offizier mit fünfzig Mann kommandirte, sie einzufangen. Es waren die Pferde der schwedischen Dragoner, welche hier weideten. Auf der andern Seite des Flusses sah ich einige Leute in rother Kleidung, welche schossen und uns für Feinde hielten. Ich ließ deshalb unsere Reiterei ein wenig zurückziehen, aber nachher sehend, daß sie gegen die Stadt vorrückten, merkte ich wol, daß sie von unseren Leuten waren. Jetzt kam mir der Gedanke, daß man den Fluß zu Pferde passiren könnte. Genug gute Worte

Digitized by Google

gebend, bewog ich den Offizier, welcher kommandirt war, die Pferde einzufangen, mit mir zu gehen; aber bei der Brücke der Freiwehr ankommend, fanden wir sie in der Art zerstört, daß man sie nicht zu Pferde überschreiten konnte, und die beiden Flußarme so sumpfig, daß wir umkehren mußten, ohne etwas zu machen. Auf dem Rückwege fand ich den Generalwachtmeister Götze mit mehr als 600 Mann Fußvolk, welche nicht wußten, wohin sich wenden. Ich führte ihn nach dem genannten Steindamme; diesen fand er gut, ließ seine Leute vorrücken und bald über die Freischleuse übergehen.

„Währenddessen war im Süden der Oberstleutnant Kanne schon einmal zurückgeworfen worden. Die ganzen Kräfte des Ortes wandten sich gegen ihn, ausgenommen wenige Leute, welche bei den Brücken blieben und uns scharf beschossen, wobei der Oberstleutnant der Dragoner von Derffling, Uckermann, ein sehr braver Offizier, einen Schuß in den Unterleib erhielt, an welchem er noch an demselben Tage starb. Sobald aber der Generalwachtmeister Götze vorgerückt war, griff er so heftig an, daß die Feinde genöthigt waren, ihre Leute zurückzuziehen. Hierdurch erhielt Kanne solche Erleichterung, daß er am Steinthore und einer westlich davon belegenen kleinen Pforte zuerst mit seinen Leuten in die Stadt dringen konnte. Fast gleichzeitig mit ihm nahm der Generalwachtmeister Götze das Mühlenthor. Die Besatzung sammelte sich, aber die Unseren waren die Stärkeren und warfen sie immer zurück, indem sie Alles über die Klinge springen ließen.

„Die Schweden konnten gar nicht zur Besinnung kommen, indem sie im Schlafe überrascht wurden. Die Unsrigen hatten viel Mühe mit Einigen; ja selbst der größte Theil von ihnen war, wie man sagt, „fest", was ich bis jetzt niemals habe glauben wollen, daß es solche Leute gäbe. Ich habe es aber mit meinen Augen gesehen; sie hatten zehn oder elf faustgroße Wunden auf dem Rücken und Bauch und wurden endlich nur mit Kolbenschlägen getödtet oder mit Knütteln. Ein Mensch, der schon todt war — der Schädel durch einen Schlag zersprengt — und der ausgestreckt auf der Straße lag, erhielt noch mehr als dreißig Stoß mit der Hellebarde und dies Alles in Gegenwart beider Prinzen von Homburg, ohne daß es einer verhinderte.

„Unsere Leute plünderten Alles, was in der Stadt war — von den sechs Kompagnien Schweden waren nicht zehn Mann, welche sich gerettet hätten, alle Uebrigen waren getödtet und gefangen."

Soweit der Kammerherr von Buch. Er selbst war ein ritterlicher und mitleidiger Mann; er errettete die Oberstin Wangelin und ihre Dienerin aus den Händen der Dragoner und sorgte in hochherzigster Weise für seine Pflegebefohlenen. Wie furchtbar der Grimm der Märker erregt war, geht aus der Schilderung des Herrn von Buch zur Genüge hervor, und doch — der Ueberfall von Rathenow war erst ein Vorspiel der blutigen Rache, welche Friedrich Wilhelm an seinen Feinden nehmen wollte.

Neben dem authentischen Berichte des brandenburgischen Hofmannes sei endlich noch die volksthümliche Fassung erwähnt, welche der Ueberfall von Rathenow erhalten hat. Der erwähnte Landrath von Briest auf Bähne, so behauptet die Sage, hatte die schwedischen Offiziere den Abend vorher nach seinem Gute Kurland nördlich von Rathenow eingeladen und beim Mahle trunken gemacht. Den Ueberfall des Wasserthores, durch welches die Brandenburger

Digitized by Google

eindrangen, soll er ferner durch folgende List ermöglicht haben. Im Morgengrauen des 15. Juni schickte er Wagen mit Bier- und Branntweintonnen von Bähne nach Rathenow, wie er oft gethan; statt der Knechte aber hatten sich verkleidete brandenburgische Reiter auf den Wagen gesetzt, und in den Fässern steckten gleichfalls solche. So fuhren sie, als der Kurfürst mit seinen Truppen schon in der Nähe war, an das Thor und klopften an. Die Wache fragte natürlich nach ihrem Begehr. Da rief der „Verwalter" des Herrn von Briest, welcher den Zug führte, hinüber: „Ick bringe ju Biär!" Jetzt ließen die Schweden sie hinein, die Knechte aber zogen ihre Säbel, hieben die Wache nieder und ließen den Kurfürsten ein.

Dies der sagenhafte Schatten der kühnen That von Rathenow. Dem Großen Kurfürsten aber ließ es keinen Augenblick Ruhe. „Vorwärts!" und „Rache!" hieß die Parole. Der heldenmüthige Prinz von Hessen-Homburg, dessen Bild durch Kleist's Drama leider eher verzerrt als verklärt worden ist — er war bereits ein Zweiundvierziger und trug ein silbernes Bein, denn das fleischerne hatte ihm 1658 vor Kopenhagen eine Kanonenkugel zerschmettert, und mit eigener Hand hatte er die Sehne durchgeschnitten, welche das untaugliche Glied noch an seinem Körper festhielt — dieser Prinz schrieb damals an seine Gemahlin: „Meine Engelsdicke, wir seind braff auf der Jacht mit den Herren Schweden!" Ja, eine ingrimmige, blutige Jagd war's; wie rächende Engel zogen die brandenburgischen Generäle nach allen Seiten aus, um die vereinzelten Heeresabtheilungen der Schweden zu vernichten, bis endlich drei Tage später diese Jagd zum Stehen kam.

Der Große Kurfürst bei Fehrbellin. Friedrich Wilhelm hatte den 17. Juni in und um Nauen zugebracht. Am frühen Morgen des 18. schrieb er in Betreff seiner militärischen Operationen an den Fürsten von Anhalt, dann brach er auf. Grauer Nebel, welcher die ganze Gegend mit dichtem Schleier verhüllte, lag, wie Unheil brütend, auf dem Luche, und von den Zweigen der Bäume im düstern Föhrenwalde tropfte es leise herab. Auf dem Damme nordwärts von Nauen vereinigte sich der Kurfürst mit dem General Lüdicke. Aber die Spur des Wildes schien verloren. „Sie war schwer wieder aufzufinden", sagt ein Geschichtschreiber jener Tage, „im Nebelgrauen, auf dem flüchtigen Sande, in welchem Wind und Regen leicht den Eindruck der Rossehufe verwischen, in dem Labyrinthe von Hügel, Wald und Sumpf! Jetzt war der Prinz Friedrich von Homburg, welcher in dem nahen Neustadt zu Hause war, der rechte Mann, die Suche nach „Schwedenwild" zu leiten. Schnell ging es vorwärts; — mit furchtbarer Anstrengung wurden auch die schweren Stücke der Artillerie mit befördert. Das Fußvolk freilich war weit zurückgeblieben. Da stießen die Reiter Homburgs auf eine Menge zerbrochener Wagen, auf Harnische und Eisenhüte schwedischer Reiterei. Im Galopp sprengten nun die Dragoner über Tietzow auf Linum zu. Jenseit der Flatower Heide traf man auf den Feind.

Undurchdringliche Luche treten hier dicht an einander heran; eine Landenge von nur etwa 1000 Schritt Breite führt durch dieselben hindurch. Eine Landwehr mit Wall und Graben schloß diesen leicht zu vertheidigenden Paß. Nordwärts von derselben lag und liegt ein breiteres Gefilde, dessen Boden ein

Digitized by Google

welliger ist. Auf ihm stehen die Dechtower Eichen und die Tarmower Fichten — dichtes Holz — damals noch in urwäldlicher Jungfräulichkeit prangend. In nordwestlicher Richtung zieht sich durch dies Terrain die Straße nach Fehrbellin hin, an welcher die Dörfer Linum, Hakenberg und Tarmow liegen. Westlich daran am Rande des Luchs wird der Kirchthurm von Dechtow sichtbar; östlich von der Straße befindet sich die Wildniß des Kremmer Luchs.

Der Große Kurfürst bei Fehrbellin. Nach C. Pietsch.

Hinter jener oben erwähnten Landwehr lagen Schweden. Die feindliche Armee hatte versucht, über die Hochflächen des Ländchens Glien und des Ländchens Bellin sich zurückzuziehen, um aus dem unwegsamen schwierigen Terrain herauszukommen; Waldemar Wrangel deckte den Rückzug und hatte sich im Nebel auf jener befestigten Stelle gelagert. Homburg beauftragte den Obersten von Promnitz, das „harte Treffen" sofort in Gang zu bringen, damit der Feind nicht entkäme; zugleich ließ er durch einen Adjutanten den nachrückenden Kurfürsten um Verstärkungen bitten. Friedrich Wilhelm schüttelte das Haupt über den Ungestüm des Prinzen und berieth sich mit Derfflinger. „Ueber den Kremmer Damm, dann westwärts nach Fehrbellin, die Landleute bewaffnet, so wird der Feind uns in zwei Tagen um sein Leben bitten!" so lautete das Urtheil des bewährten Generals. — „Nein", rief Friedrich Wilhelm, „da wir so nahe bei den Schweden sind, sollen sie Fell und Federn lassen!" Der Feldmarschall verbeugte sich: „Monseigneur", sprach er, „ich glaubte als General verbunden zu sein, meine Meinung zu sagen, wie ich es am vortheilhaftesten

Digitized by Google

und am sichersten hielt. Aber wenn es Ew. Hoheit gefällt, die andere Meinung zu wählen, so wird mich dies nicht abhalten, dem Feinde allen Schaden zu thun!"

Da bat der Prinz von Homburg noch einmal dringender um Succurs. Der Kurfürst sendete seine Dragoner im Galopp vor; doch ehe sie eintrafen, hatte Promnitz die Landwehr gestürmt. Wrangel hatte sich bis westlich Linum zurückgezogen. Hier hatte er seine Truppen in zwei Treffen und einer Reserve entwickelt, den linken Flügel an das Luch, den rechten an die Dechtower Eichen gelehnt.

Homburg, durch die Dragoner verstärkt, fuhr im Angriffe fort. Die Reiter der Brandenburger, namentlich die Regimenter Grumbkow und Bomsdorf, mußten den Feind durch ihr Feuer in der Front beschäftigen, während der Prinz, durch den noch immer herrschenden Nebel begünstigt, es versuchte, gedeckt durch ein Gehölz, den rechten Flügel der Feinde zu umgehen. Das mißlang freilich, aber die Schweden gaben die alte Stellung auf und stützten nun ihren linken Flügel auf Dorf Hakenberg, den rechten an die Tarmower Fichten.

Inzwischen war der Kurfürst, etwa mit 3800 Pferden, nach Linum gelangt — er rekognoszirte. Nördlich von den Tarmower Fichten bemerkte er Sandhügel, halb im Walde versteckt, von denen man die ganzen feindlichen Linien bestreichen konnte. Dorthin befehligte er seine Geschütze. Das erste Treffen seiner Reiter sollte dem Feinde in der Front gegenüberstehen, das zweite Treffen und die Reserve postirte sich bei den von dem Feinde verlassenen Dechtower Eichen.

Schnell und unbemerkt erreichte die Artillerie jene Sandhügel. Der Hauptmann von Kottwitz ging mit dem Dragonerregiment Derfflinger zu ihrer Deckung vor. Je 50 oder 100 Mann standen bei einem Stücke. Die Leibtrabanten und das Regiment Anhalt stellten sich hinter der Artillerie auf.

Das Feuer der Brandenburger von dieser Stelle aus, welches furchtbar verheerend war, zeigte dem Grafen Wrangel deutlich, daß der Frontangriff nur zum Schein geschehen und sein rechter Flügel thatsächlich furchtbar bedroht war. Da kommandirte er den Oberstleutnant von Maltzan mit dem Regimente Dalwig, die brandenburgischen Geschütze anzugreifen und zu nehmen.

Nach schwedischer Weise, in drei Bataillone gegliedert, die Pikeniere mit gefällten Piken, die Musketiere im Avanciren feuernd, ging das Regiment Dalwig vor. Die Trabanten und die Reiter von Anhalt-Dessau gingen den Schweden entgegen, ihre geschützte Stellung hinter den Kanonen aufgebend; sie wurden indessen geworfen. Die Artillerie der Brandenburger war in höchster Gefahr. Jetzt eilten sowol der Prinz von Homburg wie Derfflinger und drei Schwadronen vom Regimente Görtzke zur Hülfe herbei und drängten die Schweden zurück.

Friedrich Wilhelm hielt selbst an der bedrohten Stelle, bei seinen Geschützen. Ihm zunächst stand das Reiterregiment von Mörner. Der Kurfürst sendete seinen Adjutanten von Kussow zu dem ausgezeichneten Führer dieser Truppe und ließ ihm sagen: „Mörner, attakiret und wahret mir die Geschütze, den Kern und Mittelpunkt meiner Schlacht, vor dem Angriffe des Feindes." — „Eher will ich sterben, als dem Feinde die Geschütze lassen", antwortete der Oberst von Mörner. Seine Trompeten riefen, und vorwärts jagte er auf das ostgothische Regiment zu. Ein furchtbarer Reiterkampf entspann sich. Mitten

Digitized by Google

im Gewühl traf Mörner den Baron von Wachtmeister, den Führer der feindlichen Reiter. Die Pallasche klangen an einander; nach wenigen Minuten sanken beide Obersten, furchtbar zerhauen, von ihren Rossen. Da führte der brandenburgische Oberstleutenant Henniges seine Reiter zu neuem Angriffe vor; auch er fiel, schwer verwundet, aus dem Sattel, und an dem Siege verzweifelnd, jagten die märkischen Reiter zurück, den Kanonen zu.

Da, mitten in der fast verlorenen Schlacht, stieg glänzend der Stern des Hauses Brandenburg auf. Der Kurfürst streifte den silbergestickten Aufschlag seines Aermels zurück, sein Pallasch flog aus der Scheide. „Getrost!" rief er den Entmuthigten zu, „getrost, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürst und nunmehriger Kapitän, will siegen oder ritterlich mit euch zugleich sterben!" Derfflinger nahte mit neuen Schwadronen, und vorwärts ging's auf den Feind mit dem Muthe der Verzweiflung und dem Bewußtsein, daß Alles auf dem Spiele stände. Eine Kanonenkugel flog zwischen des Kurfürsten Brust und dem Nacken seines Rosses hindurch; sie riß den Stallmeister von Froben vom Pferde. Schwedische Reiter umringten den Kurfürsten und drangen auf ihn ein; die treuen Brandenburger hieben den geliebten Herrn heraus. Immer heißer, immer wilder, wie ein Wirbelsturm wogte der Reiterkampf hin und her. Nun endlich kam auch von Homburg noch Unterstützung, und der rechte Flügel der Feinde ward geworfen. Noch aber standen, gleich einem von den Wellen zernagten Felsen in brausender See, die Bataillone des Regiments von Dalwig fest. Nicht einen Fuß zurückweichend, wurden die ritterlichen Schweden auf dem Schlachtfelde vernichtet; 1100 Mann dieser Truppe und sämmtliche Offiziere deckten die Walstatt; 20 entkamen, 70 Mann wurden gefangen.

Es war zehn Uhr Vormittags; durch das Gewölk brach die Sonne hindurch. Der rechte Flügel der Schweden war vernichtet; Wrangel ging in festester Haltung auf Fehrbellin zurück.

Es ward ein schöner Tag. Noch einmal griffen die Brandenburger den weichenden Feind an; aber sie wurden auf dem linken Flügel zurückgeworfen. Es sollte genug des Ruhmes sein für einen Tag. Der Kurfürst gab daher die Verfolgung des Feindes bei den Buchbergen vor Fehrbellin auf und ließ seine Reiter bei den Tarmower Fichten ein Lager beziehen. Man machte in der Umgebung des Kurfürsten den Vorschlag, er sollte die Stadt, um den Feind zu vernichten, in Brand schießen lassen; aber er antwortete: „Ich bin nicht gekommen, um mein Land zu verbrennen, sondern zu retten!"

So hielten sich die Schweden noch bis zum folgenden Tage in Fehrbellin.

Wol durfte der Kurfürst sich seines Sieges freuen. War doch nun der Nimbus der Unüberwindlichkeit jener wallenden, blauseidenen Banner mit den drei Kronen genommen, die ganz Deutschland vom Elsaß bis zum fernen Preußenlande, von der Ost- und Nordsee bis zu dem Fuße der Alpen durchzogen hatten. Die Kriegsbeute der Brandenburger bestand in acht Fahnen, zwei prächtigen Standarten und einem Geschütze. Aber auch der Verlust der Mannschaft des Kurfürsten war kein geringer, er betrug 500 Mann, von denen 218 todt geblieben; unter den Letzteren Major von der Marwitz, die Rittmeister von Asseburg und Beyer, der Hauptmann von Burgsdorf. Verwundet waren die Oberstleutnants von Strauß, Henniges, von Köller, von Sydow, der Rittmeister von Buch und viele Andere.

Digitized by Google

Besonders tiefes Bedauern erregte der Tod des Stallmeisters von Froben. Zwar ist die That, um derentwillen noch heut sein Andenken im Volksmunde lebt, völlig ungeschichtlich; aber der ganze Hof liebte den ritterlichen Nachkommen des großen Baseler Buchdruckers, des Freundes eines Erasmus von Rotterdam. Auch eine jugendliche Braut, ein Fräulein von Wangenheim, klagte um ihn. Im alten Dome zu Berlin, dessen Fundamente in jüngster Zeit wieder blosgelegt worden sind, fand der Stallmeister seine Ruhestätte. Der Grabstein seiner Eltern in St. Nikolai zu Frankfurt a/O. klagt über das herbe Geschick, welches ihnen die blühenden Kinder entrissen.

Der brave Oberstleutnant Henniges wurde zum Obersten befördert und erhielt das Mörner'sche Regiment, welches seinen edlen Führer beklagte. Der Kurfürst erhob den Oberstleutnant unter dem Namen „von Treffenfeld" in den Adel. Auch an diese Thatsache hat die Sage angeknüpft. Nach derselben hat nämlich der Kurfürst den tapfern Reitersmann nach der Schlacht gefragt: „Nun, Henniges, wie steht es mit dem Feinde?" Da antwortete der Offizier: „Ja, Herr, den hab' ich im Felde tüchtig getroffen", worauf Friedrich Wilhelm entgegnete: „So sollst du fortan auch Treffenfeld heißen!"

Der wackere Prinz von Homburg schrieb am 19. Juni von Fehrbellin aus einen prächtigen Brief an seine „Engelsdicke". Stolze Siegesfreude spricht sich in den Zeilen aus; dankbar gedenkt der Prinz aber auch des Verdienstes Derffling's, „welcher ihm mit einichen Regumentern trefflich secondirt habe". Den Lohn für seine Bravour erhielt der Prinz aber erst im Jahre 1676, in welchem Friedrich Wilhelm ihm einzelne erledigte Lehen in Pommern überwies.

Wir haben ein frisches, gleichzeitiges Lied auf die Fehrbelliner Schlacht, zu singen „nach der schönen Melodie":

„Diana den Jäger erfreuet
In Wäldern und Feldern allzeit!"

In demselben heißt es:

„Frisch auf, ihr Kameraden!
Unser Kurfürst, der reitet vorauf;
Ermuntert uns tapf're Soldaten
Zu einem Siegeslauf.
Ihr Räuber, ihr thätet wohl hoffen,
Ihr schösset ihn todt mit dem Blei;
Ist aber falsch abgeloffen,
Er reitet dort offen und frei!

Itzt haben wir wieder gewonnen,
Was eure Räuberhand
Mit Stehlen und Plündern genommen
Allhier im Brandenburger Land.
Der Kurfürst von Brandenburg soll leben!
Er ist ein tapferer Held,
Thut seine Feinde erlegen,
Steht allezeit wohl im Feld!"

Aus den Kreisen brandenburgischer Krieger hervorgegangen, ein erstes Stück märkischer Kriegspoesie; — wie mag dies Lied auf dem nun folgenden Marsche nach Pommern des Abends über die stille Heide so siegesfreudig hingeklungen sein, wenn die Sterne des Spätsommers auf das Lager niederleuchteten!

Wir haben mehrfach bereits das Gebiet der Sagen gestreift, welche sich an die Schlacht von Fehrbellin geknüpft haben. Eine derselben haben wir noch zu erwähnen; es ist die vom Kinde von Fehrbellin. Am Morgen der Schlacht, so heißt es, ritt Friedrich Wilhelm durch ein brennendes, von seinen Bewohnern verlassenes Dorf und fand in einem zerstörten Hause ein Kind in einer Wiege; das lachte ihn so freundlich an, daß er, von Mitleid mit dem verlassenen Wesen bewegt, es vor sich aufs Roß setzte. Darum, so fügt die

Digitized by Google

Sage hinzu, hat den Kurfürsten in der heißen Schlacht auch keine Kugel getroffen; es war der Schutzgeist des Hauses Brandenburg, den er aufs Pferd genommen.

Zum Andenken an den 18. Juni 1675 hat im Anfange des jetzigen Jahrhunderts der Freiherr Friedrich Eberhard von Rochow auf Rekahne im Havellande ein Denkmal setzen lassen. Dasselbe trägt das vollberechtigte Wort:

„Hier legten die braven Brandenburger den Grund zu Preußens Größe.“ Keine That unserer ältern Geschichte ist populärer in den Marken als diese Schlacht; und singen und sagen wird man, solange es ein Brandenburg giebt, vom Siege zu Fehrbellin!

Wir sind bis jetzt den natürlichen Grenzen des Havellandes nachgegangen; wir haben den schönsten der märkischen Flüsse von seinem Ursprunge, von der mecklenburgischen Seenplatte aus, bis zu seiner Einmündung in die Elbe begleitet; wir sind ihm auf seinem Laufe nach Süden gefolgt und haben jene, von dem Glanze hohenzollernscher Geschichte so hell umstrahlten Stätten besucht, welche auf dem Nordrande dieses an landschaftlichen Schönheiten und an fesselnden Reminiscenzen so reichen Gebietes liegen. Es bleibt uns nun noch übrig, jenen halbkreisförmigen Landstrich, dessen tiefster Punkt etwa im Kloster Lehnin zu finden ist und dessen Halbmesser von Liebenwalde im Osten bis Havelberg im Westen sich erstreckt, in seinem Innern zu durchforschen. Wir werden der Reihenfolge nach zuerst die Beschaffenheit des Landes, dann seine Geschichte und Sage betrachten.

Die Landschaften innerhalb jenes Bogens, welchen die Havel beschreibt, bilden die beiden Kreise Ost- und West-Havelland. Dieselben werden in der Richtung von Nordwesten nach Südosten von einer Niederung durchzogen, dem großen havelländischen Luch, welches in Nordwesten sich mit dem Rhinluch vereinigt.

Das Rhinluch. Wir wenden uns zunächst dem Rhinluche zu. Dasselbe zieht sich in der Richtung von Osten nach Westen von Oranienburg bis in die Gegend von Friesack hin; es folgt dem Laufe des Rhinflusses, welcher, wie die Havel aus den mecklenburger Seen entstehend, sich zunächst nach Süden wendet und dann eine Wendung nach Westen macht, bis er in den Gülper See eintritt und durch diesen sich mit der Havel vereinigt.

Im Süden des Rhinluches zieht sich von Kremmen bis Friesack ein unbedeutender Landrücken hin. Auf ihm liegen die geschichtlich berühmten Stätten Hakenberg, Dechtow, Linum und Friesack. Bei letzterm Orte beginnt, breit nach Südosten sich ausdehnend, das havelländische Luch. Hier, auf seiner Südseite, wird das Rhinluch, wenigstens eine Strecke weit, zwischen Lentzke und der Stadt Friesack, von einer Waldfläche unterbrochen, welche unter den Forsten der Mark seit uralter Zeit durch den herrlichsten Baumwuchs sich auszeichnet. Es ist der große Forst Zotzen, welcher als solcher schon 1315 erwähnt wird. Ein wie kärglicher Rest des einstigen Urwaldes aber auch jetzt nur noch stehen mag — man sagt, sechs Siebentheile des herrlichen Forstes seien abgeholzt worden — noch immer gehört die grüne Nacht des Zotzen zu den hervorragendsten landschaftlichen Schönheiten der Mark. Etwas über dem Niveau des Luches erhöht, besitzt der Boden des Waldes vermöge der auf ihm

Digitized by Google

abgelagerten humusreichen Anschwemmungen eine außerordentliche Zeugungskraft. Der Laubwald ist selten geworden in der Mark; hier aber begegnet der Wanderer noch gewaltigen Eichen, Buchen und Linden. Dazwischen erscheint die zierliche Else, die Esche, die Birke. Vielhundertjährige Rüstern mit seltsam verknorpelten Stämmen, und die prächtigsten Föhren und Kiefern ragen in seltener Höhe über das dichte Unterholz des Waldes empor.

Der hauptsächlichste Reichthum des Rhinluches besteht in den ungeheuren Torflagern, die hier im Laufe der Jahrtausende sich gebildet haben. Ueber die Entstehung der Torfmoore in der Mark Brandenburg ist von den Geologen eine doppelte Ansicht ausgesprochen worden. Man hat behauptet, daß dieselben entweder auf der Stelle, welche sie jetzt innehaben, erwachsen oder durch große Ueberschwemmungen aus ferneren Gegenden auf dem märkischen Boden abgelagert sind. Da nun der Torf des Rhinluches fast ausschließlich aus Pflanzen besteht, die jetzt noch auf den Wiesen desselben heimisch sind, so darf man wol annehmen, daß das Luch früher ein großer Landsee gewesen ist, welcher sich nach und nach in Sumpf verwandelt hat. In diesem Zustande erzeugte er fort und fort weitere Massen von Pflanzen, welche mit den alljährlich niederfallenden Blättern, den absterbenden Halmen, Hölzern und Wurzeln, den zahllosen, in dem Sumpfe ihr Grab findenden Thieren und den erdigen Substanzen ringsum allmählich den Torf bildeten.

Man hat versucht, den Zeitpunkt dieser Bildungen zu bestimmen. Die Fundstücke, welche man in dem Torfe angetroffen hat, gaben einen gewissen Anhalt für die hierauf bezüglichen Vermuthungen. In einer Tiefe von 4 Fuß ist man häufig auf Eber-, Elen- und Hirschzähne gestoßen; hier und da hat man in dieser Tiefe wol auch ein Geweih oder selbst einen Menschenschädel mit niedrig geformter Stirn aufgefunden. All diese Gegenstände waren mit dem Torfe verwachsen und konnten bereits nicht mehr auf den Grund der Torflager versinken. Auch steinerne Pfeilspitzen haben nur bis auf jene Tiefe in den Torf eindringen können. Seit etwa 1000 Jahren können also die Torflager höchstens um 4 Fuß angewachsen sein. Eine Bestätigung erhält diese Vermuthung dadurch, daß man Münzen von 1656 und 1675 nur etwa 1 Fuß tief in der obersten Schicht des Torfes, unter seiner Decke, der sogenannten Bankerde, gefunden hat. Bedenkt man nun, daß die Torflager im Rhinluch selbst bis 7 Fuß Tiefe erreichen, so darf man diesen Bildungen wol ein sehr hohes Alter zumessen; jedenfalls gehen sie noch in die germanische Zeit der Marken vor der slavischen Einwanderung zurück.

Die Ausbeutung der Torflager in der Mark ist nicht so alt, wie man gewöhnlich glaubt. Noch im Anfange des 18. Jahrhunderts dachte man nicht an eine Bewirthschaftung der Luche. Der berühmte märkische Geograph und Historiker K. F. von Klöden hat den dermaligen Zustand des Rhin- und Havelluches sehr anziehend geschildert. „Diese Wildnisse", sagt er, „waren ein Seitenstück zu den Urwäldern Südamerika's. Weit und breit bedeckte ein Rasen von bräunlichgrüner Farbe mit einer Unterlage von zusammengefilzten Wurzeln die wassergleiche Ebene, deren kurze Grashalme besonders den Riedgräsern angehörten. In jedem Frühjahr quoll der Boden durch das hervordringende Grundwasser auf; die Rasendecke hob sich in die Höhe und bildete eine schwimmende elastische Fläche, welche bei jedem Schritte unter den Füßen einsank,

Digitized by Google

während sich ringsum ein flach trichterförmig ansteigender Abhang bildete. Andere Stellen, welche sich nicht in die Höhe heben konnten — sogenannte Lanken — wurden überschwemmt, und so glich das Luch in jedem Frühjahre einem weiten See, über welchen jene Rasenstellen wie grünende, schwimmende Inseln hervorragten, indeß an anderen Stellen Weiden, Erlen und Birkengebüsch sich mit ihren Wipfeln im Wasser spiegelten, oder da, wo sie auf sandigen, aus dem Moore emporsteigenden Hügeln, den sogenannten Horsten, gewachsen waren, kleine Waldeilande darstellten.

Die umliegenden Ortschaften versuchten es, dem Luche dadurch einigen Nutzen abzugewinnen, daß sie ihre Kühe darin weiden ließen und das saure und schlechte Gras, so gut es ging, mähten. Aber es war ein mühselig Werben um den Gewinn des Luches. Das Vieh mußte häufig durch die Lanken schwimmen; es sank dabei tief in die weiche Decke ein; der braune Schlamm drang hervor und oft war das Thier selbst verloren; auf jeden Fall aber war die Grasnutzung verdorben, wenn eine Viehheerde die Strecke auch nur eine Zeit lang beweidet hatte. Nur im hohen Sommer und im schönsten heitersten Wetter war das Luch gangbar; dann mähte man das Gras, allein nur von wenigen Stellen konnte dasselbe abgefahren werden. Auf den meisten Wiesenländern blieb das Heu bis zum Winter stehen, in welchem der Frost dann den Transport bedeutend erleichterte. Gar häufig aber waren die Haufen oben und unten verfault, oft auch, namentlich wenn der Wind sie aus einander geweht hatte, durch und durch verdorben. Daß solch eine Gegend ein Paradies des Wildes war, versteht sich von selbst. Selbst Luchse, Wölfe uud Bären hausten hier. Zahllose Arten von Sumpfvögeln belebten das Röhricht. Bald vernahm man den quakenden Ruf der Enten, bald den Schrei des Reihers, bald den Gesang des Rohrvogels, bald die Lockung des Kibitzes oder das Balzen des Birkhahnes. Selbst bis in die Neuzeit ist der Kranich der Umgebung der Stadt Gransee treu geblieben.

Doch nun zu der Geschichte des Rhinluches! In alter Zeit führte nur ein einziger Paß von Nauen nach Bellin; von hier aus gelangte man mittels einer Fähre aus dem Havellande in die Herrschaft Ruppin; von dieser Fähre hat der historisch berühmteste Ort der ganzen Landschaft, der Flecken Fehrbellin, seinen Namen erhalten. Zwei Geschlechter gleichen Namens, aber verschiedenen Stammes und Wappens, die nun lange schon ausgestorbenen Herren von Bellin, scheinen die ursprünglichen Grundherren des Rhinluches gewesen zu sein. Die Schüttung eines Fahrdammes durch das Luch, welche im 16. Jahrhundert geschah, war der erste Schritt zur Urbarmachung der Landschaft. Die Junker aber in der Umgebung, die Herren von Bredow zu Kremmen und Friesack, die Bellin zu Bellin, Lentzke und Carwesee, die von Ziethen zu Dechtow und Brünne, mußten gar oft erst durch die ernstesten kurfürstlichen Reskripte zur Instandhaltung dieses Dammes angetrieben werden. Noch zur Zeit des schwedischen Einfalls von 1675 war das Rhinluch eine völlige Wildniß.

Das Havelluch. Und nicht minder das Havelluch. Die obige Schilderung, welche der Schuldirektor K. F. v. Klöden gegeben hat, bleibt vielleicht hinter den thatsächlichen Zuständen noch zurück. Da legte im Jahre 1714 der größte der preußischen Könige in wirthschaftlichen Dingen, Friedrich Wilhelm I., die

Digitized by Google

Hand an ein Werk, welches bereits dem landesväterlichen Geiste seines hohen Ahnen, des Großen Kurfürsten, vorgeschwebt hatte.

Zunächst ließ der König Karten des havelländischen Luchs und Anschläge zur Trockenlegung desselben anfertigen. Als aber im Jahre 1718 endlich die Arbeiten beginnen sollten, wurden dem Könige von allen Seiten Schwierigkeiten entgegengesetzt. Nicht allein die Interessenten, denen je nach Verhältniß die Kosten des Unternehmens auferlegt werden sollten — nein, auch der sehr wohlmeinende Landrath Matthias Christoph von Bredow und viele Techniker behaupteten, es werde nach Trockenlegung des Luches kein Grashalm mehr auf demselben wachsen. Zum Heile seines Landes ließ sich der große Soldatenkönig in seinen Plänen nicht irre machen; ja, er gewann es, dem Havellande zu Liebe, sogar über sich, daß er zur schnellern Förderung der Arbeit 800 von seinen ihm so theuren „blauen Kindern" mit 20 Unteroffizieren in die Wildniß sandte, in welcher sie schanzen und graben, Deiche aufführen, Baumstubben ausroden und Wehre aufführen mußten.

Bei der Thatkraft König Friedrich Wilhelm's I. war es kein Wunder, daß schon 1725 diese Arbeit vollendet war, welche stets, sowie die Pioniere der Kultur einen Schritt weiter thaten, ins Unendliche zu wachsen schien. Wir übergehen die einzelnen kleineren Arbeiten, die Schleusen- und Stauwerke, welche ausgeführt werden mußten, und erwähnen nur den großen Hauptgraben, welchen der König quer durch das Luch in nordwestlicher Richtung hindurchleiten ließ. Nachdem derselbe in späterer Zeit verbessert und erweitert worden ist, geht derselbe jetzt, mannichfach gewunden, von der Havel bei Nieder-Neuendorf ab über Nauen und Paulinenaue in den schönen See von Hohen-Nauen, durch welchen er wieder mit der Havel zusammenhängt. Eine Menge von Gräben durchschneiden ihn und münden in ihn ein.

Ein zweiter Hauptkanal befindet sich nordwärts von dem oben erwähnten; es ist der Friesack'sche oder der kleine Hauptkanal. Seine Richtung ist fast genau die von Osten nach Westen; an ihm liegt das berühmte königliche Domänenamt Königshorst, zu dessen Gründungsgeschichte wir uns jetzt wenden.

Die Kommission, welche von Friedrich Wilhelm I. mit der Ausführung der Entwässerungsarbeiten im havelländischen Luche betraut worden war, bestand aus dem Oberjägermeister von Hertefeld, dem Minister von Katsch, dem Generalmajor von Gersdorf und dem Kammergerichtspräsidenten von Fuchs. Jener Landrath von Bredow, welcher anfänglich zu den Gegnern des Unternehmens gehört hatte, ward, durch den Erfolg der ersten Jahre überführt, diesen Männern der treueste Mitarbeiter; die Seele des Unternehmens aber blieb bis zu dessen Abschluß der hochverdiente Oberjägermeister von Hertefeld und sein Techniker, der Kriegs- und Domänenrath Stolzen. Sie gründeten auf Befehl des Königs auch Amt Königshorst. Zunächst wurden herrliche Kühe aus Kleve und Holland herbeigeschafft, dann ward eine förmliche Lehranstalt für die Kunst des Butterns und des Käsemachens eingerichtet, und die Beamten der kurmärkischen Aemter mußten der Reihe nach Bauerntöchter, für deren gute Führung sie verantwortlich waren, als Mägde nach Königshorst senden. Dieselben hatten, nachdem sie zwei Jahre gelernt hatten, eine Probe Butter oder Käse zu bereiten, welche der König selbst zu kosten pflegte. Glücklich die Magd, welche sie bestand — diese schwere Prüfung vor dem gefürchteten

Digitized by Google

Monarchen, welcher in Wahrheit das Wohl seiner Unterthanen mit einer Treue ohne Gleichen auf dem Herzen trug. Das bezeugt allein schon diese seine Anlage, dies Königshorst mit seinen unabsehbaren Grasflächen, seinen Dämmen und Teichen, seiner holländischen Sauberkeit, seinem herrlichen Viehstande. Was diese Musteranstalt für Segen im Lande Brandenburg verbreitet hat, das entzieht sich jeder Berechnung.

Eben Das, was die landesväterliche Fürsorge Friedrich Wilhelm's I. im Havellande ausgeführt hatte, that nach seinem Beispiel sein großer Sohn auch für die Wildniß des Rhinluches. Schon 1747 begannen die Entwässerungsarbeiten. Der Siebenjährige Krieg bereitete ihnen zwar ein frühzeitiges Ende; aber der greise Friedrich nahm im Jahre 1773 das wieder auf, was der Jüngling geplant hatte. Und seltsam! Auch er mußte bei diesem Kolonisationswerke die märkischen Bauern oft noch mit Gewalt zur Befolgung seines Willens zwingen. Eine in der Geschichte der Hohenzollern sehr oft wiederkehrende Thatsache drängt sich uns hier auf: Das ist das Große an den Fürsten dieses Hauses, daß sie früher als ihre Unterthanen erkannten, was zu des Landes wahrem Vortheil dienen würde, und daß sie trotz des Widerspruchs ihres Volkes mit eisernem Willen Das hindurchführten, was sie als nützlich und segensreich erkannt hatten.

Mit dem Rhinluche zu gleicher Zeit war auch die Niederung an der Dosse und der Jägelitz, das Dossebruch, urbar gemacht worden. Friedrich der Große hat in diesem Landestheile, der westlichen Fortsetzung des Rhinluches, nicht weniger als 25 Ortschaften angelegt, die sogenannten „Neustädter Kolonien“: denn das alte, einst dem Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg, dem Helden von Fehrbellin, gehörige Amt Neustadt an der Dosse war bei dieser kolonisatorischen Arbeit Mittelpunkt und, um modern zu reden, Betriebsstation. Wurden diese großartigen Urbarmachungen auch erst in den Jahren 1787 und 1788 durch die Vollendung des Ruppiner Kanals zwischen Rhin und Havel völlig beendigt, so kann doch auch auf das Werk des großen Friedrich und seines edlen Vaters, nachdem sie ihren Theil an der gewaltigen Unternehmung beendet hatten, das Wort unseres Dichterfürsten volle Anwendung finden:

„Du erblickst dort in der Weite
Stillen Waldes blauen Saum —
Rechts und links in aller Breite
Dichtgedrängt bewohnten Raum.
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Sumpfes Rechte,
Herr'n an seiner Statt zu sein!
Schaue grünend Wies' an Wiese,
Anger, Garten, Dorf und Wald —
Komm' nun aber und genieße,
Denn die Sonne scheidet bald!“

Läßt man die Blicke über diese den Elementen abgerungene Landschaft des Havellandes hinschweifen, dieses Landes, reich an herrlichen blauen Seen, an dunklen Forsten, welche den silberglänzenden Strom begleiten, dieses Landes, überdeckt von prangenden grünen Wiesen und durchfurcht von den Gräben mit schwarzem Wasser, durch welche das mit Torf oder Ziegeln schwer befrachtete Schiff langsam dahinzieht — dieses Landes, so glänzend geschmückt mit großen geschichtlichen Erinnerungen und durchwogt von dem lebendigen Pulsschlag der Gegenwart — so wird man auch in solche Stimmung versetzt, welcher Goethe in den obigen Worten so schön Ausdruck verliehen hat.

Digitized by Google

Das hohe Havelland. Neben den havelländischen Niederungen giebt es indessen noch ein sogenanntes „hohes Havelland“. Man versteht unter demselben einen Höhenrand, welcher, sehr unregelmäßig gestaltet, die nördlichen Ufer des Flusses von Spandau an bis nach Hohennauen, dem alten Erbsitze der Herren von Hagen, begleitet. Herrliche Wälder, in welche sich prächtige Seen tief einbuchten, bedecken diese Bodenerhöhungen. Hier liegt nördlich von Potsdam das Dorf Sakrow mit seiner von Friedrich Wilhelm IV. erbauten altchristlich gestalteten Basilika; hier die Dörfer Bornim und Eiche, in welchen das kronprinzliche Paar des Deutschen Reiches in schönster Weise die Pflichten einer Gutsherrschaft gegen Kirche, Schule und Gemeinde erfüllt; hier reifen in den Obstanlagen des Städtchens Werder die Schätze des Herbstes für die Hauptstadt.

Denn seit alter Zeit nährt sich der bei weitem größte Theil der Bevölkerung Werders von dem Obstbaue. Namentlich werden edle Kirschen hier in bedeutender Menge gewonnen, daneben aber auch Pfirsiche und Aprikosen, Himbeeren, Stachel- und Erdbeeren. Ehemals verfuhren die Werderaner die Ernten ihres Obstbaues ausschließlich in Segel- und Ruderbooten, den sogenannten „Schuten“, auf welchen ein Steuermann das Kommando führte und die Ruderer nicht Männer, sondern Weiber, kräftige, junge Mädchen waren, ein heiteres, ja ausgelassenes Schiffsvolk, welches keinen andern Schiffer ungeneckt vorüberließ, wenn sie in ganzen Geschwadern von 15—20 Segeln in den Nachmittagsstunden von ihrem Ankerplatze bei Werder abfuhren, um am andern Morgen zu früher Stunde in Berlin zu sein. Seit mehreren Jahren aber unterhalten die Werderschen Obstbauer kleine Dampfboote. Zu manchen Zeiten steigt der Ertrag des Werderschen Obstbaues allein, welcher der Hauptstadt zugeführt wird, bis auf 85,000 Tienen. Die Tiene ist ein Hohlmaß, welches zu fünf alten Metzen (etwas über 17 l) Inhalt gerechnet wird; man kann den Verkaufspreis derselben im Durchschnitt auf 5 Mark anschlagen, nachdem bereits alle Unkosten der Verschiffung und das Marktstättegeld zu Berlin berichtigt worden sind. Freilich richten Minirraupen, namentlich der sogenannte Blatthöhler, sowie die Egelschnecken oft beträchtliche Verwüstungen an. Da giebt es Arbeit und Schweiß! Reizend ist die Lage der Stadt, welche sich auf einer Insel zwischen zwei Armen des den Thalgrund langsam durchfließenden Stromes erhebt. Auf allen Seiten dieses Thales ragen Hügel auf. Auf der östlichen Reihe derselben bemerken wir den Berg bei Baumgartenbrück und die bewaldeten Hügel des Potsdamer Thierparkes; die nördliche Reihe bilden die Golmitzer, Töplitzer und Phöbener Berge, die westliche die Werderschen Reben-, Thon- und Sandberge, von denen zwei Kuppen, der Kessel- und Galgenberg, die höchsten sind. Im Westen breitet sich der Höhenrand des Zaucheplateaus aus; im Süden liegen die schön geformten Berge von Petzow. In der Vorstadt von Werder begegnen wir vorzüglichen Ziegeleien mit den zum Theil prächtig gebauten Villen ihrer Besitzer. Fest begründet ist der Ruf der Werderschen Steine, weniger rühmlich wird der Werderschen Traube gedacht; seit einem halben Jahrhundert endlich bereitet Werder ein wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften mit Recht geschätztes Bitterbier, welches selbst der Propaganda des bayerischen Gerstensaftes bis zu dieser Stunde erfolgreich widerstanden hat.

Hier an der tief eingeschnittenen, labyrinthisch sich hinziehenden Havelbucht liegt ferner ein Flecken Landes, welcher dem Brandenburger für alle Zeit

Digitized by Google

heilig sein wird. Es ist das Dorf Paretz, unweit des Fleckens Ketzin. Die Erinnerung an die edelste der Frauen, die Königin Luise, wird für immer ihren Glanz werfen auf dies stille, einfach ländliche Schloß, welches König Friedrich Wilhelm II. für die kronprinzliche Familie hier an der herrlichen Havelwiese in einfach ländlichem Stil erbauen ließ. Hier verlebte die hohe Frau die glücklichsten Stunden ihres Lebens als gnädige Gutsherrschaft von Paretz; hier konnte sie sich ganz jenem reinen Genusse der Natur hingeben, welcher ihr so theuer war; hier feierte die Königin in unschuldiger Fröhlichkeit das Erntefest mit Spiel und Tanz; hier scherzte sie mit den Kindern und erinnerte ihren ernsten Gemahl, an das göttliche Wort: „Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder!“

Abfahrt des Obstdampfers von Werder nach Berlin. Zeichnung von H. Lüders.

In die wohlthuende Einsamkeit dieses Parkes zog sie sich oftmals zurück, nachdem der Fall des Vaterlandes ihr jene unheilbare Wunde geschlagen, an welcher sie verbluten sollte. Mit Erinnerungen an die Königin Luise reich geschmückt, wirkt das sonst so einfache Schloß und der stille Park von Paretz in überwältigender Weise auf den Besucher, der sich in das so kurze Glück und das lange, namenlose Leid der herrlichen Frau zu versetzen versteht. Ergreifender spricht kein Ort im märkischen Lande zu uns, und es ist uns, wenn wir auf den Fluren dieses Schlosses weilen, als müßte die Unsterbliche jeden Augenblick aus einem der Gemächer hervortreten, geschmückt mit der holdesten Anmuth, aber auch mit dem strahlenden Diadem der glühendsten Vaterlandsliebe, der herrlichsten Frauengüte und des himmelantragenden, schmerzlichsten Leidens. —

Digitized by Google

Nicht allein aber am Nordrande des Stromes ist hohes Havelland, auch zwischen Rhin- und Havelluch finden wir einzelne inselartig über die Niederung sich erhebende Plateaus. Es sind die Ländchen Glin, Bellin und Friesack, letzteres einst der Sitz des uralten wendischen Fürstengeschlechtes Derer von Friesack — die Hochebene von Rhinow und der sogenannte Nußwinkel am See von Hohennauen. Hier liegt ein Ort, welcher durch die Erinnerung an einen der edelsten märkischen Dichter romantischer Schule unser Interesse erregt. In Nennhausen weilte der Freiherr Friedrich Heinrich Karl de la Motte-Fouqué längere Zeit mit seiner Gemahlin Karoline Auguste von Briest, zu deren Besitze das Gut gehörte. Hier tagte dem Ehepaare eine goldene Zeit, die aber nur zu bald zur Rüste ging; denn in den letzten Jahren seines Lebens sah der glänzende, fast vergötterte Verfasser des „Zaubermärchens Undine", gebrochen an Leib und Geist, Beides geschwunden: sein Vermögen und seinen schriftstellerischen Ruhm. Nur die königliche Huld bewahrte ihn vor den letzten Demüthigungen.

Das Teltow und die Zauche. Wenn wir vom Havellande im weiteren Sinne des Wortes sprechen, so verstehen wir indessen darunter nicht allein die beiden nördlich von der Havel belegenen Kreise, welche jenen Namen führen, sondern auch die Landschaften südlich von dem Strome, d. h. die nördlichen Theile der Kreise Teltow und Zauche-Belzig.

Auch im Teltow begleitet die Havel ein Höhenrand, der dicht bewaldet ist und von den Bewohnern der nahen Hauptstadt fleißig besucht wird. Das ausgedehnte Waldterrain wird gewöhnlich unter dem Namen des „Grunewaldes" zusammengefaßt. In diesem Theile des Teltow liegt Dorf Steglitz mit einem prächtigen Parke, liegt weiter nach Osten jenes Terrain, welches zur Zeit der deutschen Eroberung die geistlichen Ritter vom Tempel zu Jerusalem sich mit Waffengewalt eroberten. Noch stehen die alten kleinen, aber für die Ewigkeit gebauten Feldsteinkirchen dieser Ordensdörfer Tempelhof, Marienfelde, Mariendorf und Heinersdorf; noch ist in ersterm Dorfe der alte Ordenshof kenntlich. Nach den Templern residirten hier die Johanniter, bis im 15. Jahrhundert die mächtig aufblühenden und nach hanseatischer Freiheit strebenden Städte Berlin und Kölln sich der unbequemen Nachbarschaft durch Kauf der Ordensdörfer entledigten. Auch andere Ortschaften im Teltow verlangen wenigstens eine kurze Erwähnung. Hier liegt Lichterfelde mit der großartigen Central-Kadettenanstalt, welche früher sich zu Berlin befand. Doch wie hat sich das altehrwürdige, ruhmgekrönte Institut in Bezug auf sein Aeußeres verändert! Jetzt bildet die Anstalt, welche ehedem sich auf die abgelegenen und beschränkten Räumlichkeiten in der „Neuen Friedrichsstraße" zu Berlin beschränken mußte, einen Komplex der verschiedenartigsten, mit allem Komfort eingerichteten und mit eleganten Façaden versehenen Baulichkeiten, welche der monumentale Kuppelbau auf dem Hauptgebäude hoch überragt. Möge die Viktoria, welche dessen Spitze schmückt, sich für immer zu jenen „Schülern des Mars und der Minerva" bekennen, welche hier erzogen werden! In neuester Zeit ist Lichterfelde durch eine elektrische Eisenbahn mit der Hauptstadt verbunden worden.

Andere bemerkenswerthe Stellen des Teltow sind Großbeeren mit seinem Schlachtendenkmale, Klein-Machenow mit einer Kirche, welche die Denkmäler alter Türkenkämpfer aus dem Geschlechte Derer von Hake birgt, und Dahlen.

Digitized by Google

Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde.

Digitized by Google

In Dahlen finden wir noch die Grabsteine der ausgestorbenen Familie von Wilmersdorf, wappengeschmückt und mit Lettern bedeckt, welche ausführlich und wohlberedt den Lebenslauf solch eines „festen und wohlgeborenen Junkers“ aus dem 17. Jahrhundert schildern.

Noch glänzendere Erinnerungen umschweben das Jagdschloß Grunewald, welches von Joachim II. in der Waldestiefe des Teltow gegründet, von seinem Hofarchitekten Kaspar Theiß prächtig angelegt und 1580 dann in bescheidener Weise vollendet wurde. Noch sind vom alten Baue einzelne reichgeschmückte Portale vorhanden. Gewöhnlich einmal im Jahre, am St. Hubertustage, füllt sich das stille Schloß mit fürstlichen und ritterlichen Jägern in der Hoftracht — dem rothen Frack, den kurzen Jagdstiefeln und dem hohen schwarzen Hut. Wie reich belebt wird dann der düstere, schweigsame Forst! Tausende kommen von Fern und Nah, der Sauhatz zuzuschauen. Und nun — nun bricht das Wildschwein durch, die Meute kläfft, die Zweige knicken; — in raschem Ritte folgen die Reiter nach, bis das Wild von den Rüden gepackt und von einem der Herren ausgehoben ist, oder sich — Rettung suchend und findend — in die Fluten der Havel gestürzt hat. Bald darauf liegt Jagdschloß Grunewald dann wieder so still da wie ehedem, und du möchtest das Fallen der Kiefernadeln auf den weichen Moosteppich vernehmen. In der Mondscheinnacht aber erscheint hier im Schlosse, wie drüben in der waldigen Ferne am Ufer des schönen, sogenannten Schlachtensees, die „weiße Frau“.

Im Lande Zauche-Belzig, dessen nördliche Grenze von dem hier eine fast ununterbrochene Seenkette bildenden Havelstrome bezeichnet wird, setzt sich jener bewaldete Höhenrand, dessen wir vorhin erwähnten, fort. O, sie sind schön, diese Seen mit den dunklen Forsten auf ihren oft ziemlich steilen Ufern, der See von Kaput, der Schwielow, der kleine und große Zorn, der Trebelsee und vor allen anderen der große See von Plaue mit dem Breitling, aus welchem hervortretend die Havel sich nordwärts wendet, um nun bis fast zu ihrem Einflusse die Grenze gegen die Provinz Sachsen zu bilden.

Weiter südlich von diesen Seen liegt dann in der Zauche eine kahle Hochfläche, bis abermals ein breiter Waldgürtel folgt, welcher sich von Belitz im Osten bis in die Nähe von Golzow im Westen hin erstreckt. Auf diesem südlichen Ufer der Havel in der Zauche münden hier, sämmtlich von den Höhen des Flämings kommend, die Nuthe mit der Nieplitz bei Potsdam und die Plaue mit der Temnitz zwischen Brandenburg und Plaue. Außerdem erhält die hier in ihrem herrlichsten Glanze zwischen den romantischen Ufern sich ausbreitende Havel in der Zauche den Abfluß der prächtigen Klosterseen von Lehnin, welchen wir eine besondere Beschreibung widmen müssen.

Doch wir haben zur Geschichte dieser Landschaft zu eilen. Für die ältere Zeit ist dieselbe aufs Engste mit den Schicksalen jener Stadt verknüpft, welche, obwol von ihrer alten historischen Bedeutsamkeit herabgesunken, dennoch auch heute noch die Königin des Havellandes genannt zu werden verdient: mit der Geschichte der altehrwürdigen Kur- und Hauptstadt Brandenburg (27,000 Einwohner) und ihres Marienberges.

Digitized by Google

Brandenburg. Vor uns liegt die alte Hauptstadt der brandenburger Marken, der preiswerthe Ort, von dem aus einst dem Elb- und Oderlande Christenthum, Kultur und wirthschaftlicher Wohlstand gebracht worden sind. Da ragen sie auf vor uns, diese altersgrauen und tief gebräunten Gotteshäuser der drei Stadttheile, des Domes, der Alt- und der Neustadt! Und eine wie liebliche Landschaft umfaßt diese Perle der Marken! Ja, Alles, was sie besitzt, rauschende Wälder und rieselnde Fluten, grünende Matten und wogende Felder, hat die Natur der Marken benutzt, um ihrem Edelsteine eine würdige Folie zu geben.

Jagdschloß Grunewald. Zeichnung von Alb. Richter.

Ehe wir indessen zur Betrachtung der Alterthümer der Stadt, ihrer herrlichen Kirchen und stattlichen Thore uns wenden, haben wir in kurzen Zügen die überreiche Geschichte dieses Mittelpunktes der alten Mark Brandenburg uns zu vergegenwärtigen. Wo vermöchten wir dies lebendiger zu thun, als auf dem Berge unweit der Altstadt, von dessen Gipfel aus wir weit hinschauen über das blühende Land — auf dem Berge, den jetzt ein herrliches Denkmal schmückt, von märkischer Treue der märkischen Tapferkeit geweiht — wo anders als auf dem Marienberge vor Brandenburg! —

Das zehnte Jahrhundert nach des Erlösers Geburt steigt vor unserm geistigen Blicke auf. In den Niederungen der Havel saß ein stilles, den Ackerbau und den Fischfang betreibendes Volk, altväterlichen Göttern, dem Gotte des Tages und der Nacht, treu ergeben — fröhlich aufjauchzend, wenn der lichte Frühling gekommen war, in Todesfurcht aber erzitternd auch vor der entsetzlichen

Digitized by Google

Morzana, der Verderberin alles Lebenden; ein Volk, gastfrei und zutraulich, anspruchslos und still, bis die Hitze des Kampfes in ihm die bösen Eigenschaften der Tücke und Hinterlist hervorrief: es waren die Heveller.

Da zieht im Jahre 928 ein deutscher König gegen die Wenden an der Havel heran. „Wendische Krieger haben die Grenzen des Sachsenlandes überschritten; sie haben die Ernten vernichtet und die Fackel geworfen in die Burgen der Grenze!“ So rechtfertigt er seinen Zug gegen die Slaven. Es mochte Wahres daran sein; — wie sehr aber die Sachsen die Wenden gereizt hatten, verschwieg der große Ludolfinger Heinrich. Ueber Lebusa und Jüterbogk — alte wendische Burgen, welche wir noch näher kennen lernen werden — rückte der Sachsenfürst ins Land der Wenden vor; er kam bis zur Burg von Brandenburg — von Brennabor, wie die Wenden sagten — der „Warte am Walde“. Doch von undurchdringlicher Wildniß, von wegelosem Morast, von breiten Seen war die Wendenfeste umgeben; ein Angriff auf dieselbe erschien fast als unmöglich. Schon wütheten die Krankheiten des Lagers und der Sumpfgegenden unter den beständig von den leichtfüßigen Wenden beunruhigten Deutschen: da sandte der Gott der Christen den Streitern des Kreuzes zum Heile einen Frost, der Wasser und Sumpf in Fesseln schlug, und mit stürmender Hand konnte die „Warte am Walde“ genommen werden.

Auf dem Burgberge, dem heutigen Dome, schlug die Flamme in die Höhe. Vielleicht erhielt Brennabor damals den gleichfalls wendischen Namen Szorgelicze, d. h. „Brandstätte“. Die letztere Bezeichnung sowol wie der alte Name Brennabor mögen dem deutschen Namen Brandenburg später seine Entstehung gegeben haben.

Der Eroberung des hochwichtigen Platzes durch die Deutschen folgte sogleich ein Rachezug der Wenden, welche über die Elbe hinüber ins Sachsenland zogen und den Flecken Walsleben mit furchtbarer Grausamkeit verheerten. In der großen Schlacht bei Lunkini, am 4. September 929, bestrafte der König der Deutschen die Slaven für ihren Frevel.

Wahrscheinlich ward durch die Schlacht von Lunkini auch die abgefallene Brandenburg wieder unter deutsche Herrschaft gebracht. Aber nicht auf lange Zeit. Unter König Otto I. erfolgte, nachdem sein Markgraf Gero in der Lausitz die entsetzliche Blutthat der Ermordung zahlreicher, von ihm zum Mahle geladener Wendenfürsten verübt hatte, ein allgemeiner Aufstand der Slavenvölker. Auf der Brandenburg gebot damals ein jugendlicher Fürst der Heveller — wir wissen seinen Namen nicht mehr; sein trauriges Geschick aber und die Weise, wie er durch Hinterlist und Verrath gefallen ist, ward uns von den Geschichtschreibern jener Tage aufbehalten.

Der Oheim dieses edlen Hevellers, ein Kral Tugumir, war seit längerer Zeit in der Gefangenschaft der Deutschen. Man hatte ihm glänzenden Lohn versprochen, wenn er es bewerkstelligen könnte, daß auf der vielumstrittenen Feste wiederum das Banner des heil. Michael, die Reichsfahne der Deutschen, aufgepflanzt werde. So kam es, daß im Jahre 940 ein müder Wanderer, slavisch gekleidet, sich Einlaß in die Thore der Brandenburg erbat. Mitleidig ließ der Wächter den Alten herein. Der lüftete seine Mütze. „Fürst Tugumir!“ rief jauchzend in dem Augenblicke der Herr der Burg, der hinzugetreten war, um dem Bettler eine Gabe zu reichen. Und Tugumir, der Verräther, erzählte

Digitized by Google

eine ergreifende Geschichte von seiner Gefangenschaft, von seinen Leiden, von seiner endlichen Befreiung und der Mühsal seiner Flucht aus dem Sachsenlande bis nach Brandenburg. Da, als der Verräther geendigt hatte, trat der junge Kriegsfürst der Heveller vor ihn und sprach: „Väterchen, Gott Sviathowit hat deinem Geiste Licht, der männermordende Radegast deinem Arme Kraft verliehen! Da geb' ich Jüngling gern und freudig die Stanitza, die Fahne, die uns zu Ruhm und Siegen ruft, in deine Hand! Führe du uns, ich will dir dienen, wo das Meiste von Gefahr und Ehre zu finden ist!" — Der Verräther übernahm aus des hochherzigen Jünglings Händen den Oberbefehl und öffnete die Burg dem Slavenbändiger Gero.

Dom und Ritterakademie zu Brandenburg an der Havel.

Am 1. Oktober im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 949, im dreizehnten Jahre der Regierung des Herrn Otto, des unbesiegten Königs, ward zu Magdeburg durch Otto I. in der Stadt Brandenburg zu Ehren des Heilands und des heil. Petrus, des Apostelfürsten, ein Bisthum gestiftet, über welches der deutsche König den frommen Prälaten Thietmar setzte. Das Hochstift Havelberg war bereits im Jahre 946 gegründet worden. Aber welch kümmerliches Dasein führten diese Kirchen des Havellandes, und mit wie viel theurem deutschen und slavischen Heldenblute wurde sowol der Domberg zu Havelberg wie die Burginsel von Brennabor geröthet! Furchtbarer Kampf tobte auch unter Gero's Nachfolger um den festen Platz: denn Markgraf Dietrich, ein Mann von ungemessenem Stolze und unersättlicher Habgier, hatte durch seine Härte die Wenden

zu verzweifeltem Kampfe aufgereizt. Unter der Führung des Liutizen Mizzidrog brachen sie los, überfielen Havelberg und steckten Dom, Burg und Stadt in Brand. Furchtbar leuchtete die Flamme ins Havelland, ein schreckliches Vorzeichen weiterer Greuel. Dann wälzten sich die Scharen der Wenden auf Brandenburg; die Burg ward erstürmt und ein qualvoller Tod traf alle in ihr befindlichen Christen. Darauf eilten die Liutizen mit wildem Geheule zum Dome. Die Kreuze und Altäre wurden gestürzt, die heiligen Gefäße zerbrochen und die Reliquien verschleudert. Dann hob man die schweren Grabesplatten von den Gräbern der ersten beiden Bischöfe und warf die Leichname Thietmar's und Dodilo's den Hunden zum Fraße vor. „Statt Christus und seines Fischers, des heil. Petrus", sagt Thietmar von Merseburg, welcher uns diese Ereignisse meldet, „ward wiederum die Verehrung vieler Götzen voll teuflischer Ketzerei eingeführt, und selbst Christen priesen diesen Wechsel."

Während der Regierungszeit Otto's III. befand sich Brandenburg eine kurze Zeit im Besitze der Deutschen; — ein sächsischer Graf — Verräther erst gegen seinen kaiserlichen Herrn, dann gegen die Wenden — mit Namen Kizo, hatte sich der Stadt bemächtigt. Die Herrschaft desselben ward indessen durch einen Wenden Bolibut gestürzt, und wahrscheinlich ist Brandenburg von dieser Zeit ab bis zu seiner Besitznahme durch Albrecht den Bären in den Händen der Slaven geblieben. Die Bischöfe irrten, ihres Sitzes beraubt, im Slavenlande umher. Der Götzendienst blühte aufs Ueppigste, und das Werk Otto's des Großen und Gero's schien zerstört und vernichtet für immer.

Nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern auf friedliche Weise sollte Brandenburg in die Hände der Deutschen kommen. Die slavischen Herrscher auf der Burg hatten endlich das Christenthum angenommen — schon ein slavischer Graf Meinfried von Brandenburg und seine Gemahlin Cythava, wahrscheinlich eine pommersche Fürstin, wurden auf christliche Weise im Dome zu St. Peter bestattet. Der Nachfolger Meinfried's scheint ein Häuptling Pribislav gewesen zu sein; in der Taufe hatte derselbe den Namen Heinrich angenommen. Auch seine Gemahlin Petrussa hatte ihr Herz vor der milden Lehre des Kreuzes gebeugt. Der alte Haß gegen die Deutschen war in seinen eigenen Flammen erstickt; und ein freundschaftliches Verhältniß verband das wendische Fürstenpaar mit dem großen Ballenstädter. Da Heinrich selbst keine Kinder besaß und sein Land nicht an seine heidnischen Verwandten zurückfallen lassen wollte, so schenkte er bereits bei der Taufe von Albrecht's ältestem Sohne Otto demselben die Zauche; und als er im Jahre 1150 gestorben war, so berichten die Chronisten, verheimlichte Petrussa seinen Tod so lange, bis Albrecht der Bär mit Heeresmacht herannahte und sich der Feste Brandenburg bemächtigte. Nur einmal noch seitdem, während einiger Monate des Jahres 1157, ist die vielumworbene Burg während des Aufstandes des Polenfürsten Jaczo wendisch gewesen. Langsam, aber nun nicht mehr in seinem Siegeslaufe unterbrochen, breitete sich das Christenthum von Brandenburg über das slavische Land aus.

Soweit von der mit Blut geschriebenen ältesten Geschichte der Burg. Heute steht wahrscheinlich der Dom auf ihrer Stelle. Das jetzige Gebäude desselben ist freilich viel jünger; es entstammt der Uebergangszeit aus dem romanischen zum gothischen Stile; ja, der Thurm des Domes ward in dieser Gestalt erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts aufgeführt. Welch große

Digitized by Google

geschichtliche Erinnerungen schweben über dieser Stätte! Hier ruhen die alten Wendenfürsten des Havellandes, hier auch Judith, die Gemahlin des deutschen Markgrafen Otto II., einst die „gemma Polonorum“ genannt; ja, vielleicht hat Albrecht der Bär selbst in der düsteren Krypta der Kathedrale vor einer dieser gedrungenen Säulen mit den hochalterthümlichen Kapitälen seine Ruhestätte gefunden; wenigstens will man hier noch im 16. Jahrhundert seinen Leichenstein gesehen haben. Auf vielen, vielen Grabsteinen treten uns die todesstarren Gestalten der alten Bischöfe von Brandenburg entgegen; manch frommer und gelehrter Prälat, manch muthiger Kämpe, aber auch mancher mit seinem ganzen Herzen der Welt ergebene Edelmann war unter ihnen. Leider aber ist uns der Grabstein jenes letzten katholischen Bischofs, des edlen und frommen Matthias von Jagow, „welcher ehedem ein Ritter war“ und die Reformation einführte, nicht mehr erhalten. Ja, es ist eine herrliche geweihte Stätte, dieser Dom, und schöne Pietät hat über ihm gewacht. Deshalb ist ihm so viel von seinem alten Schmuck geblieben. Und auch seine Sagen hat dieses ehrwürdige Gotteshaus. Jenes Loch im Gewölbe über dem rechten Arme des Kreuzes soll es gewesen sein, durch welches die Wenden einst den Bischof Dodilo hinabgestürzt haben. Derselbe hatte sich der Sage nach auf den Boden der Kirche geflüchtet; er wäre dem Verderben entgangen, wenn nicht das Bellen seines Hündleins ihn verrathen hätte. Und jene seltsame Steinbildnerei über dem Westportale — ein Fuchs in einer Mönchskutte, welcher Gänsen predigt — sie soll von einem Dompropste von Burgsdorf als Satire auf das Papstthum und den Gottesdienst in lateinischer Sprache, welcher nach dem Westfälischen Frieden wieder eingeführt werden mußte, aufgestellt worden sein. Die geschichtliche Unrichtigkeit beider Sagen leuchtet sofort ein; der Brandenburger aber erzählt sie immer und immer wieder von Neuem.

Auf der Nordseite des Domes, da, wo einst die Wohnungen der Domherren sich befanden — der Bischof residirte meist auf seinem Schlosse zu Ziesar — erhebt sich heute die Ritterakademie zu Brandenburg. So ist ein reges, jugendfrisches Leben an Stelle der klösterlichen Stille getreten, die einst über den Zellen der Jünger des heiligen Norbert — denn die Domherren waren Prämonstratenser — lagerte.

Der Marienberg. Aber noch einer ehrwürdigen Stätte außerhalb der beiden Städte Brandenburg haben wir zu gedenken: der Boden selbst, auf welchem wir stehen, dieser Berg ist's, den jetzt das Denkmal der in den drei letzten Kriegen gefallenen Heldensöhne der Mark schmückt. Dieser Marienberg, von welchem aus wir über Brandenburg hinschauten, führte einst den poesievollen Namen des Harlungerberges; ihm, seiner Geschichte und seinen Sagen wenden wir uns jetzt zu.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Name des Harlungerberges aus der germanischen Vorzeit der Marken stammt, denn es wird derselbe bereits 1173 erwähnt. Wer aber waren die Harlungen? Ein deutsches Heroengeschlecht, gleich den Amelungen und Nibelungen.

Freilich sind die Sagen von ihnen sehr unvollständig überliefert; das Eine aber steht fest, daß diese Helden dem ostgothischen Sagenkreise angehören. Brudersöhne des Königs Hermanrich, werden sie von diesem selbst ermordet,

Digitized by Google

nachdem die Gattin des Sibich sie verleumdet hatte, daß sie der Gemahlin Hermanrich's, der wunderschönen Odila, in Unehren begehrt hätten. Sie besaßen einen köstlichen Schatz, welcher nach ihrem Tode an Hermanrich fiel; dem aber brachte das rothe Gold der Harlungen keinen Gewinn; — um dieses Hortes und um der Blutrache willen ward der König von Aki oder Eckart, dem Pfleger und Tröster, d. h. dem Haushofmeister der Harlungen, erschlagen.

Auch diese vielfach in Deutschland, vor Allem aber hier im Havellande und in dem fernen allemannischen Breisach lokalisirte Heldensage ist nur ein Abglanz alter Göttermythen. Der Tod der drei Harlungen ist nichts Anderes, denn ein Abbild des Hinschwindens der drei Jahreszeiten, in welche der altheidnische Deutsche das Jahr zu theilen pflegte. Dem großen Gotte der Unendlichkeit, dem Allvater, von dem Alles ausgegangen und zu dem Alles zurückkehrt, fallen die Harlungen mit all ihren Schätzen, den Blüten und Früchten der sommerlichen Zeit, zum Opfer: das scheint der Sinn des dunklen Mythus zu sein.

Noch eine zweite Heldensage aber haftet am Marienberge zu Brandenburg und an dessen Umgebung. Es ist die in der nordischen Thidrekssage uns erhaltene Geschichte des Jarl Iron von Brandenburg, welche von nordischen Männern nach den Erzählungen brandenburgischer Schiffer oder Handelsleute aufgezeichnet worden ist. Die Sage berichtet von dem heldenkühnen Jarl, d. h. Häuptling, daß er ein gewaltiger Jäger gewesen sei; — sie schildert seine glückliche Ehe mit der schönen Isolde; sie läßt ihren Helden endlich in dem verrätherischen Ringen um den Besitz der Herzogin Bolfriana, der Gemahlin des Aki, den Tod finden. Da, als das Blut Iron's die Erde geröthet hatte, standen trauernd vor ihm seine Hunde und sein Roß; seine Falken beklagten ihn in des Baumes Zweigen, und sein getreuer Jäger Nordian brachte ihm das Todtenopfer. Soweit die Sage, für welche, wenn sie auch zweifellos aus altgermanischen Religionsideen entstanden ist, dennoch eine klare Deutung bisher nicht hat gelingen wollen. Wir Märker aber dürfen mit Recht darauf stolz sein, daß die alten Mären, „in denen Wunders viel gesagt ist von alter Helden Streit und Arbeit", auch an unserm Lande, unserm Harlungerberge haften.

Nachdem im 5. oder 6. Jahrhundert die Slaven von der jetzigen Mark Brandenburg Besitz ergriffen hatten, wurde auf dieser drei bis vier Meilen weit sichtbaren Warte ein Tempel des Triglaff errichtet. Wie dieser brandenburgische Götze beschaffen gewesen, können wir mit Wahrscheinlichkeit aus der Beschreibung jenes Triglaffbildes folgern, welches später der große Bekehrer der Pommern, der Bischof Otto von Bamberg, aus Stettin entführte. Der Götze war nur klein; seine drei Häupter waren versilbert; eine goldene Binde umschloß deren Augen und Mund. Das eine seiner Häupter soll den Sviathowit, den lichten Gott, das andere den Pizawar, den schwarzen, das dritte den namenlosen Gott im Himmel dargestellt haben. Richtiger aber wird auch dieser Gott gleich dem deutschen Wodan oder dem nordischen Odin als Jahresgott aufgefaßt werden. Bei einem jeden Triglafftempel, gewiß also bei diesem hervorragenden Götterfitze auf dem Harlungerberge, befanden sich Opfer- und Orakelstätten. Die Befragung der Zukunft geschah, so weit wir wissen, dadurch, daß der Rappe Triglaff's dreimal über neun, je eine Elle weit von einander, auf die Erde gelegte Speere geführt wurde. Der Priester Triglaff's beobachtete den Gang des Rosses. Berührte dasselbe die Speere nicht, so galt das für ein

Digitized by Google

gutes Zeichen. Zechgelage fanden, wie bei allen slavischen Götterstätten, so auch bei den Triglaffstempeln statt.

Bischof Wigger oder Wichard von Brandenburg war's, der, als die Sachsen unter Albrecht dem Bären Herren Brandenburgs geworden waren, diesen Triglafftempel zerstört haben mag, und Fürst Pribislav erbaute an dessen Stelle wahrscheinlich die älteste Kirche Brandenburgs. Lange schon, seit 1722, ist das herrliche Gotteshaus zerstört, aber Freunde des Alterthums haben uns Bild und Grundriß dieser hochberühmten Marienkirche erhalten. Dieselbe bildete ein von vier mächtigen Säulen getragenes Quadrat, an dessen Seiten sich je ein fünfeckiger, chorartiger Vorsprung befand. An den vier Ecken erhoben sich schön ornamentirte Thürme mit Spitzdächern, während sich im Westen ein gothischer Kapellenanbau dem ältern romanischen Gotteshause anschloß.

Ehemalige Marienkirche auf dem Harlungerberge bei Brandenburg.

In letzterer Kapelle stiftete Friedrich der Eiserne wahrscheinlich die „Gesellschaft von unserer lieben Frauen Kettenträger" oder den Schwanenorden; denn hier, so sagt die Stiftungsurkunde, „hat die Jungfrau Maria viel Gnade gethan und thut solche noch täglich." Es war eine sittlich-religiöse Gemeinschaft, gestiftet zur Heiligung des Lebens durch Gebet und Buße, welche unter dem Symbole des Schwanes hier in der altehrwürdigen Marienkirche sich vereinigte, Ritter und Edeldamen, Fürsten und Fürstinnen.

In der Gesellschaft „sollte nicht sein ein Unkeuscher, weil die keusche Gottesmutter wol keuscher Diener würdig ist, kein Verräther oder Räuber." Niemand sollte sich vorsätzlich voll trinken, „weil davon viel Bosheit und viel Sünde komme"; unter einander aber sollten sich die Mitglieder die allergetreuesten Dienste leisten. So wollte Friedrich durch den Schwanenorden ein einigendes

Digitized by Google

Band um die Besten aus dem Adel der Marken winden und sie mit dem Hause der Hohenzollern vereinigen. Das schöne Symbol des Ordens war eine Kette, deren einzelne Glieder aus zwei silbernen Sägen bestanden, welche ein blutrothes Herz zusammenpreßten; als Kleinod hing an diesen Ketten das Bild der Mutter Gottes, und unter diesem befand sich inmitten einer silbernen Binde der Schwan. Die Gesellschaft bediente sich bei ihren Zusammenkünften deutscher Lieder, von denen ein Marienlied uns noch erhalten ist, und umfaßte Ritter und Frauen aus den Grafenhäusern Ruppin, Anhalt, Regenstein, Castell, Mansfeld u. s. w., aus den Adelsgeschlechtern der Putlitz, Waldow, Schulenburg, Jagow, Schlieben, Bredow, Alvensleben, Arnim, Sparr, Veltheim, Bülow und Viereck, sowie die fränkischen Herren, welche mit dem zollernschen Hofe in der Mark in näherer Verbindung standen. Die Reformation in den brandenburgischen Landen hat der edlen Ordensstiftung Friedrich's des Eisernen ein frühes Ende bereitet. —

Wir haben es nur zu oft bei unseren Wanderungen durch die Mark zu beklagen, daß die früheren Geschlechter so pietätslos gegen die Denkmäler unserer Vorzeit gewesen sind. Den Anforderungen einer neuen Zeit oder, richtiger gesagt, dem Vandalismus der wirthschaftlichen Epoche Friedrich Wilhelm's I. ist die herrliche Kirche zum Opfer gefallen. Auch hatte man wol vergrabene Schätze auf der Kuppe des Marienberges vermuthet. So wurden denn die Gewölbe gesprengt, das Material verschleudert und verschenkt; im Jahre 1723 war der Greuel der Verwüstung vollendet; der Gipfel des Marienberges war wüst und öde.

Jetzt hat man den begangenen Frevel wenigstens in etwas dadurch gesühnt, daß man auf dieser Stätte das Kriegerdenkmal der Kurmark errichtet hat. Künstlerische Reliefs schmücken die vier kapellenartigen Nischen, über welchen sich der Thurm bis zu einer Höhe von 30 m erhebt; sie stellen den Einzug der Prämonstratenser in die St. Gotthardskirche zu Brandenburg, die Huldigung der Kurstadt an den ersten Hohenzollern, den Einzug der vertriebenen Salzburger, denen Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1732 seine Staaten öffnete, sowie die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu Versailles dar. Die vier Ecken des Denkmals aber tragen die herrlichen, überlebensgroßen Statuen Albrecht's des Bären, Friedrich's I., des Großen Kurfürsten und Kaiser Wilhelm's.

Von der Spitze des Denkmals blinkt nun wieder, wie einst von der alten Marienkirche, golden das Kreuz über die gesegnete Havelniederung herab, die sich dem Auge des Wanderers hier auf dem Marienberge in überraschender Schönheit darstellt. Doch wir müssen das hehre Denkmal verlassen, um uns nun den beiden Städten Brandenburg zuzuwenden. Möge dasselbe nicht allein den Gefallenen ein dauerndes Erinnerungsmal sein; möge es auch den Zweck allezeit erfüllen, zu welchem es mit den Worten geweiht wurde: „So oft unsere Fürsten gerufen haben, hat es allezeit gerauscht in den Fahnen der Kurmark — möge dieser Thurm die alte Treue bis in die fernsten Zeiten weiter tragen!"

„Euch soll er mahnen,
Söhne der Mark,
Daß gleich den Ahnen,
Muthig und stark,
Mit Herz und Hand,
Wenn je dereinst in schwerer Zeit
Der König ruft, ihr seid bereit,
Um Treue zu werben
Und freudig zu sterben
Für euern König und für euer Land!" —

Digitized by Google

Brandenburg an der Havel.

Digitized by Google

Die beiden Städte Brandenburg, denen der geschichtliche Titel der Kur- und Hauptstädte noch bis auf den heutigen Tag geblieben ist, betreiben jetzt eine lebhafte Wollenwaarenfabrikation. Von hier aus wurden um 1840 die ersten Jacquard-Musterwaaren auf die deutschen Messen gesendet, ehe noch Frankreich und England dergleichen herstellten. Seit jener Zeit hat die Fabrikation vollständig ihren Charakter geändert, und statt der früheren einfachen Tuche wirkt man jetzt leichte wollene Stoffe, welche sich allgemeinen Eingang verschafft haben. Auf den Messen zu Leipzig, Frankfurt a. O. und Braunschweig findet ein starker Absatz der Brandenburger Fabrikate statt. Die Einwohnerzahl Brandenburgs ist bei der regen Geschäftsthätigkeit bereits bis auf 27,000 Seelen gestiegen.

Die kostbaren Alterthümer der beiden Städte, welche die frühere Bedeutsamkeit derselben laut bezeugen, sind glücklicherweise von diesem sonst so rücksichtslosen Leben der Gegenwart verschont worden. Brandenburg besitzt eine Anzahl alter Thore; wir nennen den runden, zinnengekrönten Steinthorthurm, das graziöse, mit gothischen Fensterblenden geschmückte Mühlenthor und das reicher verzierte Rathenower Thor, auf dessen Spitze ein Rabe befindlich ist, welcher einen Ring im Schnabel trägt. Auch an dies Wahrzeichen knüpft sich die bekannte, sonst in Merseburg lokalisirte und an die Person des Bischofs Thilo von Trotha angeschlossene Sage, nach welcher ein Edelknabe unschuldig sterben mußte, weil er in den Verdacht gekommen war, einen Ring, den der zahme Rabe des Bischofs verschleppt hatte, entwendet zu haben. Von den Kirchengebäuden Brandenburgs erwähnen wir die uralte, niedere St. Jakobskapelle mit achteckigem Thurme — ein Gotteshaus schlichtester Art, aber von der Poesie des Verfalles verklärt, und die gleichalterigen, von der Zeit gebräunten Kirchen zu St. Godehard, St. Johannes, St. Paulus und St. Nikolaus, letztere mit architektonisch sehr interessanten Zwillingsthürmen. Die Perle der Brandenburger Kirchen aber bildet das hehre Gotteshaus zu St. Katharinen. Nicht wegen der innern Ausschmückung; dieselbe kann sich mit der des Domes, namentlich wegen des in dem letztern befindlichen Altarwerkes und der herrlichen Glasmalereien in dessen hohem Chore, nicht messen; was aber die märkische Backsteinarchitektur an Façadenschmuck zu erfinden wußte, das ist hier verwandt. Die Giebel der Kreuzarme sind mit einem herrlichen Schmuck an Rosetten, Giebeln, Strebepfeilern, Friesen und Phialen verkleidet. Die Technik des Backsteinbaues hat gewissermaßen einen Spitzenschleier über das Gotteshaus gewoben, der um so poetischer wirkt, als das feurige Roth sich zu dunklem Braun abgetönt hat, welches durch die grünglasirten Ziegel angenehm unterbrochen wird. Leider entspricht der Thurm von St. Katharinen nicht der Schönheit des Gotteshauses.

Eine dritte Kategorie von Alterthümern Brandenburgs bilden seine Profanbauten. Als hervorragendste und schönste derselben müssen wir das fast kirchenartig konstruirte Altstädter Rathhaus mit seinem wahrhaft vornehm und ernst entworfenen Thurme und seinen Treppengiebeln bezeichnen. Reicher entwickelt zeigt sich die gothische Architektur an dem sogenannten Kurfürstenhause gegenüber dem Neustädtischen Rathhause. Vor diesem selbst aber steht eine der Hauptmerkwürdigkeiten Brandenburgs, das riesenhafte Rolandsbild.

Noch immer bleibt Ursprung und Bedeutung der Rolandsstatuen in den deutschen Städten zweifelhaft. Am wahrscheinlichsten ist es, daß diese „Säulen"

Digitized by Google

aus Statuen der altdeutschen Rechts- und Schwertgötter hervorgegangen sind. Deshalb treffen wir sie vorzüglich im Sachsenlande an, dessen älteste Bewohner einst die Schwertgottheiten Heru, Saxnot und Fosete verehrten, und bei den Sueven, deren Stammesgott der Schwert- und Rechtsgott Ziu war. In den mittelalterlichen Städten bezeichneten die oft sehr kunstvoll hergestellten Rolandssäulen wahrscheinlich das Recht, über Blut und Leben zu richten. Es ist also keineswegs der Paladin Karl's des Großen, der sagenhafte Markgraf von der Bretagne, welcher hier dargestellt werden soll, sondern, wie schon die übermenschliche Größe der Rolandsbilder zeigt, der Gott des Rechtes, der in kalter, erbarmungsloser Hand das Schwert des Gesetzes führt. Der Name „Roland" selbst wird als Verstümmelung von „Rüge- oder Rugeland" aufzufassen sein. Unser Brandenburger Roland nun, der eine Höhe von 5 m besitzt, ist im Jahre 1474 errichtet worden und trägt die Plattenrüstung jener Tage. In der Rechten hält er das gezückte Schwert, mit der Linken faßt er den Dolch, die furchtbare „Misericordie". Sein Haupt ist bloß, ein grünes Turnierkränzlein — grün durch das Moos, welches den grauen Sandstein überzogen hat — schmückt dasselbe. Von der Versilberung, welche der alte Recke ehedem getragen hat, ist nichts mehr zu sehen.

Die spätere Geschichte von Brandenburg besitzt wenig Interesse. Schon im 14. Jahrhundert war der ehrwürdige Sitz der alten Herrscher der Marken durch Berlin-Kölln und Frankfurt überflügelt. Nur in der Neuzeit hat Brandenburg noch einmal eine politische Berühmtheit sich erworben, als die Stadt vom 27. November bis zum 5. Dezember 1848 die Nationalversammlung beherbergte. Jetzt sind auch diese bewegten Zeiten des jungen Deutschlands in gerechte Vergessenheit zurückgetreten.

Die Nutheburgen und der Blankensee. Nur ein kurzes Wort können wir der malerischen Umgebung von Brandenburg und den schönen Promenaden der Stadt widmen. Gerade im Norden von ihr dehnt der schmale Beetzsee seine langgestreckten Ufer aus; im Nordosten liegen auf bruchigem Terrain die Dörfer Gollwitz, Klein-Kreuz, Saringen und Wuhst, das letztere mit der Familiengruft Derer von Katte, in welcher auch der unglückliche Freund Friedrich's des Großen seine Ruhestätte gefunden hat. Im Süden der Stadt befinden sich die Dörfer Schmerzke, Rietz und Göttin; im Westen aber haben Wasser und Wald das Uebergewicht. Hier bildet der Plaue'sche See mit seinen malerisch geschwungenen, waldbekränzten Uferrändern, seinen Halbinseln und Inseln den Glanzpunkt der Landschaft.

Drüben im Südosten, an der Nuthe, welche das Teltow vom Havellande trennt, lagen einst die Nutheburgen Trebbin, Saarmund, Beuthen und Neuburg. Diese hart umrungenen Plätze, mit denen einst Albrecht der Bär seine Grenzen gegen die Slaven geschützt haben mag, sind bis auf die letzten Spuren verschwunden; auf der Stätte der Neuburg erhebt sich das ärmliche Haus eines Fischers, Saarmund und Trebbin sind todte, kleine Städte, in denen das Gras ungehindert den Fahrdamm überwuchert. Nicht fern von Trebbin liegt das alte Thümen'sche Gut Blankensee, welches sich seit mehr denn 400 Jahren stets in dem Besitze desselben Geschlechtes befunden hat. Die Kirche des Dorfes ist mit Epitaphien des ritterlichen Hauses geschmückt; überall begegnet uns

Digitized by Google

der silberne Schild mit der Rose und dem Zaun, welcher — Thümen von Tun = Zaun — dem Geschlechte seinen Namen gegeben hat. Dort in einer Ecke hinter dem Altare hängen die Sporen und der Degen eines längst heimgegangenen Thümen; die Sage, welche hier sehr lebendig geblieben ist, schreibt die Reliquien einem wilden Edelmanne zu, welcher in die Kirche geritten, aber hier von einem plötzlichen Tode ereilt sei. Dort der Leichenstein zeigt das Bild einer nonnenhaft verschleierten Frau: — Frau Anna von Thümen hat die Mutterfreuden, welche ihr noch im Alter zutheil wurden, mit dem Leben bezahlen müssen. Glänzendere Epitaphien sind den späteren Edelleuten, namentlich einem Hauptmanne des sächsischen Kurkreises, errichtet, dem Herrn Christian Wilhelm von Thümen, dessen Ehe mit einer Tochter des Hauses Schlieben durch achtzehn Kinder gesegnet war. Das Interessanteste aber in diesem Winkel an Nuthe und Riepelitz ist der Kapellenberg bei Blankensee, auf welchem die Trümmer eines kleinen Gotteshauses stehen — wol einer Wallfahrtskapelle, welche durch die Prediger des Kreuzes an Stelle eines wendischen Sonnentempels errichtet ward. Entzückend ist die Aussicht von dieser Trümmerstätte; „es wechseln Höhen und Tiefen, Wälder und Felder und Wiesen in den mannichfaltigsten Schattirungen mit den ruhigen, tiefblauen Wasserspiegeln einer langen Seenkette in lieblichster Weise ab", und in der Ferne sieht man die Thürme von Potsdam, Berlin, Jüterbogk und Luckenwalde.

Die Landschaft von Blankensee ist von einem reichen Kranze altmythologischer Sagen geschmückt, welche es wahrscheinlich machen, daß wir hier auf den ehrwürdigen Stätten heidnischer Gottesverehrung stehen. Hier oben bei den Kapellentrümmern erscheint ein Reiter auf weißem Roß — Wodan oder der Sonnengott Balder, und die weiße Frau — die bald gütige, bald unheilbringende Göttin der Erde — beut dem einsamen Wanderer ihre Gaben. In der Tiefe des Kapellenberges, so meint der Volksglaube, stehen große Braupfannen mit frischgemünztem Gelde, und drei wunderschöne Jungfrauen, die dort unten wohnen, kommen und flehen den Schäfer, der einsam auf dem Berge hütet, mit herzbewegenden Worten an, sie zu erlösen. Aber der Furchtsame schreckt vor dem Wagestück zurück. Oder sie umtanzen den jugendlichen Mann; sie führen ihn hinab in des Berges Schoß, wo die goldenen Schätze aufgespeichert liegen; sie reichen ihm Gold, eine Lilie und ein seidenes Band, aber der Blöde nimmt nichts, und für immer schließt sich die Thür des Berges vor den Schätzen, die — „glimmernd und glammernd" nach der Redeweise des Landvolkes — dort unten ruhen. Ein unheimlich Ding ist's auch mit den Glocken zu Blankensee, welche jetzt auf dem Kirchthurme hängen, geschmückt mit der alten, hierzulande stets wiederkehrenden Inschrift: O rex gloriae Christe veni cum pace Mariae! Sie haben einst von der alten Kapelle droben ihre Stimmen erschallen lassen über dies glückliche Thal: als das alte Gotteshaus dort auf dem Berge aber wegen der Zuchtlosigkeit seiner Priesterinnen einstürzte, da sind die Glocken in die Fluten des Sees versunken, und fromme Fischer haben dieselben erst wieder durch Zufall aus den Wassern heraufgeholt.

Der Adel des Havellandes. Von Blankensee aus wenden wir uns dem westlichen Rande des südlichen Havelgebietes zu. Hier, im Thale der Plane, liegen die großen, zusammenhängenden Güter des Geschlechts von Rochow.

Digitized by Google

Wir nennen nur die beiden historischen Namen Golzow und Reckahne. Außerdem sind die Rochow noch am Schwielowsee, westlich von Potsdam, und im Kreise Jüterbogk-Luckenwalde mit ausgedehntem Grundbesitze angesessen. Dort ist Schloß Plessow, hier Schloß Stülpe Mittelpunkt der Begüterung.

Woher die Herren von Rochow gekommen — ob sie eingeborene wendische Edle gewesen, ob sie dem Flecken Rochau in der Altmark entstammen, wird sich nimmer mit Sicherheit ermitteln lassen. Von den Sagen des Geschlechts von Rochow erwähnen wir nur die eine, welche erzählt, ein Rochow, welcher auf einem Kreuzzuge von den Sarazenen gefangen worden sei, habe sich durch sein überlegenes Schachspiel von dem Sultane Leben und Freiheit gewonnen. Deshalb führen die Rochow noch heute die drei schwarzen Rochen auf silbernem Felde. Jedenfalls ist das gewiß, daß sie seit 1217 das hervorragendste Adelsgeschlecht der Zauche gewesen sind. Tapfere Kriegsmänner, allezeit aber auch gute Wirthe, haben sie ihr Besitzthum bis auf die Jetztzeit sich zu erhalten gewußt. Indessen auch mit historischem Glanze ist der Name Rochow zu verschiedenen Malen geschmückt worden. Wir übergehen eine Menge von Kriegsobersten in aller Herren Länder, welche die Familie zu den Ihren zählt, und erwähnen vorerst nur die liebenswürdige Person jenes Wichard von Rochow, welcher freilich Anfangs zu den feurigsten Verfechtern märkischer Adelsfreiheit gegen den ersten Hohenzoller in der Mark gehörte.

Wichard von Rochow war der Schwiegersohn jenes hochstrebenden Landeshauptmanns Kaspar Gans von Putlitz, welcher durch die Ankunft des ersten Hohenzollern in der Mark sich freilich in allen seinen Hoffnungen auf das Empfindlichste getäuscht sah. War es zu verwundern, daß Wichard sich den Quitzow's beigesellte, als diese nach der Gefangennahme von Kaspar Gans durch den Erzbischof von Magdeburg endlich die Waffen ergriffen? Auf Schloß Golzow, seiner festen Burg, glaubte der kühne Mann dem neuen Fürsten und seinen Anhängern mit Erfolg widerstehen zu können. Im Februar des Jahres 1414 kam es zur Belagerung. Wichard hatte sich verrechnet; — vor den Donnerbüchsen des Herzogs Rudolf von Sachsen hielten die Mauern von Golzow nicht Stand; beim dritten Sturme mußte das Schloß übergeben werden. Mit Leib und Gut war Wichard dem Burggrafen von Nürnberg verfallen. Der aber wollte nicht nur die trutzenden Festen, sondern auch die Herzen gewinnen, und darum verzieh er dem Manne, dessen Werth er wol erkannte. Und Wichard von Rochow hat es ihm gedankt. Ein treuer Anhänger des edlen Fürsten, trug er ihm an dessen Ehrentage, als Friedrich zu Konstanz mit der Mark belehnt wurde, das Banner von Brandenburg nach. Schloß Golzow hatte der ritterliche Mann von des Markgrafen Huld längst wiedererhalten. Wichard starb erst 1453. Aus einem Felon war er der allergetreueste Mann geworden.

Auf völlig anderem Gebiete freilich liegt die Berühmtheit, welche sich Friedrich Eberhard von Rochow aus der Reckahner Linie am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts erwarb. Getreu den Traditionen seines Hauses, hatte auch er Anfangs die kriegerische Laufbahn ergriffen; noch die Schlacht bei Prag focht er mit, da zwang ihn eine schwere Verwundung an der Hand, seinen Abschied zu nehmen. Von 1759 ab widmete er sich ausschließlich der Bewirthschaftung seiner Güter und wissenschaftlichen Beschäftigungen. Er brachte

Digitized by Google

namentlich dem märkischen Landvolke ein Herz voll thätiger Liebe entgegen. Im Jahre 1773 errichtete er zu Reckahne seine berühmte „Musteranstalt für den Schulunterricht auf dem Lande“; aus seinen Ideen gingen das „Schulbuch für Kinder der Landleute“ und der berühmte „Brandenburgische Kinderfreund“ hervor.

Wie im Süden der Havel die Herren von Rochow, so besitzen nordwärts derselben die von Bredow einen umfangreichen Grundbesitz, welcher sich über das ganze Dreieck erstreckt, das durch die Verbindungslinien der drei Städte Nauen, Friesack und Rathenow gebildet wird. Seit dem 13. Jahrhundert dienen auch die Bredow der Mark, und der große Dichter des Landes Brandenburg, Wilibald Alexis, hat, wenngleich er uns nur ungeschichtliche Dinge von den Bredow's erzählt, dennoch mit seinen Romanen diesem Hause ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Große historische Charaktere gehören freilich dem Geschlechte nicht an, obwol einzelne Söhne dieser Familie Bischöfe zu Brandenburg waren und einer, Herr Lippold von Bredow, in trübster Zeit Landeshauptmann der Mark gewesen ist. Der märkische Edelmann ist zu großem geschichtlichen Glanze nicht prädestinirt; seine Tugenden sind schlichter und unscheinbarer Art: Königstreue bis in den Tod, anspruchslose, nimmer prunkende Frömmigkeit, Liebe zu dem heimischen Boden, unermüdete Pflichterfüllung in dem Berufe, den er sich gewählt hat. Und wenn wir nach solchen Eigenschaften fragen, da finden wir denn auch, daß die Bredows allezeit zu den Besten ihres Standes gehört haben.

Dem wackern, anspruchslosen und liebenswürdigen Charakter, welchen die Bredows von jeher gezeigt haben, entspricht merkwürdigerweise auch die Sage ihres Geschlechtes, welche durchweg humoristischer Art ist. In der ganzen Mark Brandenburg ist es bekannt, wie die Bredows zu ihrem Besitze im Havellande gekommen sind. Die Edelleute wollten auf Erden — wenigstens hier im deutschen Norden — nicht mehr gut thun: — da nahm sie der Teufel, nähte sie in einen Sack ein und flog mit ihnen über das Havelland hin. An der Spitze des Kirchthurms von Friesack aber stieß er mit dem Sacke an und riß ein großes Loch in denselben. Da wurden die Herren von Bredow frei und zerstreuten sich, nachdem sie auf ihre Füße zu stehen gekommen waren, wohlgemuth über das Havelland. Der älteste von den Brüdern oder Vettern blieb in Friesack, wo der Sack frei geworden, ein zweiter ging rechts zu nach Retzow, ein dritter ebendaselbst entlang nach Selbelang, ein vierter besser hin nach Pessin, ein fünfter landeinwärts nach Landin, ein sechster baute das Dorf Bredow selbst. Der sagenberühmteste aber unter allen Bredows ist Herr Rippel (Lippold?); dieser wußte, wie der Landmann mit offenbarem Behagen erzählt, den Teufel weidlich zu prellen und zwang ihn, Geld in Menge herbeizuschaffen, bis endlich doch der Böse sein Recht über den Edelmann geltend machen wollte. Da aber erschien ein Geistlicher von Friesack mit Weihrauchfaß und Weihwasserwedel — der half dem Ritter in der höchsten Noth; der Teufel mußte abziehen und war betrogen. Zum Danke schenkte Lippold der Kirche zu Friesack das Rittergut Warsow, welches sie noch heute besitzt.

Neben den Herren von Bredow haben sich noch mehrere andere alte Familien in ihrem vielhundertjährigen Besitze im Havellande erhalten, vorzugsweise die Geschlechter von Knobloch, von Stechow, von Ribbeck und von Redern. Auch die letztgenannte Familie, welche auf Schloß Schwante, nahe bei Kremmen, angesessen ist, hat eine Familiensage, welche erzählt, wie einst ein Herr von

Digitized by Google

Redern todtkrank gewesen sei und wegen des Geschreies der Frösche in dem Weiher vor seinem Schlosse nimmer habe zu erquickendem Schlafe kommen können. Da sei einmal ein Wanderer auf den Hof gekommen und habe sich erboten, für einen Sack Getreide die Frösche zu bannen, daß sie nie wieder ihren Chor hören ließen. Und wie es bedungen war, so geschah es; „der Mann", so erzählt der alte Prof. Beckmann, „gebrauchte seine Wissenschaft und brachte damit zuwege, daß von Stund' an der Frösche Geplärr aufhörte."

Die Quitzows und ihre Schlösser. Wir sahen in dem Vorstehenden, welch bedeutenden Grundbesitz der alte Adel der Mark noch heute in dem Havellande besitzt. Und doch! Wie muß selbst der Reichthum der Rochows und der Bredows zurückstehen hinter der fast fürstlichen Macht, welche ein einziges Geschlecht des niederen märkischen Adels für einige Zeit sich im grünen Lande an Havel, Elbe und Nuthe zu erwerben wußte. Wir haben die Geschichte des Havellandes abgebrochen, nachdem wir gesehen hatten, wie die Fürstin Petrussa Albrecht dem Bären die Thore von Brandenburg geöffnet hatte, weil mit diesem Zeitpunkte die große Geschichte der Havelterritorien aufhörte. Aber noch einmal traten diese Gegenden in den Vordergrund der märkischen Geschichte. Das geschah zu Anfang des 15. Jahrhunderts in den vielberufenen Tagen der Quitzows. Hier standen ihre Schlösser mit den Grundmauern von 5 m Dicke. Und wenn diese Festen auch verschwunden oder im Laufe der Zeit völlig verändert worden sind: versuchen wir es, bei diesen Burgen verweilend, ein Bild der alten, eisernen Zeit zu entwerfen.

Weniger durch eigenes Verdienst als unter der Gunst der schrecklichen, herrenlosen Zeiten hatten die Quitzows sich ihre imponirende Stellung an der Spitze der Marken geschaffen. Es ist ungeschichtlich, sie als gewöhnliche Raubritter darzustellen; — zu ihren Fehden fehlte ihnen nie ein rechtlicher Grund: ungeschichtlich aber ist es auch, wenn man sie als vaterlandsliebende Männer hinstellen und aus wohlmeinenden Anschauungen ihren Widerstand gegen Friedrich I. erklären will. Kämpfer ihres Standes und ihres Geschlechts — verwegene Gesellen, kühn wie die Condottieri Italiens — nicht ganz gewissenlos, aber eigennützig durch und durch: diese Charakteristik möchte eher auf sie passen.

Schnell war die Macht der Quitzows erworben — noch schneller zerfiel sie wiederum. Als im Winter von 1413 zu 1414 die Fehde ausgebrochen war, zogen sich die Quitzow'schen Brüder wohlgemuth auf ihre, nach damaligen Begriffen fast unbezwinglichen Burgen zurück: die Schlösser Plaue, Friesack, Beuthen, Hundeluft und Golzow, in welch letzterem der eifrige Bewunderer ihrer Größe, Herr Wichard von Rochow, befehligte. Wie rasch schritt das Verhängniß! Schon im Mai 1413 war Trebbin gefallen, ein Schloß, welches die drei Brüder von Maltitz „aus Vollbord und Auftrag der Quitzows" dem Markgrafen vorenthielten; — lausitzische Edelleute, ein Hans von Torgau und ein Hans von Biberstein, hatten dasselbe im Namen der verbundenen Fürsten erstürmt. Am 30. November jenes Jahres ward auch der Landeshauptmann der Priegnitz, Herr Kaspar Gans, Edler zu Putlitz, von den Reisigen des Erzbischofs von Magdeburg und von dessen Stiftshauptmann Hans von Röder im Dorfe Dalgow bei Spandau gefangen. Aber noch verloren die

Quitzows den Muth nicht. Plaue und Friesack trotzten ja noch der Macht des Hohenzollern! Und wie bald fielen die starken Mauern auch dieser Schlösser! Die Belagerung derselben begann; die Quitzows wurden eingeschlossen, ehe sie sich dessen versahen. Die Bürger von Brandenburg und die Magdeburgischen Völker, geführt vom Erzbischof Günther und seinem Bruder, dem Grafen Heinrich von Schwarzburg, belagerten Hans von Quitzow in Plaue. Kurfürst Rudolf von Sachsen zog vor Golzow, Burggraf Friedrich selbst mit dem Fürsten Balthasar von Wenden und den Herren aus der Lausitz vor Schloß Friesack, während Johann von Torgau mit den Mannschaften der märkischen Klöster und der Städte des Flämings Herrn Götz von Predöhl, dem Hauptmann von Schloß Beuthen, den Weg verlegte.

Die Vertheidigung der Quitzow'schen Schlösser ist keine rühmliche gewesen, so hoch man auch die Wirkung des Geschützes anschlagen mag, welches die Verbündeten gegen die Mauern der Burgen des aufständischen Adels spielen ließen. Noch unrühmlicher war es, aber wiederum vollkommen im Geiste jener Zeiten, welchen der Begriff der Ehre in verhängnißvoller Weise abhanden gekommen war, daß keiner der Verschworenen den Muth fand, sich unter den Trümmern seiner Burg begraben zu lassen. In entscheidender Stunde versuchte sowol Dietrich von Quitzow die Flucht aus Friesack, wie Hans die aus Plaue. Jenem gelang sie; Hans aber ward auf eine uns von den Chronisten genau beschriebene Weise gefangen. Er hatte sich im Röhricht des Plauer Sees verborgen. Hierher ließ er sich sein Roß nachbringen. Als er jedoch das Thier besteigen wollte, bäumte sich dasselbe; es entlief ihm und ward von dem Schulzen von Schmidtsdorf, welcher sich bei dem Belagerungsheere befand, als das Roß des Ritters erkannt.

Da begann die Suche auf Hans von Quitzow, und gar bald sah er sich in der Gewalt seiner Feinde. Schon vorher in den Tagen des verhängnißvollen Februars war Schloß Hundelust von den Brüdern von Wallwitz übergeben worden; — nachdem Plaue gefallen war, unterhandelte auch Götz von Predöhl, der Hauptmann von Beuthen, mit den Feinden der Quitzows und überließ das letzte Schloß der Aufständischen gegen freien Abzug dem Edelherrn von Torgau.

Das Geschick der Brüder, von denen der eine jetzt jene Qualen der Gefangenschaft kennen lernte, die er selbst einst regierenden Fürsten bereitet hatte, von denen der andere, nun ein elender Mann, im Auslande umherirren mußte, war hart, aber es war ein verdientes. Ein Chronist jener Tage schreibt, frohlockend über ihren Fall: „Nun wird wieder Friede herrschen in der Mark. Die Stimme des Wehklagens wird verstummen, und — wie der Prophet sagt — das Volk wird sitzen in Lieblichkeit, in den Zelten der Zuversicht und guter Ruhe.“ Aber es fehlt der Tragödie der Quitzows auch nicht der versöhnende Schluß. Herr Kaspar Gans und Hans von Quitzow versöhnten sich mit dem Markgrafen und leisteten, wie wir an anderm Orte sehen werden, ihrem Vaterlande späterhin die ersprießlichsten Dienste; — Dietrich, vertrieben von brandenburgischer Erde, ausgeschlossen von aller Welt, fand auf dem Veltheim'schen Schlosse Harbke bei seiner Schwester und seinem Schwager eine Stätte, da er in Frieden sterben konnte. In dem nahen Braunschweigischen Kloster Marienborn ruht die Asche des leidenschaftlichen, hochstrebenden Mannes.

Der untere Lauf der Havel. Nur zwei größere Orte liegen an der Unterhavel — es ſind die Städte Rathenow und Havelberg. Aber eine Fülle von Dörfern lagert ſich um den Strom; Ziegeleien treten hier und da wie zierliche Spielwerke aus dem Grün der Landſchaft hervor, und in Zügen gleiten die Segelkähne den Fluß hinauf und hinab, rieſigen Waſſervögeln mit ausgebreiteten Schwingen vergleichbar.

Fortſchleppen von Geiſeln durch die Quitzows. Zeichnung von B. Mörlins.

Sie haben wacker zu tragen, dieſe ſogenannten „Hamburger Nebenkähne“ oder Magdeburger und Berliner Fahrzeuge, oft bis 150,000 kg; dafür aber haben ſie auch eine Länge von 42 m. Langſam ziehen ſie dahin — ab und zu ertönt ein langgedehntes „Ohoi!“ der Schiffer — ſelten ein Lied. Hier in der Nähe des Dorfes Molkenberg iſt ſagenberühmtes Land. Mitten auf einer Inſel der Havel liegt der Pilatusberg, in deſſen Tiefe ein Raubritter mit all ſeinen Schätzen verſunken iſt. Die holden Schatzjungfrauen der germaniſchen Sage hüten nach dem Volksglauben noch heut den unterirdiſchen Hort. Ihr heiliger Hain, aus mächtigen Eichen gebildet, hat leider in der

Digitized by Google

jüngsten Zeit von der Kuppe des Pilatusberges verschwinden müssen; aber noch oft sonnen sich die Schätze des Berges in der Mittagsglut, noch oft leuchten sie in dunkler Nacht gleich feurigen Kohlen dem verspäteten Wanderer entgegen. Auch die Riesen und die Zwerge haben einst hier gehaust. Ein Lieblingsspiel der Ersteren war's, große Felsblöcke über die Havel hin und her zu schleudern. Als die christlichen Kirchen zum ersten Male das Glockengeläut über das Havelland hinsendeten, versuchte es wol eine ungefüge Riesenhand, mit solch einem Steine die Gotteshäuser zu zerschmettern. So wollte die Riesenfrau Harke — die märkische Erdgöttin — mit einem gewaltigen Granitsteine den Havelberger Dom zerschmettern; aber der Stein entfiel ihr und liegt jetzt auf den Camernschen Bergen westlich der Havel.

Vorbei denn an Havelberg und Werben, Städten, deren großartige kirchliche Alterthümer wir bereits betrachtet haben. Breiter und breiter wird der Strom, ebener und ebener die Landschaft. Wir sind zum Mündungsorte der Havel in die Elbe gelangt. Aber nicht gleich liebenden Geschwistern, wie Fluß und Strom in Mohammed's Gesang, eilen sich die beiden entgegen — nein, die Havel scheint zu zaudern, wie eine spröde Maid vor einem verhaßten Freier, und weit in die Ferne hinein können wir ihre blauen Wogen verfolgen, welche unvermischt neben den gelblichen Wassern der Elbe dahinrollen.

Hier in dem Winkel zwischen Elbe und Havel, bereits auf dem Boden der Priegnitz, steht die Wiege der Quitzows. Auf all den Schlössern in der Runde wehte einst die Fahne mit dem rothen und dem weißen Sterne, dem Wappenzeichen der Quitzows. Keinen seiner Stammsitze aber besitzt das Geschlecht mehr; die meisten seiner Güter, namentlich Quitzöbel, wo einst die Wiege der Brüder Dietrich und Hans gestanden, sowie Rühstedt, wo die alten Quitzows ruhen, befinden sich in Händen der Herren von Jagow, die von drüben aus der Altmark kamen und in deren Geschlechte uralte Kreuzfahrermärchen, namentlich eine Variante der berühmten Sage vom Grafen von Gleichen mit den beiden Frauen, sich bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten haben. Von den Quitzows, welche einst hier saßen, weiß nur der Gebildete, nicht der Landmann. In den altersgrauen Kirchen aber, den plumpen Feldsteingebäuden ringsum, von welchen die Sage behauptet, daß sie von den „Unterirdischen", den Zwergen, erbaut worden seien, findet sich mancher Leichenstein noch, der an die Quitzows erinnert. Aber kein Nachkomme der alten eisernen Recken blickt mehr mit theilnehmendem Blicke zu den Denkmälern der Ahnen auf; die Quitzows haben nicht allein ihre hochbedeutsame Machtstellung, sie haben auch die Heimat verloren. —

„Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen." —

Scheiden wir nun von der Wiege der Quitzows und zugleich von dem herrlichen Havellande.

Digitized by Google

chaften.

eewald: Land und Leute —
unkte der Spreewaldmede
Beeskow Storkow. — Der
rkgrafensteine — Köpenick.
Spree bis Berlin.

t der Havel der wichtigste
ringt auf fremdherrlichem
Ihre östlichen Quellen
. Dort brechen sie aus
n Namen „Predigtstuhl"
ach zu. Hinter demselben
Quellen, welche von dem
Bereits Spree genannt,
die westlichen, gleichfalls

ohne die mannichfachsten
elbst die Spree sich durch
ittrummer hindurchdrangt.

Digitized by Google

Deutsches Land und Volk. IX. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Trachten vom Spreewald und aus der Havelgegend. Zeichnung von A. Kretschmer.

Digitized by Google

Spremberg an der Spree.

Die Spree und die Spreelandschaften.

Die Spree bis Kottbus. — Kottbus und Peitz. — Der Spreewald; Land und Leute. — Seine Sagen und seine Geschichte. — Hervorragende Punkte der Spreewaldniederung. — Der Schwielungsee. — Das Land Lebus. — Beeskow-Storkow. — Der Friedrich-Wilhelms-Kanal. — Fürstenwalde und die Markgrafensteine. — Köpenick, Müggelberge und Müggelsee. — An der untern Spree bis Berlin.

Die Spree bis Kottbus. Die Spree, nächst der Havel der wichtigste Fluß für Handel und Wandel in der Kurmark, entspringt auf fremdherrlichem Gebiete in den Königreichen Sachsen und Böhmen. Ihre östlichen Quellen fließen vom sächsischen Kotmarberge 489½ m herab. Dort brechen sie aus dem Felsen unfern jenes Gipfels hervor, welcher den Namen „Predigtstuhl" führt. Vereinigt fließen sie dann dem Dorfe Ebersbach zu. Hinter demselben verbinden sie sich mit den ungleich stärkeren böhmischen Quellen, welche von dem nördlichen Abhange des Beerberges herabrinnen. Bereits Spree genannt, nimmt der Fluß nunmehr bei dem Dorfe Hempel die westlichen, gleichfalls aus Böhmen kommenden Quellen auf.

Das Thal des jugendlichen Flusses ist nicht ohne die mannichfachsten malerischen Reize. So bei Wendisch-Sohland, woselbst die Spree sich durch einen engen Paß voll wildromantisch zerstreuter Granittrümmer hindurchdrängt,

Digitized by Google

um dann bald wieder durch lachende Wiesengründe hinzueilen. Bei der Stadt Bautzen, dem wendischen Budissin, welche auf hohem Bergesrande liegt, wird das Thal gleichfalls so eng, daß es scheint, als habe der Fluß in der Vorzeit sich hier mit Gewalt Bahn brechen müssen. Der Fall des Wassers ist auf dem ganzen Laufe der Spree in Sachsen ein sehr bedeutender (499,$_2$ bis auf 107,$_9$ m). Mit Ungestüm strebt der Fluß bei seinem starken Gefälle dem ebenen Lande zu, eine Menge von Mühlenwerken treibend und im engen, eckigen Felsenbette wild rauschend, ja, wenn der Schnee im Gebirge geschmolzen ist, oft tobend und tosend.

Vor seinem Eintritte in die preußische Oberlausitz theilt sich der Fluß in zwei Arme. Er zieht an fruchtbaren Feldern und herrlichen Wiesen vorbei, speist eine Menge von Karpfenteichen und hat seine „goldene Aue" hier so gut wie die thüringische Unstrut. Wieder vereinigt, durchzieht nun die Spree die Herrschaft Hoyerswerda und nimmt auf dem östlichen Ufer eine Menge kleinerer Gewässer auf, so namentlich bei Spreewitz auf 107,$_9$ m Höhe die kleine Spree. Auch dieser Theil des Stromlaufes ist reich an Mühlen und Eisenwerken, unter welch letzteren namentlich der Burghammer, unweit Hoyerswerda, zu erwähnen ist.

In rüstiger, jugendlicher Kraft durchbricht bald darauf der Fluß zwischen den Fabrikstädten Spremberg und Kottbus den „niederlausitzer Grenzwall", eine nicht unbedeutende Bodenerhebung, die sich in einer Breite von circa 21—25 km durch die Lausitz hinzieht und nach Westen im Fläming bis zur Elbe sich fortsetzt. Hier, auf den oft steil sich erhebenden Kuppen des Höhenzuges, opferte einst die wendische Völkerschaft der Milzaner ihren ungestalteten Götzen; hier liegt als erste märkische Stadt das freundliche Spremberg auf einer Höhe von 103,$_6$ m.

Die Stadt Spremberg hat eine lange Geschichte hinter sich; verweilen wir einen Augenblick bei derselben! Noch heute heißt die Stadt slavisch Hrodk, d. h. Burg — ein deutlicher Beweis dafür, daß sie aus einer altslavischen Feste entstanden ist. Ursprünglich ein Besitzthum wendischer Herren, Derer von Kittlitz, gelangte im 14. Jahrhundert die Herrschaft Spremberg an die berühmten Grafen von Schwarzburg. Nachdem sie eine Zeit lang im Besitze der lützelburgischen Fürsten gewesen war, kam um 1394 die Stadt wieder unter ihre alten Herren, die Dynasten von Kittlitz, welche mit Vorliebe auf ihrem Schlosse zu Spremberg residirten, oft freilich der Stadt nicht eben wohlgesinnt. Im Jahre 1497 aber ward das Banner dieser slavischen Edlen mit dem springenden Stiere und den roth und weißen Balken auf dem Burgthurme zu Spremberg eingezogen; der Plackereien mit den Städtern und den Landvögten der Niederlausitz müde, hatten die von Kittlitz das alte Ahnengut an die Reuß von Plauen verkauft. Nach ihnen begegnen wir den Lobkowitz und Minkwitz auf Spremberg, bis Karl von Kittlitz im Jahre 1584 das Erbe seiner Väter zurückkaufte, das seinem Hause indessen nur noch bis 1665 erhalten blieb. In diesem Jahre ward die Herrschaft Spremberg durch Kauf Eigenthum des herzoglichen Hauses Merseburg; sie blieb sächsisch, bis sie 1815 an Preußen überging. Spremberg bildet gegenwärtig ein Rentamt, zu welchem ungefähr zehn Dörfer gehören.

Die Stadt Spremberg selbst liegt auf einer Spreeinsel, welcher gegenüber die Ufer des Flusses, namentlich im Osten, zu ansehnlicher Höhe aufsteigen.

Digitized by Google

Bis zum Jahre 1705 wird Spremberg uns als ein „schlechter Ort“ geschildert; damals aber brach eine große Feuersbrunst aus, und als ein „feiner Ort“, so sagt eine Nachricht, wurde die ehrwürdige Wendenstadt wieder aufgeführt. Die Hauptnahrungsquellen der 10,400 Einwohner bilden von Alters her technische Gewerbe, unter denen die Tuchindustrie die erste Stelle einnimmt. Fleißig werden die Messen zu Leipzig, Frankfurt a. d. Oder und Braunschweig besucht. Außer diesem Hauptgewerbe blühen hier noch die Töpferei und das Schuhmachergewerk.

Kottbus.

In fast grader nördlicher Richtung fließt von Spremberg der Fluß weiter der gewerbreichen Stadt Kottbus zu. Die Ufer der Spree sind niedriger und niedriger geworden, das Land ringsum ist wellenförmig und zeigt herrliche Wiesen und wohlbestellte Felder, unerschöpfliche Torfstiche und nur hier und dort einen Rest des Waldes, der vor einem Jahrtausend, den Deutschen fast undurchdringlich, die Ufer dieses Flusses in ein geheimnißvolles Dunkel hüllte.

Kottbus. Die Stadt Kottbus ($72{,}_3$ m Höhe) bietet uns einen überaus freundlichen Anblick. Ihre alten Mauern sind bis auf wenige Reste verschwunden, und die ehemaligen Wälle sind mit Kastanien bepflanzt. Eine Fülle hochragender Essen legt ein beredtes Zeugniß von der industriellen Thätigkeit des Ortes ab. Hoch über die Häuser der Stadt ragt majestätisch die gewaltige Kirche zu St. Gertrud auf, herrlich gewölbt im Innern und ein sehr schönes

Digitized by Google

Epitaphium des berühmten Geschlechtes von Pack, einen knieenden Ritter und eine Edeldame, aufweisend. Die wendische oder die Klosterkirche ist eine Stiftung der alten Herren von Kottbus, die sicherlich einst wendische Fürsten waren und dann in den deutsch-lausitzischen Herrenstand herabstiegen. In dem Geschlechte von Kottwitz, so behauptete eine wol nur durch die Aehnlichkeit der Namen entstandene Sage, sollen die alten ritterlichen Herren noch heute fortblühen.

Kottbus ist eine reiche Stadt; wir dürfen sie als die Königin des mittleren Spreelaufes bezeichnen. Nicht allein in den mannichfachen Anlagen des Ortes, sowie in den vielen neu aufgeführten Bauten und der sichern, behäbigen Haltung seiner Einwohner spricht sich dieser Reichthum aus, sondern auch in den milden Stiftungen, welche die Stadt von Alters her besitzt. Das „Hospital" vor den ehemaligen Mauern von Kottbus zeichnet sich unter ihnen ganz besonders aus. Und wer sorgte einst für die Krankenpflege und die Seelsorge in demselben? Kein Geringerer als der Verein der „Hospitalbrüder vom Hause des heiligen Geistes in Saxia zu Rom." Noch heute übt die Stiftung, welche wahrscheinlich ihre Begründung ebenfalls den alten Herren von Kottbus verdankt, in geräuschloser Weise die Werke christlicher Liebe.

Der Verkehr in den Straßen der Altstadt Kottbus, welche vielfach noch die Giebel des Rococo-Zeitalters aufweisen, muß als ein sehr reger bezeichnet werden, namentlich, wenn man bedenkt, daß die Stadt selbst nur wenig über 22,000 Einwohner zählt. Am anziehendsten und am farbenreichsten aber gestaltet sich dieser Verkehr an den Markttagen. Welch bunte Menge wogt dann vor dem alten, thurmgezierten Rathhause hin und her! In hundert und aber hundert, theils auf Willkür, theils auf althergebrachter lokaler Tradition beruhenden Abweichungen tritt uns dann das altwendische, zwar sehr bunte, aber doch höchst kleidsame Nationalkostüm entgegen. Freilich sind nur die Frauen die Hüterinnen der vaterländischen Tracht gewesen.

Noch einiges Wenige über die Stadt Kottbus! Der Edle Reinhard von Kottbus hatte sich der unaufhörlichen Fehden halber, welche die Lausitz durchtobten, schon im Jahre 1443 mit seiner ihm von den Ahnen überkommenen Herrschaft in den Schutz des Markgrafen Friedrich des Eisernen von Brandenburg begeben. Zwei Jahre darauf trat Reinhard Stadt, Schloß und Land Kottbus, soweit letzteres ihm gehörte, gegen 5500 Schock böhmischer Groschen an den Markgrafen ab, welchem dann zufolge des Kaufvertrages auch der andere Theil der Landschaft zufiel, nachdem der Letzte seines Stammes, Lothar von Kottbus, das Zeitliche gesegnet hatte. Alle anderen Berechtigten, namentlich die Edlen von Torgau und die Jungfrau Agnes von Kottbus, wurden von Friedrich abgefunden.

Kein Denkmal erinnert jetzt mehr an dies große, so früh schon erloschene Haus der Kastellane von Kottbus, welches bereits in den Jahren 1156 und 1198 erwähnt wird. Waren aber auch die alten Herren zur Ruhe gegangen — der eiserne Markgraf hatte noch gar manchen Strauß mit den Sachsen und Böhmen zu bestehen, ehe ihm der Besitz der neu erworbenen Landestheile gewährleistet wurde. So schlecht ist die Geschichte jener Zeit geschrieben, daß wir nicht einmal wissen, ob es nicht wegen der Herrschaft Kottbus gar zu blutigen Kämpfen zwischen dem böhmischen Gubernator Georg Podiebrad und dem Markgrafen gekommen ist. Einerseits wird nämlich erzählt, der Burggraf

Digitized by Google

Zdenko von Sternberg habe „mit der großen Görlitzer Büchse“, einer gewaltigen Kanone, den „eisernen“ Kurfürsten aus Kottbus vertrieben; andererseits wird behauptet, die brandenburgische Besatzung auf Burg Kottbus habe so tapfer widerstanden, daß der böhmische Graf den Rückzug angetreten habe. Ein Licht wird in diese dunklen Geschichten erst durch den Gubener Frieden von 1462 geworfen, nach welchem das Kurhaus Brandenburg den Lehnsbesitz der Herrschaften Kottbus, Peitz, Teupitz und Zossen sowie die Anwartschaft auf Beeskow und Storkow erhielt, während die übrige Niederlausitz, welche der Kurfürst von dem mächtigen Hause der Herren von Polenz erkauft hatte, für 10,000 Schock böhmischer Groschen an die Krone Böhmen zurückgegeben werden mußte.

Peitz. Leicht ist von Kottbus mit der Bahn die alte lausitzische Feste Peitz zu erreichen, einst eine der wichtigsten Festungen des brandenburgischen Staates und gegen den Süden trefflich geschützt durch einen See und den der Spree zueilenden Malxefluß. Aber nur die Trümmer alter Bedeutsamkeit sind hier noch vorhanden; die Erinnerungen an die alten Kommandanten, die hier einst geboten, wie an die Staatsgefangenen, die hier bewahrt worden sind — sie sind bei den Bewohnern des Städtchens völlig geschwunden. Man hat gar gründlich mit der alten Zeit gebrochen; die Webstühle klappern und die Eisenhüttenwerke am Hammerstrome, einem Arme der Spree, pochen, als wollten sie uns recht eindringlich die Wahrheit zurufen, daß der Lebende vor Allem sein Recht hat und haben muß.

Das Städtchen Peitz verlassend, wenden wir uns nun nach Westen und eilen dem landschaftlichen Kleinode der Niederlausitz, dem Spreewalde, zu!

Der Spreewald. Ungefähr eine Meile nördlich von Kottbus tritt die Spree in eine ausgedehnte breite Niederung ein. Der Fluß schlägt nun eine westliche Richtung ein, nimmt beim Dorfe Fehrow die Malxe mit dem Peitzer Hammerstrome auf und theilt sich dann in viele bald größere, bald kleinere Arme. Hierdurch entsteht ein weit ausgebreitetes, labyrinthisch verschlungenes Wassernetz. Noch vor hundert Jahren war der Baumwuchs hier ein so urgewaltiger, an die unberührte Pracht amerikanischer Wälder erinnernder, daß der Name des „Spreewaldes“ völlig gerechtfertigt war; jetzt möchte die Bezeichnung „Spreeniederung“ vielleicht die passendere sein.

Die Kultur, der hierzulande jetzt bereits tausend Jahre währende Kampf menschlichen Fleißes gegen die Wildniß und gegen der Elemente Macht — sie haben den Spreewald enger und enger begrenzt. Heutzutage theilt man die Reste des Urwaldes, der hier einst mit dem Wasser und dem Sumpfe um die Herrschaft rang, in einen Ober- und Unterspreewald ein. Der erstere, bei dem Dorfe Fehrow — Pschewós auf Slavisch — anfangend, liegt südlich, der letztere nördlich der Stadt Lübben, welche als der Hauptort dieses romantischen Theils brandenburgischer Erde und als die Kapitale des letzten Restes wendischer Nationalität zu betrachten ist.

Von dem Dorfe Burk aus treten wir am besten unsere Fahrt durch den oberen Spreewald an. Zunächst begegnen wir einem prächtigen Elsbruch, welches sich auf der westlichen Seite meilenweit ausdehnt, während im Osten

Digitized by Google

vortreffliche Wiesen liegen, welche des Jahres wol dreimal geschnitten werden können. Hier hat Menschenhand fleißig gerodet und unermüdlich gebaut. Drei Gemeinden, Dorf Burk, Kolonie Burk und Kaupergemeinde Burk, haben sich auf dem der Wildniß abgerungenen Boden angesiedelt. Der Name dieser Niederlassungen wurzelt in dem wendischen Worte „Sbork", d. h. Eimer, denn die Bewohner dieser Gehöfte haben seit uralten Zeiten die Beute ihrer Netze, die Fische der Spree, in Eimern nach Kottbus zu Markte gebracht.

Das Dorf Burk liegt südlich der Spree auf einer unbedeutenden sandigen Anhöhe. Nördlich von demselben breitet sich die Kaupergemeinde aus, d. h. die „Gemeinde der Ansiedler" oder Derer, die ihr Haus auf eingerammten Pfählen in Sumpf und Wildniß gegründet haben. Die Besitzungen der Kauper sind zwar durch Kanäle von einander getrennt; diese verwachsen aber so schnell mit Schilf und Sumpfpflanzen, daß sie fortdauernder Reinigung bedürfen. Mit Ausnahme des erwähnten Dorfes Burk selbst stehen alle Wohnungen in diesem Theile des Spreewaldes auf Inseln und sind durch Brücken, hohe Dämme und Fußsteige mit einander verbunden.

Doch nun auf der „Mühlspree" und einem schmalen Graben dem eigentlichen Oberspreewalde zu! Welche Fülle von Wasserwegen! Man sagt, daß der Fluß sich hier in nicht weniger denn 300 Verzweigungen auflöse und verästele. Der Sorbenwende, der hier wohnt, nennt die ganze Gegend „Blota", d. h. Geflecht. Eine jede dieser Rinnen, die uns, an einzelnen Stellen durch Busch und Baum fast völlig überwölbt, durch das leuchtend grüne Revier hindurchführen, trägt ihren besonderen Namen, Bluschniza, Mlinszka, Prezaik, Tonszki, Wrbowna, Gorichoa, Stogaß, Luschna u. s. w. All die Flußarme, welche Mühlen in Bewegung setzen, heißen „Mühlspree", und die Rinnsale, welche das Innere des Spreewaldes mit den am Rande belegenen Ortschaften in Verbindung setzen, „Grobla", d. h. Gräben, auf welchen mit Kähnen gefahren werden kann.

Der Spreewald ist auch heute noch da, wo ihn die Kultur der Neuzeit nicht nachhaltig bekämpft hat, von malerischer Schönheit, so namentlich in der Gegend von Leipe und Straupitz. Sieh' diese blinkenden Gewässer, welche den grünen Wiesenteppich schlängelnd durchziehen; sieh' diese Wald- und Bauminseln, diese Horste auf den schwarzen Moorbrüchen; sieh' diese Herrlichkeit der uralten Eichen, Buchen, Ulmen, Linden, Birken, Eschen und Erlen! Ja, es sind anheimelnde Laute — dies Rauschen der Büsche und Bäume im leisen Winde, dies Rufen der Sumpfvögel, dies Klappern der Wassermühlen an den Flußarmen, an denen, von mächtigen Eichen beschattet, die Wohnhäuser liegen! Ruhig, fast geräuschlos gleiten unter den überhangenden Zweigen die Kähne dahin. Der Kahn vermittelt fast jeden Verkehr; zu Kahn fährt der Sorbenwende zu Markte; zu Kahn geht er auf die Brautwerbung aus, zu Kahn führt er die Erwählte als Hausfrau heim. Der Kahn bringt den Hausvater an die Stätte der Arbeit; der Kahn trägt den Säugling zur Taufe, gleichwie er die Ueberreste des Heimgegangenen dem Gottesacker zuführt. Was Wunder, daß Männer, Weiber und Kinder den Kahn mit außerordentlicher Geschicklichkeit regieren! Flüchtig, in der Dunkelheit oft den Geistern ihres grausam hingemordeten Volkes vergleichbar, fahren sie durch die labyrinthischen Irrgänge des Flußnetzes dahin.

Digitized by Google

Im Spreewalde.

Digitized by Google

Von großartiger und unvergleichlicher Schönheit wird diese melancholische Landschaft — denn melancholisch ist sie trotz alles üppigen Grünes, trotz alles Vogelgesanges — wenn der Mond sein bleiches Licht durch das regungslos ruhende Laub der Bäume wirft. Wie Recken der Vorwelt stehen dann die uralten Ulmen da, die ihre schwarzen Zweige hinauf zu dem duftig blauen Firmamente emporstrecken.

Doch gehen wir nun zu einer eingehenderen Beschreibung über. Was zunächst den Oberspreewald anlangt, so ist derselbe etwa 30 kl lang und etwas über 10 kl breit. Der Unterspreewald nördlich von Lübben ist 17 kl lang und besitzt als größeste Breite die von $7{,}_5$ kg. In der etwa 3 □Meilen umfassenden Oberspreewaldsniederung bilden die Wiesenflächen ungefähr gegen 50,000 Morgen Landes; nur etwa 27,000 Morgen sind noch urwüchsige Wildniß. Die Fläche des bebauten Landes mag diesen großen Zahlen gegenüber kaum mehr als 6000 Morgen betragen.

Dasselbe Verhältniß kehrt im Unterspreewalde wieder. Mehr als drei Viertheile des Areals sind von Wald, Wildniß und Wiesen eingenommen, nur ein geringer Theil ist Ackerland.

Wir haben den Spreewald in sommerlicher Zeit, in lauer Juninacht zu schildern versucht, wann das Lied der Nachtigall durch die vom Mondschein übergossene Landschaft hinklingt. Aber auch zur Winterszeit beut der Spreewald seine ganz besondern Reize. Dann prangen die Riesen des Waldes in ihrem Winterkleide wie in einem diamantenen Gewande, und die weite Eisfläche, in welche die ganze Niederung verwandelt ist, wird von einer Menge von Schlittschuhläufern und Schlittenfahrern belebt. Hier ist durch die zwingende Macht der Verhältnisse das zur täglichen Gewohnheit geworden, was anderwärts nur als eine Erholung für wenige Stunden der Winterszeit gilt.

Nicht weniger schön stellt sich der Spreewald im Frühlinge dar, wenn die Wasser schwellen, wenn der Thauwind droben im Gebirge die Schneefelder auflöst. Die Spree hat auf ihrem Laufe durch die grüne Wildniß nur ein sehr geringes Gefälle — etwa $1{,}_8$ m auf die Meile. Ergießen nun die vielen Zuflüsse der Spree ihre Wassermassen in die Hauptadern des Stromes, tritt vielleicht zur Lenzeszeit gar anhaltendes Regenwetter ein, dann gleicht die ganze Gegend, von den höher gelegenen Feldmarken gesehen, oft auf Wochen einem großen See.

Die Wirthschaften im Spreewalde sind naturgemäß auf die Aberntung des Heus gegründet. Eine Urbarmachung des Landes in diesem Flußnetze würde wahrscheinlich den Bewohnern nur Schaden bringen; der Boden ist nicht so gut, daß er andauernden Ertrag an Halmfrüchten verhieße, und ohne die wohlthätigen Ueberschwemmungen des Flusses würde der Heugewinn ein ungleich geringerer sein. Mit der Wiesenwirthschaft Hand in Hand geht selbstverständlich die Viehzucht. So ist besonders das Dorf Lehde durch seine Rindviehzucht berühmt. Die Eisenbahn hat jetzt den Spreewäldlern die Hauptstadt als den bequemsten Absatzort über alles Erwarten früherer Geschlechter nahe gerückt. Auch die Kultur von Gartenfrüchten blüht; sind doch die Gurkenzüchter und Händler aus der Stadt Lübbenau am Spreewalde weit und breit berühmt; immer aber bleibt die Heuwirthschaft die wichtigste Erwerbsquelle für die Bewohner dieser Lagunengegenden. Wie in den meisten Flußniederungen,

Digitized by Google

wird auch hier das Heu nicht eingefahren; es bleibt nach der Ernte in „Miethen“ und in „Schobern“ bis zum Winter hin stehen. Damit dasselbe durch etwa eintretende Ueberschwemmungen nicht leide, macht der Spreewäldler eine „Unterlage“, welche sich einige Fuß über die Erde erhebt. In ihre Mitte wird eine Stange eingerammt. Um diese wird dann in Form eines oben abgerundeten Kegels das Heu aufgespeichert und zum Schutze gegen die Einflüsse der Witterung mit Schilf und Schneidegras überdeckt.

Die Flora des Spreewaldes ist eine außerordentlich üppige und mannichfaltige. In großer Menge finden sich hier die verschiedenen Arten des Riedgrases, die Segden- und die Schachtelhalme. Schilfrohre und Kalmus stehen oft in weiter Ausdehnung an den Rändern der Spreearme. Die Wedel des Moorschildfarrnkrautes, die saftig glänzenden goldgelben Blüten des großen Hahnenfußes, die weißen breiten Dolden des Wasserschierlings, Sumpf- und Wiesenblumen aller Art sind in das Grün der Niederungen eingestreut. In den weniger durch Verkehr belebten Flußarmen gedeihen üppig die Wasserkolben, die Wasserfedern und das Pfeilkraut, sowie die zarte weiße Seerose, die duftende gelbe Teichrose, die blaue und die goldene Iris.

Leider sind die Waldpartien der Gegend in neuerer Zeit stark gelichtet worden. Die früheren Geschlechter hatten allerdings mit den Produkten des Waldes schlecht genug gewirthschaftet; der größere Theil des Holzes war durch Verfaulen zu Grunde gegangen. Jetzt hält man Brenn- und Bauholz sehr zu Rathe und sucht den Wald nach jeder Beziehung hin auszunutzen. Zu ihren Bauten nehmen die Spreesorben am liebsten altes Holz, das schon lange Jahre in Wasser und Sumpf gelegen hat, weil es dann härter und dauerhafter ist. Deshalb legte einst der Vater für seine Kinder Eichen und Erlen ins Wasser, welche sie später zu ihrer Zeit verbauen sollten. Die ausgedehntesten Waldreviere, in welchen dem Besucher namentlich die Pracht uralter Rüstern entgegentritt, sind die von Straupitz sowie die von Lübbenau, hier sowol die herrschaftliche wie die städtische Forst, obwol die letztere in den jüngsten Jahren sehr gelitten hat. Herrliche Waldpartien erfreuen auch den Besucher der Dörfer Schlepzig und Alt-Zauche.

Außerordentlich reich war einst die Thierwelt des Spreewaldes; mit den vielhundertjährigen Eichen und dem geheimnißvollen Dunkel der Wildniß aber sind auch die Thiergeschlechter, die hier einst heimisch waren, zum großen Theile verschwunden. Rudel von Hirschen bis zu hundert Thieren, die ehemals nicht selten waren, erblickt man jetzt nicht mehr. Selbst die Scharen der wilden Gänse und Enten haben sich vermindert, und der Kranich ist fast ganz aus dem Spreewalde verschwunden. Birkhühner, Auerhühner und Fasanen sind gleichfalls viel, viel seltener geworden als in alter Zeit; aber die Störche, Fischreiher, Rohrdommeln, die Wasserhühner, Kiebitze und Schnepfen beleben noch heute die sumpfige Niederung. Aus den Rohrdickichten hervor ertönt noch immer in der lauen Sommernacht das Lied des Rohrsängers; auf den Zweigen der Rüstern schmettern noch immer die Finken um die Wette. Hörst du das Hämmern der Spechte, das Gurren der Holztaube, die anmuthigen Töne der Drossel? Vom fernen Rande der Wiese her klingt der Ruf des Kukuks zu dir, und noch viele andere Vogelstimmen werden wach, wenn der Sommerabend nach heißem Tage erquickend sich über die Spreewaldniederung herabsenkt.

Digitized by Google

Auch Raubthiere fehlen der Landschaft nicht. Fischottern, Iltisse und Füchse gehen hier mit Vorliebe der ihnen angeborenen Leidenschaft, der Jagd, nach, wetteifernd an Blutgier mit den Räubern der Lüfte, den Steinadlern, Bussarden, Weihen und Eulen. Die wilden Katzen und die Baummarder sind verschwunden. Bewohner des Spreewaldes sprechen ferner noch oft, aber nur in sagenhafter Weise, von einem Reste vorzeitlicher Fauna; sie behaupten, daß es in den sumpfigen Gegenden, welche fast das ganze Jahr hindurch unzugänglich und immer mit Wasser bedeckt sind, noch Büffel gebe; man will sie gesehen haben, so oft ein starker Frost es erlaubte, diese letzten Reste der Wald- und Sumpfwildniß aufzusuchen.

Von Amphibien findet sich hier die Flußschildkröte. In der Frühlingssonne erwärmt sie sich an den seichten Stellen der Spreearme zwischen den vielfach verschlungenen Wurzeln der Erlenstämme. Ringelnattern, Eidechsen, Blindschleichen und Salamander finden hier natürlich die günstigsten Bedingungen ihres Daseins, und in unzählbarer Menge beleben die Geschlechter der Frösche Wasser und Wiese.

Der Fischreichthum des Spreewaldes ist wie der der ganzen Mark leider in betrübendster Weise zurückgegangen. Immerhin mögen allein in der Stadt Lübbenau jährlich noch etwa gegen 200 Centner Fische gefangen werden; was aber ist das gegen die alte Zeit! Man hat in der Mark Brandenburg, wie wir späterhin beim Oderbruche sehen werden, gerade gegen die Regeln vernunftgemäß betriebener Fischerei zu schwer gesündigt. Auch die Krebse sind seltener geworden.

Doch wenden wir uns nunmehr von dem vielbewegten Leben der Landschaft und des Wassers ab und richten wir unser Augenmerk auf die in mannichfacher Beziehung so merkwürdigen Bewohner des Spreewaldes.

Die Bevölkerung dieses Landstriches bildet einen der wenigen Reste wendischer Nationalität. Sie ist uns in örtlicher Abgeschlossenheit und nahezu unverfälschter Volkssitte bis auf unsere Tage erhalten geblieben — freilich nur, um in kürzester Frist unterzugehen; denn die deutsche Sprache, die städtische Tracht greifen mehr und mehr um sich. Bald wird der letzte wendische Gesang verklungen, die letzte Predigt in wendischer Sprache verhallt sein. Und wie melodisch erklingt doch diese absterbende Sprache; wie schwermüthig sind einerseits die Melodien dieser Spreewaldsorben und wie jauchzend, wie neckisch andererseits ihre Spottlieder! Die gesammte wendische Bevölkerung in Preußen mag sich nur noch auf etwa 90000 Köpfe belaufen. Alle Mittel aber, das Wendenthum in diesem bedeutungsvollen Reste zu erhalten, werden sich als vergebliche erweisen; die Schicksale der Völker lassen sich nicht aufhalten. Freilich pflegt ein Volksschriftenverein, die „Maćica Serbska", jetzt die wendische Literatur; wir bezweifeln indeß, daß es außer Bibel und Gesangbuch noch andere weitverbreitete Bücher wendischer Sprache im Spreewalde giebt.

Die Spreewaldsorben sind geborene Fischer und Schiffer; sie durchschneiden mit ihren Kähnen, welche oft genug nur aus verwitterten ausgehöhlten Eichen bestehen, die zahllosen Kanäle der Gegend außerordentlich schnell und verwegen. Sie lebten ursprünglich wol nur vom Fischfange und tauschten sich ihre Cerealien in den deutschen Städten ein. Spätere Anbauer mußten sich indessen, da die Fischereigerechtigkeit bei dem Stammgute blieb, auf den Anbau

Digitized by Google

des Bodens legen. So entstanden die kleineren Ackerwirthschaften des Spreewaldes. Auch die Bienenzucht, von den blumenreichen Wiesen und den vielen Lindengehölzen begünstigt, wurde ehemals mit Vorliebe betrieben. Im Allgemeinen ist das Volk der Spreewaldsorben, wie ein jedes mit den Elementen kämpfende Volk, stark und kräftig; die Arbeit auf dem Wasser, im Walde und auf der Wiese härtet dasselbe ab. Leider wirkt der Branntweingenuß auch hier in oft furchtbar verheerender Weise.

Die Wohnungen der Spreewäldler machen sowol im Innern wie im Aeußern den Eindruck der Sauberkeit und bestehen fast sämmtlich aus Blockhäusern, deren Unterbau ein gemauerter ist. Ein Balken wird wagerecht über den andern gelegt, die innere Wand wird mit Bretern verkleidet, die äußere mit feingespaltenen und sorgfältig über einander gelegten Holzplättchen überdeckt. Nur einen Stock hoch wird das Haus aufgeführt. Unmittelbar über der einen Reihe von Fenstern beginnt das Strohdach, unter welchem in der Mitte des Hauses die Thür zum Flure führt. Gewöhnlich liegen neben dem letzteren nur zwei Stuben, eine zum Schlafen, eine zum Wohnen. In einer Ecke prangt das Himmelbett der Gatten, mit bunten Vorhängen gegen Luft und Licht verschlossen; in einer andern der Ofen, welcher unten aus Eisenplatten, oben aus weißen Ziegeln zusammengesetzt ist. Ueber demselben ist ein Holzgestell befestigt, auf welchem Kleider, Wäsche und Fischereigeräthe getrocknet werden können. Der Tisch zeigt gewöhnlich noch die wohlbekannte Form des 16. Jahrhunderts, d. h. er ruht auf zwei, im Andreaskreuze verschränkten Stützen, welche unter sich durch eine Fußbank verbunden sind.

Wir wenden uns nun der wendischen Tracht im Spreewalde zu, und zwar zunächst der weiblichen, welche sich in hervorragender Eigenthümlichkeit erhalten hat. Die Arbeit auf den feuchten Wiesen und Feldern macht es nothwendig, daß Arme und Beine frei und unbekleidet gehalten werden, während das Mieder den Oberkörper sorgfältig verhüllt. Geht die Spreewäldlerin zur Arbeit aus, so legt sie auch des Alltags blendend weiße Wäsche und Tücher an: „sie leuchtet förmlich in ihrer Sauberkeit", wodurch sie schon von fern von einer deutschen Märkerin zu unterscheiden ist, die zur Landarbeit ihre schlechtesten Kleider anzieht. Auf dem Kopfe trägt die Spreewäldlerin ein Tuch, oft von schneeigem Linnen, oft auch von schwarzer oder bunt durchwirkter Seide, welches in streng vorgeschriebene Falten gelegt und so gebunden wird, daß zwei Zipfel, sich deckend, über den Rücken frei herabfallen, die beiden anderen Zipfel aber zu beiden Seiten des Kopfes steif abstehen. Dieses Kopftuch, die Lappa, deckt das Haar, einen Theil der Stirn und die Ohren bis auf die Ohrläppchen. An der Art und Weise, auf welche die Falten gebunden sind, ist der Heimatsort der Trägerin zu erkennen. Das weiße Stirntuch dient namentlich zum Schutze gegen heißen Sonnenschein.

Der kurze Rock der Spreewäldlerin, meistens von einem weithin leuchtenden Roth, ist gewöhnlich mit eigen gewebter Leinwand gefüttert und wird an einem schwarzsammtnen Mieder mit weit ausgeschnittenen Armlöchern befestigt. Die bloßen, sehr oft ungemein kräftig geformten, schwellenden Arme sind mit kurzen, schneeweißen Aermeln bekleidet, die zum „Kittelchen" gehören, d. h. einem westenartigen linnenen Kleidungsstücke, welches unter dem Mieder sich befindet. Sorgfältig ist das Brusttuch um den Körper gelegt, seine beiden

Digitized by Google

vorderen Zipfel werden von einem Sammtbande am Körper festgehalten und sind unter der Schürze verborgen. Die letztere umgiebt den Körper der Wendin in der Länge des Rocks und läßt von diesem nur etwa zwei Hände breit am Rücken sehen. Nur bei feierlichen Gelegenheiten und im strengsten Winter trägt die Wendin Strümpfe, von Kindheit an aber schon das Kopftuch.

So die nach den einzelnen Dörfern in Farbe und Schnitt wechselnde Alltagstracht, die oft von überraschender und malerischer Schönheit ist. Den Haupttheil der Sonntagstracht bildet beim weiblichen Geschlechte die Mütze, welche aus einem Pappegestell besteht; dasselbe springt an beiden Seiten des Kopfes fast zwei Hände breit vor und läuft spitz zu. Eine steife, in viele kleine Falten gepreßte, breite weiße Krause ist an demselben befestigt; sie umgiebt das ganze Gesicht. Ein vorschriftsmäßig gefaltetes Tuch bedeckt das Pappegestell. Dieses Tuch ist an hohen Feiertagen und an den ernsten kirchlichen Festen, bei welchen die Kleidung nur schwarz und weiß sein darf, weißer Damast, an den Sonntagen dagegen oft ein sehr viel kostbarerer Stoff. Unter dem Kinn steckt eine Schleife, in der Farbe mit dem Kopftuche übereinstimmend. Der Sonntagsrock unterscheidet sich gewöhnlich von dem Alltagskleide nur durch den besseren Stoff und einen breiten Seidenbesatz. Das Brusttuch wird zur festlichen Kleidung ebenso umgelegt wie in der Woche. An hohen Festtagen ist dasselbe entweder weiß oder schwarz; an Sonntagen erglänzt es in den lebhaftesten Farben. Die Strümpfe sind stets weiß, die derben Schuhe ausgeschnitten. Im Winter ergänzt sich dieser Anzug durch schwarze, dickgefütterte Tuchjacken. Ein kompetenter Beurtheiler sagt über diese Sonntagstracht der Spreewäldlerinnen, daß sie bei den körperlich meist schön gebauten Frauen und Mädchen ein Bild darbiete, wie es malerischer kaum wiedergefunden werden dürfte.

Alles, was Farbenfrische und Eigenthümlichkeit heißt, ist freilich in diesen Gegenden nur der weiblichen Tracht verblieben. Die Männer tragen an Wochentagen graue, meistens aber blaue Leinwandröcke; auf dem Kirchgange des Sonntags erscheint dann der lange blaue Tuchrock. Die Kopfbedeckungen sind völlig modern. Ein eigenthümlich slavisches Kleidungsstück findet sich bei den Wenden der Kottbuser und Spremberger Gegend: es ist der kurze weiße Leinwandkittel, welcher mit grünem oder hochrothem Friese gefüttert ist. Den Kopf bedeckt bei den Männern dieser Gegenden gewöhnlich eine sammtmanchesterne Pelzmütze — im Sommer sowie im Winter.

Versuchen wir es jetzt, die Eigenthümlichkeiten wendischer Volkssitte zu schildern. Dieselben treten besonders bei den Hochzeiten hervor. Schon bei dem Verlöbniß wird ein Theil der Mitgift, zumeist in klingender Münze, angezahlt, da der Erbe der Wirthschaft die Antheile seiner Geschwister auszuzahlen pflegt, ehe er selbst die Lebensgefährtin ins Haus nimmt. Ein Polterabend wird nicht gefeiert. Am Hochzeitstage trägt der Bräutigam einen langen Tuchrock; in einem Knopfloche desselben auf der Brust ist ein Blumenstrauß befestigt, von welchem ein buntseidenes Tuch herabhängt. Rosmarinzweige und Bandschleifen schmücken sowol den Bräutigam wie die Brautführer.

Der Kranz der Braut ist nach alter Sitte mit weißen und rothen Blumen besteckt. Um das dunkle Tuchkleid, welches die Wendin an ihrem Ehrentage trägt, schlingt sich ein breites weißes Leibband mit großer Schleife. Zu Kahn oder zu Wagen, je nach des Ortes Gelegenheit, begiebt sich der Zug zur Kirche,

Digitized by Google

geführt von der Dorfjugend und einer Musikbande. Eine eigenthümliche, an hohes Alterthum erinnernde Sitte hat sich im Dorfe Burk erhalten; dort verhüllt man der Braut während der Fahrt das Antlitz. Mit Musik geht's nun bis zur Kirchthür, paarweise tritt der Brautzug in die Kirche ein. Nach der Trauung versammeln sich die Festtheilnehmer, falls sie an dem Kirchorte nicht heimisch sind, im Wirthshause. Hier wird vorläufig eine Kollation eingenommen, nach welcher mit schallender Musik die Rückkehr zum Hause der Braut erfolgt.

Hochzeitszug im Spreewalde.

In demselben ist das eigentliche Festmahl unterdessen zugerichtet worden. Bemerkenswerth ist, daß nach wendischem Aberglauben die Braut das elterliche Haus nicht vor Ablauf von vier Wochen verlassen darf, soll nicht Unheil sie treffen.

Das Hausgeräth wird bei größeren Hochzeiten sogleich nach der Trauung dem Zuge nachgefahren — gewiß nicht ohne die Absicht, den Reichthum der Ausstattung zu zeigen. Althergebracht ist ferner die Sitte, dem Hochzeitszuge durch das Vorziehen von Leinen, welche mit rothen Schleifen geziert sind, den Weg zu versperren. Der Bräutigam muß dann durch ein Geldgeschenk sich freie Fahrt erkaufen.

Digitized by Google

Wie die Hochzeit, so weist auch das Begräbniß des Spreewaldwenden noch eigenthümliche Gebräuche auf. Im Oberspreewalde hat sich noch eine altnationale Trauerkleidung erhalten; die leidtragenden Frauen sind hier in große weiße Linnentücher gehüllt, welche fast den ganzen Körper bedecken. An dem vor dem Thore des Gehöftes oder auf dem Hofe stehenden Sarge wird durch den Lehrer des Ortes zunächst eine religiöse Feierlichkeit, das „Dobra Noz", d. h. „Gute Nacht!" gehalten. Nach der Bestattung auf dem Kirchhofe folgt regelmäßig noch ein Gottesdienst in der Kirche selbst, verbunden mit einem Opfer für den Geistlichen, welches auf den Altar niedergelegt wird. Ein Gastmahl schließt diese Beerdigungsfeierlichkeiten, welche den Abend zuvor durch den Gesang geistlicher Lieder vor dem Trauerhause eingeleitet worden sind. In früherer Zeit wurden die Todtenkronen regelmäßig in der Kirche aufgehängt, mit ihren falben Blumen und verblichenen seidenen Bändern denselben einen eigenthümlich wehmüthigen Schmuck verleihend. Hochalterthümlich ist endlich auch die Sitte, daß den jungen Burschen, welche die Leiche zu ihrer Ruhestätte getragen haben, ein grünes Blatt verehrt wird.

Noch kennt die Volkssitte des Spreewaldes die Spinnten oder Spinnstuben. Die winterlichen Abendzusammenkünfte begünstigen hier wie anderwärts wenigstens die Pflege des Volksgesanges, so zweifelhaft sonst ihr Werth sein mag. Da der Bedarf an Leinwand im Spreewalde ein sehr bedeutender ist, so hat das Spinnrad noch seine alte Wichtigkeit behauptet. Greise und alte Mütterchen, welche in der Haushaltung sich anderweitig nicht mehr nützlich machen können, drehen das Rad vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

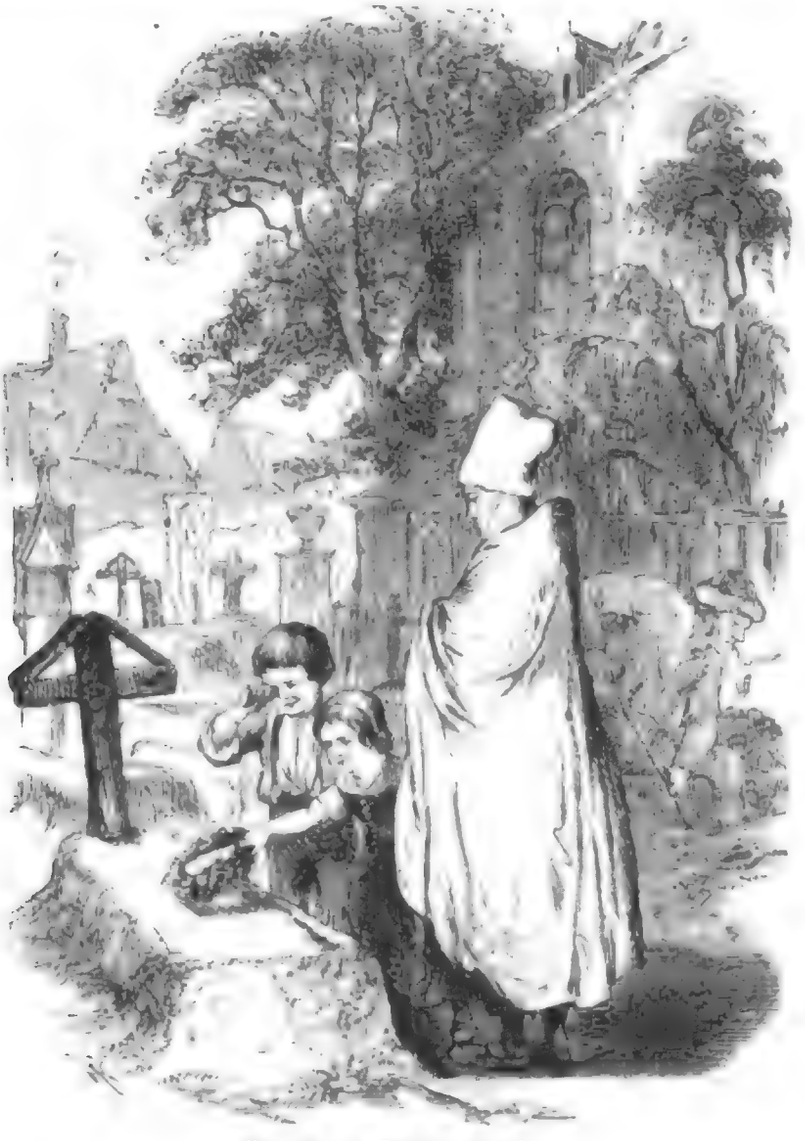
Im Februar kommt ein eigenthümliches Leben in die sonst so stillen Spreewalddörfer. Unter Musik und Trommelschlag ziehen die jungen Burschen von Haus zu Haus, um zu „zempern", d. h. sich eine Gabe, aus Geld, Eiern oder Speck bestehend, zu erbitten. Oft werden Bursche als aufrechtgehende Bären verkleidet. Sie erhalten weidliche Schläge, doch wird ihnen gewöhnlich ein Bret auf den Rücken gebunden, damit die Hiebe nicht fühlbar werden. Offenbar liegt hier ein altes Frühlingsfest, eine Austreibung des Winters durch den nahenden Lenz, zu Grunde. In jedem Hause wird bei diesem Umzuge getanzt. „So hoch der Sprung im Reigen, so hoch der Flachs auf dem Felde", sagt eine alte Bauernregel. Immer höher und höher steigen in der Fastnachtswoche die Wogen der allgemeinen Lust, bis die Passionszeit dem frohen Treiben ein jähes Ende bereitet. — Am Johannistage oder an Mariä Heimsuchung folgt das „Stollereiten". Festlich geschmückt versammeln sich die Mädchen des Nachmittags in dem Hause, welches sie für das Jahr zum Orte der Spinnten gewählt haben; sie haben Stollen, d. h. kuchenähnliche Brote, mitgebracht, welche mit Blumen und Kränzen geziert sind. Auf großen Leiterwagen geht's dann mit Musik hinaus auf die Rennbahn. Dort halten die ledigen Burschen ein Wettrennen um die von den Mädchen ausgesetzten Stollen.

Das Hahnschlagen, der Lobtanz oder das Erntefest, sowie die Kirchweih oder die Kirmes lassen Besonderheiten spreewäldlerischer Sitten eben so wenig mehr erkennen, wie das „Schützenfest" in Lübben oder Lübbenau.

Dem ethnographischen Bilde des Spreewaldes möge nun noch ein kurzer Rückblick auf seine Geschichte und Vergangenheit folgen.

Digitized by Google

Geschichte des Spreewaldes. Bis auf König Heinrich I. waren sämmtliche Versuche des sächsischen Volkes, die während der Völkerwanderung in die Flußthäler des deutschen Nordostens vorgedrungenen wendischen Stämme zu unterwerfen, vergeblich gewesen. In den Kriegszügen der Jahre 929 und 930 legte jedoch der deutsche König Heinrich den Grund zu der Ostmark, welche indessen erst sein kaiserlicher Sohn Otto I. errichtete und der Aufsicht des am Harze angesessenen Grafen Gero übertrug.



Wendin im Trauergewande.

Es ist bekannt, wie dieser fanatische Gegner des slavischen Volksthums nicht allein durch der Waffen Gewalt, sondern auch durch List und Mord den Geist des Widerstandes gegen die deutsche Eroberung zu bannen suchte. Im Gedächtniß der Gebildeten des Spreewaldes leben noch die alten harten „versus memoriales“ auf den rücksichtslosen Kämpen des Kreuzes und des Deutschthums; sie lauten:

„Der Lausitz erster Graf war ich,
Dreißig wendische Fürsten tödtet' ich,
Stiftet' Gernrod' mit eig'ner Hab'.
Daselbst sieht man noch heut' mein Grab.“

Digitized by Google

[illegible] Gestalt des alten Helden in spätmittelalterlicher [illegible], ist die Sarkophag, welchen Fürst August zu Anhalt, gest. 1453, dem Andenken des Markgrafen Gero geweiht hat. Wahrscheinlich nimmt derselbe die Stelle eines früheren Denkmals, einer einfachen Steinplatte, ein, welche den Namen und den Todestag des berühmten Wendenbezwingers enthielt. Auch unter den alten Malereien der Kirche zu Gernrode am Harze befand sich eine Darstellung des gefeierten Helden; sie zeigte ihn in dem schlichten altsächsischen Gewande, mit Mantel und Speer und den Riemenschuhen einer entlegenen Vorzeit.

Markgraf Gero hat von dem Jahre 938 ab, in welchem ihm die Markgrafschaft der Lausitz übertragen wurde, volle sechsundzwanzig Jahre lang einen Kampf geführt, der an Erbitterung seinesgleichen in der Weltgeschichte sucht. Gero, auf dem vordersten Posten der deutschen Schlachtordnung stehend, bedurfte besonders des klaren Blickes und einer unerschütterlichen Entschlossenheit. Uns Kindern einer späteren Zeit will freilich das Bild des eisenfesten alten Recken fast finster und abstoßend erscheinen. Unbedenklich ließ er die fürstlichen Gäste wendischen Stammes, welche unter sein Dach eingegangen waren und nach ihres Volkes Unsitte sich durch die „Seligkeit des Rausches" wehrlos gemacht hatten, beim schäumenden Becher niederstoßen; unbedenklich benutzte er den Verrath des Wendenfürsten Tugumir auf der Brandenburg, um in diese lang umworbene Feste einzudringen. Ein vielgewandter Mann, fand er auch in der höchsten Noth, als das deutsche Heer am Flusse Raxa dem sichern Untergange entgegenzugehen schien, ein Mittel der Rettung — durch List. Auch auf dem Lechfelde hat er mit tapferer Hand deutsche Sitte und deutsches Land gegen den Ansturm der Barbaren vertheidigt. Die härteste Prüfung seines Lebens aber war sein letzter Kampf gegen die Wenden hier in der Lausitz und gegen den mit ihnen verbündeten Herzog Miesko von Polen. Noch in der letzten Schlacht stand für die Deutschen Alles auf dem Spiele. Die edelsten und tapfersten seiner Begleiter waren um Gero gefallen; ihm selbst strömte das Blut aus mehreren Wunden, und doch errang er den Sieg. Als er jetzt aber auf den Trümmern der wendischen Macht siegprangend dastand, war er ein einsamer und freudeloser Mann geworden; er hatte in dem letzten Kampfe seinen einzigen Sohn Siegfried verloren. Nichts bot die Erde dem greisen Helden mehr an Hoffnung; deshalb pilgerte er nach Rom und legte sein blutiges Schwert als Opfer auf dem Altare der Apostelfürsten nieder. Dann ging er nach Gernrode, wo seine Schwiegertochter Hedwig, die Gemahlin des ritterlichen Siegfried, erste Aebtissin geworden war, und fand bereits nach kurzer Zeit im Jahre 965 dort im feierlichen Düster des Gotteshauses die ewige Ruhestatt.

Von Gero ab geht die lange Reihe der lausitzer Markgrafen bis auf Wiprecht und Heinrich von Groitzsch herab, nach welchen 1136 das Haus Meißen die Herrschaft an Spree, Neiße und Bober erhielt. Mit Waffengewalt aber setzte sich 1312 der große Waldemar von Brandenburg in den Besitz des Landes. Nur bis zum Jahre 1363 blieben indessen die Schilde mit dem rothen Stier und der rothen Mauer — den Wappen der Lande Ober- und Niederlausitz — dem märkischen Adler verbunden; dieselben waren dem Böhmenkönige Karl IV. zu wohlgelegen. Deshalb brachte er es durch die Schachzüge der neu erfundenen ars politica dahin, daß im Jahre 1367 die Lausitz „für ewige Zeiten" mit dem Königreiche Böhmen vereinigt ward. Die

Digitized by Google

Prälaten und Städte, die Ritterschaft und die Dynastengeschlechter der Biberstein, Kuttitz, Kottbus, Rhonow, Torgau, die Schenken von Seida und die von Eulenburg leisteten damals der böhmischen Majestät den Eid der Treue. Doch schon Sigismund verpfändete 1422 die Niederlausitz mit dem Spreewalde an die Herren von Polenz, welche ihrerseits 1448 den Schutz Brandenburgs nachsuchten. Friedrich der Eiserne konnte indessen, wie wir bereits bei der Geschichte von Kottbus gesehen haben, nur einzelne Theile der Lausitz durch den Gubener Friedensschluß von 1462 mit seinem Hause dauernd verbinden; die übrigen Theile des Landes hatten bis zum Jahre 1620 noch eine zweite böhmische und von da ab bis 1815 eine sächsische Periode durchzumachen, ehe das ganze Markgrafthum Niederlausitz mit der Krone Preußen vereinigt ward.

Der Spreewald hat an diesen Wandlungen niederlausitzer Geschichte fast immer theilgenommen. Man glaube indessen nicht, daß diese so oft wechselnden Verhältnisse dem geschichtlichen Bewußtsein des Niederlausitzers oder des Spreewäldlers lebendig geblieben wären. Nur zwei Perioden seiner Landesgeschichte haben sich dem Gedächtnisse des Volkes hierzulande fest und unauslöschlich eingeprägt: das ist einmal die Zeit der milden Herrschaft von Kursachsen, 1620 bis 1815, und zweitens die Vorgeschichte des Landes in altslavischer Zeit. Die sagenhaften Erinnerungen an die letzterwähnte Periode sind nicht ohne ein höheres Interesse, namentlich da sie durch die Herzen eines dem unvermeidlichen Untergange zueilenden Volkes klingen.

Den vollen Kranz dieser historischen Sagen hat die Volkspoesie um den Schloßberg beim Dorfe Burk gewunden, welcher nordöstlich von der Kirche, etwa eine Viertelstunde vom Dorfe, jenseit der Wassermühle liegt. Hier, heißt es, ist der letzte Zufluchtsort der Wenden vor den deutschen Waffen gewesen. Ein Fürst Przibislav, so wird erzählt, floh, nachdem seine Burg bei Königshain in der sächsischen Lausitz zerstört worden war, zur Spree. Auf einem Floße, welches er aus Weidenruthen sich zusammengeflochten hatte, überließ er sich den Wellen des Flusses, welche ihn wohlbehalten zur Niederlausitz hinabtrugen. Hier erbaute er die Feste auf dem Schloßberge zu Burk oder Burg. Noch heute sieht man an der Ostseite des Hügels deutlich drei Vorsprünge des alten Schlosses, welches doppelte Wälle und Gräben gehabt haben soll. In neuerer Zeit hat man bei der Urbarmachung des Bodens Urnen, goldene Reifen und lose goldene Ketten gefunden. Dies behauptet wenigstens das Volk und sieht darin ein Zeichen, daß hier seine alten Fürsten bestattet sind.

Nach Przibislav saß laut der Volkssage auf dem Burgberge im Spreewalde ein anderer König, Ziscibor, ein harter und grausamer Mann, der aus der Rückenhaut seiner deutschen Gefangenen Riemen ausschneiden und dann die Gemißhandelten zum Schrecken seiner Feinde in ihr Lager zurücksenden ließ. Deshalb strafte ihn der von ihm verhöhnte Christengott und gab ihm keinen Erben. Als nun einst dem Könige erzählt wurde, daß in dem nahen Dorfe Drehnow ein Jäger wohnte, der einen wunderschönen Knaben besitze, da beschloß Ziscibor, das Kind zu rauben, auf daß dasselbe einst sein Nachfolger werde.

Der Raub wurde ausgeführt, als der Jägerknabe eines Tages mit seiner Schwester in der Malxe badete, und die beiden Kinder wurden weit hinweggeführt. Ein Bursche aber, der auf einer Erle gesessen hatte, um ein Elsternest auszunehmen, hatte die That gesehen; auf seinen Bericht eilte die Mutter der

Kinder in tödlicher Angst ihren Lieblingen nach. In dunkler Nacht erreichte sie den Lagerplatz der Kinder und ihrer Peiniger. Leise schlich sie sich heran; noch leiser flüsterte sie in das Ohr ihres Sohnes: „Stille — ich bin es, eure Mutter!“ Dann nahm sie unter jeden Arm ein Kind, eilte in den Kahn und erreichte glücklich die Heimat.

Ziscibor ward nach wendischer Sage vom Blitze getroffen. Später ward die Macht der Wenden in der Schlacht bei Guben durch die Deutschen völlig niedergeworfen — die Sage behauptet sogar, daß der Name Guben „Verloren für immer!“ bedeute. Dennoch sollen die Wenden in der Lausitz noch immer einen König aus ihrer Mitte gewählt haben; doch wurde Alles, was ihn betraf, so geheim gehalten, daß kein Deutscher je etwas Bestimmtes darüber erfahren hat. Noch unter dem Großen Kurfürsten taucht die Sage von dem „letzten Wendenkönige“ auf. Als nämlich Friedrich Wilhelm den neu erworbenen Schwiebuser Kreis bereiste, um Land und Leute kennen zu lernen, soll ihm in einer großen Menschenmenge ein Jüngling von hochedler Gestalt aufgefallen sein, der mit düster blitzendem Auge zu ihm hinblickte. Ein alter Wende aber, als er sah, wie der Große Kurfürst auf den Jüngling aufmerksam wurde, gab diesem einen derben Stockschlag und jagte ihn als einen faulen Knecht heim, der unbefugter Weise sich von der Arbeit entfernt hätte. So ward die Entdeckung des letzten Wendenkönigs verhindert. Nun ist auch die Familie ausgestorben, in welcher einst die Königswürde erblich war; aber auch noch heute rühmen sich einige angesehene Familien zu Burk königlicher Abkunft. Immer noch reden die Wenden von einem Könige, einem Messias, welcher die Deutschen besiegen, ein großes Wendenreich stiften und als ein hochmächtiger Kral, d. h. König, wie nie einer gewesen, über die Völker der Erde herrschen werde.

Es sei uns gestattet, einen Augenblick bei diesen poetischen Sagen von dem Wendenkönige zu verweilen. Das Wesentliche, welches die weitverbreiteten und zahlreichen Erzählungen von ihm berichten, läßt sich durch die beiden Sätze wiedergeben: Es hat einst ein wunderbarer herrlicher Held gelebt; er wird einst wiederkommen, sein Volk zu befreien. In anziehendster Fassung tritt die Sage in der Gegend von Peitz auf. Zwischen dieser Stadt und Liebe-rose dehnt sich eine weite Heide aus. Auf ihr erhebt sich oft ein furchtbares Brausen mitten in stiller Nacht. Ist das Wüthen der Elemente aber vorüber, so steigt am Horizonte eine weiße Wolke auf, welche langsam über den Himmel dahinzieht. Wer die sieht, der sagt: „Das ist der Weiße!“ Der Weiße ist aber Niemand anders als der Wendenkönig. Hier auf dieser Heide hat seine Herr-schaft ein Ende gefunden; hier ward eine furchtbare Schlacht zwischen Wenden und Deutschen geschlagen. Vergebens schmetterte der große Kral mit seinem Schwerte, dessen Schneide eine Schlange, dessen Griff ein Schlangenkopf, dessen Knopf ein Schlangenauge war, die deutschen Krieger nieder, einer nach dem andern fiel von seinen Wendenhelden. Als der Kral jede Hoffnung auf Sieg verloren sah, erhob er sich mit seinem weißen Rosse in die Luft, und die Wenden-helden folgten ihm — sie entschwanden vor den Augen der entsetzten Deutschen in den Wolken.

Wie wir bereits erwähnt haben, knüpft sich die Wendenkönigssage auch an den Schloßberg bei Burk; aber sie findet sich auch auf dem Luschkiberg bei der Stadt Spremberg, auf dem Hügel Ranuschka zwischen den Dörfern Jamlitz

Digitized by Google

und Blasdorf, wie endlich bei dem Teufelssteine zu Reinbusch. Die Untersuchungen des berühmten slavischen Sagenforschers Veckenstedt haben in Bezug auf all diese Wendenkönigssagen ergeben, daß sie nicht geschichtlich, sondern vielmehr religionsphilosophisch aufzufassen sind. Gleich dem deutschen Kaiser, welcher bei dem Birnbaum auf der breiten Heide die letzte Schlacht schlagen wird, ist der Wendenkönig die verblaßte Gestalt eines alten Gottes. Man darf annehmen, daß Svarogu, der glänzende Himmelsgott der Slaven, und der Donnerer Perkún zu den Wendenkönigsmythen ihren Beitrag geliefert haben; auch deutscher Einfluß scheint auf dieselben eingewirkt zu haben, und so stellt der große Kral sich ebenbürtig den Heroen der Griechen und Römer, der Perser und Gallier, dem nordischen Sigurd und dem deutschen Siegfried, sowie dem Kaiser Barbarossa zur Seite.

Partie aus dem oberen Spreewalde.

Es lebt bei den Wenden auch heute noch eine tiefe Sehnsucht nach ihrem Könige; es lebt noch der Glaube, daß auf den großen Walstätten des Landes allnächtlich die Wendenhelden sich aus ihren Gräbern erheben und klagend all der Herrlichkeit gedenken, welche einst ihr Volk geschmückt hat. Sie träumen wol noch, diese letzten Männer ihres Volkes, von einem letzten Kampfe, welcher eine — slavische Weltherrschaft begründen wird.

Hervorragende Punkte der Landschaft. Nachdem wir eine allgemeine Beschreibung des Spreewaldes gegeben haben, wenden wir uns jetzt den einzelnen bemerkenswerthen Punkten zu, und zwar denen zunächst, welche im Oberspreewalde liegen. Wunderschön und in seiner ganzen keuschen Herrlichkeit stellt sich uns der Erlenwald an der breiten Mutnitza unterhalb des

Digitized by Google

Forsthauses Eiche dar. Die uralten grauen Stämme erreichen hier eine sehr bedeutende Höhe und haben oft mehr als 1 m Durchmesser. Außerordentlich lohnend ist von hier aus die Kahnfahrt nach der Kannowmühle. Ueber uns und unter uns im Wiederscheine des Flußarmes wölbt sich ein herrlicher grüner Dom! Eine erquickende Ruhe lagert über der ganzen Landschaft; der Kahn gleitet lautlos dahin, kaum bemerkbare Furchen im Wasser ziehend, und haben wir die düstere Kannowmühle erreicht, o wie träumt es sich dort, unter den dunklen Erlenwipfeln, so gut von der dämmernden Vorzeit des Spreewaldes!

Nicht minder schön ist ein Ausflug von Burg nach nördlicher Richtung, der Straupitzer Buschmühle und dem Flecken Straupitz zu. Die erstere liegt an einem Arme der großen Mutnitza und nimmt unter den Mühlenhöfen des Spreewaldes den ersten Rang ein. Die Brücke, welche zu derselben führt, das von einer Linde überschattete Wohnhaus, der liebliche Garten, das rauschende Fließ und der waldige Hintergrund bilden hier ein Ganzes von idyllischer Schönheit. In dem Bezirke ringsum bis nach Eiche und bis zur Spreewaldschenke von Polenz liegen die herrlichsten Punkte der Landschaft.

Der Flecken Straupitz selbst hat einen fast städtischen Charakter. In sorbischer Sprache führt derselbe noch heute seinen alten Namen Tschupc. Nach Schinkel'schem Entwurfe hat die vorher freiherrliche, jetzt gräfliche Familie von Houwald die zweithürmige Kirche im Basilikenstil erbaut. Ein prächtiges Altargemälde schmückt das Gotteshaus. Auf der Stelle des am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts neu erbauten Schlosses stand einst die feste Burg der Herren von Ilow, einer echten märkischen Ghibellinenfamilie, die einst wegen ihrer Anhänglichkeit an die bayerischen Fürsten vom päpstlichen Bannfluche betroffen wurde. Hier saßen nach den Ilows die Burggrafen von Dohna, die von der Schulenburg, die Köckeritz und Wallwitz, bis endlich im Jahre 1655 ein auf mannichfachen Kriegszügen ergrauter Soldat, der schwedische, polnisch-sächsische und kurbrandenburgische General Christoph von Houwald Schloß und Herrschaft Straupitz erwarb. Seit jener Zeit haben die Houwald auf der uralten Wendenfeste gesessen, bauend, ordnend, urbar machend, wahre Väter ihrer Untergebenen. Welchen Segen hat nicht der Landrichter Karl Gottlob Wilibald von Houwald um sich ausgestreut! Er war es, welcher die Dörfer Neu-Bielegure und Mühlendorf, das Vorwerk Horst, die Kaupernahrungen im Spreewalde und viele Häuslerwohnungen in seiner Herrschaft gründete und dann den Schloßbau zu Straupitz ausführte. Auch ein Liebling der Musen hat zu Straupitz auf dem Schlosse das Licht der Welt erblickt, der Dichter Christoph Ernst von Houwald, ein seinerzeit vielgefeierter Mann. Indessen — vergessen sind heute die Schicksalstragödien, welche ihm einst eine Fülle von Ruhm erwarben, und nur von seinen Erzählungen findet sich hier und dort noch eine in den Anthologien für unsere Jugend. Der Dichter starb 1845 als Landsyndikus der Niederlausitz auf seinem Gute Neuhaus bei Lübben.

Aber nicht allein Straupitz im Norden des Oberspreewaldes, sondern auch die Ortschaften Leipe und Lehde im Süden desselben verdienen einen Besuch. Beide Dörfer bilden eine sonst in der Mark Brandenburg nicht wieder vorkommende Erscheinung. All ihre zerstreut liegenden Gehöfte sind durch breite Wasserwege geschieden, und wenn auch die einzelnen Häuser sich fast völlig gleichen, so wird doch bei einer jeden Wohnung durch Baumwuchs und Gartenland,

Digitized by Google

durch die Fischkasten und Kähne, durch Anlage der Wirthschaftsgebäude und Ställe das Landschaftsbild ein verschiedenes. Auch an Plätzen von vornehmer und fast düsterer Schönheit fehlt es nicht; am genußreichsten ist der Besuch dieser Inseldörfer, wenn sie vom Mondschein beleuchtet werden.

Die wichtigste Stadt, zu gleicher Zeit die Empore des Oberspreewaldes, das liebliche Lübbenau, erreichen wir gar bald, wenn wir von Lehde westwärts wandern. An mehreren Spreearmen gelegen, auf der östlichen Seite von Wiesen, auf der westlichen von Feldern umringt, breitet sich die Stadt mit ihren freundlichen Häusern und ihrer zierlichen Kirche vor uns aus.

Sie besitzt jetzt etwa 3300 Einwohner, welche zum großen Theile von dem blühenden Handel mit Gartenfrüchten und Sämereien leben. Ganze Kahnladungen roher und eingemachter Gurken gehen die Spree hinunter nach Berlin, und fast nicht minder bedeutend ist der Versandt nach Dresden und Leipzig. Weit um die Stadt breiten sich die vortrefflich gepflegten Gärten aus, in welchen neben den Gurken auch Zwiebeln und Meerrettig, Sellerie, Majoran, Kohlrüben, Bohnen und Erbsen gebaut werden. Und damit dem Nützlichen auch das Angenehme sich geselle: zugleich mit dem würzigen Dufte dieser Küchengewächse erfreut uns der Wohlgeruch, welchen bunte Levkojenbeete zu uns herübersenden.

Die Kirche der Stadt ist in modernem Stile erbaut und umschließt als bemerkenswertheftes Denkmal der Kunst das Grabmonument eines Grafen Moritz Karl von Lynar, ein Werk des Dresdener Hofbildhauers Knöffler aus schwarzem Marmor vom Jahre 1768 und ganz in dem Stile jener Zeit, über dessen Reinheit sich ja viel rechten läßt, der aber dennoch stets als ein prägnanter Ausdruck des Geistes jener Tage die Aufmerksamkeit der Nachwelt erregen wird. Oestlich von der Stadt, jenseit eines Spreearmes, liegt das Schloß der gräflichen Familie Lynar, welche seit 1621, wie wir weiter unten sehen werden, die Herrschaft Lübbenau besitzt. Stolz erhebt sich der wahrhaft vornehme Herrensitz in dem anmuthigen Parke, geschmückt mit den Schlangen- und Thurmschildern des Lynar'schen Wappens und von normännischen Thürmen flankirt. Neben einer Bibliothek von sehr bedeutendem Werthe birgt das Haus Lübbenau eine vorzügliche Bildergalerie, darunter eine Sammlung der Porträts des gräflichen Geschlechtes, welche bis auf den berühmten ersten Lynar in kurbrandenburgischen Diensten zurückgeht, ein sehr reichhaltiges Archiv und vortreffliche Kunstwerke der Plastik.

Auf Schloß Lübbenau sind in alter Zeit fast alle großen Geschlechter der Lausitz gesessen gewesen, die Eulenburg, die Langen, die Polenz, die Köckeritz und die Schulenburg. Im Jahre 1621 endlich ging, wie schon bemerkt, die Herrschaft Lübbenau sammt ihrer alten Feste auf das gräfliche Haus der Lynar über, mit dessen Geschichte und dessen Ahnherrn wir uns nun näher zu beschäftigen haben.

Die Lynar, eigentlich die Herren von Guerini und Grafen von Linari, stammen nach völlig glaubhaften Nachrichten von altlongobardischen Edlen ab, welche einen Felsenhorst auf der Grenze der Romagna und des florentinischen Staates sich zum Wohnsitz auserwählt hatten. Stets haben sie in Italien die Rechte freier Dynasten genossen; ja selbst das kaiserliche Blut der Staufer einte sich dem ihrigen, als ein Lynar die Urenkelin des blonden Königs Enzio, die Gräfin Bentivoglio, heimführte. Aus solchem Geschlechte ward im Jahre 1525

Digitized by Google

Graf Rochus geboren, Sohn eines vielerprobten Feldobersten Kaiser Karl's V. und einer Gräfin Lucretia Vanderelli.

Frankreich und der Hof Franz' I. gaben dem hoffnungsvollen Knaben die erste Erziehung. Mit ausgezeichneten technischen und kriegerischen Fähigkeiten begabt, schwang er sich in verhältnißmäßig sehr jungen Jahren bis zum Generalgouverneur aller französischen Festungen auf. In der Schlacht von St. Quentin befehligte er als Marechal-de-Camp bereits einen Theil der französischen Truppen; seine hohen artilleristischen und fortifikatorischen Kenntnisse aber bewies Graf Rochus aufs Glänzendste bei der Vertheidigung von Metz gegen Karl V. Nachdem er feierlich zum evangelischen Bekenntnisse übergetreten war, vermählte sich der Graf mit der Freiin Anna von Montowt — wie es scheint, einer durch Stand und Herzenseigenschaften gleich ausgezeichneten Hugenottin. Ein Anhänger des großen Admirals Coligny, nahm Rochus von Lynar darauf einen lebhaften Antheil an den französischen Religionsstreitigkeiten. Die letzteren scheinen endlich auch den Grafen dazu bewogen zu haben, sich in deutschem Lande eine zweite Heimat zu suchen.

Hier treffen wir ihn zunächst als einen der ritterlichen Partisane des Pfalzgrafen Johann Kasimir, welcher die Hugenotten in echt mittelalterlicher Weise als Condottiere zu unterstützen versuchte, später an den Höfen zu Heidelberg und Dresden. An letzterem Orte nahm er seine künstlerische und kriegerische Bauthätigkeit wieder auf; er befestigte Dresden und führte die Augustusburg auf. Eine zweite Ehe verband ihn in dieser Periode seines vielbewegten Lebens mit einer Freiin von Thermo.

Von Dresden aus mag Graf Rochus von Lynar die ersten Beziehungen mit dem Hause Brandenburg angeknüpft haben, oder vielmehr, die Besuche des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg am Dresdener Hofe mögen diesem die erwünschte Gelegenheit geboten haben, einen so ausgezeichneten Mann kennen zu lernen.

Im Jahre 1578 wurden die beiderseitigen Verhandlungen in Betreff des Grafen Lynar und seines Uebertritts in kurbrandenburgischen Dienst endlich abgeschlossen; Rochus Guerini erhielt die Titel „Generaloberster der Artollerey, Geheimbder Rath, auch oberster Kriegsbaumeister" und trat als Festungsbaumeister und Generalingenieur unter die Fahne des rothen Adlers. Mit fürstlichem Gehalte — muß man sagen — so sparsam sonst der Kurfürst Hans George war; denn außer seiner Besoldung von 12,000 Thalern bezog der Graf an Naturallieferungen 250 Tonnen Bier, 2 Fuder Rheinwein, 3 Fuder blanken Landwein, 1 Fuder desgleichen „vom Rothen", 6 fette Ochsen, 50 Hammel u. s. w. Wir wissen freilich nicht, ob so bedeutende Lieferungen ausschließlich zum eigenen Bedarfe des Grafen bestimmt waren.

Der ungemein thätige Krieger, welcher außer den Bauten in Spandau, Peitz und Küstrin auch die Aufsicht über sämmtliche kurfürstlichen Schlösser, über das Regal der Rüdersdorfer Kalkberge, das Salz- und Salpetersieden, das Pulvermachen und über das gesammte Geschützwesen hatte, starb 1596 am 22. Dezember und fand an dem Orte seines rastlosen Schaffens, zu Spandau, die ewige Ruhestätte. Sein Sohn Johannes Kasimir, welcher seine Namen nach dem fürstlichen Freunde des Vaters, dem ritterlichen Pfalzgrafen, erhalten hatte, vermählte sich 1599 mit Elisabeth, der Tochter Christian's von

Distelmeier, Erbherrn auf Malsdorf und Radensleben, der Enkeltochter des großen Kanzlers Distelmeier, welcher sich aus niederem Stande zu seiner hohen Würde aufgeschwungen und die Geschäfte des brandenburgischen Staates mit großem Geschick und untadelhafter Redlichkeit in schwierigster Zeit geführt hatte. Die Gräfin Elisabeth von Lynar, seit 1619 Wittwe, erkaufte 1621 aus dem hinterlassenen Vermögen ihres Gemahls Johann Kasimir die Herrschaft Lübbenau von den Freiherren von der Schulenburg, und seit jenen 260 Jahren ist Lübbenau, die Perle des Spreewaldes, ohne Unterbrechung in dem Besitze des gräflichen Hauses verblieben.

Auch die Gegend von Lübbenau ist reich an Sagen, welche ein eigenthümliches Gepräge tragen. Wir übergehen die vielen Geschichten, welche auf vergrabene Schätze, versunkene Glocken, auf Kobolde und Hexen sich beziehen; wir übergehen auch die Sage von der Buschmühle, in welcher einst ein beherzter Knappe einer in greulicher Thiergestalt erscheinenden Hexe die Hand — anscheinend eine Katzenpfote — abgehauen hat, gedenken aber einer märkischen Sage, welche sich auf den Stifter des Hauses Lynar in diesen Landen, den großen Grafen Rochus, bezieht.

In dem Spreewalde, so heißt es, hielten sich einst viele Tausende von Schlangen auf. Ja, es gab sogar geflügelte Thiere unter ihnen; und damit im Reiche des Wassers und des Sumpfes Ordnung herrschte, hatten sie einen Schlangenkönig, ein großes und besonders starkes Reptil, welches auf dem Kopfe an zwei gebogenen Haken eine Krone von unschätzbarem Werthe trug. Hiervon hörte der erste Lynar, welcher als ein kühner, aber armer Ritter nach der Mark gekommen war. Er wußte auch, daß der Schlangenkönig mit seinem Gefolge an einer bestimmten Stelle des Spreeflusses zu baden pflegte und während seines Aufenthaltes in den kühlen Fluten seine Krone auf ein weißes Tuch legte, welches am Ufer ausgebreitet war. Solch ein Tuch legte der Graf an des Flusses Rand auf den Rasen; dann versteckte er sein gutes Roß im nahen Gebüsche und erwartete klopfenden Herzens den Ausgang seines Wagnisses, welches auf nichts Geringeres hinausging, als dem Schlangenkönige seine Krone zu rauben.

Wie Graf Rochus es erwartet hatte, so geschah's; der Schlangenkönig kam mit seinem Gefolge; er legte seine Krone auf das blendend weiße Tuch, erquickte sich in der schimmernden Flut und schien endlich zu schlafen. Diesen Augenblick benutzte der Graf; er faßte, aus seinem Verstecke hervoreilend, die vier Zipfel des Tuches zusammen und entfloh auf seinem Rosse mit dem kostbaren Schatze. Kaum aber war er einige Schritte von dem Ufer des Flusses entfernt, als er hinter sich ein Pfeifen und Zischen vernahm: der Schlangenkönig mit seinen Genossen schoß pfeilschnell hinter ihm her. Aber der Graf hatte an dem Tage einen guten Renner zum Reitpferde ausgewählt. Und doch wäre er beinahe verloren gewesen, denn eine Mauer hemmte plötzlich seine Flucht; sein edles Roß aber trug ihn in gewaltigem Sprunge mit letzter Kraft auf den gefeiten Hof seiner Burg. Darum die Schlange mit den Rosen, darum der Burgthurm im Wappen der Lynar; so behauptet die Sage, welche indessen auch in anderen Gegenden wiederkehrt und nichts Anderes ist, denn ein Rest uralten Heidenglaubens indogermanischer Völker. Die Krone des Schlangenkönigs aber — damit schließt diese merkwürdige Ueberlieferung — ward für

Digitized by Google

die Herren von Lynar das Mittel, zu hohen Ehren und reichem Landbesitze zu kommen.

Noch viel hätten wir zu berichten von Schloß Lübbenau, seinen ritterlichen Besitzern und seinen Kunstschätzen; aber auch die Hauptstadt des Spreewaldbezirkes, das uralte Lübben, macht seine Rechte auf uns geltend. Von Lübbenau aus erreichen wir sehr bald die ehrwürdige Wendenstadt, welche schon 1007 als eine civitas magna erwähnt wird. Jedoch die frühere Größe ist verschwunden. Heute hat Lübben, in die Alt- und Neustadt, den Schloßbezirk und die Gubener Vorstadt getheilt, nur etwa 5600 Einwohner. Aber die uralte Stadt an der Berste und der Spree ist von freundlichem und einladendem Ansehen. Nicht umsonst heißt sie — freilich nach unverbürgter Sage — die Stadt der wendischen Aphrodite, „die Stadt der Schönheitsgöttin Liuba". Dicht an der Stadt, im Westen, längs der Berste befindet sich die hervorragendste Zierde der Stadt, ihr herrlicher, von Laubholz gebildeter Hain.

Schloß Lübben freilich, der Sitz der alten Landvögte von der Lausitz, bietet des Merkwürdigen nichts mehr dar. Wir müssen uns hier an die Kirchen halten, und die altersgrauen oder tiefgebräunten Steine der Gotteshäuser geben uns bessere Auskunft über die Berühmtheiten der Gegend und der Stadt.

In der Hauptkirche von Lübben, welche indessen durch spätere Bauten viel von ihrem ursprünglichen Charakter verloren hat, finden wir außer einer trefflichen Kopie der Himmelfahrt von Rafael Mengs das Bild eines Mannes, dessen aus tiefster Seele, aus glühendster Andacht und freudigstem kindlichen Glauben hervorgegangene geistliche Lieder noch heute einen unberechenbaren Segen in aller Stille ausüben: das Bild Paul Gerhardt's. Er starb als Archidiakonus zu Lübben im Jahre 1676.

Das Leben des berühmten geistlichen Dichters ist in wenigen Worten erzählt. „Paulus Gerhardt" — so schreibt er sich — ward 1606 oder 1607 als Sohn des Bürgermeisters Christian Gerhardt zu Gräfenhainichen in Kursachsen geboren. Die Eindrücke des Dreißigjährigen Krieges also erfüllten seine Jugend; er hat sie später in seinem herrlichen Friedensliede: „Gott Lob! nun ist erschollen das edle Fried' und Freudenswort" auf eine ergreifende Weise wiedergegeben, wenn er singt:

„Das drückt uns Niemand besser
In unsre Seel' und Herz hinein
Als ihr zerstörten Schlösser,
Ihr Städte voller Schutt und Stein,
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Heid',
Ihr Gräber voller Leichen
Und blut'gem Heldenschweiß,
Der Helden, deren Gleichen
Auf Erden man nicht weiß." —

Noch in seinem vierundvierzigsten Lebensjahre finden wir unsern Dichter als Kandidaten des Predigtamtes zu Berlin, in den Häusern vornehmer Bürger informirend und dann und wann in den alten Kirchen der Spreestadt mit großem Beifalle predigend. Erst 1651 kam Gerhardt auf Empfehlung des Berliner Rathes als Propst nach Mittenwalde. Hier schloß er ein Ehebündniß mit Anna Maria Berthold, der Tochter eines kurbrandenburgischen Kammergerichtsadvokaten zu Berlin; hier brachen aber auch die ersten Prüfungen seines Lebens, Nahrungssorgen und der Tod eines geliebten Kindes, über ihn herein.

Im Jahre 1657 folgte Gerhardt einem Rufe des Berliner Raths als Diakonus an St. Nikolai. Hier ereilte ihn das tragische Geschick seines Lebens.

Mit ganzem Herzen ein Lutheraner, vermochte er es nicht, jenen von dem Großen Kurfürsten geforderten Revers zu unterschreiben, wonach die Lutherischen sich der Polemik gegen die Reformirten von der Kanzel herab zu enthalten hätten. Es ist völlig falsch, den großen Herrscher in dieser Angelegenheit irgend welcher Härte zu beschuldigen; er hätte gern seiner Hauptstadt den ausgezeichneten Theologen und wahrhaft frommen Geistlichen erhalten, aber Paul Gerhardt, so warm sich auch der Magistrat und die Viergewerke von Berlin für ihn verwendeten, verzichtete selbst im Jahre 1667 auf sein Amt „um des Gewissens willen" — ein echter Sohn seiner strenggläubigen Zeit — obwol ihm Friedrich Wilhelm Altar- und Kanzeldienst wieder gestattet hatte.

Paul Gerhardt.

Die Liebe seiner Berliner Gemeinde sorgte in schwerer Zeit für den bekenntnißtreuen Mann, bis 1668 ein Ruf aus Lübben an ihn erging. Nach langen und ärgerlichen Verhandlungen über die Baulichkeiten der Amtswohnung erschien endlich, Ende Mai 1669, in Berlin der Wagen, welcher Paul Gerhardt und die zahlreiche Verwandtschaft desselben, welche er von seiner Armuth unterhielt, nach Lübben führte.

Dort hat er in Segen bis an seinen Tod gewirkt. Ein Zeitgenosse sagt über ihn: „Bei seiner Frömmigkeit hat Gerhardt den Teufel, die falsche Welt und viele Religionsfeinde beständig auf dem Halse gehabt, also, daß er sehr fleißig hat beten und streiten müssen. Zu dem Ende hat er des frommen Arnd Paradiesgärtlein stets bei sich getragen und hoch und werth gehalten."

Schon am 7. Juni 1676 entschlief er sanft. Noch ist sein Testament an seinen einzigen Sohn vorhanden, ein schönes Denkmal, das er sich setzte. Aber

freilich — weit wird dasselbe von seinen geistlichen Liedern überragt. Und nicht allein die Tiefen der Religion, die Tiefen des menschlichen Herzens in Sorge, Noth und Sünde wußte der gottbegnadete Dichter aufzudecken: welch kindlicher Sinn für die Schönheit der wieder erstandenen Natur tritt uns in dem Liede entgegen: „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'!"

Die Lübbener Hauptkirche bewahrt, wie bereits bemerkt, das Bild des frommen Dichters, und die Unterschriften desselben sprechen von Gerhardt's Prüfungen, sie nennen ihn aber auch mit Recht den „Assaph der lutherischen Kirche". Später hat die Kritik unbarmherzig auch jene schöne Sage zerstören müssen, welche das bekannteste Lied Paul Gerhardt's, das Lied: „Befiehl du deine Wege", auf der Flucht von Brandenburg nach Sachsen in dem Garten eines Gasthauses entstehen läßt; weit wahrscheinlicher ist es, daß das herrliche Trostlied in dem Diakonatshause von St. Nikolai zu Berlin aus des Dichters Herzen hervorgequollen.

Noch eine Merkwürdigkeit der Stadt Lübben haben wir zu besuchen. Vor dem Luckauer Thore liegt das Dorf Steinkirchen mit einem sehr alten Gotteshause. Dasselbe soll die älteste Kirche der Lausitz sein und ist der Sage nach unter dem Schutze der auf der Burglehnfeste liegenden deutschen Besatzung erbaut worden. Wirklich weist der Feldsteinbau und der kleine Eingang auf ein sehr hohes Alter hin. Noch steht in dem wüsten Kirchlein ein altes Marienbild — aber „die Beter kommen nimmer."

Leicht sind von Lübben aus die Naturschönheiten des Unterspreewaldes erreichbar. Wir entsagen einer genaueren Schilderung desselben, weil wir das von dem Oberspreewald Erwähnte zum großen Theile wiederholen müßten. Nur des Wehlaberges mit seiner herrlichen, weitreichenden Aussicht und der Dörfer Schlepzig und Großwasserburg mit ihren mannichfachen Naturschönheiten sei hier Erwähnung gethan.

In diesem Theile des Spreewaldes, der übrigens durch die Bebauung des Bodens ungleich mehr gelichtet worden ist als die südlicher gelegene Hälfte, leben hauptsächlich auch in unseren Tagen noch die Sagen von der Noth des Dreißigjährigen Krieges, man behauptet, daß damals die Bevölkerung der ganzen Umgegend vor den Schweden sich in die fast unzugängliche Wildniß geflüchtet habe.

Der Schwielungsee. Auf unseren weitern Wanderungen in den Spreelandschaften erreichen wir auf der Kunststraße von Lübben aus in nordöstlicher Richtung eine Hauptmerkwürdigkeit des lausitzer Landes, den großen Schwielung- oder Schwielugsee (22,88 m Höhe).

Wahrscheinlich ist diese bedeutende Wasserfläche erst entstanden, als die Spree durch den Anbau des Bodens an ihren Ufern mehr und mehr zurückgedrängt wurde und nun eine Gegend überfluten mußte, welche vorher, als der Fluß sich noch frei ausdehnen konnte, nur sumpfiges Bruchland war. Alte Nachrichten sprechen wenigstens dafür. Zu Ende des 16. Jahrhunderts gab es hier nur einige mit Eichen und Buschwerk bewachsene Sümpfe; man hütete Schweine in ihnen, daher der Name „Schweineloch". Als aber unterwärts zu Beeskow durch Markgraf Hans von Küstrin mehrere Schleußen angelegt worden waren, zog sich das Wasser auf diese Sümpfe zurück und bildete allmählich den großen, aber seichten See.

Digitized by Google

Vor etwa 25 Jahren hatte der Schwielung als Handelsstraße einen bedeutenderen Werth als jetzt. Gleich einer Schar von Schwänen zogen die leuchtenden Segel der Spreekähne über ihn dahin; jetzt aber, wo die gewerbreiche Stadt Kottbus Mittelpunkt des niederlausitzer Handels geworden ist, liegt der Verkehr danieder. Nur der sehr bedeutende Fischreichthum des Sees ist geblieben, und noch täglich spendet er Hunderten von Fischern ihren Lebensunterhalt.

Oestlich des Schwielungsees liegt die bedeutende, schon seit 1519 dem Geschlechte von der Schulenburg gehörige Herrschaft Lieberose, westlich von demselben, bereits im Lande Beeskow-Storkow, das Schloß Cossenblatt, einst ein Besitzthum des Geschlechts Derer von Oppen, dann seit 1699 Eigenthum des kurbrandenburgischen Feldmarschalls Hans Albrecht von Barfuß. Der Letztere begann den Schloßbau, welchen seine Wittwe beendete. Von der Letzteren, einer geborenen Gräfin Eleonore von Dönhof, erzählt die Sage, daß sie, um ihrem einzigen, ungeliebten Sohne sein Erbe zu schädigen, ihre Schätze beiseite geschafft und die kostbare Einrichtung des Schlosses zerstört habe. Auf dem Schloßhofe thürmte sie dieselbe zu einer hohen Pyramide auf; dann setzte sie sich vor derselben in ihren Lehnsessel nieder und hieß den kostbaren Hausrath mit Fackeln anzünden. Als derselbe niedergebrannt war, lag auch sie todt in ihrem Rollstuhle.

Im Jahre 1735 erkaufte Friedrich Wilhelm I. das Schloß Cossenblatt. Hier verbrachte der König seine trüben Stunden, wenn Gicht und Wassersucht ihn plagten; hier hatte er seine Staffelei aufgestellt, um sich die Qualen des Körpers durch Malen zu vertreiben. Aber die Bilder, welche der König „in Qualen" gemalt hatte, sind nicht mehr hier; sie sind nach Königs-Wusterhausen hinübergewandert. Schloß Cossenblatt ist jetzt öde und wüst; die Vögel jagen und haschen einander in den kahlen weißen Gemächern, die jeder Pracht entkleidet sind.

Im Norden endlich des Schwielungsees haben wir noch ein Städtlein zu besuchen, welches von einem hochragenden, aber verfallenen Johanniterschlosse beschützt wird, das Städtchen Friedland. Abgeschlossen fast von jedem Verkehr, bietet der Ort das charakteristische Bild eines märkischen Landstädtchens dar; die Wassermühle klappert am Ende der Straße und Heerden sowie Scharen von Federvieh durchwandeln langsam die holprigen Straßen. In dem hölzernen Maßwerke der Kirchenfenster aber blickt uns das Kreuz des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spitale zu Jerusalem entgegen. Den Johannitern gehörte Friedland von 1523 bis zur Säkularisation des Ordens; vorher hatten die edlen Herren von Köckeritz hier auf dem Schloßthurme Jahrhunderte lang ihr Lilienbanner wehen lassen.

Das Land Beeskow-Storkow. Ein sandiger Weg führt uns von Friedland durch kümmerliche Heide, deren Ränder mit Birkenpflanzungen besetzt sind, nach der Stadt Beeskow (4400 Einwohner). Dicht vor ihren Thoren, beim Amte Bahrensdorf, grüßt uns wieder der klare Spiegel der fischreichen Spree. Noch ist stückweise die alte hohe Mauer der Stadt und ihre Thurmbewehrung erhalten. Hoch über die niederen Dächer des Städtleins ragt die herrliche Liebfrauenkirche empor, eine der schönsten Kirchen der Mark, hochgewölbt und dreischiffig, leider mit unvollendetem Thurme.

Digitized by Google

Wie jetzt noch draußen an der Mauer des hohen Chores sich der Epheu um Fenster und Strebepfeiler windet, so schlang sich einst eine reiche künstlerische und historische Ausschmückung um die graziösen Pfeiler des Innern der Kirche. Leider aber sind die Grabsteine der Edlen aus der Umgegend und der Rathsherren der Stadt selbst, die Kruzifixe und Heiligengestalten aus der Kirche verbannt und auf den Marterchor, eine Art „Rumpelkammer", versetzt worden, auf welchem sie nun nicht mehr zur poetischen und künstlerischen Ausschmückung der Kirche wirken können. Wir werden einem ähnlichen Verhalten gegen die Reste des Alterthums noch oft in der Mark begegnen.

Das Amt zu Beeskow, welches jetzt eine völlig neue Architektur aufweist, war einst ein Schloß der Bischöfe von Lebus. Von diesen Kirchenfürsten werden wir hören, wenn wir erst Fürstenwalde an der Spree, ihre bevorzugte Residenz, erreicht haben werden. Vorläufig aber haben wir noch in der alten Herrschaft Beeskow-Storkow und im Lebuser Lande — links und rechts des Spreeflusses — einige Zeit zu verweilen.

Die Lande Beeskow und Storkow — wie es scheint, ursprünglich slavische Herrschaften — welche den Edlen von Streele und nach ihnen denen von Biberstein gehörten, bildeten Lehne der Krone Böhmen und standen nur in geistlicher Beziehung unter dem Bisthume Lebus. Erst sehr spät sind sie Bestandtheile der Mark Brandenburg geworden. Herr Ulrich von Biberstein verkaufte im Jahre 1518 die beiden Lande mit allem Zubehör, ja selbst mit dem Inventar der festen Häuser und den Büchsen auf den Wällen, für 45,000 rheinische Gulden an den „Hochwürdigen in Gott Vater, Fürsten und Herrn, Herrn Dietrich von Bülow, Bischof zu Lebus." Als nun im Jahre 1555 der unmündige brandenburgische Prinz Joachim Friedrich zum Bischofe von Lebus erwählt worden war, übernahm für ihn sein Vater, der Kurprinz Johann Georg, die Verwaltung des Hochstifts. Dieser Fürst veräußerte im Jahre 1555 die beiden Herrschaften an seinen Oheim, den land- und geldansammelnden Markgrafen Johannes von Küstrin.

Herr Hans hatte mit dem Hause Oesterreich, als dem Inhaber der böhmischen Krone, noch gar manche höchst verwickelte Angelegenheit ins Reine zu bringen, ehe er sich als den wirklichen Besitzer der Lande Beeskow-Storkow betrachten konnte. Aber in seiner vorsichtigen und abwartenden Politik, die nicht am wenigsten durch seine stets wohlgefüllte Kasse unterstützt wurde, setzte er auch die Vereinigung dieser Lande mit seinem Erbe, der Neumark, durch und hinterließ sie dann im Jahre 1571 dem Wiedervereiniger des seit 1535 getrennten brandenburgischen Staates, dem Kurfürsten Johann George. Freilich blieben dieselben vorerst noch Lehne der Krone Böhmen, und erst der Breslauer Friedensvertrag von 1742 hat Beeskow und Storkow völlig mit der Krone Preußen vereint.

Von der alten Stadt Beeskow und ihren zerbröckelnden Mauern aus bieten sich dem Wanderer lohnende Partien dar. Die nächste derselben führt uns nach dem Dorfe Groß-Rietz mit seinem prächtigen Parke. In der Kirche desselben ruhen die alten Herren — die von Kracht — vor denen einst das märkische Sprüchwort wol nicht mit Unrecht „ihrer Raublust wegen und Gewaltthätigkeit halber" warnte. Prächtige Denkmäler sind späteren ritterlichen Herren aus dieser Familie und aus dem Geschlechte Derer von der Marwitz errichtet.

Digitized by Google

Aber auch der Gottesacker um das anziehende, trefflich in Stand gehaltene Kirchlein von Groß-Rietz bietet uns hochintereſſante Denkmäler. Hier ruht der vielberufene Miniſter Johann Chriſtoph von Wöllner, einſt ein Kandidat der Theologie, und die Frau, die er entführt hatte, eine Tochter des Hauſes Itzenplitz.

Die Geſchichte hat ihr Urtheil über den unfähigen Miniſter Friedrich Wilhelm's II. längſt geſprochen; daſſelbe wird ſich niemals umſtoßen laſſen.

Liebfrauenkirche zu Beeskow.

Der frühere Geiſtliche und ſpätere Oberfinanzrath war ſeiner Stellung als Leiter der geiſtlichen Angelegenheiten keineswegs gewachſen, und ſeine Religionsedikte vom 9. Juli 1788, durch welche er den die Zeit beherrſchenden Unglauben auszurotten verſuchte, haben, ebenſo wie die von ihm eingeführte Cenſur über die neu erſchienene Literatur, eher geſchadet als genützt. An dem grünen Hügel aber, unter welchem er ruht, der vielgeſchmähte Mann, fühlt auch ſein Feind und Gegner ſich zur Milde geneigt. Wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß Wöllner den beſten Willen gehabt hat, der Irreligioſität und Pflichtvergeſſenheit entgegenzutreten, an welcher das nachfriederizianiſche Preußen im Jahre 1806 endlich wirklich zu Grunde gegangen iſt. Seine ſchweren Fehler aber beſtanden in der Unlauterkeit ſeiner Mittel und in der Nachſicht, welche er gegen die ſittlichen Gebrechen des eigenen Herzens und die von Höherſtehenden beobachten zu müſſen glaubte.

Wenn uns im Parke zu Groß-Rietz und in der lindenbeſchatteten Kirche dieſes Dorfes die Erinnerungen an die Kracht, die Marwitz und die Itzenplitz

lebendig werden, so ist die Kirche des Dorfes Lindenberg im Westen von Beeskow fast völlig dem Gedächtnisse des erstgenannten ritterlichen Geschlechtes geweiht. An den Kirchwänden stehen die Grabsteine der alten hochgemuthen Krachte, die nicht umsonst den Adlerflügel im Wappen führten, denn stolz und hochfliegend war stets ihr Sinn; das haben sie in kurbrandenburgischem und sächsisch-polnischem Kriegsdienst oft bewiesen. Aber es war auch ein überstolzes Geschlecht von unbändigem Sinne. Schon vorhin deuteten wir den Spruch an:

„Vor Köckeritz und Lüderitz,
Vor Kröcher, Kracht und Itzenplitz
Behüt' uns, lieber Herre Gott!"

und der Kaufmann soll ihn oft als Stoßseufzer auf märkischer Landstraße gebetet haben, obwol er seinen wohlbezahlten Geleitsschein in der Tasche trug. Die Kracht waren dazumal ein reichbegütertes Haus, aber es ist rückwärts mit der Familie gegangen; ihre Edelhöfe sind ihr verloren gegangen, nur in den märkischen Kirchen findet der Wanderer noch häufig das Wappen mit der Adlersklaue und dem Adlersfittich; von den alten Schloßportalen ist dasselbe verschwunden.

Eine kurze Wanderung von dem Dorfe Lindenberg und seiner „Krachtsheide" nach Nordosten führt uns an die Ufer eines langgestreckten Sees, welcher zu den schönsten der Mark Brandenburg gehört. Gleich vielen anderen Gewässern der Mark führt er den Namen des „Scharmützelsees", welcher noch nicht hinlänglich erklärt ist. Die Länge der spiegelglatten, von dunklen Wäldern und den Feldmarken von ungefähr sechs Dörfern, namentlich von Sarow, Silberberg, Pieskow und Diensdorf, umgrenzten Wasserfläche beträgt etwa 10, die Breite etwa 2 km. Bei dem Dorfe Silberberg will man Hünengräber entdeckt haben, und alte Sagen ziehen durch die Föhrenwipfel, welche im leisen, über den silbernen See dahinziehenden Winde rauschen.

Es ist die melancholische Sage von der versunkenen Stadt, welche uns hier aus dem Munde der seeanwohnenden Fischer entgegengeklungen ist. Alle Herrlichkeiten, auch die goldprangenden Tempel der alten Götter — sie liegen unter der krystallenen Flut; aber die Stimmen der Tiefe werden dem begnadeten Sonntagskinde doch zu bestimmten Zeiten vernehmlich. Dann klingt es und singt es herauf, das Herz des einsamen Fischers mit wunderstarker Sehnsucht erfüllend. Von Zeit zu Zeit spendet auch die Tiefe ihre Gaben. Vor vielen Jahren warfen einmal zwei Fischer im See ihre Netze aus, als sie dieselben aber aus der blauen Flut herausziehen wollten, reichten ihre Kräfte fast nicht aus. Ungeduldig und ärgerlich stieß der Eine von ihnen einen Fluch aus. Da fiel mit gewaltigem Getöse aus dem Netze eine spiegelblanke Glocke in den Grund, und aus den wirbelnden Wassern klang es wie höhnend hervor:

„Anne Susanne
Kommt nimmer to Lande!"

Die Glocke aber, sie zeugte von der Herrlichkeit der untergegangenen Stadt.

Mit dem Scharmützelsee stehen die ausgedehnten Gewässer von Storkow in Verbindung, deren bedeutendste der Storkow- und der Wochowsee sind. Stolze Adelshäuser, wie Sarow am Scharmützel eins ist, liegen um diese Seen nicht herum; aber der Kiefernwald tritt nahe an sie heran; das Schilf, es

Digitized by Google

rauscht im leisen Abendwinde, feurig blickt die scheidende Sonne zwischen den schlanken, schwarzen Stämmen hindurch, und der Schrei des Reihers tönt durch den dunkelnden Wald. Die wasserreiche, aber durchaus nicht sumpfige Gegend hat Schönheiten von anspruchslosem, aber tief zu Herzen gehendem Charakter. Suche sie auf, lieber Leser, die Seen von Storkow, wenn das Klappern der fernen Wassermühle in gedämpften Tönen durch die Nachtluft herüberklingt — nicht lauter, nicht schriller als der melancholische Unkenruf aus dem mondscheinübergossenen Weiher — suche sie auf, wenn die Rehe heraustreten an den dämmernden, dort drüben noch mit dem hellen, violetten Scheine des im Westen verglimmenden Abendroths bestrahlten See, oder wenn Alles still geworden und nur die Glocke des nahen Kirchleins zu dir tönt, die Stunden der Nacht anschlagend: du hast stets den Eindruck eines Friedens, der auch dem todmüden und schwerverwundeten Gemüthe noch Erquickung bringen kann.

Die von Seen umgebene, sonst aber offene Stadt Storkow (2100 Einwohner), welche mit vielen ihrer ehrwürdigen Schwestern in der Mark Brandenburg das Schicksal theilt, von den Verkehrswegen der Neuzeit völlig vergessen worden zu sein, ist eine uralte wendische Niederlassung; ihr Name wird durch das deutsche Wort „Marktplatz" gedeutet. In früherer Zeit hatte die freundliche, mit lindenbeschatteten Plätzen geschmückte Stadt eine größere Bedeutung als heute: ihr altes Schloß mit seinen ca. 2 m starken Mauern verhalf ihr dazu. An jene lausitzer Herrengeschlechter Derer von Streele und von Biberstein, sowie an die ritterlichen Familien, welche auf dem Burglehn Storkow neben der Stadt saßen, die Queiß, die Lewald, die Balkow von Frankfurt und die Herren von Bünau, erinnert nichts mehr im heutigen Storkow. Alte Grabsteine in der Kirchenmauer zeigen uns dagegen noch die todesstarren Gestalten von Männern und Frauen aus älteren Bürgergeschlechtern.

Doch wir haben uns fast schon zu weit vom westlichen Ufer der Spree entfernt, und auch die Landschaften östlich des Flusses fordern ihr Recht. Wandern wir den langsam dahinziehenden Fluß von Beeskow aus auf rechtem Ufer hinab, so gelangen wir nach ungefähr zwei Meilen zur Einmündung des berühmten Friedrich-Wilhelms-Kanals, welcher Oder und Spree verbindet und eine Länge von $22{,}_{7}$ km besitzt.

Der Friedrich-Wilhelms-Kanal. Der Plan, eine Wasserstraße zwischen den beiden Flüssen herzustellen, ist ein sehr alter. Schon unter Joachim II. versammelte sich im Jahre 1558 eine gemischte kaiserliche und kurfürstliche Kommission zu Müllrose, um das Unternehmen zu prüfen. Kaiserlicherseits bestand dieselbe aus den Edelleuten von Logau und von Lausnitz; von dem Kurfürsten waren die Bürgermeister von Frankfurt und von Berlin, Kaspar Widerstädt und Hieronymus Reiche, deputirt. Indessen gerieth das Unternehmen ins Stocken, da man fürchtete, der Schlaubebach, auf welchen es vorzüglich ankam, werde nicht Wassers genug haben, um den in Angriff genommenen Kanal zu speisen.

Erst der glorreiche Große Kurfürst, auch in wirthschaftlicher Beziehung der Retter seines Landes, nahm die angefangenen Arbeiten wieder auf. Der Direktor des Post- und Salzwesens, der hochverdiente Rath Michael Matthias, gab seinem Fürsten die Gewähr, daß sich die selbständige Ausführung des alten

Digitized by Google

Planes für Brandenburg lohnen müsse, und von 1662 ab vollendete der Generalquartiermeister und Hauptmann zu Biegen, Herr Philipp de Chiese, in sechs Jahren den drei Meilen langen Kanal.

Die Breslauer und Hamburger Kaufmannschaft war es, welche zuerst ihre Schiffe durch den neu erbauten Kanal gehen ließ. Der Verbesserungen und der Reparaturen, der Schleußenbauten und Regulirungen mußten freilich viele noch vorgenommen werden, ehe das ganze Werk als abgeschlossen angesehen werden konnte. Allein die ausdauernde Fürsorge der Regierung hat stets über dieser Wasserstraße gewacht, und reicher Segen ist durch dieselbe dem Brandenburger Lande zugeflossen. Die Thätigkeit Friedrich's des Großen war auch in dieser Beziehung eine wahrhaft landesväterliche.

Die Landschaft nördlich und südlich des Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser Kanals ist von geringem Reize, nur die tiefblauen Waldränder, welche sowol im Norden auf der Hochfläche des Landes Lebus, wie im Süden auf der Grenze der Lausitz sich hinziehen, unterbrechen die Eintönigkeit der sandigen Gegend. Die Stadt Müllrose selbst, um 1260 von dem großen Ballenstädter Otto III. als deutsche Stadt gegründet, bietet nichts an Merkwürdigkeiten dar. Romantischeren Charakter zeigt die Landschaft bei der Einmündung des Kanals in die Spree. Hier liegen die großen Forstreviere von Neubrück und Biegen, prächtige Kiefernwälder, welche sich zu beiden Seiten des Flusses hinziehen. Hier in diesen Jagdgründen erlegte noch 1696 der Kurfürst Friedrich III. einen Hirsch mit einem Geweihe von 66 Enden, wie noch heute eine Gedächtnißtafel mitten in der grünen Heide besagt.

Fürstenwalde und die Markgrafensteine. Breiter und breiter ist der Spreefluß geworden, welcher, nun nach Nordwesten sich wendend, in mäandrischen Krümmungen der alten Residenz des Bisthums Lebus, der kräftig aufblühenden Stadt Fürstenwalde, zufließt.

Der heutige Kreis Lebus, der freilich mit den Grenzen des ehemaligen Bisthums sich keineswegs deckt, sowie die alte Stadt Lebus, auf ragender Bergeshöhe über dem Oderflusse gelegen — sie tragen heute noch den Namen des ehrwürdigen Hochstiftes. Und es ist ein schöner Theil der Mark Brandenburg, dies Land Lebus mit seinen fruchtbaren Feldmarken, seinen grünbewaldeten Höhenzügen! Wie lieblich liegt Fürstenwalde selbst, die freundliche Stadt, in welcher gelehrte Pedanten das Viritium des alten Geographen Ptolemäus haben wiedererkennen wollen! In weitem Bogen fließt die Spree durch grünes Wiesenland und durch Gemüsegärten hindurch, dann und wann zwischen Elsen und Kiefern sich versteckend. Im Süden erheben sich in schöner, sanft geschwungener Linie die Rauener Berge; dort, ziemlich auf der höchsten Spitze, inmitten der prächtigen Waldung, ruhen die sagenumrankten Markgrafensteine auf $125{,}_{54}$ m Höhe. Bei ihnen pflegt jeder Wanderer zu verweilen, ehe er in das Thal hinabsteigt; ruhen auch wir einen Augenblick hier im kühlen Waldesschatten.

Die Markgrafensteine sind die Prachtexemplare der erratischen Blöcke, welche in grauer Vorzeit einst von den Eisschollen auf den Spitzen des skandinavischen Kjölee losgerissen und auf die norddeutsche Tiefebene getragen worden sind. Vom letzten Hause des Dorfes Rauen aus, bei welchem ein mächtiges Braunkohlenlager aufgefunden worden ist, das noch heute schwunghaft

Digitized by Google

ausgebeutet wird, führt ein ziemlich breiter Weg in die dichtbewaldeten Berge. Wir ſteigen ziemlich ſteil auf. Die höchſte Kuppe ſüdöſtlich vom Dorfe iſt abgeholzt; hier ſteht im Schatten von Akazien ein ſteinerner Tiſch (140,3 m hoch), von welchem aus man eine Fernſicht über das Land weit und breit genießt. Dort liegt das ſieben Meilen entfernte Berlin mit ſeinen Thürmen; ja ſelbſt die blauen Potsdamer Höhen erkennſt du. Beſonders belebt iſt das Bild im Vordergrunde bis etwa zu den Müggelbergen hin. Blitzende Landſeen glänzen aus der Umrahmung dunkler Föhrenwälder hervor; am ſchönſten aber ſtellt ſich die Stadt Fürſtenwalde mit ihrem hohen Domthurme und ihrem von Segeln anmuthig belebten Fluſſe dar.

Von hier aus führt in ſanfter Senkung ein Fußweg über den breiten Rücken des Berges zu den beiden Markgrafenſteinen. Noch iſt der Name unerklärt. Der nördlich liegende Stein war urſprünglich der größere, ſein Umfang betrug an der Erde 29,6 m, ſeine Höhe 8,5 m. Der Bergesgipfel ſelbſt, auf welchem dieſe graurothen Granitſteine ruhen, liegt etwa 37,5 m über der Oſtſee.

Die Sage erzählt vom großen Markgrafenſteine, daß der Teufel ihn einſt auf dieſe Bergeshöhe geſchleppt und eine Königstochter in denſelben gebannt habe, deren leiſes Jammern das Sonntagskind noch in der Johannisnacht vernehmen könne, wann alle gefeſſelten Seelen frei werden. Die Kunſt unſerer Tage aber hat, um mit dem märkiſchen Geologen Berghaus zu reden, den Zauber gebrochen. Auf Befehl König Friedrich Wilhelm's III. ward der Block in drei Theile geſprengt. Der eine liegt noch heute auf dem Bergesgipfel; der zweite wurde verwandt, um Stufen und Tiſche zur Bequemlichkeit des die Rauener Berge beſuchenden Wanderers herzuſtellen, und aus dem dritten Stücke meißelte Meiſter Cantian jene prachtvolle Granitſchale, welche ſeit 1827 den Platz vor dem alten Muſeum in Berlin verſchönert. Unſägliche Schwierigkeiten machte der Transport dieſer an Ort und Stelle aus dem Groben ausgemeißelten Schale; auf einer Bohlenbahn wurde ſie endlich ans Spreeufer geſchafft, um dann zu Schiffe nach Berlin gebracht zu werden.

Doch nun ins Thal hinab, nach Fürſtenwalde (10,800 Einwohner) ſelbſt! Ein bläulicher Duft liegt über der Stadt, die freilich, nachdem ſie die alten Ringmauern verloren, viel an hiſtoriſchen Reizen eingebüßt hat. Dafür hat ſie landſchaftlich außerordentlich gewonnen, und ein dichter Kranz von Villen und Gartenhäuſern ſchlingt ſich um ſie. Wenn vom hohen Thurme im Sommerſonnenſcheine am Sonntagsmorgen die alten Glocken ihr feierlich dumpfes Geläute weit hinausſenden ins blühende Land — fürwahr! gern und freudig bekennt ſich dann das Herz des Märkers zu der von Fremden ſo oft geſchmähten Heimat.

Fürſtenwalde iſt eine der wenigen märkiſchen Landſtädte, die eine wirkliche Geſchichte haben; ſie verdankt dieſelbe ihren alten Oberherren, den Biſchöfen von Lebus. Noch iſt es der Geſchichtſchreibung nicht gelungen, über die Anfänge dieſes Bisthums ein klares Licht zu verbreiten. Der Sage nach iſt daſſelbe von dem erſten polniſchen Herzoge, welcher ſich zum Chriſtenthum bekannte, von Mieczislaus, gegründet worden. Sicher iſt nur, daß die Stiftungsgüter des Bisthums um die Stadt Opatowo in Polen gelegen haben, und daß die Biſchöfe, wahrſcheinlich um ihres römiſchen Bekenntniſſes von den vordringenden Ruſſen verfolgt, nach Breslau auswanderten und im 14. Jahrhundert ihren Sitz in der Mark aufſchlugen, zuerſt in der Oderſtadt Lebus, ſpäter in Fürſtenwalde.

Das 14. Jahrhundert war die Zeit der schrecklichsten Heimsuchungen für die Mark. Denken wir an das Aussterben der Ballenstädter, an die Wirren der bayerischen Zeit, die allgemeinen Unglücksfälle, die Mißernten, die Seuchen und den Schwarzen Tod, an die furchtbare Erregung der Gemüther, den blutigen Haß, die ketzerische Ungebundenheit der Parteien, die vor keiner verbrecherischen That zurückschreckten — Ghibellinen so wenig wie Welfen — vergegenwärtigen wir uns die Einfälle der Polen in die Mark: — wir haben dennoch nur ein schwaches und mattes Bild des Elends vor uns, welches damals in vollen Strömen sich über das brandenburger Land ergoß. Zwei Geschichten aus jener Zeit — sie spielen wahrscheinlich im Lande Lebus und sind mehr als bloße Sagen — mögen uns die entsetzliche Noth jener Tage vorführen.

Zwei vornehme Krieger der Polen, welche 1326 einen ihrer verheerendsten Einfälle in die Mark Brandenburg gemacht hatten, stritten sich über den Besitz einer Jungfrau von leuchtender Schönheit, welche sie aus einem brennenden Schlosse geraubt hatten, als der wilde David von Grodno, der Anführer ihrer Schar, sich ihnen nahte. Mit dem krummen Säbel führte der Starost einen gewaltigen Hieb auf das Haupt der Jungfrau. Da, als sie mit gespaltenem Schädel vor ihm lag, sagte er: „Es ist besser, daß das Mädchen untergehe, denn daß zwei meiner besten Krieger um ihren Besitz sich entzweien!“

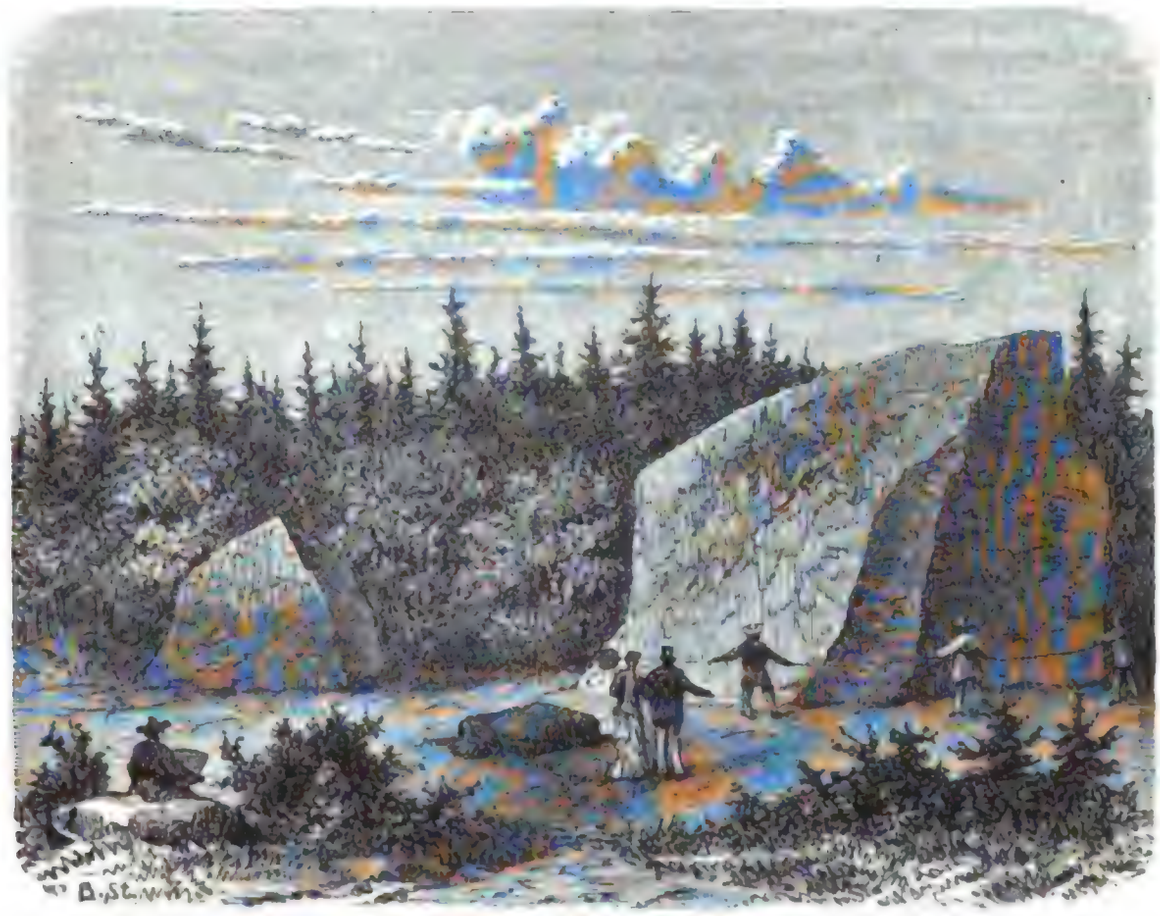
Eine andere Jungfrau — eine Nonne soll es gewesen sein aus einem der Klöster des Oderlandes — wußte ihre Ehre auf eine wahrhaft des Gedächtnisses werthe Weise zu behaupten. Sie versprach einem wilden Lithauer, welcher sie geraubt hatte, die Kunst zu weisen, wie er sich fest und unverwundbar machen könnte, falls er ihrer schonen wollte. „Es sind nur wenige verborgene, zauberische Worte“, sprach sie, „welche du sprechen mußt, und damit du an solcher Kunst nicht zweifelst, so magst du ihre Kraft selbst an mir versuchen!“ Sie kniete nieder, sprach mit Inbrunst die lateinischen Worte: „In manus tuas commendo spiritum meum!“ dann befahl sie dem Krieger, sein Schwert mit aller Gewalt auf ihren Nacken niederfallen zu lassen. Das blutige Haupt der edlen Märtyrerin rollte dem entsetzten Lithauer vor die Füße.

Die Stimme des Volkes gab dem Bischofe Stephan II. von Lebus allgemein die Schuld, er habe auf Befehl Papst Johann's XXII. die heidnischen Horden ins Land gerufen, welche so entsetzlich in demselben gehaust hatten. Das Gerücht davon bewog die Märker zu einer unheilvollen That. Der Vogt des Landes Lebus, Herr Erich von Wulkow, bot seine Mannen sowie die Bürger von Frankfurt und Müncheberg auf; mit ihnen zerstörte er des Bischofs damalige Residenz, Göritz an der Oder. Die Folge war, daß Kirchenbann und Interdikt bis zum Jahre 1354 auf dem unglücklichen Lande Lebus ruhten, bis am 5. Juli jenes Jahres unter den Linden auf dem Marienkirchhofe zu Fürstenwalde die Lossprechung erfolgte. Freilich waren die märkischen Männer, welche einst die kühne That gewagt hatten, ohne den Segen der Kirche zum größten Theile schon hinweggestorben — in ungeweihter Erde ruhten ihre Leiber.

Im Jahre 1385 verlegten die Bischöfe ihre Residenz nach ihrer Stadt Fürstenwalde, und das Gotteshaus zu St. Marien ward zur Kathedralkirche erhoben. In der Marterwoche 1431 aber zündeten die Hussiten das Heiligthum an; dasselbe brannte völlig aus, und erst 1446 ward der Grundstein zum heutigen Dome von Fürstenwalde gelegt.

Digitized by Google

Obwol die Kirche alſo eins der jüngeren märkiſchen Bauwerke iſt, erregt ſie doch ein hohes Intereſſe, weniger des Bauſtils wegen — denn der iſt durch ſpätere Reſtaurationen gründlich verdorben — als wegen der vielen Denkmäler alter Kunſt, welche ihr geblieben ſind. Sechs Säulenpaare bilden in ihrem Innern eine dreiſchiffige Halle, welcher ſich ein ſiebenſeitiger Chorſchluß mit hohen graziöſen Fenſtern anſchließt. Leider iſt das frühere Kreuzgewölbe in der Kirche ſelbſt zerſtört; nur in der Bibliothek finden ſich noch Reſte deſſelben. Die flache Decke, die überreiche Menge von Licht, welche durch die vielen Fenſter hereindringt — das Alles paßt freilich wenig zu der düſtern Poeſie der Kathedrale eines zerſtörten Bisthums.



Markgrafenſteine bei Fürſtenwalde.

Ehemals ſah das Gotteshaus anders aus. Da ſtiegen aus den achteckigen Pfeilern ſchlank und frei die Gurten der Gewölbe auf und die Steinflieſen prangten im farbigen Wiederſcheine all der Heiligengeſtalten, welche die gemalten Fenſter ſchmückten. Der Hochaltar ſtrahlte in biſchöflicher Pracht, und nimmer erloſch der Glanz der Kerzen an den Seitenaltären ringsum. Die alten Steine mit den todesſtarren Biſchofsgeſtalten im hohen Chore wiſſen von dieſer alten Pracht zu erzählen; ſie ſahen es, wie ſich die Platten des Fußbodens über den eingeſenkten Särgen der todten Biſchöfe ſchloſſen und wie die Nachfolger der Verſtorbenen dann den Hirtenſtab zum erſten Male ſegnend über die Menge der Stiftsvaſallen ausſtreckten. Aber dieſe Steine wiſſen auch von den Bilderſtürmern zu berichten, welche unter Fackelſchein in die Kathedrale einbrachen,

Digitized by Google

die Heiligthümer schändeten und die Bilder St. Johann's und der Mutter Gottes, der Schutzpatrone des Bisthums, von ihren Postamenten warfen.

Lassen wir denn an dieser Stätte uns Näheres berichten von den alten Bischöfen und den Schicksalen der Stadt und des Stiftes.

Die Bischöfe von Lebus waren tüchtige und regsame Kirchenfürsten: so Wenzlaw, ein geborener Herzog von Liegnitz, so Johann von Borschwitz, welcher die Konzile von Pisa und Kostnitz besuchte, so die Brüder Johann V. und Johann VI., dem berühmten Geschlechte von Waldow entsprossen. Johann VI. erlebte den weltgeschichtlichen Actus fidei von Kostnitz: er gehörte zu den Prälaten, welche die Kirchenversammlung am 1. Juli 1415 an Johann Hus entsandte, um denselben zum Abschwören seiner Behauptungen zu vermögen: er sah wenige Tage später auch den Scheiterhaufen des Märtyrers.

Unter den noch vorhandenen Grabmonumenten erwähnen wir das des Bischofs Friedrich Sesselmann, gest. 1483, eines hochgelehrten Franken, welcher dem eisernen Friedrich von Brandenburg wacker zu Hofe und zu Rathe gedient hat. Auch Albrecht Achilles übertrug sein volles Vertrauen auf ihn: ja, er übergab diesem Kirchenfürsten bei seinem Scheiden von der Mark die Regentschaft für seinen Sohn Johann Cicero, „bewogen", wie Albrecht selbst in der betreffenden Urkunde sagt, „durch die treffliche Regierung des Bischofs in dessen Sprengel." Zwei andere Monumente erhalten Bildniß und Andenken des Bischofs Johann VII., aus der schlesischen Familie von Dehr oder Dyherr, gest. 1455; von ihnen ist besonders eine große messingene Tafel merkwürdig, auf welcher sich zu Füßen des geistlichen Herrn ein Drache krümmt und neben ihm ein Oelbaum aufwächst. Zwei andere Denkmale des Fürstenwalder Domes feiern den berühmtesten der Lebuser Bischöfe, den großen Dietrich von Bülow. Eins derselben ist von hohem Kunstwerthe und stellt den Bischof in knieender Gestalt vor dem Kruzifixe dar, das andere ist die Platte, welche einst sein Grab verschlossen hat.

Bischof Dietrich gehört zu den gelehrtesten Märkern aus alter Zeit. Mit Unrecht hat man gemeint, daß während des Mittelalters nichts von Wissenschaft in der Mark heimisch gewesen sei; viele Mitglieder der Geschlechter Alvensleben, Königsmark, Schlabrendorf, Schulenburg und Rohr, viele Patriziersöhne haben von jenseit der Alpen, aus den Hörsälen von Pisa und Padua, gelehrte Bildung mit in die heimischen Domstifter gebracht. Unter ihnen steht Dietrich von Bülow an wissenschaftlichen Ehren obenan; der gelehrte Abt Tritheim von Sponheim nennt ihn „eine Rüstkammer der Gelehrsamkeit"; keinem Bessern also konnte die Erziehung Joachim's, des geistvollen Kurprinzen, übertragen werden. Als Berather dieses Fürsten hat Bischof Dietrich von Lebus entscheidenden Einfluß bei der Gründung sowol des Berliner Kammergerichtes wie der Frankfurter Universität gehabt. Er selbst übergab als Kanzler der Hochschule dem ersten Rektor Konrad Wimpina die goldenen Scepter und weihte der höheren geistigen Bildung die erste Stätte in der Mark. Gleich bedeutungsvoll war das Wort der Priesterweihe, welches er zu St. Marien in Frankfurt über ein Glied des Hohenzollernhauses, den Prinzen Albrecht, späteren Kardinal-Erzbischof von Mainz, Magdeburg und Halberstadt, den Primas von Deutschland, aussprach.

Bischof Dietrich ist 1523 verstorben. Vielleicht hat er sich die lateinischen Verse, welche seinen Grabstein schmücken, selbst gedichtet: sie sagen, didaktisch

Digitized by Google

kühl genug, daß Alles, Adel und Reichthum, vergeht, daß aber die Thaten des Menſchen bleiben, auch wenn das kalte Bild des Todes an ihn herangetreten ſei. „Werde weiſer, als ich's war, Leſer — lerne ſterben und lebe ewig!“ ſo ſchließt die Grabſchrift.

Herr Dietrich von Bülow hatte den Anbruch der neuen Zeit erlebt; die Hammerſchläge von der Wittenberger Schloßkirche her waren auch zu ſeinem Ohre gedrungen; ja, in ſeiner Reſidenz Fürſtenwalde ſelbſt hatte das Evangelium Wurzel geſchlagen.

Fürſtenwalde.

Der Bürgermeiſter von Fürſtenwalde ſelbſt, Klaus Tiſcher, erregte einen Aufruhr zu Gunſten der neuen Lehre; er fiel in des Biſchofs Gewalt und entging der ſtrengſten Strafe nur auf die Verwendung der Kurfürſtin Eliſabeth und ihres Bruders Chriſtian von Dänemark bei Joachim I. Vor Allen zeigten ſich die adeligen Vaſallen des Hochſtifts ſchwierig, weil ſie nach den Gütern deſſelben gar zu gern die Hand ausgeſtreckt hätten und — ihre Schulden an das Domſtift nicht bezahlen wollten oder konnten.

Unter Dietrich's Nachfolger, Georg von Blumenthal, entlud ſich der langgehegte Groll gegen das Bisthum Lebus in einer ziemlich tumultuariſchen Weiſe.

In der Nacht des 5. Juli 1528 überfiel der niederlauſitziſche Adel, unter der Führung der Ritter Nikolaus von Minkwitz auf Sonnenwalde und Otto von Schlieben auf Baruth, die biſchöfliche Reſidenz, das noch heute an der Spree vorhandene, freilich gänzlich umgebaute Schloß zu Fürſtenwalde. Ein

ritterlicher Vasall des Bischofs, der Junker Heinrich Queiß zu Plössin, hatte in echt mittelalterlicher Art die Veranlassung zu dem Zuge gegen Fürstenwalde gegeben. Er hatte die Standesgenossen zu den Waffen gerufen, weil der Bischof Georg ihm sein Recht gegen einen mordbrennerischen Schäfer zu versagen schien. Natürlich war das ein willkommener Anlaß zur Fehde!

Sechzig Pferde stark war der Zug der ritterlichen Gesellen am frühen Morgen von Sonnenwalde aufgebrochen; als derselbe aber in die Nähe von Fürstenwalde kam, war er auf 400 Reisige angewachsen. Jetzt waren sie in der dichten Heide vor den Mühlen; die Kiefernnadeln streiften die Helme der Reiter; da — blitzen dort nicht Waffen im Mondenscheine? Ja, die Erwarteten sind es; auch die Krachte von Lindenberg, die Lewald, die Göllnitz, Gersdorf und die Löschebrand von Sarow und Silberberg stoßen noch zu dem Zuge!

Zum Unglück für den Bischof machte sich die Ueberrumpelung der Stadt für die kecken Freibeuter sehr leicht. Sie hielten sich vor der Zugbrücke verborgen und warteten, da gerade Kaufleute aus Leipzig vor derselben hielten, um in ihr Nachtquartier zu gelangen, in lautloser Stille so lange, bis die Brücke herabgelassen ward. Jetzt drangen sie vor; der Dolch Otto's von Schlieben fuhr dem Wärter, der eiligst nach der Stadt entfliehen wollte, in die Kehle; schnell war die Brücke überschritten; jetzt ging's nach dem Schlosse!

Aber so schnell auch die Rosse die Straßen zum Bischofshause hinauftrabten, doch war Georg von Blumenthal entkommen; man sagte: in Frauenkleidung. Jetzt richtete sich der Groll der Lutheraner — denn das waren die meisten der lausitzer Edelleute, während Georg von Blumenthal einer der hartnäckigsten Anhänger der alten Lehre bis an seinen Tod geblieben ist — gegen die unglückliche Stadt. Nachdem die Bürgerhäuser geplündert waren, drangen die Reisigen in die Kirche, zerstörten die Bilder und Altäre und raubten die Kostbarkeiten des Gotteshauses. Die Schuldverschreibungen der Edelleute im Kirchenärar wurden zerrissen, und die Flammen des Rathhauses sowie des Domthurmes leuchteten den Freibeutern weit hinaus in die Nacht auf ihren Rückzug.

Aus diesem Ueberfalle Fürstenwalde's entstand die berüchtigte „Minkwitzische Fehde", welche sich jahrelang hinzog, bis endlich der Handel geschlichtet ward. Sie zeigte klar und deutlich die Nothwendigkeit der Verstärkung fürstlicher Macht und darf als die letzte Regung des alten Fehdegeistes in den Marken angesehen werden. Keineswegs aber war sie das einzige Vorkommniß der Zeit, welches dem Bischofe Georg das Leben verbitterte. Das ganze Land ringsum war evangelisch geworden, und der Rath zu Fürstenwalde stellte einmal an den geistlichen Herrn das naive Ansinnen, doch auch die evangelischen Prädikanten zu bezahlen! Zeit seines Lebens aber hatte Georg von Blumenthal an seinem gelehrten Domherrn Dr. Wolfgang Rehdorfer eine Stütze. Derselbe hat auch wider Dr. Luther ein „Erzney-Büchlein" verfaßt, doch scheint die Polemik des Lebuser Kanonikus nicht mehr auf unsere Tage gekommen zu sein; vergebens haben wir nach dem Buche geforscht.

Ueber den Untergang des uralten slavischen Hochstiftes endlich finden wir bei den alten Chronisten die folgende lakonische Notiz:

„Anno 1550 ist Herr Johannes von Horneburg zum Bischof erwehlet und nach einer fünfjährigen Regierung den 9. Januarij Ao. 1555 des Todes verblichen, nach welchem dem Markgrafen, nachmahls Churfürsten Joachim

Digitized by Google

Friedrich die Administration dieses Stiftes, gleichwie zuvor das Bisthum Havelberg und nicht lange hernach des Erzstifts Magdeburg übertragen und Lebus also endlich secularisiret worden." So endete das Bisthum Lebus.

Außer ihren Grabsteinen besitzt die Fürstenwalder Domkirche noch drei Kunstwerke, welche an die Zeiten der Bischöfe erinnern; dies sind der in gothischer Form gehaltene Taufstein, ein Geschenk des Bischofs Sesselmann, sodann ein siebenarmiger, 3 m hoher Leuchter in schöner spätgothischer Arbeit — eine Gabe des Bischofs Georg von Blumenthal an seine Kathedrale und sein einzig Denkmal.

Dietrich von Bülow, Bischof von Lebus, erster Kanzler der ehemaligen Universität Frankfurt a. O.

Endlich ein Sakramentshäuschen von Sandstein, herrlich ausgemeißelt, welches Bischof Dietrich zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch einen kunstfertigen Steinmetz in einer Höhe von etwa $12_{,5}$ m aufführen ließ. Ein Spruch, der für den Geist des Stifters Zeugniß ablegt, schmückt dasselbe; es ist das Wort: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses!"

Außer seiner Domkirche, dem alten Kapitelhause, in welchem sich zur Zeit unseres Besuches eine Brauerei befand, und einigen einsamen Resten der alten Umfassungsmauern besitzt Fürstenwalde aus alter Zeit ein gethürmtes Rathhaus mit hochgewölbtem Durchgange und gothisch verziertem Giebel. Sonst ist die Stadt völlig modern geworden. Auf den alten Festungsgräben — welche zum größten Theile zugeschüttet sind — hat man Gärten angelegt; fröhlich und frisch pulsirt das Leben der Jetztzeit in den engen alten Straßen, und wo,

Digitized by Google

gegenüber der alten Kathedrale, einst des Bischofs Pferde von Knechten und Reisigen zum Zuge nach dem Reichstage oder dem Konzile gerüstet wurden, da reiten jetzt die schmucken „dritten Ulanen“ auf und tummeln sich, des glänzenden Ruhmes preußischer Lanzenreiter eingedenk, wacker herum.

Das Land Lebus. Nördlich von der alten, nun so schön verjüngten und mit prächtigem Grün umgebenen Bischofsstadt Fürstenwalde breitet sich rechts von der Spree eine geräumige Hochfläche aus, welche im Osten bis zum Thale der Oder, im Norden bis zu den Bergen von Buckow, im Westen bis zu den dunklen Forsten von Hangelsberg und den Rüdersdorfer Kalkbergen reicht. Eine Menge von Dörfern liegt auf diesem fast waldlosen Plateau zerstreut. Fast alle sind sie reich an den anziehendsten historischen Erinnerungen. Dort im fernen Osten, wo der Höhenrand des Landes Lebus sich allmählich zum Oderthale abdacht, liegen Hohenjesar, Niederjesar und Döbberin. Die Kirchen dieser Ortschaften sind mit sehr bedeutsamen Denkmalen gefüllt, und fast alle diese Epitaphien, diese Todtenschilde gelten dem Ruhme eines tapfern, frommen und mildthätigen Geschlechtes, das im Lande Lebus über 800 Jahre zu Hause sein mag, den Herren von Burgsdorff, deren Name mit der Kriegsgeschichte Brandenburgs unzertrennlich verknüpft ist. Fast in allen Gotteshäusern des Landes Lebus und des Oderbruches begegnen wir dem Wappen des Geschlechtes, einem in roth und weiße Pfähle getheilten Schilde, über welches eine blaue Querbinde gebreitet ist. Nicht weit davon liegt Schloß Falkenhagen, in gothischem Stile neu erbaut, über tiefem, grünem See — einst der Sitz der ritterlichen Herren von Hohendorf. Ein wunderschöner Park ist über den Trümmern bedeutender alter Befestigungen emporgewachsen, denn einst war Falkenhagen ein Marktflecken, und Schwäne gleiten in vornehmer Ruhe über die spiegelnde Flut dahin. Nördlich von Falkenhagen treffen wir auf die Komthurei Lietzen, jetzt ein Sitz der Grafen von Hardenberg. Dies alte Ordenshaus möchten wir als die landschaftliche und geschichtliche Perle des Landes Lebus bezeichnen. Vor dem Besucher liegt, von uralten, zum Theil wiederhergestellten Mauern umgeben, ein weiter, weiter Hof. Die Tempelritter gründeten ihn in der Mitte des 12. Jahrhunderts, als sie, die Vorläufer des deutschen Eroberungszuges, in diese Gegenden kamen. Als ihr Orden durch päpstliche und fürstliche Machtsprüche aufgehoben ward, erbten die Johanniter den wohlbefestigten Hof, auf welchem, von Epheu umschlungen, noch heute das alte gewölbte Kirchlein der Komthurei mit niedrigem Thurme sich erhebt. Im Innern finden wir die Wappen der Gebieter des Johanniterordens, die hier gewaltet und geschaltet haben, einen altersgrauen Leichenstein des Kanonikus von Reindorf, welcher 1276, wahrscheinlich als Affiliirter des Tempelordens, starb, und treffliche Brustbilder einzelner Ritter. Auch die jugendfrischen Züge Friedrich's des Großen grüßen uns von der Kirchenwand herab; vermuthlich ist diese Kopie des Bildes, welches du Pesne uns von dem jungen Könige hinterlassen hat, durch Schenkung an die Kirche gekommen.

Hochinteressant ist ferner ein Bauwerk aus ältester Zeit, welches auf dem Lietzener Hofe sich befindet; es ist das alte, feste Ordenshaus. Ganz und gar von viereckig behauenen Feldsteinen aufgeführt; hochgegiebelt und mit ganz kleinen

Digitized by Google

Fenstern versehen, bildet dasselbe einen Rest der Vorzeit, wie er anderswo kaum anzutreffen sein möchte. Hier also, in so bescheidenen Wohnungen, haben die Ritterbrüder und Priester vom Orden des heiligen Johannes gewohnt. Fürwahr, es gehörte eine hohe Selbstverleugnung dazu, die glänzende, in buntem Farbenschimmer prangende Außenwelt gegen eine Zelle in solchem Hause zu vertauschen! Aber das hohe Bewußtsein, idealen Zielen zu dienen und vor den Stürmen der Welt gesichert zu sein, mochte wol auch dem märkischen Edelmanne über die Entsagungen hinweghelfen, welche er sich auferlegen mußte, wenn er in einen der geistlichen Orden eintrat.

Nahe bei der Komthurei Lietzen liegt eine alte Walstatt, vermuthlich aus den Kämpfen der Märker mit den Polen. Beim Dorfe Kolaz, so behauptet die Sage, ist eine Schlacht mit den Heiden geschlagen worden; so heiß ist sie gewesen, daß das Blut den Pferden bis an die Knöchel gestanden und den Sandboden unter dem Heidekraute noch bis auf den heutigen Tag röthlich gefärbt hat. Ein historischer Kern liegt der Sage jedenfalls zu Grunde, obwol das Dorf Kolaz heute verschwunden ist. Nur ein See nahe der ursprünglichen Dorfstätte trägt auch jetzt noch den Namen „Kalisch".

Doch die historischen Erinnerungen des Landes Lebus wachsen, je weiter wir unsern Blick richten, an Bedeutsamkeit und geschichtlichem Interesse. —

Es ist ein sandiger, fast schattenloser Weg, welcher den Wanderer von Fürstenwalde nordwärts führt. Sobald wir die Bahnstrecke, welche nach Berlin führt, überschritten haben, befinden wir uns auf dürrem Heidelande. Die Birken am Rande des Waldes säuseln leise mit den immer sich bewegenden, graugrün glänzenden Blättern; die fast braun gebrannten Fichten strömen den intensivsten Harzduft aus; graue und grüne Käfer laufen in eiliger Hast über den glühenden Sand; die stahlblaue Luft zittert und wogt über der Ferne. Kein Windhauch, kein Vogelruf! Kein erquickender Zug von einem Wasserbecken in der Nähe! Da hast du, Leser, das Bild der Landschaft in diesem Theile des Lebuser Kreises — etwa am Mittage eines Junitages! Aber Muth gefaßt! Wir müssen vorwärts! Denken wir an den römischen Dichter, der so scherzend von dem Lande des Juba gesprochen, der „arida nutrix leonum!" Links bleiben uns die Dörfer Trebus und Bärfelde liegen, letzteres mit einer wahrhaft malerischen, von hohem Baumwuchs umgebenen alten Kirche, die sich erhalten hat, nachdem der alte Herrensitz, das Stammhaus einer berühmten märkischen Familie, in Trümmer gesunken ist. Endlich grüßt uns der stumpfe, neugebaute Thurm von Eggersdorf, und bald darauf taucht ein von der Zeit dunkel gebräuntes Gotteshaus am Horizonte auf; es ist die St. Marienkirche zu Müncheberg.

Die alte Stadt (3900 Einwohner), welche von den Mönchen der schlesischen Cisterzienserklöster Leubus und Trebnitz etwa um 1230 gegründet worden ist — also zu einer Zeit, da das Land Lebus noch unter der Herrschaft des schlesischen Herzogs Heinrich des Bärtigen, des Gemahls der heiligen Hedwig, sich befand, — diese alte Stadt, deren Feldsteinmauern noch heute die Bürgerschaft einschließen wie vor einem halben Jahrtausend, hat leider nur wenig Denkmäler ihrer Geschichte aufzuweisen. In der Pfarrkirche, welche, von Busch und Baum halb versteckt, mitten in der Stadt auf grünem Hügel sich erhebt, findet sich, wenige Skulpturen abgerechnet, nichts von Bedeutung. Und doch hat die Stadt eine Geschichte.

Digitized by Google

Als Alles wankte und wich auf märkischem Boden, als die Treue in der entsetzlich zerrissenen Zeit des falschen Woldemar selten geworden war in Brandenburg, selten wie Gold in unseren Flüssen und ein edler Stein unter unseren Kieseln — da hielt Müncheberg unbeirrt fest an der Fahne des bayerischen Markgrafen Ludwig. Das furchtbare Jahr 1348 bildet überhaupt den glänzendsten und unvergeßlichen Zeitabschnitt in der Geschichte dieses brandenburgischen Landestheils, das werden wir bei einer Wanderung durch die Umgebung der Stadt Müncheberg erkennen.

Hinter uns liegt die alte gothische Kirche mit ihren neuen, durch einen offenen gewaltigen Schwibbogen von dem Schiffe getrennten Thurme. Wir schreiten in östlicher Richtung durch ein altes Stadtthor. Es ist eins der wenigen in der Mark, welche noch durch eine alte Inschrift geziert sind. In demselben hängt nämlich eine gewaltige Keule von Holz, und unter ihr stehen die Worte:

„Wer seinen Kindern giebt Brot Den soll man schlagen
Und leidet selber Noth, Mit dieser Keule todt."

Wer das märkische Volk kennt, der muß gestehen, daß die in dem alten Worte ausgesprochene Mahnung leider keine überflüssige ist. Es kommt auch heute noch vor, daß die „Alten im Hause", welche als Ausgedinger leben und sich des Ihrigen begeben haben, von Seiten der Kinder die härteste Unbill erleiden. Prozesse um vorenthaltenes Altentheil sind leider nur zu häufig. Vielleicht ist dieser häßliche Zug im Charakter des märkischen Landvolkes ein Erbtheil des wendischen Blutes. Denn noch vor 100 Jahren soll es vorgekommen sein, daß in wendischen Dörfern Kinder die Eltern lebendig begraben haben, und man besitzt noch heute ein Wort für die Alten, die sich nicht mehr ernähren können und lebensmüde sich nach dem Tode sehnen — es lautet im märkischen Idiom:

„Krup unger! Krup unger!
De Welt is di gram!" —

Eine kleine Meile vor diesem Thore Münchebergs liegt inmitten eines herrlichen Parkes Schloß und Kirche von Jahnsfelde. Das erstere ist der alte Rittersitz des Geschlechtes von Pfuel.

Die Herren von Pfuel waren einst in 22 Dörfern des Landes Lebus begütert. In den Kirchen dieser Orte hängen noch heute ihre Wappenschilder und Trophäen — denn das Kriegshandwerk haben sie von alter Zeit her besonders geliebt — stehen noch heute ihre Grabmäler. In Jahnsfelde aber, dem schönsten der Güter, die ihnen geblieben sind, haben die edlen Herren eine Ahnengalerie aufgestellt, die ihresgleichen weit und breit im Lande sucht. Diese Halle der Pfuels, geschmückt mit den alten Bildern, mit Waffen und Wappenschildern, unter denen das lebende Geschlecht arbeitet, schafft und genießt, macht einen wahrhaft vornehmen und zugleich anheimelnden Eindruck. Hier walten ungestörte Kontinuität der Familientraditionen und ein echt historisches Bewußtsein. Sehr glücklich ist die Inschrift über dem Eingange des Herrenhauses gewählt:

„Glück herein, Unglück heraus!
Dies ist der Pfuel ritterlich Haus
Seit vierhundert Jahren!
Gott wolle bewahren
Geschlecht und Haus."

Und in diesen Ahnenbildern selbst — welch ein reicher Stoff an großer Geschichte, an wechselvollen Lebensführungen breitet sich nicht vor dem Blicke

Digitized by Google

des Beſchauers aus! Edle fromme Frauen in faſt klöſterlicher Tracht — Türkenſieger mit martialiſchen Geſichtern, die auf ungariſcher Heide mit eiſenbeſchuhter Hand die Roßſchweife mit dem Halbmonde mitten aus der Feinde Reihen hervorgeholt — Geheime Räthe und Kanzler, welche neben der Staatskunſt auch die „weiße Magie“ und Nekromantie getrieben — berühmte ſchwediſche Oberſten, unter denen ein Derfflinger gefochten und welche mit dem großen Feldmarſchall Bannier ein verwandtſchaftliches Verhältniß eingehen durften — ſo treten uns die Ahnen Derer von Pfuel in wechſelnden, ſcharf ausgeprägten Charakteren entgegen. Und wohl dem edlen Hauſe, daß die Nachkommen niemals der Väter Tugenden verleugnet haben!

Müncheberg.

Einen Blick denn noch auf die Feldſteinkirche mit ihren bethürmten Giebeln und das Herrenhaus mit ſeinen Schätzen aus Kunſt und Geſchichte! In ſüdlicher Richtung wenden wir uns — von Jahnsfelde aus einen ſchattigen Waldpfad einſchlagend — dem alten Burgsdorff'ſchen Gute Behlendorf zu. Schon 1415 ſaßen die Burgsdorff auf ihren Höfen zu Behlendorf und zu Podelzig dort am ſteilen Rande des Oderthales — zu Sachſendorf, Rathſtock, Hohen- und Niederjeſar, Karzig und Markendorf. In den Kirchen all dieſer Dörfer hängen ihre Kriegstrophäen, welche ſie in brandenburgiſchen, ſchwediſchen und ſächſiſch-polniſchen Dienſten errungen haben, ihre Helme mit den roth-weiß-blauen Straußenfedern, und die Kirchenmauern und der Eſtrich ſind mit ihren Grabſteinen verziert. Für Kirche und Schule ſorgen die Burgsdorff im

Lebuser Kreise noch heute mit demselben Eifer, welcher einst die Vorfahren ausgezeichnet hat. Doch jetzt zu einer Stätte von weltgeschichtlicher Bedeutung!

Südlich von Behlendorf liegen die Dörfer Heinersdorf und Tempelberg. Das Feld umher erinnert an die größte Tragödie der märkischen Geschichte, an das freventliche und fluchwürdige Spiel, welches die römische Hierarchie und das Haus Lützelburg mit dem Lande Brandenburg getrieben haben. Hier auf der Anhöhe, zu deren Füßen sich die Straße hinzieht, wehte vom 30. September bis zum 7. Oktober 1348 die Fahne des deutschen Adlers über dem Zelte Kaiser Karl's IV. Hier hielt er, umgeben von den sächsisch-anhaltinischen Fürsten, den Großen Böhmens und den Feinden des Hauses Wittelsbach, ein Gericht über den Mann, „der sich Woldemar von Brandenburg nannte" und der aus der Gefangenschaft der Sarazenen zurückgekehrt zu sein behauptete, um seinem Lande gegen die üble Regierung der bayerischen Fürsten zu helfen. Hier erkannten die Feinde der Wittelsbacher den namenlosen Mann als Herrn und Fürsten der Mark an; aber sie zerstückelten zu gleicher Zeit das unglückselige Land, und von dem Boden, der noch erobert werden sollte, riß ein jeder der verbündeten Fürsten so viel an sich, als ihm die Anderen eben gönnten.

Der kahle Fleck Landes, auf dem wir stehen — wie furchtbar beredt predigt er uns von der Nemesis der Geschichte! Unter dem Banner des deutschen Adlers und des böhmischen Löwen wurde hier eins der entsetzlichsten Verbrechen verübt, welche die Geschichte kennt! Die aber, die von fanatischem Hasse gegen die Wittelsbacher getrieben, die Truggestalt des falschen Woldemar aufgestellt haben, haben sie der Täuschung goldenen Gewinn genossen? Nein, auch das Haus der Lützelburger ist aus der Mark verschwunden, und elender und kläglicher noch mußten sie den unrechtmäßig gewonnenen Besitz aufgeben, als vor ihnen die Bayern von dem Lande geschieden waren, in welchem das den Alpenbergen entnommene Reis nimmer Wurzel fassen konnte.

Ueber Dorf Steinhöfel kehren wir nach Fürstenwalde zurück. Dies mit einem ausgezeichnet schönen Parke geschmückte Gut war einst ein Besitzthum der großen Lebusischen Familie von Wulffen; am Schlusse des vorigen Jahrhunderts erwarben es die Herren von Massow. Mit schöner Pietät hat einer der letzten Besitzer aus diesem Geschlechte, der Generalleutnant von Massow, ein Mitkämpfer Wellington's in den spanischen Gebirgen und auf der Ebene von Waterloo, das Andenken und die Gedächtnißmale der alten Schloßherren gepflegt. Anziehender noch aber als die mannichfachen Kunstschätze des Schlosses ist der prächtige Park mit seinem über Feldsteinstücke hüpfenden Bache; und von dort her, durch die Lichtung der herrlichen Bäume grüßen sie uns wieder, die sanftgeschwungenen blauen Höhen der Rauener Berge; — wir haben die Umschau im Lande Lebus vollendet!

Köpenick, Müggelberge und Müggelsee. Dicht unterhalb der Stadt Fürstenwalde beginnt die Heide und der Föhrenwald, welche nun die Ufer der Spree auf dem letzten Theile ihres Laufes meilenweit begleiten. Auch auf diesem Abschnitte unserer Wanderschaft in den Spreelandschaften, die wir nun noch bis vor die Thore von Berlin zu schildern haben, schmücken den Fluß hohe Naturschönheiten. Von üppigen Wiesen begrenzt, wallt er langsam durch den schweigenden Wald, bis er bei Neu-Zittau und der Schleuße von Hohenbinde

Digitized by Google

in viele Arme sich theilt und, durch die Abflüsse einer ganzen Reihe von Seen, die sich südwärts von ihm bis in die Gegend von Teupitz erstrecken, verstärkt, rascheren Laufes dem Müggelsee zufließt. Die Arme der Spree, verbunden mit dem Seddiner und dem langen See, bilden hier ein großes Eiland, den Werder von Köpenick.

Im Norden dieser Insel befindet sich das weite Becken des schon erwähnten Müggelsees, d. h. des Bergsees, welcher über eine halbe Meile lang und fast eine halbe Meile breit ist. Der Köpenicker Werder trägt die höchsten Berge der ganzen Umgebung, die $94_{,8}$ m hohen Müggelberge. Schon in einer Entfernung von mehreren Meilen sind sie, in bläulichen Dunst gehüllt, zu erblicken, und von ihren Gipfeln aus genießt der Wanderer eine wol fünf Meilen weite Aussicht.

Vor Jahrhunderten waren diese Berge wie der ganze Werder noch mit einem dichten Gehölz von Kiefern, Eichen und Birken bedeckt. Da aber, wo sich heute an den Ufern der Spree Wiesen hinziehen, war ehemals üppiges Elsengebüsch emporgeschossen.

Sehr wahrscheinlich ist es, daß in den dunklen Wäldern der Müggel das slavische Heidenthum seine letzte Zufluchtsstätte gefunden hat. Aber die Schauer der Vergangenheit sind geschwunden; heute beleben Scharen Vergnügungslustiger die Landschaft, und bunte Boote ziehen über den blitzenden See dahin. Ein eifriger Segelsport wird auf der Müggel betrieben, und Wirthschaft auf Wirthschaft ist an dem Ufer des Sees entstanden.

So bieten die prächtig bewaldeten Kuppen der Müggelberge mit dem blauen See tief unten ein lieblich romantisches Bild. Wie aber verändert sich dasselbe an einem stürmischen Herbstabende, wenn der Sturm oben in den Bergen die dürren Blätter aufwirbelt, die Stämme der Föhren hin und her schüttelt, daß sie stöhnen und ächzen, wenn er tief unten den See zu schäumenden Wogen erregt und die Wolken, schwarz und wetterdrohend, in eiligem Zuge über das düstere Wasserbecken dahinführt. Im Sturmesbrausen besuchen die Krieger der untergegangenen Völkerschaften, welche hier einst gelebt haben, Semnonen und Langobarden, Wilzen und Spreavaner, die alten Sitze, und in den finstern Schluchten, aus der Tiefe der Forste und jenes schwarzen unheimlichen Sees, den man den „Teufelssee“ genannt hat, werden tausend Stimmen wach.

An solch einem dämmernden Herbstabende stand auch der Schreiber dieser Zeilen auf der Kuppe der Müggelberge. Auf dem See im Norden ruhten bereits tiefgraue Schatten; im Osten der Thurm von Rahnsdorf — kaum war er mehr von den dunklen, hinter dem Dorfe sich hinziehenden Walde zu unterscheiden. Aber im Westen, wo die Sonne mit grellem Scheine untergegangen war, zeigten sich in dem zerrissenen Grau des Himmels hellgelbe, leuchtende Stellen. Tiefe Stille deckte die Waldungen ringsum und die Wasser des Sees.

Ungern von den bewaldeten Berggipfeln Abschied nehmend, wendeten wir damals unsere Schritte der Müggelbude zu, welche am Nordostende des Werders auf mäßiger Höhe steht. An solchem Abende, wenn der Herbstnebel die Kleidung ganz und gar durchfeuchtet hat, liest es sich vor dem lodernden und funkensprühenden Feuer gut in den alten Geschichten und Sagen der Mark!

Die aber haben einen dichten Kranz um das sturmumrauschte Haupt der Müggelberge geschlungen. Hier sind die Jagdgründe des wilden Jägers.

Digitized by Google

Von Zeit zu Zeit läßt ſich nach der Sage auf den Müggelbergen ein Getöſe von Jagdhörnern, ein Gebell von Hunden, unterbrochen von Peitſchenknall und Hollahrufen hören; — der Sturmgott Wodan, der unermüdliche Jäger der Wolken, zieht über ſein Lieblingsrevier hin, und ſeine Geißel trifft mit ſchwerem Schlage der Bäume Wipfel, daß ſie lange noch zitternd ſtehen. Viel grauſiger aber iſt der Spuk am Teufelsſee. Der liegt am Nordabhange eines der letzten Berge tief im Waldesdunkel. Ja, wenn die Sonnenſtrahlen ihn küſſen, wenn ein blauer Himmel über ihm lacht, dann ſchlafen die unheimlichen Weſen in ſeiner Tiefe; in der Herbſtesnacht aber erwachen auch ſie und treiben ihr lichtſcheues Weſen. Denn auf dem Grunde des Teufelsſees ſteht ein verzaubertes Schloß, und ſeiner Bewohnerin, einer verwunſchenen Prinzeſſin, iſt die Macht gegeben, die Leute zu äffen und zu quälen. In der Mondnacht — oder auch am hellen Mittage, namentlich an St. Johann des Täufers hochgebenedeitem Tage — ſiehſt du ſie ſitzen an des Waſſers Rand; ſie ſtrählt das köſtliche, flachsblonde Haar. Oft, ſo erzählen die Fiſcher, hat ſie weinende Kinder, die ſich im Walde verirrt hatten, in die kryſtallene Tiefe des Sees mit hinabgenommen, ſie reich mit Gold und edlem Geſchmeide beſchenkt und dann entlaſſen.

Wer aber einmal dort tief unter den Waſſern geweſen, den leidet es nicht mehr oben in der Sonne hellem Schein; er muß wieder hinab, er ſtirbt vor Sehnſucht. Indeſſen nicht allein in holder Geſtalt erſcheint die Prinzeſſin der Müggelberge. Oft auch kommt ſie als ein altes Mütterchen, keuchend und huſtend, an ihrem Stabe hinter dem großen Steine hervor, welcher unſern des Teufelsſees liegt. Dann trägt ſie ein Käſtchen mit lauterem Golde in der Hand, welches ſie ihrem Erlöſer beſtimmt hat.

Dies Käſtchen zu erringen, hat gar Mancher ſchon verſucht. So ein Fiſcher aus Köpenick. Im Traume war ihm die Offenbarung geworden, er brauche die Prinzeſſin, um ſie vom Banne zu erlöſen, nur nach Köpenick zu bringen und dreimal um die dortige Kirche zu tragen. Herzhaft nahm er die Unſelige auf den Rücken, denn ſie war federleicht; rüſtig ſchritt er mit ihr der Stadt zu. Aber je weiter er kam, deſto ſchwerer wurde ihm ſeine Laſt. Als er nun gar, muthig ausharrend, den Umgang um die Kirche unternahm, da erſchienen plötzlich Schlangen und Kröten, und Ungeheuer aller Art umringten ihn, um ihn in ſeinem Vorhaben irre zu machen. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel, ſchritt er jedoch ſeinen Pfad weiter. Plötzlich aber erhellte grelle Feuersglut den nächtlichen Himmel: ganz Köpenick ſchien in Flammen zu ſtehen. Da blickte er, dem ihm ausdrücklich gegebenen Verbot zuwider, rückwärts; aber im Augenblick war Alles verſchwunden, und ein heftiger Schlag raubte ihm das Leben.

Aehnliche Spukſagen von der „Prinzeſſin und der weißen Frau" werden in der Umgegend der Müggelberge vielfach erzählt. Sie ſind, wenn man ſie wiſſenſchaftlich prüft, nichts Anderes, als die Nachklänge der Verehrung jener großen, ſchätzebergenden Erdenmutter, deren Kultus ſich bei allen indogermaniſchen Völkern findet und die als Freya, Holda oder Nerthus auch den ſemnoniſch-langobardiſchen Bewohnern der Müggelgegenden einſt heilig war. Hier in der waſſerreichen Landſchaft haben aber natürlich neben den Erdgeiſtern auch die Waſſergeiſter ihre Macht. Den Nachkommen jener wendiſchen Fiſcher, welche mit den übermenſchlichen Bewohnern des Waſſers einſt in ſo trautem Verkehre ſtanden, erſcheinen die Geiſter der Tiefe noch heute in freundlichem Lichte.

Segelregatta auf dem Müggelsee. Zeichnung von H. Lüders.

Digitized by Google

Wie sie selbst der Hülfe der Menschen gar oft bedürfen, namentlich wenn Krankheit bei ihnen eingekehrt, oder die wunderschöne Nixe von den Schmerzen der Geburt bedroht ist, so nahen die schilfbekränzten, blauäugigen und nach dem Volksglauben grünzähnigen Bewohner der unterseeischen Paläste gar oft dem Menschen mit helfender Hand, wenn er in Noth und Sorge sich befindet.

Schwer nur trennen wir uns von dieser schönen Stelle der Mark, auf welcher urgermanische und slavische Sagenpoesie sich mit den Reizen modernen Lebens aufs Innigste verbindet. Vorüber denn an dem freundlichen Villenort Friedrichshagen — ursprünglich einer Woll- und Seidenspinnerkolonie, welche der große Friedrich angelegt hat — der Stadt Köpenick (7000 Einw.) zu!

Vor uns liegt ein alter Stich, die Stadt Köpenick etwa im Jahre 1652 vorstellend, wie der Zeichner des großen Topographen Matthäus Merian sie dazumal gesehen hat. Die Stadt ist offen, von einer Mauer ist keine Spur zu erblicken. Im Westen führt ein Damm zu dem Berlinischen Thor, hinter welchem die ansehnliche gothisch gebaute Hauptpfarrkirche zu St. Laurentius sichtbar wird. In der Verlängerung derselben lag und liegt das Rathhaus, ein schmuckloses Gebäude. Hoch und herrlich aber erhoben sich damals die Thürme und Zinnen des Schlosses von Köpenick, rechts von der großen Brücke über die Spree. An die Geschichte dieses merkwürdigen Bauwerkes, welches in seinen alten Grundmauern noch heut vorhanden ist, knüpft sich auch die Geschichte der Stadt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Köpenick eine altslavische Niederlassung ist — der Name der Stadt bedeutet, ins Deutsche übersetzt, einen Ort, auf welchem man Heuschober errichtet hat. Der Eifer märkischer Historiographen hat die altslavische Feste Köpenick aber auch mit geschichtlichem Ruhme bedacht; von ihr aus soll Jaczo ausgezogen sein, um den letzten entscheidenden Kampf gegen Albrecht den Bären zu wagen; auf ihr soll der durch die unerwartete und schier unglaubliche Rettung zum Christenthume bekehrte Wendenfürst dann friedlich über dem ererbten Lande gewaltet haben, während er freilich das Havelgebiet den Deutschen überlassen mußte. So die Sage, welche bereits erwähnt ist, als der Leser auf dem Schildhorne bei Spandau verweilte. Wir dürfen nicht verschweigen, daß ferner an vielen Orten der Mark Münzen aufgefunden worden sind, welche die Inschrift „Jaczo de Copnic" tragen, und auf welchen eine männliche Figur mit Schwert und Palmblatt — dem Zeichen der Gerichtsbarkeit über Leben und Tod — dargestellt ist. Auf späteren Münzen erscheint ein Jaczo de Copnic mit der Lehnsfahne, die er nach altem Brauche nur von einem deutschen Kaiser erhalten haben kann. Aber ist dieser, uns durch die rohe Kunst der Prägevorrichtungen jener Zeit im Bilde erhalten gebliebene Fürst wirklich der Beherrscher Köpenicks gewesen? Die Forschungen der Neuzeit lassen dies als sehr zweifelhaft erscheinen; Jaczo war vermuthlich ein polnischer Fürst und residirte auf dem Schlosse Köpnitz an der Obra.

Es ist im 13. Jahrhunderte heftig um den Besitz des Schlosses Köpenick zwischen Märkern und Meißnern gekämpft worden. Endlich behielten die Ersteren die Oberhand. Aber nicht lange blieb die Spreefestung in landesherrlichem Besitze. Die bayerischen Fürsten schon verpfändeten auch diesen wichtigen Platz an ihre Gläubiger, die Herren von Biberstein, und endlich gelang es der Stadt Berlin, das für sie so wohlgelegene Schloß zu erwerben.

Digitized by Google

Vorübergehend ist Schloß Köpenick auch im Besitze der Quitzows gewesen. Am Tage Mariä Reinigung 1407 erstürmten die mit der Stadt Berlin in Fehde liegenden Quitzowschen Brüder Dietrich und Johann die städtische Burg, welche erst durch die klugen Maßnahmen des ersten Hohenzollern Friedrich wieder ein landesherrliches Schloß wurde.

Auf der Stätte dieser alten Burgfeste, welche im Laufe der Zeiten wol sehr verfallen sein mußte, erbaute der prachtliebende Kurfürst Joachim II. um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Lust- und Jagdhaus. Auf demselben starb Joachim am 2. Januar 1571. Er hatte sich wenige Tage zuvor nach diesem Jagdschlosse begeben; aber es wollte ihm in den prächtig ausgestatteten Räumen keine rechte Heiterkeit kommen. Düstere Ahnungen lasteten auf dem Fürsten, und als überdies noch die Nachricht kam, daß sein Bruder, der Markgraf Hans von Küstrin, schwer erkrankt sei, richteten sich alle Gedanken und Gespräche Joachim's auf den Tod und die Ewigkeit. Von der Jagd heimgekehrt, ließ er sich Luther's Predigt über die Weissagung des Simeon vorlesen. Bis in die Nacht hinein sprach er dann mit seinem Hofprediger Andreas Musculus und dem Kanzler Distelmeyer über den Tod und die Unsterblichkeit. Als er endlich in sein Schlafgemach gebracht worden war, zeichnete er, noch ganz in heilige Gedanken vertieft, mit einer dem Kamine entnommenen Kohle das Bild des Gekreuzigten an die Wand. In derselben Nacht beendete ein Stickfluß sein Leben.

Er starb mit den Worten der heiligen Schrift: „Das ist je gewißlich wahr und ein theures, werthes Wort, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen." Er wußte wol, daß er selbst für viele Fehler seines schwachen Herzens der Sündenvergebung dringend bedurfte.

Eine Stunde Weges vom Schlosse Köpenick, bei dem Dorfe Grünaue, beendete ein anderer Kurfürst von Brandenburg sein rühmenswerthes, schlichtes Leben; es war Joachim's II. Enkel Joachim Friedrich. In Storkow ward der Fürst von einem heftigen Unwohlsein befallen; er trat auf das dringende Bitten seiner Umgebung zu Wagen die Rückreise nach Berlin an. Am 18. Juli 1608 aber verstarb der Kurfürst noch auf der Fahrt. Ein Denkstein mit einfacher Inschrift, mitten in der reizvollen, von Wasser und Wald gebildeten Landschaft, bezeichnet die Stätte seines Todes.

Schloß Köpenick muß nach den alten Bildern ein sehr stattliches Gebäude gewesen sein. Zwei rechtwinklig an einander gebaute Flügel mit Erkern und hohen Dächern bildeten die Wohngebäude; vier runde Thürme mit verzierten, anscheinend kupfernen Dächern flankirten die Ecken, und eine hohe Mauer schloß den Burghof gegen die Spree zu ab. Jetzt ist das Schloß völlig verändert. Der Große Kurfürst hatte dasselbe 1677 dem Kurprinzen Friedrich als Hochzeitsgeschenk zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth Henriette von Hessen dargebracht. Der Kurprinz ließ das alte Gebäude abtragen, und im Jahre 1681 vollendete der Holländer Rütger von Langenfeld das jetzige Schloß. Die zum Amte gehörigen Wirthschaftsgebäude ließ Friedrich Wilhelm I. ausbauen; königliche Brauer bereiteten in ihnen ein früher sehr beliebtes Bier, den sogenannten „Moll".

Seit dem Tode der letzten zollernschen Fürstin, welche auf Schloß Köpenick residirte, einer Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, zerfiel das alte Schloß Köpenick mehr und mehr, bis seine Verwendung zu staatlichen Zwecken eine

Digitized by Google

Menge von Reparaturbauten veranlaßte, welche freilich den ursprünglichen Charakter des Bauwerkes fast völlig verwischt haben. In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts bot das Schloß einen traurigen Anblick. Seine hohen Fenster waren durch hölzerne Verschläge geschlossen; die Prunksäle waren zu Gefängnißzellen für die politischen Verbrecher jener Tage umgewandelt worden. Jetzt dienen die Räume, in welchen Kurfürst Friedrich III. einst weilte, den Geist beschäftigt mit seinen großen Plänen zur Erlangung der Königskrone, und in welchen er viele seiner glänzenden Feste veranstaltete, jungen Leuten zum Aufenthalte, welche sich für den hochwichtigen Beruf eines Volksschullehrers ausbilden wollen: im Jahre 1852 ward das Volksschullehrerseminar für den Regierungsbezirk Potsdam hierher verlegt.

Seit undenklichen Zeiten besteht in Köpenick die Sitte, daß alle zwei Jahre an einem bestimmten Tage sämmtliche Bürger der Stadt mit dem Magistrate an ihrer Spitze in festlichem Aufzuge nach den Wiesen der Stadt hinausziehen. Dort wird ihnen von der Fischerinnung des Kietzes, d. h. des ursprünglichen wendischen Fischerdorfes Köpenick, ein Festmahl gegeben, welches sich hauptsächlich aus Fischgerichten zusammensetzt. Dasselbe gilt gewissermaßen als Entschädigung für das freie Fischen auf den der Stadt gehörigen Wiesen zur Zeit der Frühjahrsüberschwemmung. Nachdem dies Mahl beendigt worden ist, werden die Bürger, welche in den beiden letzten Jahren das Bürgerrecht erworben haben, in feierlichem Zuge mit Gepränge und Musik zu den Grenzen der städtischen und der Kietzer Gemarkung hingeführt.

An dem letzten Grenzhügel versetzt der Schulze vom Kietz Köpenick einem jeden jungen Bürger vier Schläge mit einer gewaltigen Peitsche, einen für den Landesherrn, den zweiten für den hochweisen Magistrat, den dritten für die gesammte Bürgerschaft, den vierten für die Fischerinnung. In diesem Grenzumzuge haben sich Traditionen des ältesten deutschen Rechts erhalten.

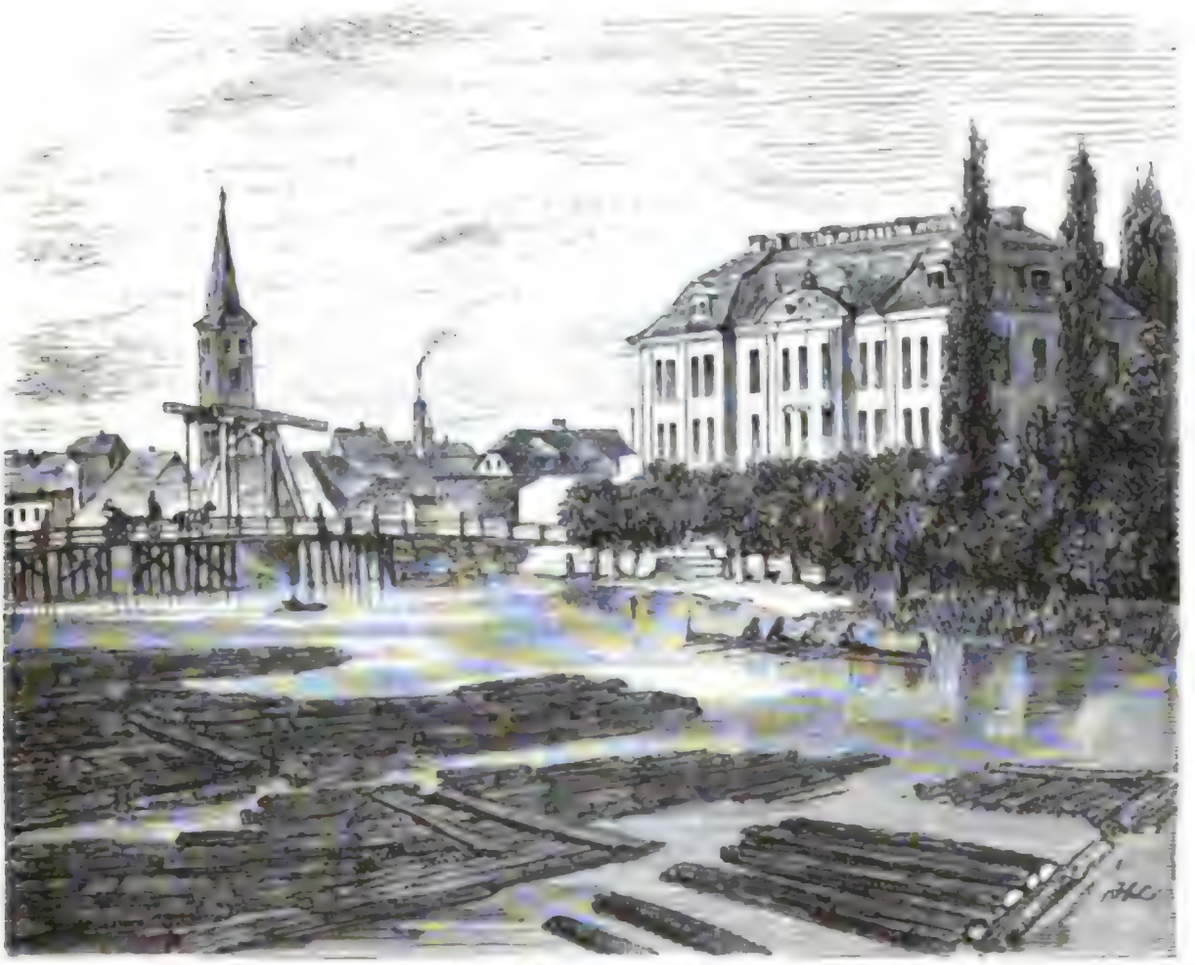
An der untern Spree. Die ganze Umgebung von Köpenick bietet ein glänzendes Zeugniß für den Eifer dar, mit welchem die brandenburgisch-preußischen Hohenzollern sich den wirthschaftlichen Interessen ihres Landes gewidmet haben. Schon der Große Kurfürst siedelte nach Aufhebung des Edikts von Nantes französische Seidenweber in dieser Gegend an. Ein Denkmal jener Tage sind die umfangreichen Maulbeerplantagen, welche sich in der Umgegend von Köpenick bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Friedrich der Große gründete daneben Wollmanufakturen, Nesseltuchwebereien und Strumpfwirkereien; vor Allem aber sind die Kolonien bemerkenswerth, welche der große König in der herrlichen Landschaft anlegte; dies sind Adlershof und Süßengrund, Neu-Glienicke und Grünaue, Schönerlinde, Johannisthal und Schönweide. Der Fleiß namentlich pfälzischer Emigranten hat die früher an Sumpf und düsterem Wald so reiche Umgebung von Köpenick zu Dem gemacht, was sie heute ist: ein glückliches Land, in welchem Industrie und Ackerbau mit rastlosem Fleiße betrieben werden und wodurch die Einwohner zu Wohlstand gelangt sind.

Wie ganz anders war das Bild der Landschaft am Anfange des 16. Jahrhunderts! In unangefochtener Herrschaft breitete sich damals die große Köpenicker Heide bis vor die thurmbewehrten Mauern der Städte Berlin-Kölln aus. Breiter, viel breiter war die Spree, und Sumpf und Elsbruch begleiteten weithin

Digitized by Google

ihre Ufer. Es ist nur ein spärlicher Rest dieses ausgedehnten Waldes auf uns gekommen; aber über der braunen Heide und dem tiefblauen Forste drüben liegen große geschichtliche Erinnerungen, welche uns freilich nur in einer etwas sagenhaften Form überliefert sind.

Seit alter Zeit war die Köpenicker Heide ein beliebter Jagdgrund der brandenburgischen Fürsten. Hier jagte auch der jugendliche, ernste Joachim I., welcher dem adeligen Raubgesindel der Marken, den ritterlichen Schnapphähnen so muthig den eisernen Fuß auf den Nacken gesetzt hatte. Hier sollte nach der Sage sich aber auch das Geschick des jungen Fürsten erfüllen.



Köpenick. Zeichnung von H. Lüders.

Das Haupt seines beliebten Hofmannes, des Junkers von Lindenberg, war dem beleidigten Rechte zur Sühne eines Straßenraubes auf dem Blocke gefallen, und der erbitterte Adel der Mark sann auf Rache. Der Junker von Otterstedt hatte es gewagt, an des Fürsten Schlafgemach die höhnenden Worte zu schreiben:

„Jochimke, Jochimke, hüde dy,
Fangen wi dy, so hangen wi dy!"

Unbeirrt indessen durch die Drohung, blieb Joachim auf der einmal betretenen Bahn. Da sollen die Verschworenen vom Adel zur That geschritten sein.

Von Otterstedt geführt, lauerten sie in der düstern Heide von Köpenick dem jungen Fürsten auf. Arglos nahte Joachim, dem Weidwerk nachgehend, der verhängnißvollen Stätte. Da mag ein getreuer Bauer ihn gewarnt haben;

Digitized by Google

eilend kehrte der Kurfürst nach Berlin zurück; seine Reisigen saßen auf und begannen die Jagd auf die Mörder. Der Junker von Otterstedt, dessen Geschlecht südlich von Berlin auf Löwenbruch angesessen war, wurde geviertheilt und sein Kopf zum schreckenden Zeichen an einer eisernen Stange auf dem Köpenicker Thore zu Berlin aufgesteckt.

So die sehr glaubliche, wenn auch urkundlich nicht verbürgte Geschichte vom Ueberfalle in der Köpenicker Heide. Jedenfalls ist die Sage ein Bild, welches den Geist jener Zeiten treu und gewissenhaft wiedergiebt. Es mußte mit blutiger Strenge gegen die Gesetzlosigkeit und den rohen Sinn der märkischen Edelleute jener Zeit eingeschritten werden. Ein Versuch, die wegelagernden Junker zu rechtfertigen, wie er mehrfach gemacht worden ist, kann den geschichtlichen Thatsachen gegenüber nicht bestehen. Die letzteren bezeugt klar und deutlich die Wahrheit jenes Wortes, welches Joachim I. an seinen Oheim Friedrich von Ansbach geschrieben hat: „Ich habe kein adelig Blut vergossen, sondern nur Schelme, Räuber und Mörder hinrichten lassen."

Die einst so finstere Köpenicker Heide ist nun gelichtet; sie tritt nicht mehr wie früher dicht an das Ufer der Spree heran.

Alles ist freundlich und lustig geworden. Dort drüben die weite, seeartige Einbuchtung der Spree im Norden ist der Rummelsburgersee, an dessen Ufer die großartige Waisenerziehungsanstalt sich erhebt, und jene freundliche Kirche am rechten Ufer, welche sich hellschimmernd aus dem tiefen Grün der sie umgebenden Bäume heraushebt, ist das abgesondert daliegende Gotteshaus des uralten wendischen Fischerdorfes Stralau.

Wir sind dicht vor den Thoren der Residenz. Hier das Dorf Stralau, dort linker Hand die Kolonie Treptow sind beliebte Vergnügungsorte der hauptstädtischen Bevölkerung. Gerade an dieser Stätte aber werden wir weit in die älteste Geschichte des Landes zurückversetzt. Das Dorf Stralau, dessen Name wahrscheinlich von dem hier im Flusse sich sehr häufig vorfindenden „Pfeilkraute" abzuleiten ist, war in grauer Vorzeit der Sitz wendischer Edlen gleichen Namens, welche sehr wahrscheinlich den Grund und Boden zur Erbauung der ersten ländlichen Höfe von Berlin-Kölln hergaben.

Noch im Jahre 1261, in welchem sie der Stadt Kölln eine Heide verkauften, erscheinen diese Edelleute; dann aber verschwinden sie spurlos aus der märkischen Geschichte.

Nicht aber diese alten Reminiszenzen sind es, welche dem Dorfe Stralau seine Popularität gegeben haben, sondern ein früher sehr beliebtes Volksfest, der Stralauer Fischzug. Derselbe stammt nicht, wie man vielfach gemeint hat, aus wendischer Zeit; er ist vielmehr die Feier des Wiederbeginnens der Fischerei, welches durch kurfürstliches Edikt von 1574 auf den St. Bartholomäustag, d. h. den 24. August, verlegt wurde. Dem heil. Bartholomäus, als einem Fischer, war einst auch wahrscheinlich die Kirche zu Stralau geweiht; von jenen ersten Fischzügen, welche am Bartholomäustage gethan wurden, erhielt der Pfarrer des Dorfes den Ertrag. Sonderbarerweise ward ihm früher an diesem Tage alljährlich auch ein Stiefel, aber nur *einer*, verehrt — angeblich, damit er den zwischen Kirche und Dorf gelegenen Graben durchschreiten könnte, doch ist später diese Leistung in eine Geldzahlung von jährlich $4^1/_2$ Mark verwandelt worden.

Digitized by Google

Am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts, etwa vom Jahre 1780 ab, nahm auch der Berliner Hof an den Lustbarkeiten Theil, welche die Feier des Fischzuges seit alter Zeit verherrlichten. Leider aber artete das Volksfest immer mehr aus. Noch in den vierziger Jahren des laufenden Jahrhunderts besaß der Stralauer Fischzug einen ziemlich harmlosen Charakter. Sobald der Tag angebrochen war, heißt es in einem gleichzeitigen Berichte, begann eine Wallfahrt nach Stralau zu Wagen, zu Roß, zu Kahn und zu Fuß. Spree und Wege waren mit Menschen bedeckt, und die Schulen setzten den Unterricht aus.

Stralau während der Feier des Fischzuges (gegen das Jahr 1850).

Das kleine Dorf konnte die Besucher nicht fassen. So erhob sich denn auf der Stralauer Wiese eine eigene Zeltstadt von Würfelbuden und Bierzelten; fahrendes Volk der Neuzeit spielte die Hauptrolle. Ohrenzerreißend war der Lärm der Musik und das Gedränge oft lebensgefährlich. Hausirer boten bleierne Fischzugsmedaillen und Stralauer Brillen aus; da war kein Knopfloch, welches nicht den Orden trug, keine Nase, welche nicht mit der glaslosen Brille sich schmückte!

Leider trat die zunehmende Roheit der unteren Volksklassen Berlins im Verlaufe der Zeit bei dem Stralauer Fischzuge in so trauriger Weise hervor, daß ein Einschreiten nothwendig wurde. Selbst der Kirchhof wurde von der tobenden Lust des Volkes entweiht. Da zeigte endlich am 23. Juli 1873 der Ortsvorstand von Stralau dem Berliner Polizeipräsidium an, daß das Wiesenterrain um die Kirche von Stralau nunmehr eine andere Bestimmung erhalten werde, und daß deshalb die Feier des Fischzuges nicht mehr gestattet werden könnte. Damit hatte wiederum ein Stück altbrandenburgischen Volkslebens sein Ende — aber ein wohlverdientes Ende — erreicht.

Digitized by Google

Auf dem Kirchhofe von Stralau nehmen wir Abschied von dem Flusse, welchen wir von seiner Quelle bis hierher begleitet haben. Ragen doch im Westen die Thürme der Hauptstadt vor uns auf! Langsam zieht der tiefblaue Fluß dahin, hier die Wiese, dort die mit prächtigem Baumwuchs besetzten steileren Ufer von Treptow benetzend. Es liegt zu jeder Tageszeit ein eigenthümlicher Reiz über der Landschaft. Am schönsten aber stellt sie sich dar, wenn des Tages laute Stimmen verklungen sind, und der Mondschein silbern auf der weiten Wasserfläche ruht.

Leise rauscht der Fluß, leiser noch die Wipfel der alten Bäume um die Kirche. Von drüben aber ertönt in der Abendluft melodischer als in der Schwüle des Mittagssonnenscheins das Läuten einer Glocke, freilich nur einer Schiffsglocke, welche meldet, daß der letzte Dampfer zur Abfahrt nach Berlin bereit ist. Ein lichter Schein am nächtlichen Horizonte verkündet das rege Leben, welches auch in später Stunde noch die Hauptstadt des Reiches durchwogt. Wir aber nehmen von den Spreelandschaften und der Spree selbst nun Abschied und rufen unserer Umgebung zu:

„Leb' wohl, du lieber, du murmelnder Strom,
Leb' wohl, sternprangender Himmelsdom!
Ihr Wiesen, auf denen der Nebel braut,
Ihr Bäume, von denen es leise thaut,
Lebt wohl! Ade!
Leb' wohl, du mein liebes Land an der Spree!" —

Nachdem wir so zum Ende unserer Wanderungen in den Spreelandschaften gelangt sind, überblicken wir der Uebersicht halber noch einmal den Lauf des Flusses und seiner Nebengewässer. Wir sahen, wie sich die verschiedenen Spreequellen nach 67 km Laufes bei dem Dorfe Spreewitz vereinigten. In Kottbus beträgt die Länge des Flusses $109_{,1}$ km, bei Fürstenwalde bereits $263_{,9}$ km, bis zuletzt bei seiner Mündung in die Havel $365_{,47}$ km erreicht sind. Von den mit der Spree zusammenhängenden Wasserwegen ist der Müllroser oder Friedrich-Wilhelms-Kanal $22_{,8}$ km, die Dahme 41 km, die Storkower Wasserstraße $23_{,3}$ km, der Notte-Kanal $21_{,8}$ km lang, während die Länge der Rüdersdorfer Schiffahrtsstraße, deren Lauf wir weiter unten noch näher kennen lernen werden, nur $8_{,9}$ km beträgt. Um uns das Gefälle der Spree zu veranschaulichen, bemerken wir, daß ihre Quelle am Kottmarberge, wie bereits oben angegeben, auf beinahe 500 m sich befindet. Bei Spremberg hat sich der Flußlauf bis auf ca. 103 m, bei Fürstenwalde bis auf $39_{,4}$ m gesenkt. Das Niveau des Müggel- und des Rummelsburgersees, wie fast der gesammte untere Lauf des zuletzt nur träge dahinschleichenden und erst so stürmisch forteilenden Flusses wird auf $33_{,5}$ m Höhe angegeben.

Durch die Notte empfängt der Spreefluß auch die von dem östlichen Fläming herabrinnenden Gewässer. Den Landschaften dieses Höhenzuges, welche den Südwestrand der Mark bilden und zwischen Spree und Elbe belegen sind, haben wir uns nunmehr zuzuwenden.

Digitized by Google

Werder'sche und Jüterbogk'sche Frauentrachten. Zeichnung von A. Kretschmer.

Der südliche Landrücken des Tieflandes mit dem Fläming.

Land und Leute auf dem Fläming. — Der Niederlausitzer Grenzwall. — Die Kunstschöpfungen des Fürsten Pückler (Branitz und Muskau). — Die Liutizen.

Land und Leute auf dem Fläming. Der Süden der Mark Brandenburg, die landräthlichen Kreise Zauche-Belzig und Jüterbogk-Luckenwalde des Potsdamer, sowie der Luckauer Kreis des Frankfurter Regierungsbezirkes, werden von dem Landrücken des Fläming durchzogen. Der Wanderer, welcher aus dem Lande Sachsen der Mark zueilt, sieht bereits, dicht hinter Wittenberg, das Land sich allmählig erheben. Schreitet er von der ehrwürdigen Lutherstadt dem brandenburgischen Landstädtlein Treuenbrietzen zu, so gelangt er sehr bald auf eine Hochfläche, welche sich ungefähr 75 m über der Ostsee erhebt und von welcher sich ihm eine weite Aussicht eröffnet, welche bis zur Klosterruine auf dem Petersberge bei Halle und bis zu den Höhen von Potsdam reicht. Der Scheitel dieses Erdwalles, welcher die Wasserscheide zwischen der Elbe und der Havel bildet, ist ziemlich flach und dürr, fast völlig fehlt es hier an fließenden Wassern.

Dieser Landrücken, der „Fläming", führt wahrscheinlich seinen Namen von den Ansiedlern, welche in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts durch den Markgrafen Albrecht den Bären und durch den Erzbischof Wichmann von

Digitized by Google

Magdeburg aus den Niederlanden nach der Mark gerufen worden waren, um das durch jenes furchtbare Ringen zwischen Wenden und Deutschen fast gänzlich entvölkerte Land wieder zu bebauen. Diese Einwanderung muß vor dem Jahre 1160 geschehen sein; denn in dem letzteren finden sich bereits holländische Flächenmaße und flämländische Hufen in den Urkunden der Mark erwähnt. Zum größten Theile waren diese Kolonisten der Mark Ackersleute. An den Kampf mit den Wassern gewöhnt, setzten sie sich entweder in den Flußthälern fest oder suchten, des unabläßigen Ringens mit den Wogen müde, sich trockene Wohnplätze auf den Höhen des Landes. So hier im Fläming.

Der Landrücken selbst streift in der gewöhnlichen Richtung der norddeutschen Bergketten hin. Seine Ausdehnung von dem Flecken Görzke im Westen bis zu den östlichsten Höhen im Luckauer Kreise beträgt etwa 84 km, seine Breite wechselt von 20 bis zu 36 km. Im Allgemeinen ist die Abdachung des Erdwalls nach Süden eine sanftere als gegen Norden; hier fällt der Fläming steil zu den Ebenen der Mark ab; tiefe Schluchten zerklüften hier den massigen Körper des Landrückens.

Nur einzelne Berge erheben sich thurmartig auf dieser Hochfläche. Als solche Gipfel des Flämings erwähnen wir den Keilberg und den Börnicker Berg bei Jüterbogk, namentlich aber die Bergkette des hohen Golms bei Baruth, dessen Gipfel auf beinahe 190 m Höhe über der Ostsee angegeben wird.

Dieser „Golm", d. h. „Höhe" überhaupt, bietet dem Reisenden einen prächtigen Anblick dar, namentlich wenn der Berg von Norden, von dem Dorfe Stülpe aus, bestiegen wird. Jäh und steil steigt er auf; es bedarf einiger Anstrengung, um seinen mit prachtvoller Buchenwaldung bestandenen Abhang zu erklimmen. Aber die Anstrengung des Steigens wird belohnt; man genießt vom Gipfel des Golm eine Aussicht bis Berlin hin. Auf dem höchsten Punkte der Bergkette stand und steht wol noch ein Belvedere, und auf der Westseite desselben finden sich die Trümmer einer Ablaßkapelle, welche, im Jahre 1435 gestiftet, von den Cisterziensern des nahen Klosters Zinna versehen wurde. Am St. Johannisabend und an den Marientagen wurde hier oben in der herrlichen Natur Jahrmarkt gehalten — eine Einrichtung, welche die Wallfahrten nach dem Golm noch besuchter machte. Noch im Jahre 1502 soll Papst Alexander VI. dieser Kapelle Ablaß ertheilt haben, und am Wege zu ihr, zwischen Dahme und Rosenthal, auf der Heerstraße nach der Lausitz, wurde eine steinerne Klause als Nachtherberge für die nach dem Golme wallfahrenden Fremden erbaut. Mit dem Verkehr der Marktleute kam natürlich in jener Zeit auch allerlei fahrendes Volk, Gaukler von zweideutigstem Rufe, Possenreißer und Spielmänner. Selbst die Mönche von Zinna nahmen an dem fröhlichen Treiben dort oben einen oft sehr thätigen Antheil, bis einst während eines Gewitters der Blitz vor den Füßen der tanzenden Mönche einschlug. So kam die Zeit der Reformation. Schon 1568 war die Kapelle völlig zerfallen, und der Junker Christoph von Hake besserte mit ihren Steinen das Kirchlein zu Stülpe aus. Aber noch lebt die alte Kapelle durch mannichfache, mit ihr verknüpfte Sagen im Volksmunde fort. Der Bewohner des Flämings weiß von diesem prächtigen Berggipfel zu erzählen, daß hier einst ein Götzentempel gestanden. Aus ihm ward eine St. Hilpen-, d. h. eine Salvatorskapelle, welche nach der Meinung des märkischen Landvolkes selbst mit dem Gnadenorte San Jago de Compostella

Digitized by Google

an Heiligkeit wetteifern konnte. Noch heute laufen die wunderbarsten Sagen von der zerstörten Kapelle um, und nicht gar weit liegen die Tage zurück, da in ihren Kellern mit der Wünschelruthe nach Schätzen von unermeßlichem Werthe gesucht ward.

Der Fläming ist, wie bereits oben erwähnt wurde, eine sehr wasserarme Gegend. Brunnen sind nur selten und erreichen oft eine Tiefe von 25 m. Im Hochsommer, bei anhaltender Trockenheit, tritt dieser Wassermangel oft als eine schwere Heimsuchung auf; dann wird in einzelnen Dörfern, z. B. in Welsickendorf und Gräfendorf, der Schöpfeimer des Brunnens angeschlossen, damit nur das nöthigste Wasser und selbst dies unter ortspolizeilicher Aufsicht geholt werde.

Die Feldmarken der Dörfer sind meist sehr ausgedehnt. Es hat dies seinen Grund darin, daß durch die Greuel des Dreißigjährigen Krieges und die denselben nachfolgenden Seuchen wol die Hälfte aller Ansiedelungen im Fläming wüst geworden ist. Gewöhnlich sind diese Dörfer um Tümpel oder Lachen erbaut, deren Wasser sorgfältig geschont wird, weil es zur Viehtränke und zur Flachsröste dienen soll.

Auf Wiesenertrag ist natürlich in solcher Gegend kaum zu rechnen; ein sorgfältiger Anbau des Klees aber hilft dem Fläminger durch. Bevorzugt ist besonders auf gemergeltem Lehmboden der Anbau des Getreides und auf weniger fettem Lande der des Flachses.

Neben dem Flachsbau bietet die Viehzucht dem Fläminger einen einträglichen Erwerb.

Die Wohlhabenheit dieser auf den ersten Blick so kärglich von der Natur ausgestattet erscheinenden Gegenden zeigt sich namentlich in der sauberen, noch heute an holländische Volkssitte gemahnenden Tracht. Die Tochter des Flämings ist selbst im dichtesten Gewühle des Jahrmarktes, bei der Fastnacht, bei den Kirmessen und Erntekränzen herauszuerkennen, und nicht allein an dem schönen, an den uralten Adel germanischer Freigeborenen erinnernden Wuchs, der hoch ist und der Fülle keineswegs entbehrt, sondern auch an der eigenthümlichen Tracht dieser Landschaft.

Die altherkömmliche Mannestracht, den langen, blauen Tuchrock mit dem emporstehenden Kragen, und den sehr großen, oft silbernen Knöpfen — die scharlachrothe Weste mit den langen Schößen — diese Kleidungsstücke findet man freilich nur noch selten. Treuer haben die alten Frauen die Tracht des Flämings bewahrt. Noch ist es ihr Stolz, möglichst viele Röcke über einander zu tragen; noch erfreut sich die „Karnette", d. h. die steife Haube mit den taubenflügelartig abstehenden Kopftüchern, allgemeiner Beliebtheit. Auch die jungen Mädchen tragen diese Mütze, nur daß sie bunte Bänder über den Rücken herabfallen lassen und ihrem Kopfputze an Festtagen durch Blumensträuße und Aehrenbüschel — vielleicht auch durch Mohnköpfe, welche mit Schaumgold überzogen sind — ein festlich frohes Ansehen geben. Mieder, Rock und Schürze ähneln völlig jenen Kleidungsstücken, welche die Spreewaldwendin trägt. Der starke, oft mit Leinwandsohlen benähte Strumpf ist bei den Frauen und Mädchen des Flämings stets von tadelloser, angeerbter Sauberkeit; ebenso das Leinwandkittelchen und die Schürze. Die Frauen der Gegend spinnen sehr häufig auch noch heute alle Leinwand, welcher sie für das Leben bedürfen, selbst. Etwa dreißig Röcke und eben so viel Ballen feiner und grober Leinwand, dazu die hohen Federbetten — das sind nothwendige Stücke jeder Ausstattung.

Digitized by Google

Die Arbeitsamkeit der Flämінger hat sich seit alter Zeit her reichlich gelohnt; — das wissen am besten die Hausirer, die, mit ihren Packen durch die Dörfer des Höhenzuges wandernd, hier ganz vortreffliche Geschäfte machen. Dabei hat der wohlhabende Mann im Fläming nicht jenen, wol auf das wendische Blut zurückgehenden Charakterzug des Mißtrauens in sich, mit welchem sonst der Märker dem Fremden begegnet. Der Bauer hier hat sich den alten Glauben an Treue und Redlichkeit noch bewahrt; er besitzt auch mehr von Freigebigkeit, als sonst dem Märker eignet. Die Sprache der Landleute ist ein breites, keineswegs wohlklingendes Platt — wenig von dem anderer brandenburgischer Idiome verschieden.

Die Landschaft des Flämings ist zwar eintönig, entbehrt aber keineswegs eines poetischen Reizes. Namentlich im Spätsommer nicht. Ein sanfter Wind streift dann über den Landrücken hin. Ueber der Heide und über den Wasserlachen schweben die Kolonnen der Staare, so taktmäßig und geschlossen sich bewegend, wie ein wohlgeschultes Regiment auf dem Paradeplatze. Ein Hase reckt sich in der ihn bergenden Ackerfurche hoch, duckt sich aber beim kleinsten Geräusche gleich wieder nieder. Dort fliegt schwirrend eine Kette von Rebhühnern auf. Nun Stille ringsum — weit und breit! Der Duft des Thymians und einer Art zartgeformten, gelblichweiß blühenden Krautes steigt betäubend und einschläfernd auf.

Vergeblich schauen wir uns nach einem Stücklein Laubwald um. Selbst der blaue Föhrenwald am Horizonte ist weiter von uns entfernt, als wir auf den ersten Blick meinen möchten. Und doch — welch eigener Zauber brütet über der baumlosen Heide! Feine, weiße Herbstesfäden ziehen durch die Luft, umschleiern die letzten Feldblumen und hängen sich an das niedere Strauchwerk des Rains, der hier die Gemarkungen zweier Dörfer scheidet.

Da erklingen Stimmen vor uns in der Ferne! Wir vernehmen ein Peitschenknallen; — die Stiere, welchen das Joch abgenommen ist, werden heimgetrieben; mit ihnen kommen Knechte, die auf müden Pferden sitzen und Pflug wie Egge umgestürzt hinter sich herziehen. Die Gesichter der Burschen werden durch die untergehende Sonne verklärt und vergeistigt. Jetzt zittert der Klang der Abendglocken vom Dorfthurme her durch die Luft; andächtig lauschend halten die Knechte still, nehmen die braunen Strohhüte ab und sprechen leise ein Gebet oder denken sich wenigstens etwas Gutes und Frommes.

Tiefer und tiefer sinkt die Sonne. Feierliche Stille ruht nun auf den Fluren, von denen die Nebel aufsteigen. Leise nur zirpen Tausende von Heimchen in den Stoppeln, und in der Ferne verhallt der Ruf des Brachvogels.

Nach dieser allgemeinen Beschreibung von Land und Leuten wollen wir es versuchen, dem Leser die bemerkenswertheften Punkte des Flämings vorzuführen, an welche sich ein geschichtliches, landschaftliches oder gewerbliches Interesse knüpft. Wir beginnen bei der alten Burgwarte **Belzig**. Die kleine Stadt am Belziger Bache, welche nur 2700 Einwohner zählt, war ehedem der Hauptort dieser Lande. Albrecht der Bär hatte die Burgwart einem Grafen Baderich gegeben, einem Verwandten seines Hauses, von welchem sich dieselbe auf die Herzöge von Sachsen-Wittenberg vererbte. Oft residirten die sächsischen Fürsten auf dem uralten Schlosse der Stadt, dem sogenannten „Eisenhardt“, welches noch im vergangenen Jahrhunderte durch starke Rundthürme beschützt und von

einer hohen Warte überragt war. Jetzt ist die Herrlichkeit des Eisenhardt verwüstet; — immer aber noch imposant erhebt sich über dem Städtchen, dessen Bewohner sich mit Tuch- oder Leinweberei, mit der Papierfabrikation und dem Flachs- und Hopfenbau beschäftigen, die alte Pfarrkirche zu Unserer Lieben Frauen. In der Nähe von Belzig liegen zwei wohlerhaltene Burgen, deren Dasein der Fremde hier im Fläming wol kaum vermuthet, westwärts die Wiesenburg, südlich der Rabenstein. Noch prangt der alte feste Wartthurm der Wiesenburg, hoch über die anderen Schloßbauten, die Wälle, die tiefen Gräben, das mächtige Mauerwerk des Wohngebäudes sich erhebend. Hier saß einst das ritterliche Geschlecht der Brand von Lindau, jetzt aber ist die Begüterung zerstückelt; das Hauptgut besitzen die Herren von Watzdorf. Der Rabenstein liegt noch romantischer; er krönt die Spitze des steilen „Hagen", eines Berges über dem friedlichen Thale des Dorfes Raben. Der Burghügel ist mit hohen Eichen und Buchen bewachsen; höher aber als sie steigt auch hier der alte Wartthurm auf. Außer diesem Ueberreste des Alterthums besitzt die Burg ein mächtiges, festes Thor, ihre ehrwürdige Mauer und ein paar Geschütze aus dem 16. Jahrhundert. Da kann es nicht Wunder nehmen, daß der Eindruck dieses Schlosses auf dem Fläminge ein außerordentlich poetischer ist. Uns wollte es erscheinen, als sei auf einmal das Märchen vom Dornröschen zur vollen Wahrheit geworden, und als müßte in jedem Augenblicke aus einem dieser wappengeschmückten Portale ein Festzug aus alter Zeit in bunter Herrlichkeit hervortreten — die lange heimgegangenen Glieder der alten Geschlechter von Oppen und von Leipziger, die einst hier wohnten!

Im Südosten von Belzig liegt die alte Deutschordens-Kommende Dahnsdorf, welche die Ritter der Jungfrau bereits in der Zeit Hermann's von Salza erwarben und bis 1776 besaßen. Doch wir müssen den Städten des Flämings noch ein Wort widmen. Da liegt Niemegk, auch einst ein Besitzthum der sächsischen Herzöge, dann ein Rittersitz der von Oppen und von Brück. Die letztere Familie soll um einer geschichtlichen That mit Gütern zu Niemegk belehnt worden sein. Bekanntlich verlas der Kanzler Dr. Brück im Jahre 1530 mit seinem Amtsgenossen Dr. Beyer zu Augsburg vor Kaiser Karl V. das deutsche Exemplar der Augsburgischen Konfession; er that es mit solcher Begeisterung, daß Kurfürst Johann der Beständige ihm das Gut zu Niemegk schenkte. Nach alter Sage soll diese Stadt von den Kolonisten aus den Niederlanden ihren Namen zum Andenken an das berühmte holländische Nymwegen und seine Kaiserburg erhalten haben; aber diese Vermuthung erscheint uns ein wenig kühn. Die kleine Ackerstadt, deren Bewohner auch ein wenig Weberei und andere kleine Handwerke treiben, hat in Bezug auf Lage und Bedeutung mit dem niederländischen Nymwegen nicht mehr gemein, als das nahe Städtchen Brück mit dem königlichen Brügge.

Wichtiger als Brück, Niemegk und Belzig sind von den Flämingsstädten die beiden, etwa in der Mitte des gleichnamigen Kreises liegenden Orte Jüterbogk und Luckenwalde. Ihnen und ihrer Umgebung gilt der nächste Abschnitt unserer Umschau auf dem Fläminge.

Jüterbogk liegt am Angerbache in hügeliger Gegend und zählt jetzt 6956 Einwohner, welche sich mit Lein- und Baumwollenweberei, Strumpfwirkerei, Flachs-, Vieh- und Pferdehandel ein erträgliches Dasein geschaffen

haben. Freilich gehört die Genügsamkeit zu den hervorragendsten Eigenthümlichkeiten des märkischen Kleinstädters. Der Ort ist altslavisch und verdankt seinen Namen einer Göttin des Lichtes, deren Tempel hier gestanden haben soll, und zwar zwischen Schmiede und Kirche, auf dem neuen Markte. Noch im 16. Jahrhundert sah man hier ein altersgraues Kirchlein, ohne Fenster, nur nach Morgen mit einer runden Oeffnung versehen, „also daß bei Sonnenaufgang das Licht hat hineingehen können."

Im 12. Jahrhundert aber erschienen die deutschen Eroberer, Albrecht der Bär und der streitbare Erzbischof Wichmann von Magdeburg, welch Letzterer seine fleißigen Mönche herbeiführte, um diesen Landstrich der Kultur zu gewinnen.

Ein stattliches Thor von Backstein empfängt heute den Wanderer, der vom Bahnhofe her der Stadt sich nähert. Die Straßen sind breit und werden äußerst sauber gehalten. Auf dem Markte tritt uns ein originelles Rathhaus entgegen, wie wir's sonst in der Mark selten finden. An der Südostecke wird dasselbe von einem viereckigen Glocken- und Uhrthurme überragt: alte Giebel und Fenster mit eingedrückten Spitzbogen schmücken den ehrwürdigen Bau. Vor dem Erdgeschosse auf dem Markte befindet sich die offene Laube; — nur in einer solchen konnte nach altdeutschem Herkommen Recht gesprochen werden. Unter einem sehr reichen gothischen Tabernakel an der Ostecke des Rathhauses steht die Bildsäule des heiligen Ritters Moritz. Sie erinnert uns daran, daß über diesen Gegenden lange, lange Zeit der milde Hirtenstab der Magdeburger Erzbischöfe gewaltet hat, denn St. Moritz, der Ritter von der thebaischen Legion, war Schutzheiliger des Domes von Magdeburg.

Nicht weit vom Markte liegt die stattliche, spätgothische St. Nikolaikirche mit zwei Thürmen, welche durch eine Brücke — der Volksmund nennt sie die höchste im Lande — verbunden sind. Noch heute wacht dort droben in lustiger Höhe der Thürmer und hält nach alter Sitte Tag und Nacht Ausschau. Lohnend ist der Blick von dem Thürmerstüblein herab. Man schaut in die Höfe der Stadt hinein, welche an Sauberkeit der Straße nicht nachstehen; man erblickt in der Ferne den Fläming und die Baruther Wälder; aus dem Grün der Felder erhebt dort eine Feldsteinkirche ihr graues Haupt; — es ist das Gotteshaus des Klosters Zinna, welchem einst all das Land ringsum gehörte.

Von älteren Baulichkeiten nennen wir noch den Abtshof, in welchem der Prälat von Zinna einst residirte, wenn er in die Stadt kam, das Neumärker und das Zinnaer Thor, von denen das letztere durch zwei sehr hohe Mauerthürme, einen runden und einen viereckigen, flankirt wird. In der Dammvorstadt befindet sich die Frauenkirche und die Ruine eines Cisterzienserinnenklosters. Von hoher geschichtlicher Bedeutung aber ist die kleine katholische Kapelle neben der Mädchenschule. Sie gehörte einst zu dem Hause eines reichen Bürgers, welcher sich nach der Stadt Teupitz nannte. In dessen Hause wohnte der Ablaßkrämer Diez von Leipzig, den wir gewöhnlich Tetzel nennen; in jener Kapelle trieb er seinen Handel, welcher endlich den Dr. Luther zur Veröffentlichung seiner Thesen bewog.

Die Gegend ist auch sonst noch reich an Erinnerungen an die Reformationszeit. Nordöstlich von Jüterbogk liegt das Dorf Hohlbeck mit den Mordbergen. Es knüpft sich an dieselben folgende Sage: Als Tetzel zu Jüterbogk seinen Ablaß verkaufte, kam auch der Ritter von Hake zu ihm, der auf Stülpe

wohnte, und erkaufte sich Ablaß für eine Sünde, welche er erst begehen wollte. Er erhielt für schweres Geld, was er wünschte. Wenige Tage darauf wollte er mit den erschlichenen Geldern nach Berlin reisen. Als er aber in die Berge bei dem Dorfe Hohlbeck kam und die Pferde den Wagen im tiefen Sande kaum von der Stelle bringen konnten, ward er von Reisigen, an deren Spitze ein vermummter Ritter stand, angefallen. Sein Geldkasten ward ihm abgenommen, seine Knechte erschlagen. Davon heißen die Berge noch heute die Mordberge.

Jüterbogk.

Der verkappte Ritter aber war kein Anderer als der Herr von Hake, welchem seine Sünde bereits im voraus vergeben war. Noch lange stand Tetzel's Kasten hinter dem Altare zu St. Nikolai in Jüterbogk. Bemerken müssen wir freilich, daß man sich in der Altmark dieselbe Sage von dem Schenken zu Flechtingen erzählt.

Und da wir nun einmal zu den Sagen der guten Stadt Jüterbogk gekommen sind — wer kennt ihn nicht, „den Schmied von Jüterbogk", welcher durch das Verdienst der Brüder Grimm zu einer der volksthümlichsten Gestalten des deutschen Märchens geworden ist? Wer weiß nicht, wie er den Tod auf dem Apfelbaume festzuhalten und den Teufel in seinem Kohlensacke durchzubläuen wußte — wie er endlich vom Himmels- und vom Höllenpförtner abgewiesen ward? Da blieb ihm denn nichts Anderes übrig, als in den Nyffhäuserberg zu gehen und sich als Rüstmeister beim Kaiser Friedrich Barbarossa ein Unterkommen zu suchen.

Nicht allein aber alte Sagen klingen über die Felder und Höhen des Flämings um Jüterbogk hin; auch die ruhmvollen geschichtlichen Erinnerungen der Neuzeit knüpfen sich an diese Gegend. Nicht gar fern, westlich von Belzig, liegt das Dorf Hagelberg mit einer Bergkuppe, welche bis zu einer Höhe von 180 m ansteigt. Am 27. August 1813 stand hier der General Girard, welcher mit 12,000 Mann von Magdeburg aufgebrochen war, um den Angriff des auf Berlin losrückenden Generals Oudinot zu unterstützen. Hier vernahm er die Botschaft, daß Oudinot bei Großbeeren durch Bülow zurückgewiesen und der Angriff auf Berlin vereitelt sei. Girard war im Begriff, nach Sachsen umzukehren, als er an jenem Tage von dem General von Hirschfeld bei Hagelberg angegriffen wurde, welcher gleichfalls ungefähr 12,000 Mann, aber nur ungeübte Landwehrmänner, und 100 Kosaken befehligte. Die Schlacht bei Hagelberg gestaltete sich bei dem tödlichen Hasse der Landwehr gegen die Franzosen zu einer furchtbar erbitterten; 4000 der Landesfeinde wurden erschossen oder mit dem Kolben niedergeschlagen, 5000 gefangen und sieben Kanonen erbeutet. Mit kaum 1800 Mann rettete sich Girard nach Magdeburg. Nicht weniger als 6000 Gewehre wurden auf dem Schlachtfelde aufgelesen; sie bildeten eine willkommene Beute für die Landwehr, welche zum Theil nur mit Piken versehen war und als deren erster Ehrentag das Gefecht bei Hagelberg angesehen werden muß.

Noch Größeres aber sollte wenige Tage nachher, am 6. September, im Südwesten von Jüterbogk bei dem Dorfe Dennewitz geschehen. Napoleon, erbittert durch den vereitelten Angriff Oudinot's auf Berlin, ertheilte sofort an den Bravsten der Braven, den Marschall Ney, den Befehl, von Wittenberg abermals gegen Berlin vorzugehen. Auf diesem Wege stand jetzt dem Marschall nur das schwache Corps Tauentzien's entgegen, welcher sich im Osten bei dem Kronprinzen von Schweden aufhielt, als die Seinen bei Zahna mit Uebermacht angegriffen wurden. Es blieb diesen Truppen nichts Anderes übrig, als nach heldenmüthigem Widerstande sich auf Jüterbogk zurückzuziehen. Die preußische Landwehr focht an dem Tage mit solcher Hartnäckigkeit, daß selbst ihren Verwundeten und Sterbenden das Gewehr nur mit Gewalt entrissen werden konnte.

Der General von Bülow hatte bei diesen der Schlacht von Dennewitz vorangehenden Gefechten, welche etwa 10 km westlich von Jüterbogk stattfanden, sogleich erkannt, um was es sich handelte: den Durchbruch der Franzosen nach der Berliner Straße. Von einem Sandhügel aus bei dem Dorfe Marzahne hatte er das Vorrücken der feindlichen Kolonnen beobachtet; sofort waren seine Adjutanten zum Kronprinzen von Schweden geflogen; sie hatten die Bitte um Unterstützung überbracht, zugleich aber auch das Ersuchen des Generals, die Schlacht aufnehmen zu dürfen. In rascher Folge entwickelten sich auf beiden Seiten die militärischen Maßnahmen; — es kam am 6. September zu der ruhmreichen Schlacht von Dennewitz, in welcher der Sieg allerdings erst nach blutigem Ringen erfochten ward. Der Rückzug der Franzosen aber artete in eine Flucht aus, und der stolze Ney mußte nach Magdeburg melden: „Ich bin nicht mehr Herr meiner Truppen; sie versagen mir den Gehorsam und haben sich aufgelöst. Ich bin gänzlich geschlagen und weiß nicht, ob sich mein Heer wieder gesammelt hat.“ Ja, es war ein glänzender Sieg der Preußen; 50,000 hatten 70,000 Mann geschlagen; 10,000 Mann waren getödtet oder verwundet, 15,000 gefangen, 80 Kanonen, 400 Pulverwagen und vier Fahnen erobert.

Freilich betrug auch der Verlust der Preußen an Verwundeten und Todten über 9000 Mann. Der Kronprinz von Schweden wußte auch diesen Sieg sich zuzuschreiben, obwol Bülow gegen seinen Willen die Schlacht eingeleitet und durchgeführt hatte. Erst im folgenden Jahre ward daher dem Helden des Tages die verdiente Auszeichnung zutheil, indem er unter dem Namen Bülow von Dennewitz in den Grafenstand erhoben wurde. Später ward ihm und seinen Kämpfern zu Ehren auf der Wahlstatt ein Denkmal errichtet; auch zu Berlin neben der neuen Wache begegnete uns die marmorne Gestalt des „Retters von Berlin".

General von Bülow in der Schlacht bei Dennewitz. Zeichnung von W. Camphausen.

Von der Stadt Jüterbogk aus, mit welcher so viele geschichtliche Erinnerungen verbunden sind — wir haben freilich nur die wichtigsten derselben anführen können — wenden wir uns nordöstlich der Stadt Zinna zu. Dieselbe ist eine der vielen Schöpfungen Friedrich's des Großen im brandenburger Lande. Der König ließ 1764 hier 150 massive Wohnhäuser aufführen; 100 Jahre später hat man ihm dafür zu Zinna ein Denkmal gesetzt. Ueber eine ärmliche Weberkolonie aber hat es das neue Zinna nicht hinausgebracht; was uns interessirt, ist das alte — die Ruinen des einst so reichen Klosters.

Jetzt herrscht im Kloster Zinna Stille und eine Art elegischen Friedens. Es war nicht immer so. Einst haben sich hier die rüstigen Cisterzienser emsig getummelt; — bei ihnen war das Wort: Ora et labora! eine Wahrheit, und sie haben deutsche Kultur mit Eifer weit in die heidnische Mark hineingetragen.

Bis auf den Barnim hin schoben die fleißigen Mönche ihre Ansiedelungen vor. Dankend erwähnen wir auch hier der großen Verdienste dieser Ordensbrüder. Sie waren die Ersten, welche das Kalkgebirge von Rüdersdorf nutzbar machten; sie nannten einst 40 Dörfer und 1140 Hufen ihr Eigen. „Jetzt herrscht hier tiefe Einsamkeit. Selten betritt ein Fremder die Stätte. Das Ave Maria ist lange verklungen, und die Sänger sind, nach Lenau's Worten, ihren Liedern nachgezogen; nur das Rauschen der alten Heidelinde beim Bache an der Ecke des Klosters tönt wie eine Melodie aus vergangener Zeit" — so schildert ein neuerer Besucher das ehrwürdige Cisterzienserstift.

Aus der Geschichte des berühmten Klosters seien hier nur wenige Daten angegeben. Die Stiftung des Gotteshauses „Coena beatae Mariae" — so hieß Zinna einst — mag schon um 1170 erfolgt sein; der Stiftungsbrief, welcher Genaueres hätte angeben können, ist verloren gegangen. Der erste Abt hieß Ritzo oder Theodorich; er ward 1179, als die Wenden im Bunde mit den welfischen Gegnern der Ballenstädter Jüterbogk verbrannten, erschlagen. Kloster Zinna wurde sehr reich, denn die Cisterzienser vergruben ihr Pfund nicht; sie wucherten in des Wortes edelster Bedeutung mit den von ihnen erworbenen Schätzen. Ueberall legten sie auf ihren Besitzthümern Wirthschaftsgebäude an; an den Flüssen und Bächen erbauten sie Wassermühlen, der Wald ward gerodet und aus Luch und Sumpf ward fruchtbares Ackerland. Die Aebte von Zinna wußten ferner vortrefflich Haus zu halten. Da mehrten sich die Schätze im Aerar denn so mächtig, daß die Prälaten nicht allein jene zwölf Apostel aus Silber anfertigen ließen; nein — noch Abt Benedictus ließ im 16. Jahrhundert eine Orgel mit silbernen Pfeifen erbauen. Dieselbe soll später nach Halle gekommen sein. Die Reformation machte dem Reichthume des Stiftes indessen gar bald ein Ende; und der letzte Abt Valerianus ergriff, als er sah, wie Alles um ihn her evangelisch geworden war, am Martiniabende 1547 den Wanderstab und pilgerte mit seinen Heiligthümern nach Böhmen. Wahrscheinlich ist er im Kloster Ossegk bei Teplitz verstorben.

Durch die Flucht der Mönche fiel Zinna dem evangelischen Erzstifte Magdeburg und dessen weltlichen Administratoren anheim. Zugleich mit diesem Erzbisthume kam Zinna demnach in die Hand des Großen Kurfürsten, welcher 1680 vom Kloster und seinen Dörfern Besitz ergriff. Was der Dreißigjährige Krieg in dem Klostergebiete an Beschädigungen und Verwüstungen angerichtet hatte, das konnte freilich erst unter der Regierung des großen Königs wieder gut gemacht werden; auch für diese Gegend ward der große Friedrich der Kolonisator und — so sonderbar es klingen mag — der rechte Nachfolger der alten „Mönche von der Zinne".

Von Kloster Zinna aus eilen wir in nördlicher Richtung der gewerbthätigen, in neuester Zeit außerordentlich verschönerten und vergrößerten Stadt Luckenwalde (14,728 E.) zu. Einst eine waldumgürtete Burg, daher ihr Name, dann lange Zeit nur ein kümmerliches, um sein Dasein kämpfendes Dorf, gehört Luckenwalde jetzt zu den Städten der Mark, in welchen das Leben der Gegenwart am frischesten pulsirt. All ihren jugendlichen Glanz aber verdankt die Stadt der Tuchindustrie.

Den Grund zu der hierselbst großartig betriebenen Tuchindustrie hatten bereits einst die Mönche von Zinna gelegt; Friedrich der Große knüpfte auch hier an die Thätigkeit der Cisterzienser an. Er rief Spinner und Weber aus

dem Auslande herbei; er errichtete ihnen Wohn- und Arbeitsstätten und siedelte von 1751—1776 etwa hundert Familien kunstfertiger und fleißiger Arbeiter an. Diese Ansiedelung, zu welcher ein großes Fabrikgebäude gehörte, nannte man die Geraer Kolonie, weil die meisten der Ansiedler aus dem gewerbfleißigen Reußenlande gekommen waren. Aus dieser Kolonie entwickelte sich die Wollenmanufaktur von Luckenwalde.

Jetzt erblickt man in und um Luckenwalde gleichsam ein Heer rauchender, hoher Feueressen. Die Anwendung der Dampfkraft auf die Wollspinnerei und die Wollwaarenmanufaktur wurde erst vor einem halben Jahrhundert gemacht; ihr verdankt Luckenwalde seinen Ruf als Fabrikstadt.

Rathhaus und Kirche zu Luckenwalde.

Das Tuchmachergewerk ist alt und hoch angesehen in der Mark; wie würden aber die ehrsamen Meister aus dem früheren Viergewerke der „Gewandschneider" — so hießen einst die Tuchmacher — staunen, wenn sie jetzt einen Blick in eine Werkstätte ihrer Nachfolger thun könnten, namentlich hier in Luckenwalde, woselbst man in den größeren Fabriken sofort alle Verbesserungen in der Tuchfabrikation eingeführt hat! Daß bei solcher rührigen Thätigkeit die Stadt allmählich alles Das abgestreift hat, was an die Aermlichkeit der ersten Weberkolonie erinnert, bedarf kaum der Erwähnung; Luckenwalde ist eine moderne, wohlgepflegte, villenumkränzte Stadt geworden, freundlich wie kaum eine andere in der Mark.

In diesem westlichen Theile des Flämings, welchen wir bis jetzt durchwandert haben, spielte sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die letzte

Fehde ab, welche ein in seinem Rechte gekränkter Sohn der Mark, der Bürger Hans Kohlhase von Kölln an der Spree, gegen seine Dränger und Peiniger unternommen hat. Wir können die Stätten, an welchen wir geweilt haben — dies Kloster Zinna, diese Heiden und tief eingeschnittenen Hohlwege des Landrückens — unmöglich verlassen, ohne des trotzigen Bürgers zu gedenken. Poetisch ist die Geschichte desselben so oft und mit so vielen Ausschmückungen erzählt worden, daß wir den schlichten und wahrheitsgetreuen Bericht des alten Rektors Hastitius anstatt aller, oft nur zu unwahren Romantik folgen lassen. Derselbe wird uns zu gleicher Zeit ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens geben, welches in diesen Theilen der Mark leider noch im 16. Jahrhundert heimisch war.

Petrus Hastitius, um 1570 Rektor beider Parochialschulen zu Berlin-Kölln, der von St. Nikolaus und St. Petrus, erzählt von dem berühmten Roßkamme in seinem „Mikrochronikon" das Folgende:

„Dieser Hans Kohlhase ist ein ansehnlicher Bürger zu Kölln und ein Handelsmann gewesen. Sonderlich hat er mit Vieh gehandelt, und als er auf eine Zeit schöne Pferde nach Sachsen geführet, um dieselben zu verkaufen, hat ihn einer vom Adel angesprochen, als hätte er dieselben gestohlen.

„Da hat er die Pferde im Gerichte stehen lassen auf des Edelmanns Unkosten, wofern er selbst nämlich genugsam Beweis brächte, daß er sie ehrlich erkauft. Wo nicht, wollt' er gern der Rosse verlustig sein.

„Als aber Kohlhase davongezogen, hat der Edelmann die Pferde etliche Wochen weidlich getrieben, daß sie ganz und gar verdorben. Derowegen hat Kohlhase bei seiner Wiederkunft, als er genugsam Beweis bracht', die Pferde nicht wieder annehmen, sondern bezahlt haben wollen. Weil der Edelmann das nicht hat thun wollen und Kohlhasen, ungeachtet, daß er's beim Kurfürsten zu Sachsen ordentlich gesucht hat, nicht hat mögen zu seinem Rechte geholfen werden, hat er dem Kurfürsten zu Sachsen entsagt. Darauf hat er von der Stadt Zahna, zwei Stunden Wegs von Wittenberg, einen reichen Seidenkrämer von Wittenberg, George Reich genannt, beraubt, seiner Frauen die Ringe von den Fingern gezogen, und ihn etliche Wochen an einem Orte auf einem beschlossenen Werder an der krummen Spree in einem Berge, da er mit seiner Gesellschaft sein sicher Wesen gehabt, gefänglich gehalten, bis er sich mit Gelde gelöst. Da er auch sonst viel erbeutet, hat der Kurfürst zu Sachsen sich erboten, einen Vertrag mit ihm aufzurichten, und hat ihm einen Tag zu Jüterbogk zur Erörterung der Sachen bestimmt, welchen Kohlhase, in die vierzig Pferde stark, mit stattlichem Beistand besucht hat. Obwol nun von beider Kurfürsten Räthen der Vertrag aufgesetzet worden, haben doch die Sachsen demselben nicht nachgelebet, also, daß Kohlhase dem Kurfürsten zu Sachsen aufs Neue entsaget. Da nun damals beide Häuser Brandenburg und Sachsen in einen Mißverstand gerathen, so hat Kohlhase des Kurfürsten zu Brandenburg und des Erzbischofs von Magdeburg Geleite leichtlich erhalten, also, daß er die sächsischen Dörfer, so auf der Grenze gelegen, heftig angegriffen und geplündert, das Städtchen Zahna ausgebrannt und großen Schaden gethan hat. Da haben doch endlich auf Andringen des sächsischen Kurfürsten der von Brandenburg und der Erzbischof von Magdeburg darein gewilliget, daß der Sachse den Kohlhase sollte suchen lassen, und wo er ihn beträfe, wollten sie dem Fürsten Rechts zu ihm verstatten. Da verordnete der Kurfürst in Sachsen 24 reisiger Pferde, in voller Rüstung mit

langen Lanzen. Die zogen hin und her, ihn in Haft zu bringen; weil aber der Kohlhase ein anschlägiger und unverzagter Mann gewesen, hat er oft mit den Sächsischen in Krügen und Herbergen gessen und getrunken und ihre Anschläge gehöret. Weil zu der Zeit manch unschuldig Blut dahingericht't ward, hat er dem Kurfürsten zu Sachsen oft zugeschrieben, wie schwer er solches zu verantworten hätte. So als Anno Christi 1538 Freitags für Pfingsten zween Schneidergesellen, welche zu Jänigkendorf in eines Bauern Scheune genächtiget hatten, weil Niemand sie aufnehmen wollt', gefangen und vor dem Kloster Zinna gerädert worden, hat Kohlhase in derselben Nacht die Räder lassen umhauen, dieselben gegen den Busch herabgeschicket und an ihnen mit zween Hufnägeln dies Geschriebene angenagelt:

„O filii hominum, si vultis judicare, recte judicate, ne judicemini."

Welchen Zettel wir — Haftiz und seine Mitschüler in der Zinnaer Klosterschule — als wir am Pfingstabende nach altem Brauche haben Maien holen wollen, gefunden und herabgenommen haben. Ich selbst hab' ihn ins Kloster getragen und dem Abte überantwortet. Es war damals ein gar böser Gebrauch im Kloster. Wenn einer gerechtfertigt wurde, so mußte in allen Dörfern, zum Kloster gehörig, der Hüfner einen Groschen und der Kossäth sechs Pfennig geben, welches eine große Summe trug. Das Geld bekam der Klostervogt, und ich hab' manch einen zur Zinna richten sehen, dem viel zu kurz geschah, um solches Geldes willen!"

So weit des alten Berliner Schulmanns eigene Worte, welche uns ein klares Bild der um 1536 im Fläming herrschenden Verhältnisse geben. Haftiz erzählt sodann, nicht ohne eine gewisse Bewunderung für seinen Helden, wie weidlich Kohlhase den Sachsen Schaden gethan und wie er stets seinen Verfolgern entkommen. In ihrem weiteren Verlaufe zog sich die Kohlhase'sche Fehde dann nach Osten in die Spreelandschaften hin; in den Brüchen und Sümpfen des Storkower Landes fand Kohlhase sichere Zufluchtsörter. Aber der feste, von seinem Rechte völlig überzeugte Bürger ward endlich doch des Liegens auf der Landstraße müde, so ein ganzer Mann er auch war. Haftiz berichtet weiter von der Vermittlung, die Dr. Luther versuchte. Es ist ein ungewöhnliches und ergreifendes Bild, wenn wir den kühnen Roßkamm, der nicht Rast noch Ruhe mehr fand auf der Welt, in nächtlicher Stunde zum Hause des großen Reformators in Wittenberg schleichen sehen. Er setzt Gut und Blut ein; aber er kommt auf Luther's Wort, er empfängt von dem größten Sohne des deutschen Bauernstandes, von dem Schützer und Anwalt der Rechtlosen, die Hostie und den Kelch in Dr. Pommer's, Melanchthon's und Cruciger's Gegenwart.

Bekanntlich aber ward dem Bürger von Kölln von seinen Feinden auch ferner noch das Recht verweigert; er erhielt keinen Schadenersatz für seine Rosse, und er hatte durch Sengen und Brennen — wir müssen billig sein — denselben auch längst verscherzt. Der Ausgang des kühnen Freibeuters unserer Flämінglandschaft ist bekannt genug. In dem Landsknechte Jürgen Nagelschmied, der sich ihm verband, ward Kohlhasen der unheilvollste Rathgeber zugesellt. Es folgte die Beraubung des „Silbertransportes", welcher aus den Mansfelder Bergwerken nach Berlin geschafft wurde. Aller Welt trotzend, begab sich Kohlhase nach Berlin zurück. Das abergläubische Jahrhundert meinte,

der Scharfrichter von Berlin, jener „Meister Hans“, der „mehr konnte, als Brot essen“, habe den tollkühnen Bürger durch Zauberei wieder nach Berlin geschafft. In Wahrheit aber hat das Elend und die Krankheit seines Weibes ihn nach der Residenzstadt Joachim's II. zurückgetrieben: er wollte die Schwergeprüfte, von der Welt Ausgestoßene nicht verlassen, zumal sie mit Mutterhoffnungen gesegnet war. In kurzer Folge, mit der unheilvollen Präzision echter Tragik, begab sich's nun, daß Kohlhase und Nagelschmied zu Berlin gefangen und gerichtet wurden. Hastig schließt seinen Bericht mit folgenden Worten: „Weil aber die Verbitterung der Sachsen gegen ihn so groß gewesen, ist er zum Tode des Rades verurtheilt worden, und ob man ihn mit dem Schwerte hat begnadigen wollen, hat ihn doch der Nagelschmied erinnert: Sie wären gleiche Brüder gewesen, so wollten sie auch gleiche Kappen tragen. Darüber er sich zufrieden gegeben und vor dem Gerichte und hernach auf dem Wege zur Marter zum öftern Male diesen Spruch wiederholt hat: Nunquam vidi justum derelictum! Als Märtyrer seines Rechtsgefühls starb er Montags nach Palmarum 1540 auf dem Rade — wahrscheinlich auf dem Hochgerichte beim Wedding vor Berlin. Es ist aber alsbald — das sind des Chronisten letzte Worte — dem Kurfürsten solches Leid gewesen, und wenn es hernach hätte sollen geschehen, so würde es vielleicht wol verblieben sein.“

Das Thal der Nuthe östlich von Jüterbogk bezeichnet die Grenze zwischen dem westlichen oder höheren und dem östlichen oder niederen Fläming, welcher sich in südöstlicher Richtung bis in die Gegend von Luckau hinzieht und dort dem niederlausitzer Grenzwall sich anschließt. Die landschaftlichen Bilder, welche dieser Theil des Landrückens uns darbietet, sind wenig von denen um Belzig und Jüterbogk verschieden. Auch hier eine Hochfläche, steiler gegen Norden als gegen Süden abfallend; auch hier dürre Heide und magerer Acker. Stufenartig senkt sich der Landrücken hier gegen die Dahme ab, welche auf seinem Plateau entsteht, und gegen die Berste, einen zweiten Nebenfluß der Spree, welcher durch das breite Thal von Luckau der Spree sich zuwendet. Hier bei Alt-Golßen bildet der Steinberg und der Schwarze Berg den nordöstlichen Eckpfeiler des Flämings. Das Plateau senkt sich steil herab und wird an seinem Rande durch tiefe Schluchten zerschnitten, welche hier Lachen genannt werden. Von einzelnen Punkten am Rande sieht man bequem über die untenstehende Kiefernwaldung hinweg bis nach Wendisch-Buchholz im Thale der Dahme und den blauen Höhen des Brands, d. h. der zwischen Dahme und Spree sich hinziehenden Waldung.

Der eigentliche Mittelpunkt dieses östlichen Flämings ist die Stadt Dahme (5400 E.), unfern der Quellen des gleichnamigen Flusses auf kahler Höhe belegen. Der Boden ringsum besteht aus Sand, über welchen sich stellenweise eine Schicht fruchtbarer Erde gelagert hat. Bei dieser Beschaffenheit bedarf es umsichtiger Wirthschaft und großen Fleißes, um dem Lande Früchte abzugewinnen. Durch die Noth gedrängt, haben die Bewohner dem Kleebau sich zugewendet, der ihnen einen mäßigen Ertrag liefert; der Gartenbau ruht gänzlich, auch Obstbau findet nur zu eigenem Bedarfe statt. Oft kommt es in diesen armen Gegenden vor, daß das Getreide bei längerer Dürre völlig abstirbt.

Es muß einst anders hier um Land und Leute und um ihr Wohl gestanden haben. Denn der Boden des östlichen Flämings ist von zahlreichen Ueberresten des Alterthums erfüllt. Ueberall finden sich auf den wüsten Feldmarken und

Digitized by Google

Brachen Reste der Vorzeit, Urnen und Brandschutt, Pfeilspitzen und Spieße. In alter Zeit, da dichter Wald ihn bedeckte und schützte, muß dieser Theil des Landrückens viel, viel dichter bewohnt gewesen sein. Wer den Wald so unhaushälterisch gerodet hat — ob es die Deutschen gewesen sind, welche im 12. Jahrhundert diese Landstriche eroberten, ob später vielleicht die Hussiten die Brandfackel in die friedlichen Dörfer geworfen haben: das wußte uns Niemand mehr im Fläming zu sagen.

Es sind aber auch heute noch Stätten im Gebiete des östlichen Flämings vorhanden, welche ein mehr als gewöhnliches Interesse erregen. Freilich nicht ein Interesse historischer Art, denn die Geschichte dieser Landschaften gleicht einem Bilde grau in grau gemalt, wol aber in volkswirthschaftlicher Beziehung. Brandenburgischer Fleiß hat auch hier seine Triumphe gefeiert.

Die bemerkenswertheste der industriellen Anlagen auf dem östlichen Fläming ist die Glashütte des an seinem nördlichen Abhange liegenden Städtchens **Baruth**, welches selbst freilich nur 2200 Einwohner besitzt. Hier hatten zur Zeit der deutschen Eroberung sächsische Ritter aus dem Geschlechte Derer von Schlieben sich eine Herrschaft gegründet, welche am Schlusse des 16. Jahrhunderts auf die Grafen von Solms überging. Schon die alten Herren von Schlieben, welche durch Familienverbindungen und die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit vielfach nach Böhmen gekommen waren, hatten zu Baruth eine Glashütte errichtet. Bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts war indessen hier nur ein Ofen in Betrieb, in welchem grüne Flaschen und etwas Tafelglas von gewöhnlicher Beschaffenheit hergestellt wurden, und selbst nur dann, wenn das Holz der herrschaftlichen Forsten nicht besser verwerthet werden konnte. Erst im Jahre 1824 versuchte Graf Friedrich von Solms die Glasfabrikation zu Baruth energisch zu heben.

Die Beharrlichkeit und Liebe des Besitzers zu seinen Glashütten, die Tüchtigkeit seiner Techniker gab der bei Baruth betriebenen Industrie bald einen ungeahnten Aufschwung. Schon 1844 konnte ein besonderer Ofen für Milchglas mit sechs Häfen gebaut werden; schon damals wurden monatlich gegen 50,000 Stück Lampenglocken hergestellt. In erfreulichster Weise hob sich die Fabrikation namentlich des farbigen Glases, nachdem die Erzeugnisse der Baruther Hütten 1851 auf der Industrieausstellung zu London bekannt geworden waren. Das Baruther Glas wanderte nun auch über die Meere. Von jener Zeit an bis heute hat die Fabrikation der Hütten fortdauernd sich gesteigert. Das Etablissement liegt anderthalb Wegstunden südöstlich von der Stadt Baruth im Walde; es beschäftigt mehrere hundert Arbeiter und besitzt seine eigene Schule.

Am Nordabhange des Flämings, etwa 14 km von Baruth entfernt und bereits den Niederungen der Spree benachbart, haben wir noch einen Ort zu besuchen, über welchem ein poetischer Schein eigener Art gebreitet ist — es ist Stadt und Schloß **Teupitz** (613 E.). Das Gepräge der Landschaft, der Anblick des Sees, an welchem die Stadt liegt, ist überaus düster. Hier herrscht die Poesie der Armuth und des Verfalls. Hat doch König Friedrich Wilhelm IV. einst gesagt, die Teupitzer seien seine getreuesten Unterthanen; sonst wären sie längst ausgewandert! Auf einer Halbinsel im schönen See von Teupitz stehen unscheinbare Trümmer; es sind die Ueberreste des Schlosses einer Familie, welche einst zu den glänzendsten im Lande gehörte: der Schenken von Landsberg, die mit

Digitized by Google

den Quitzow's versippt waren, aber ruhmlos zu Grabe gingen. Ihre Burgen sind in Trümmer gesunken, und hieße das Land ringsum im Munde der Landleute nicht das „Schenkenländchen" — auch ihres Namens Gedächtniß wäre verschwunden.

Südöstlich vom Fläming, von ihm durch das Thal der Dahme geschieden, begrenzt ein zweiter Höhenzug die Provinz Brandenburg: es ist der niederlausitzer Grenzwall. Derselbe bildet das Mittelglied derjenigen Bodenanschwellung, welche sich von der Oder bei Groß-Glogau in Schlesien bis zur Elbe ungefähr in die Gegend von Burg hinzieht, und deren westlichen Theil wir im Fläming kennen gelernt haben. Bei der Stadt Sorau beginnt der brandenburgische Theil dieses Höhenzuges, welcher etwa 140 km weit sich ausdehnt, bis er den Anschluß an den Fläming erreicht. Diese Bodenanschwellung bildet die politische Grenze zwischen der Ober- und Niederlausitz; ihre Breite beträgt zwischen 2—16 km. Sowol die Neiße wie die Spree durchbrechen diesen Grenzwall in fast gerader nördlicher Richtung; die Querthäler beider Flüsse sind ziemlich schmal und werden von steilen Rändern eingefaßt, welche stellenweise eine relative Höhe von 55 m erreichen. Der höchste Punkt des niederlausitzer Grenzwalls überhaupt ist der Rückenberg bei Sorau, welcher bis zu einer Höhe von 230 m aufsteigt, der höchste Berg der Marken überhaupt. Niedriger sind der Spitzberg bei Spremberg (183 m) und die Weinberge und Ochsenberge bei Spremberg (178 m).

Die Bodenbeschaffenheit des lausitzer Grenzwalls ist wesentlich die gleiche wie die des östlichen Flämings. Auch hier sandiger Boden, auch hier Mangel an Wald! Oasen aber sind durch unermüdlichen Fleiß und durch großartige Thatkraft auch in diesem Landestheile entstanden, vor allen anderen Muskau — politisch freilich schon zur Provinz Schlesien gehörend — im Thale der Neiße, und Branitz, in der Nähe von Kottbus im Spreethale belegen.

Die Kunstschöpfungen des Fürsten Pückler (Branitz und Muskau). Wir kehren, um zunächst Branitz zu besuchen, zu jener Stadt zurück, welche wir bereits bei Gelegenheit unserer Wanderungen im Spreethale kennen lernten, dem freundlichen Kottbus. Nachdem wir das Schießhaus der Stadt erreicht haben, den Ort, auf welchem die löbliche alte Gilde der Stadt ihren kriegerischen Uebungen nachgeht, eröffnet sich uns auch bald das Parkgehege von Branitz, eines nur unbedeutenden wendischen Dorfes, welches kaum 400 Einwohner zählen mag. Welch eine Fülle landschaftlicher Schönheiten aber erwartet und überrascht uns hier! Der wüste Sandboden einer echt lausitzischen Feldmark ist seit 1846 in das schönste Gartenland und in schwellende Rasenteppiche verwandelt worden. Ein künstlich geschaffener Fluß — denn als ein Fluß erscheint dies Wasser in seiner beträchtlichen Breite dem Fremden — durchwindet den Park, welchen der Graf Pückler in dem genannten Jahre hier anzulegen begann. Blicke hin, wohin du immer willst, die herrlichsten landschaftlichen Bilder begegnen dir: hier öffnen sich die schattigsten Laubgänge vor dir; hier neigen die Bäume ihre Zweige zu dem stillen, spiegelnden Wasser herab! Hier prangen in Gewächshäusern die seltensten der bei uns eingebürgerten Pflanzen des Auslandes; hier erinnern uns Marmor- oder Erzbüsten, an traulich stillem Orte aufgestellt, an Männer der Geschichte, wie den Staatskanzler von Hardenberg, an Frauen der Kunst, wie die Sängerin Henriette Sontag! Und wie? —

Hat auch das ferne Aegypten seine Bauten und Kunstformen hierher verpflanzt? Schreiten wir jener, durch den Fürsten Pückler aufgeschütteten „Pyramide" zu — wir finden auf ihr ein Wort eingegraben, das, sonderbar genug, uns an das Zeitalter Jean Paul's gemahnt — das Wort: „Gräber sind die Bergspitzen einer neuen fernen Welt!" Und in jenem zweiten „Tumulus" auf dieser „Pyramidenebene" — in ihm ruht die Asche Dessen, der all diese herrlichen Dinge nach den mannichfachen Eindrücken seiner weit ausgedehnten Reisen geschaffen hat: des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau.

Ungewöhnlichkeit, Originalität im wahren Sinne des Wortes nur konnte einen Mann zu solchen Anlagen begeistern, und ein Original, ein künstlerisch hochbegabter Mann ist Fürst Hermann unstreitig gewesen. Nur ein Dichter wie er konnte solche Pläne entwerfen; nur ein ungemein thatkräftiger Geist vermochte aus dieser lausitzer Sandwüste ein derartiges Gartenparadies zu schaffen, wie es der Branitzer Park in Wirklichkeit bildet. Bäume von 50 bis 75 cm Durchmesser wurden mit den Wurzeln ausgehoben und fünf, sechs Meilen weit aus der Umgegend herbeigeschafft. Mit hellem Blicke für die Schönheiten der Natur ordnete Fürst Pückler selbst die Einrichtung des Parkes; nach seinen Ideen wurden diese Rosenlauben, diese kostbaren Blütengruppen, diese ägyptischen Brücken, diese Gewächshäuser und dieser „heilige Berg" angelegt, welcher die Kreuzesgruppe trägt, gleich einem Kalvarienberge in katholischen Landen.

Der heilige Berg ist sein Grabmonument. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß die Sonderbarkeiten seines Lebens und seiner schriftstellerischen Werke sich auch auf diese seine Parkschöpfungen mehr oder minder übertragen haben.

Graf Hermann Ludwig Heinrich von Pückler ward am 30. Oktober 1785 zu Muskau aus einem Geschlechte geboren, welches seinen Ursprung auf keinen Geringeren als den guten und großen Markgrafen Rüdiger von Bechlarn zurückführt. Seine erste Erziehung genoß er im Hause des Vaters und zu Dresden, welches damals die hohe Schule des norddeutschen Adels bildete. Später besuchte er die Herrenhuter Anstalt in Uhyst und das berühmte Franckesche Pädagogium zu Halle. Nachdem seine Vorbildung abgeschlossen war, studirte er von 1800—1803 zu Halle die Rechte; dann treffen wir ihn als glänzenden Garde du Corps-Offizier wieder am sächsischen Hofe; bald jedoch nahm er einen vorläufigen Abschied von der Militärkarrière und trat seine Reisen an, welche ihn zuerst nach Wien und Südfrankreich, dann nach Paris und Italien führten. Der Tod seines Vaters machte ihn im Jahre 1811 zum Herrn eines bedeutenden Vermögens, sowie der Standesherrschaft Muskau, auf deren Gütern er nun seine großartigen Verschönerungsarbeiten begann, unterstützt von Schinkel und Clemens Brentano. Während der napoleonischen Kriege hielt ihn Anfangs eine schwere Krankheit vom Waffendienste zurück; im Oktober 1813 aber trat er als Major in die russische Armee ein und fand als Adjutant in nächster Nähe des Herzogs Karl August von Weimar seinen Platz. Nachdem sich Graf Pückler in den Niederlanden durch große Unerschrockenheit namentlich bei dem Sturme auf Merxen ausgezeichnet hatte, ward ihm der Posten eines Gouverneurs von Brügge übertragen, in welcher Eigenschaft er gleichfalls die höchste Anerkennung sich erwarb. Im Jahre 1815 zog er sich indessen in das Privatleben zurück und lebte nun seinen reichen künstlerischen und schriftstellerischen Ideen, welche erstere er auf seinem Stammsitze Muskau und nach dessen

Veräußerung in Branitz zu verwirklichen suchte. Umfangreiche schriftstellerische Arbeiten, sowie mehrjährige Reisen nach England, nach Nordafrika und Vorderasien unterbrachen zwar seine landschaftlich-schöpferische Thätigkeit; aber stets ist der geniale, seit 1822 in den Fürstenstand erhobene Mann zu seinen gärtnerischen Arbeiten zurückgekehrt, und sicherlich werden seine feinsinnigen „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei" seine literarischen Werke, die einst vielgerühmten und dann eben so geschmähten „Briefe eines Verstorbenen" — den „vorletzten Weltgang Semilasso's" u. s. w. überleben.

Es ist hier nicht der Ort, die literarischen und gesellschaftlichen Verdienste oder Sonderbarkeiten des hochbedeutenden Mannes gegen einander abzuwägen; nur seine landschaftlichen Schöpfungen beschäftigen uns. Deshalb noch einen Blick auf Schloß Branitz, welches in sehr einfachem Stile erbaut und nur durch die Reisereliquien des Fürsten Pückler bemerkenswerth ist, — dann noch einmal hinauf auf die Pyramide, von deren luftiger Höhe der Blick bis zur Landskrone bei Görlitz und zu den lausitzer Gebirgen bei Bautzen hinschweift, und dann durch die feierliche Pracht dieses Parkes zur Branitzer Parkschenke zurück!

Wir haben das großartige Wirken des Fürsten Pückler noch an einer andern Stelle des lausitzer Landes zu bewundern: auch das Bad Muskau verdankt ihm seine Anlagen.

Muskau liegt bereits außerhalb der Grenzen der Provinz Brandenburg auf dem Boden der Provinz Schlesien, im Rothenburger Kreise des Liegnitzer Regierungsbezirkes. Die Herrschaft Muskau, welche 1845 an die Grafen Hatzfeld und später an den Prinzen Friedrich der Niederlande überging, umfaßt 9 □Meilen mit etwa 38 Ortschaften und 14,000 Einwohnern. Ihr Boden ist eben und sandig. Einen Schmuck der Landschaft gewähren die großen Waldungen, in welchen auch Waldbienenzucht getrieben wird, und die vielen Fischteiche, von welchen der „große Dammteich" der bedeutendste ist. Die Neiße und die Spree durchfließen die Herrschaft, richten aber häufig durch ihre Ueberschwemmungen Schaden an. Wir finden in dem Muskauer Boden sehr beträchtliche Torflager, Lehm- und Thonerde, Braunkohlen und Eisenstein, sowie Alaun, welcher namentlich in der Nähe der Stadt Muskau selbst gewonnen wird.

Die in der Herrschaft Muskau, wendisch Mužakow, wohnenden Slaven unterscheiden sich von ihren Nachbarn durch einen eigenthümlichen Dialekt und durch den Anzug. Der Kopfputz, weiß und von eigenthümlicher Form, sowie der kurze anliegende Tuchrock verrathen leicht die Muskauer Wendin.

Das Städtchen Muskau selbst, überragt von den 152 m hohen Alaun- und Weinbergen, welche südwestlich von der Stadt über den Alaunhütten liegen, hat 2954 Einwohner und ist eine durchaus moderne Stadt, denn eine schreckliche Feuersbrunst verwandelte am 2. April 1766 das alte Muskau in einen Schutthaufen. Erwähnenswerth sind in der Stadt das Schloß mit den beiden Thürmen, die bedeutenden Tuchmanufakturen und die Töpfereien.

Das Jagdschloß „Hermannsruhe" liegt nahe der Stadt; sein etwa 1000 Morgen großer englischer Park zieht sich an beiden Ufern der Neiße entlang. Der schaffende Geist des Fürsten wußte auch hier liebliche Wiesenpläne, grüne Waldgehege, Blumengärten und Baumgruppen von herrlicher malerischer Wirkung hervorzuzaubern.

Digitized by Google

Fürst Pückler-Muskau mit seinem Hirschgespann im Parke von Branitz. Zeichnung von H. Albers.

Digitized by Google

Von großer Bedeutung für die Herrschaft sind die bei der Einrichtung des Parkes entdeckten mineralischen Quellen, welche ein erdig-salinisches Eisenwasser von 6—8° Réaumur enthalten. Sie haben zur Errichtung eines Bades Anlaß gegeben, welches als „Hermannsbad" am 23. Juni 1823 feierlich eingeweiht wurde. Dasselbe ist mit Erfolg bei chronischen Hautkrankheiten, bei Gicht und Rheumatismus angewendet worden.

Die Liutizen. Alle Bemühungen der Deutschen, die im 5. Jahrhundert n. Chr. in die Oder- und Elbniederungen vorgerückten sorbenwendischen Volksstämme zu unterwerfen, blieben bis zur Zeit König Heinrich's I. fruchtlos. Erst dieser große Schützer der deutschen Grenzen unterjochte in den Kriegen der Jahre 929 und 930 die Miltschaner in der Oberlausitz. Dieselben gehörten wie die benachbarten Stämme zu dem großen Völkerbunde der Liutizen, deren Name in der Bezeichnung der Mark Lausitz sich bis heute erhalten hat.

In dieser Zeit — den Tagen der sächsischen Kaiser — erhalten wir zuerst glaubwürdige und zusammenhängende Nachrichten über die Völker des Liutizenbundes. Dieselben besaßen einen gedrungenen und kräftigen Körperbau; sie gewöhnten sich leicht an jede Lebensweise, und die Gleichgiltigkeit, mit welcher sie jede Mühsal ertrugen, nöthigte ihren deutschen Gegnern Bewunderung ab. Das schwarze, schlichte Haar, das dunkelglühende Auge, die gebräunte Hautfarbe, der Wuchs und die Formen der Gesichtsbildung unterschieden den Wenden deutlich von dem Germanen. Die Tracht der Sorben und Liutizen war von großer Einfachheit, verschmähte indessen nicht den fröhlichen Glanz der Farben. Die Ständeschranken zwischen Freien und Knechten fanden sich auch bei diesen Völkerschaften; ein eigentlicher Adel entwickelte sich erst durch die Kämpfe mit den Deutschen.

Das Bild altwendischen Lebens im Frieden ist uns von den Chronisten jener Zeit nur grau in grau gemalt worden; es fehlen allzu sehr die individuellen, Leben verleihenden Züge. Das wendische Dorf am uralten Burgwall oder der wendische Kietz, welcher sich im Röhrichte des Flusses oder im Gebüsche des Bruches halb versteckte, besaß allerdings auch nur wenig des Hervorstechenden und Charakteristischen. Still, wie ausgestorben, lag für gewöhnlich das wendische Dorf da; aber an einem Festtage erklang Gesang und der schrille Ton der Sackpfeife aus dem Dorfe heraus, und hoch wogte die Lust des Lebens bei den Mahlen der Göttertage und der Jahresfeste auf. Im Rausche fanden die Wenden die höchste Seligkeit. Dem Fremdlinge stand die gastliche Hütte beständig offen, und sein Verweilen gewährte dem Wirthe Tage des Festes. Das Gastrecht war heilig, und wer einen Wanderer von seiner Thür zurückwies, wurde als gottlos betrachtet; ja, seine Hütte ward in Brand gesteckt.

Weiber durfte der Mann nehmen, so viel er zu ernähren vermochte. Die Braut ward dem Vater abgekauft oder mit List und Gewalt entführt. Freilich war es nur den Verhältnissen angemessen, wenn man die Jungfrau unter Klageliedern dem Manne zuführte. Ihr Los als Gattin war die härteste Sklaverei. Nachts lag die Frau neben dem Lager des Mannes auf dem festgestampften Lehmboden. Wie die Gattin nach dem Tode ihres Eheherrn sich häufig selbst den Tod gab, so mordete man in entsetzlichster Grausamkeit auch wol die neugeborenen Töchter hin, um ihnen die Noth des Lebens und ihr klägliches Los zu ersparen.

Digitized by Google

Nicht gelten von den Sorbenwenden jene glänzenden Schilderungen, welche uns von den deutschen Schriftstellern über die Wenden an der Ostsee und ihre Tempelstätten Arkona, Carenz und Rhetra, sowie ihre volkreichen Städte, wie Jumne und Stettin, gemacht werden; ja, wir wissen nicht einmal, ob bei den wendischen Lausitzern dieselben Götter verehrt worden sind, welche wir bei den meeranwohnenden Pommern oder bei den Hevellern an der Havel finden. Bezeugt ist für die Lausitz unseres Wissens nur der Dienst der kleinen Hausgötter, der des Lichtgottes Jutrebog und der der Todesgöttin Morzana, vielleicht auch der des Podaga und der Siwa, der Gottheiten des Feldes und der Fruchtbarkeit. Der Leib der Todten ward, wie uns die vielfach auch in der Lausitz vorhandenen Urnenkirchhöfe bezeugen, den Flammen übergeben. Die Todtenurnen, in welchen man häufig Münzen aus dem fernen Morgenlande gefunden hat, belehren uns über den ausgedehnten Handel der Wenden. Der goldstrahlende Bernstein, die duftende Gabe der Ostsee, und die alten byzantinischen Münzen mitten unter slavischer Asche zeigen uns, daß die Küsten der Ostsee mit den Gestaden des Schwarzen Meeres durch Handelsstraßen verbunden gewesen sind, welche sich durch die Lausitz hinzogen.

Alljährlich ward, so berichten uns neuere Forscher, den Verstorbenen ein feierliches Opfer gebracht. Wann die ersten Frühlingslüfte die erstarrte Natur zu neuem Leben riefen, dann zogen die Sorbenwenden der Lausitz hinaus auf den geheiligten Platz, auf welchem die Leichenfackel den Scheiterhaufen der Angehörigen entzündet hatte. Gewiß werden Klagelieder über den aschengefüllten Urnen angestimmt worden sein. Ein freudiges Fest war das Erntefest, welches für alle einst slavischen Gaue bezeugt ist. Unter jubelndem Danke brachte man den Göttern die Erstlinge des Feldes dar; munter kreiste der Becher und fröhliche Lieder ertönten. Eine Probe derselben hat Herder in seinen „Stimmen der Völker" mitgetheilt. Der Anfang des harmlosen Liedchens lautet:

„Wer soll die Braut sein?
Eule soll Braut sein.
Die Eule sprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
Ich bin ein häßlich Ding,
Kann nicht die Braut sein!
Ich kann nicht die Braut sein!"

Noch klingen solche Lieder in der Lausitz fort und fleißige Hand hat sie gesammelt. Die Nachkommen der alten Liutizen aber sterben allmählich aus. In Muskau herrschte früher die Sitte, daß die wendischen Brautpaare am Morgen des Hochzeitstages in das sogenannte „Wäldchen" hinausgingen und hier zwei Eichen neben einander pflanzten. Diese waren Sinnbilder des Lebens und des Liebesbundes der Verlobten, und wie der Baum wuchs und gedieh oder erkrankte und einging, so glaubte man, wachse oder schwinde auch das Glück Dessen, der ihn gepflanzt habe. Noch grünen diese Eichen im Busche bei Muskau; — wie lange aber noch wird es dauern und das dürre Laub der Bäume wird zur Herbsteszeit hinflattern über die Gräber der letzten Nachkommen jener wendischen Helden, welche einst mit so rühmlicher Tapferkeit dem großen Grafen Gero und dem kühnen Wiprecht von Groitzsch widerstanden!

Digitized by Google

Zwei brandenburgiſche Klöſter. Die Mark Brandenburg war ehedem ein an Klöſtern reiches Land. Verdankte doch das weite Gebiet von der Elbe bis zur polniſchen Grenze ſeinen Anbau und ſeine Germaniſirung zum größten Theile der Thätigkeit der Mönchsorden! Nachdem das Schwert der ſächſiſchen Krieger die Wenden bezwungen hatte, waren die Brüder faſt aller Ordenskongregationen des Mittelalters nach der Mark gekommen, in ihrer Hand das Evangelium und den Pflug. Da die klöſterlichen Niederlaſſungen, welche ſie gegründet hatten, mit bedeutendem Landbeſitze ausgeſtattet waren — einem Beſitze, der theils von den freigebigen Fürſten des Hauſes Ballenſtädt den Klöſtern bei ihrer Stiftung verliehen, theils von den Mönchen und Nonnen durch Vermächtniß oder durch Kauf erworben worden war — ſo blieben die geiſtlichen Genoſſenſchaften der Mark auf den Ackerbau hingewieſen. Sie haben denſelben mit Fleiß und Umſicht bis zu den Zeiten der Reformation betrieben. Eine Ausnahme hiervon machten allein die Dominikaner, welche kraft ihres Gelübdes ſich gelehrten Studien und der Predigt des Evangeliums hinzugeben hatten, und die Franziskaner, welche zumeiſt in den Städten ſeßhaft waren und terminirend, d. h. bettelnd, ein Vagantenleben führten.

Die Palme indeſſen für edle, ſegenbringende Thätigkeit gebührt auf märkiſchem Boden dem Orden der Ciſterzienſer. Die Ordensregel verpflichtete die Mönche vornehmlich zum Anbau des Landes, zur Urbarmachung von Wald, Wildniß, Sumpf und Einöde. Treu ſind die märkiſchen Ciſterzienſer bei dieſem Berufe verblieben, bis die Stürme des 16. Jahrhunderts ihre großartig angelegten Kloſterwirthſchaften zerſtörten. Bald, nachdem ſie in die Mark gekommen waren, galten ihre ſtattlichen Höfe als Muſter für das Volk, und die Bewirthſchaftungsart der Mönche ward auf Jahrhunderte ein Vorbild ländlicher Thätigkeit. In den abgeſondert liegenden Theilen ihrer Begüterungen, welche anfänglich nur wüſtes Land zu bilden pflegten, errichteten ſie Feldklöſter oder Grangien, in welchen eine Anzahl von Converbrüdern, d. h. von ihnen verbundenen, nach mönchiſcher Art lebenden Laien, unter einem Hofmeiſter Ackerwirthſchaft und Viehzucht betrieben, Mühlen anlegten, Wälder lichteten und Sümpfe urbar machten. Die gewiſſenhafte Befolgung der Ordensregel, die Sittenſtrenge, welche ſie im Verkehre mit den Frauen beobachteten, ihr nahes Verhältniß zu den in der Mark hoch angeſehenen Rittern vom Tempel — das Alles empfahl dieſe Mönche dem Volke wie den Fürſten der Mark.

Doch beſuchen wir jetzt ihre berühmteſten Klöſter in dem Lande Brandenburg: es ſind die Abteien Lehnin in der Zauche und Chorin auf dem Barnim.

Wir ſchreiten auf einem Landwege in ſüdweſtlicher Richtung von Potsdam dem Kloſter Lehnin zu. Die Straße führt uns an einem der herrlichſten märkiſchen Seen vorbei, dem Schwielow. Jetzt haben wir das von Buſch und Baum freundlich umhüllte Petzow erreicht. Maleriſch liegt die Kirche des Dorfes hoch über dem tiefblauen Glindower See. Wenige Tauſend Schritte weiter aber beginnt eine der troſtloſeſten Sandwüſten der Mark, in welcher zwar das Dorf Bliſendorf eine freundliche Oaſe bildet, die ſich indeſſen hinter demſelben noch ein gut Stück weiter bis zu dem Kolpinſee erſtreckt. Jetzt aber wird der Waldwuchs kräftiger und kräftiger; wir ſind in der Lehniner „Kloſterheide“, und bald bringt uns der feſter werdende Weg, welcher von alten Eichen und Buchen eingefaßt iſt, nach den „neuen Häuſern“, dem Vororte des Fleckens Lehnin.

Digitized by Google

Ueber Dächer und Baumwipfel blicken uns die rothen Giebel des Kloſters und der graue, mit goldenem Kreuze geſchmückte Dachreiter auf der Vierung der Kirche entgegen. Sie vor Allem erregt unſer Intereſſe als eine Grabeskirche des Hauſes Anhalt.

Durch die Pietät der Hohenzollern iſt in jüngſter Zeit das ehrwürdige Gotteshaus der alten Ciſterzienſer wieder hergeſtellt worden. Daſſelbe bildet eine dreiſchiffige Kirche mit vorſpringenden Kreuzesarmen und einer runden Altarniſche. Einen Thurm hat die Kirche niemals gehabt; die Ordensregel verbot den Ciſterzienſern gleich den Franziskanern die Aufführung eines ſolchen.

Kloſter Lehnin nach einem alten Bilde.

Statt ſeiner beherbergt der vorerwähnte Dachreiter die Kloſterglocke, welche der Sage nach einſt von lauterem Silber war. Unzweifelhaft iſt der öſtliche Theil der Kirche der ältere; hier begegnen uns die Formen des ſtrengromaniſchen Stils, während im weſtlichen Theile des Langhauſes bereits die des Uebergangsſtiles zur Gothik ſich zeigen. Wie allen Kirchen dieſer Bauart, ſo eignet auch der Lehniner Kloſterkirche der Charakter einer ſtrengen, faſt herben Feierlichkeit.

Der herrliche, ſäulengetragene Bau iſt nun von Neuem erſtanden; ernſt und erhebend wirken dieſe geweihten Kirchenhallen, wirkt die einfache Pracht der Altarniſche auf den Beſucher des Gotteshauſes.

Wir treten hinaus aus der ſchattig-kühlen Kirche, in welcher die alten Helden des Ballenſtädtiſchen Fürſtenhauſes ſchlafen, und werfen einen Blick auf den jetzigen

Zuſtand der Kloſterbaulichkeiten. Verſchwunden iſt das Refektorium ſowie der Kreuzgang, und nur geringe Reſte, überbaut von den Werken ſpäterer Zeiten, finden ſich vom Abtshauſe, von der Küche, vom Falkonierhauſe und der Frauenkapelle vor. Dennoch läßt ſich die urſprüngliche Anlage des Kloſters leicht erkennen. In der nordweſtlichen Ecke der quadratiſch angeordneten Baulichkeiten befand ſich einſt das befeſtigte Thorhaus, die Abtswohnung, ſowie ein Thurm, welcher eben ſo ſehr als „ein Luginsland“ wie als Vertheidigungsmittel dienen mochte. An dieſe Baulichkeiten ſchloß ſich in orientirter Richtung die jetzt wiederhergeſtellte Kirche, an dieſe im Süden der viereckige Kreuzgang, der von den Wohnzellen der Mönche umgeben war. Im Oſten dieſer zuſammenhängenden Bauten ſtanden die Wirthſchaftsräume des Kloſters, die Ställe, die Wohnungen der Beamten und eine abgeſonderte Kapelle.

Wie viel aber auch an alter Pracht in Lehnin untergegangen iſt, das Wichtigſte iſt uns doch erhalten geblieben. Kein Beſucher vermag dieſe Stätte zu betreten, ohne von den großartigen Erinnerungen derſelben, von Sage und Geſchichte, gleichmäßig gefeſſelt zu werden. Lauſchen auch wir ihnen ein wenig, den hier zu Lande nicht eben häufigen Sagen aus alter Zeit!

Es war im Jahre 1180. Markgraf Otto, Albrecht's des Bären älteſter Sohn, jagte mit ſeinem Hofe in den dichten Waldrevieren der Zauche. Mehr und mehr kam er von ſeinen Vaſallen ab, bis er ſich endlich todmüde unter eine Eiche warf, um auszuruhen. Er ſchlief ein, aber ein beängſtigender Traum ſuchte ihn heim; ein Hirſch, ſo dünkte ihn, den er geſtellt hatte, drang auf ihn ein und wollte ihn mit dem Geweihe aufſpießen. Geängſtigt rief er Gott und die Heiligen an; ſiehe! da verſchwand der Hirſch. Jagdhörner tönten durch den Wald; Otto erwachte und ſah die Seinigen um ſich. Als er ihnen ſeinen Traum erzählt hatte, meinten dieſelben, der Hirſch ſei kein Anderer als der böſe Feind, der Verſucher der Seelen und der Bedränger der Gläubigen, geweſen. Wirklich nimmt in der deutſchen Sage der Hirſch dieſe Stelle ein: er iſt ein Bote der Unterwelt, ein Verkündiger des Todes, aber zugleich auch ein Symbol des Lichtes und der in goldenem Scheine aufgehenden Sonne. In beiden Bedeutungen faßte ihn Markgraf Otto, als er nach der Berathung zu ſeinen Begleitern ſprach: „Eine Burg will ich hier gründen, von welcher aus geiſtliche Männer den Widerſacher bannen und vertreiben ſollen — eine Burg, in welcher ich dereinſt getroſt den jüngſten Tag erwarten will!“ Er ſandte ſofort zu dem Abte des Kloſters Sittichenbach im Mansfeldſchen und bat, ihm Mönche zu ſchicken, welche auf der Stätte, da Otto den Traum gehabt, der Jungfrau Maria ein Kloſter des Ciſterzienſerordens errichten ſollten. Sofort kamen die Brüder von St. Bernhard's Orden und gingen an die Erfüllung der ihnen geſtellten Aufgaben.

Es muß ein ſchönes landſchaftliches Bild dargeboten haben, dies alte, regſame und ſegenſpendende Kloſter Lehnin, als noch all ſeine Gebäude innerhalb der alten Ringmauern ſtanden, als all dieſe ſtolzen Giebel noch ungebrochen emporragten, als die Kloſterpforte ſich noch gaſtlich jedem Reiſenden erſchloß, welcher Erquickung und Wegzehrung begehrte. Gerade in der Reformationszeit, unter der mehr als dreißigjährigen Regierung des letzten Abtes Valentin, erglänzte das alte Stift noch einmal in ſeinem vollen Ruhmesſcheine. Valentin liebte die Kunſt wie faſt alle Prälaten jener Zeit. So ließ er für die Kloſterkirche einen herrlichen Altar malen, der jetzt den Dom zu Brandenburg ſchmückt.

Digitized by Google

Als im Jahre 1542 die kurfürstlichen Kommissarien einzogen, um Besitz von dem Kloster zu ergreifen, welches Joachim II. nach dem Tode dieses Abtes säkularisirt hatte, bildete dasselbe eine gothische Stadt im Kleinen. Hoch über all die gezackten Giebel der Wohn- und Wirthschaftsgebäude ragte die hohe Klosterkirche auf, deren kupfergedeckter Dachreiter mit seiner Patina hellgrün von dem dunkleren Waldeshintergrunde sich abhob. Zwar konnte auch damals diese Kirche nur für eine schlichte und einfache gelten; aber das Leben und Sterben der Geschlechter, welche hier gewaltet hatten, ihr Hoffen und Bangen, ihr Dank und ihre Reue hatten die ungeschmückten Räume im Laufe der Zeiten beseelt und der bunte Glanz von Gemälden und Epitaphien zierte diese Hallen. Seitenaltäre mit Bildern und Heiligengestalten, Schnitzwerke und Wappen, ewige Lampen und strahlende Kerzen erblickte man überall an den Wandungen; in den grauen Estrich waren die Leichensteine der Fürsten, Ritter und Aebte eingefügt, die Mönche und Conversbrüder aber schlummerten draußen in der schwarzen Erde des Friedhofs. Vor dem Altare, der in frischer Farbenpracht schimmerte, erhob sich ein Monument von Erz; auf einer säulengetragenen und von Löwen bewachten Platte lag die todesstarre Gestalt eines Fürsten aus dem Hause Hohenzollern. Ueber der Rüstung trug er den „Lendner", das lange, aus Damast gefertigte Gewand; den lockigen Kopf schmückte der Kurhut, die Hände hielten Scepter und Schwert. Das war das Grabmal Herrn Johann Cicero's von Brandenburg, des trefflichen Redners und Staatsmanns; zu seinen Füßen aber, bedeckt von einfacher, eherner Reliefplatte, schlummerte Joachim I., welchen die Zeitgenossen den Nestor unter den deutschen Fürsten genannt hatten. Die beiden letzteren Denkmäler des Klosters Lehnin sind erhalten — sie befinden sich jetzt im Berliner Dome.

Nachdem die Reformation durchgeführt worden war, verödeten die Hallen des Klosters für längere Zeit. Bald aber erklang durch die Wälder rings um die zerfallene Abtei gar lustig das Jagdhorn; glänzende Fürsten und geputzte Kavaliere warfen den Falken in die Luft, daß er den Reiher herabstieße, und wenn die Herren dann aus dem dunkelnden Forste heimgekehrt waren, erklang die frische Festesfreude eines Jägermahles in den Klosterhallen. Das war am Ausgange des 16. Jahrhunderts. Und wiederum ward es auf hundert Jahre still in Lehnin; selbst die Klosterglocken wurden fortgeschleppt; die Giebel und Dächer stürzten ein. Im Jahre 1704 begann König Friedrich I. hier einen Schloßbau, dessen Reste uns in dem sogenannten „Königshause" südlich von der eigentlichen Abtei entgegentreten. Doch auch dies Gebäude theilte gar bald das Schicksal der Klostertrümmer. So herrschte der Greuel der Verwüstung an dieser so bedeutungsvollen Stätte, bis in den Jahren 1872—1876 wenigstens die ehrwürdige Klosterkirche wieder hergestellt ward.

Die Lehninsche Weissagung. Die Mönche unserer märkischen Cisterzienserklöster haben sich, wie wir sahen, zumeist der geräuschlosen Arbeit auf der väterlichen Scholle hingegeben; wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn ihre Namen selbst in ihrer Heimat vergessen sind. Aus der ungezählten Schar der Mönche und Aebte zu Lehnin ragen nur wenige Männer hervor, so z. B. der Mönch Dietrich Kagelwied, welcher durch die Huld Kaiser Karl's IV. später Erzbischof zu Magdeburg wurde. Das war ein wirthschaftlicher

Herr! Ein märkischer Volksschwank erzählt's, wie er sich einst aus der Noth geholfen, als der Kaiser das Kloster besuchte! Innerhalb der Mauern von Lehnin befand sich damals gerade kein Fäserlein Fleisch, das man dem Kaiser hätte vorsetzen können. Und sollte der Herr Kellermeister — denn das war Dietrich Kagelwied dazumal — vielleicht eins von seinen geliebten Rüsselthieren opfern, die er mit besonderer Lust und Liebe aufgezogen hatte? Nein! So viel galt ihm selbst ein Kaiser nicht! Doch der ökonomische Cellarius wußte sich zu helfen: er schnitt den Schweinen die langen, hängenden Ohren ab und setzte diese dem Kaiser in einer würzigen Erbssuppe vor. Der böhmischen Majestät mundete dies Gericht ganz ausgezeichnet, und seit jenen Tagen ist „Erbssuppe mit Schweinsohren" ein Lieblingsgericht der Märker geworden.

Eine andere Berühmtheit des Klosters ist jener Abt Stich von Lehnin, welcher während der Zeit der Quitzow die Rechte des Stiftes mannhaft vertrat und dem ersten Hohenzollern die Burgen der aufständischen märkischen Vasallen brechen half. Weit aber wird der Nachruhm der soeben angeführten Söhne des Klosters durch einen sagenhaften Bruder Hermann übertroffen, welcher in der Zelle zu Lehnin im Jahre 1306 eine Weissagung niedergeschrieben haben soll: das vielberufene vaticinium Leninense.

„Nunc tibi cum cura, Lenin, cano fata futura", so beginnt der angebliche Mönch; er rühmt die Frömmigkeit und den Wohlstand des Klosters unter der Herrschaft der brandenburgischen Ottonen und sieht mit trübem Blick in die Zukunft, da die Brut der Löwen, d. h. die Wittelsbacher, im Lande herrschen werde. Mit wenigen, aber bezeichnenden Wendungen werden demnächst die Zeiten der Lützelburger sowie die Regierungen der Zollernschen Fürsten charakterisirt, wie sie wirklich gewesen sind. Deutlich lassen sich in dem schwülstigen Gedichte die einzelnen Regenten und die Ereignisse der märkischen Geschichte bis zu dem Großen Kurfürsten verfolgen. So heißt es über die Zeit der Joachime — wir citiren nach einer alten Uebersetzung:

„Dann aber wird ein Weib dem Land viel Unheil schaffen,
Ein Weib, das angesteckt durch neues Schlangengift,
Und dieses wird bis zu dem eilften Stamme dauern.
Nun kommet der herfür, der dich, Lehnin, sehr haßt:
Er störet und verkauft die Kirch' und Kirchengüter,
Er schneidet als ein Schwert, hat nicht viel Gut's im Sinn."

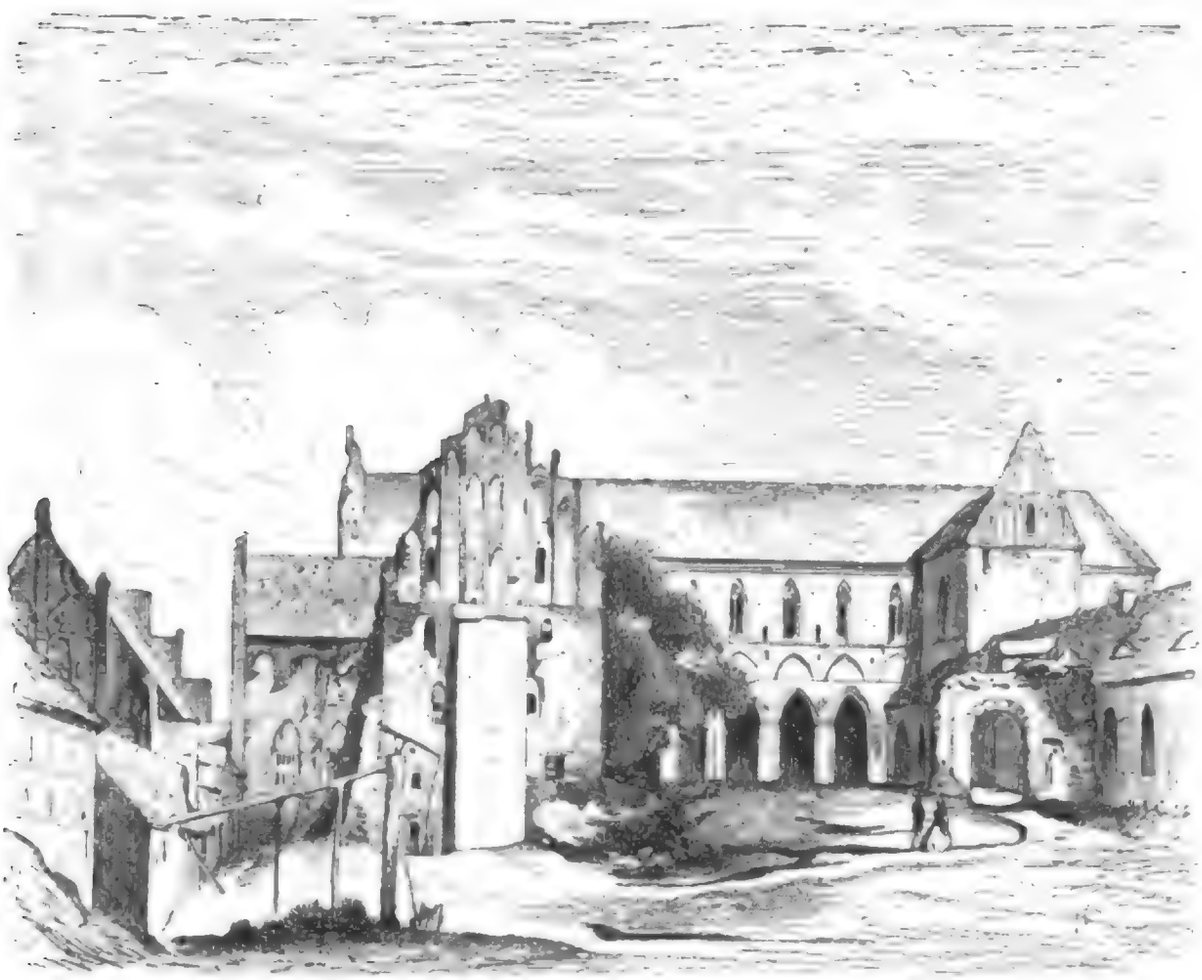
Nach dem 17. Jahrhundert aber wird die Weissagung ihrem Inhalte nach zu wüsten, hohlen Phrasen, denen eine jede Beziehung zu den Thatsachen fehlt. Endlich schließt sie mit einem Hinweis auf die Erneuerung der deutschen Königsmacht, die Wiedererhebung der katholischen Kirche und die Wiederherstellung der märkischen Klöster. „Die alten Dächer von Lehnin und Chorin werden von Neuem aufragen, und kein Wolf wird der edlen Schafherde mehr nachstellen!" das sind die letzten Worte des Vaticiniums.

Nach der Beschaffenheit des Schriftstückes, welches am Schlusse des 17. Jahrhunderts auftauchte, nach dem lebhaften Gefühle des Hasses, welches sich in demselben gegen das evangelische Bekenntniß ausspricht, nach Stil und Sprache kann diese Prophezeihung in keiner andern Zeit als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden sein. Es liegt also eine Mystifikation vor, die von einem mit der märkischen Geschichte, wenn auch nur oberflächlich vertrauten

Digitized by Google

Katholiken ausgegangen iſt. Wer derſelbe geweſen, wird ſich mit überzeugender Gewißheit nicht mehr feſtſtellen laſſen; neuere Unterſucher vermuthen in einem Geiſtlichen der Berliner Nikolaikirche, dem Propſte Fromm, welcher ſpäter zur römiſchen Kirche übertrat, wol mit Recht den Verfaſſer dieſer Weiſſagung.

Kloſter Chorin. Die zweite ehrwürdige Fürſtengruft des Ballenſtädtiſchen Herrſcherhauſes, die ehemalige Ciſterzienſerabtei Chorin, liegt am Südrande der Ukermark; der Schienenweg von Berlin nach Stettin führt an ihr vorüber, und Chorin ſelbſt bildet einen Haltepunkt auf dieſer Strecke.



Kloſter Chorin.

Bald hinter der Station Britz können wir zu rechter Hand die Abtei inmitten waldbekränzter Hügel erblicken. Einige Minuten durch die davorliegenden Höhen unſerm Auge entzogen, taucht das Kloſter wieder vor uns auf, ſobald wir am Dorfe Chorinchen vorübergekommen ſind. Von der Halteſtelle aus führt uns die Chauſſee in gerader Richtung ſüdwärts zu dem zertrümmerten Kloſter.

Chorin iſt im reinſten frühgothiſchen Stile erbaut. Die jetzt freiſtehende Kirche hat die Kreuzesform und war einſt eine dreiſchiffige Säulenhalle, deren mittelſtes Schiff hoch über die niederen Seitengänge aufſtieg. Leider ſind die hohen Gewölbe des erſteren eingeſtürzt; während des Dreißigjährigen Krieges, ſo ſagt man, brannte der Dachſtuhl ab; herniederſtürzend ſchlugen ſeine Balken die Gewölbefüllungen durch. Die Kirche hat eine Länge von etwa 75 m und

Digitized by Google

wird jetzt durch ein angeblich 1772 aufgelegtes Dach einigermaßen geschützt. Die Ueberlieferung behauptet, der große Friedrich selbst, welcher einige Tage vor der Schlacht bei Kunersdorf hier bivuakirte, habe auf diese Weise die Abtei zu erhalten befohlen. Und sicherlich! Dies edelschöne Gotteshaus, in den reinsten und zierlichsten Formen deutscher Gothik errichtet, es muß in seiner Verwüstung auch Dem Theilnahme abgewinnen, der sonst nicht eben ein Verehrer deutscher Kunst ist. Diese schmalen, theilweise noch heut mit dem alten Maßwerk und mit Resten von Glasmalerei ausgefüllten Fenster, diese schlanken Säulen, welche einst das Mittelgewölbe trugen, namentlich dieser hohe Chor mit seinen sieben herrlich gezeichneten Fenstern gehören zu dem Edelsten, was die Architektur in alter Zeit auf dem Boden der Mark geschaffen hat.

Die Anfänge des Klosters gehen bis in die Urzeit des Landes zurück. Gewaltig brausten am Anfange des 13. Jahrhunderts die Stürme des Völkerkampfes zwischen Slaven und Deutschen durch diese Gegenden; fort und fort vernehmen wir den Schlachtruf der erbitterten Kämpfer. Hier an der Finow schlug Markgraf Albrecht II. so manche seiner blutigen Schlachten gegen die Pommern, und eine Fülle namenlosen Elendes sproßte aus dem blutgedüngten Boden auf. Um dieses Elend zu lindern, um namentlich den verwundeten Kämpen des Deutschthums eine Friedensstätte zu bereiten, gründete Albrecht im Jahre 1231 in dem wendischen Flecken Barzdin neben der Burg Oderberg ein Kriegerhospital, welches er dem frommen Priester Theodorich übergab. Im Jahre 1264 ward dieses Stift nach einer Insel des Parsteinsees, dem Pälizwerder, übertragen, zu einer Abtei des Cisterzienserordens umgewandelt und mit dem schönen Namen „Marienfee" begnadigt. Noch sieht man an einer Stelle eines, dem heutigen Kloster Chorin nicht allzu fernen Sees unter dem Wasser Steinhaufen und Trümmer. Hier ist einst eine sündhafte Stadt in die Tiefe gesunken, und in der Johannisnacht klingen schwermüthigen Tones die Glocken herauf — so berichtet die Sage. Jene Trümmer aber sind die letzten Reste der Abtei Marienfee, welche 1270 von dem Werder an ihre heutige Stätte, die Südspitze des Sees Chorin, verlegt ward. Nun kamen die Landesfürsten, kamen die ritterlichen Herren der Umgegend, die Greife von Greifenberg, die Schneitlingen, die Steglitz, die Alim, die Tornow, und halfen den Cisterziensern von Lehnin, welche hierher gesandt worden waren, das Ordenshaus bauen — das prächtigste in märkischen Landen. Unter der fleißigen Hand der Mönche wurde die Wüstenei ringsum gar bald urbar; in kurzer Zeit war das Kloster in mehr als fünfzig Dörfern begütert und mit mehr als zwanzig Seen innerhalb des Barnim und der Ukermark belehnt.

Welch herrlichen Fürsten läutete man hier in Chorin zur Ruhe! Hier schläft Johann I., der große Städtegründer, und die Prinzen seiner Linie, Johann, welcher 1267 zu Merseburg auf dem Turniere durch einen Lanzenstoß ein allzu frühes Ende fand, Otto IV. mit dem Pfeile, der hochgefeierte Minnesänger, dessen Bild uns noch an anderer Stätte leuchtend entgegentreten wird, und die Markgrafen Konrad I., Hermann und Waldemar der Große. Von der geschichtlichen Bedeutsamkeit des Ortes ergriffen, schreiten wir leise durch die tiefe Stille der Grabeskirche. Dort, vor dem jetzt verschwundenen Altare, müssen ihre Grüfte gewesen sein; dort, in den zerstörten, umgewühlten Gewölben, ruht auf ewig auch die Lösung für das geheimnißvolle Auftreten des falschen Waldemar! Hätte

Digitized by Google

man im 14. Jahrhundert dort nachgeſucht, man hätte ohne Zweifel die Reſte des wirklichen Markgrafen gefunden. Denn die Umſtände ſeines Todes ergeben ſich aus den Urkunden mit faſt dramatiſcher Anſchaulichkeit. Ja, es ſchwebte ein finſterer Geiſt über ſeinen letzten Tagen und eine wehmüthige Klage ſtieg oft aus ſeinem Herzen auf: Choriner Pergamente inſonderheit haben uns dieſelbe aufbewahrt; es iſt die Klage über ſeine Kinderloſigkeit!

Otto IV. und ſeine Gemahlin Hedwig nach einem Bilde der Pariſer Liederhandſchrift.

Wie viele Gaben hat er der heiligen Jungfrau zu Chorin dargebracht, daß ſie ſein Gebet erhören möchte, und doch war Alles vergebens! Im Monat Auguſt 1319 weilte er zu Bärwalde. Da überfiel ihn ein hitziges Fieber; er fühlte das Nahen des Todes. Eiligſt ließ Waldemar ſeine Getreuen zu ſich rufen; er ſchied von Land und Leuten und beſchenkte reich die Abtei, „da ſeine Vorfahren ruhten und da er auch begraben ſein wolle“. Wenige Tage ſpäter ward er von den Edlen des Landes zu Chorin beſtattet.

Digitized by Google

Wenn wir jene Zeit uns vergegenwärtigen, da nach Wilibald Alexis' schönem Worte „der Genius der Menschheit an den Gräbern zu Chorin weinen konnte um den Untergang von so viel Macht und Herrlichkeit", so steigen düstere Gedanken in uns auf. Zumal in dieser wüsten Kirche. Von Männern, denen ein großes Land zu klein war, hat sich auch nicht ein Denkzeichen erhalten. Mit den Hallen an der Südseite, mit den hohen Wölbungen, mit der bunten Pracht der Fenster, mit dem Glanze des Altars verschwanden auch die Grabmäler der Ballenstädter, ihre Schilde und Todtenfahnen. Nur ein Grabstein — der eines Abtes Thomas — hat sich erhalten. Seit 1861 ist eine königliche Oberförsterei nach Chorin verlegt worden, und ein Forstgarten bildet jetzt wenigstens eine angemessene Umgebung für das trauernde Gotteshaus der Jungfrau. Dieser Garten scheidet die Ruine zu gleicher Zeit von der Außenwelt. Todtenstille hat sich über die Grabeskirche der Ballenstädter gebreitet; nur dann und wann wird dieselbe von einem Vöglein unterbrochen, welches zwitschernd durch die gothischen Rosen der Fenster hereinflattert und schnell wieder hinaushuscht.

Lustig grünt und wächst der vorerwähnte Forstgarten über den Resten der Vergangenheit. Diese parkähnliche Anlage umschließt aber auch ein Monument der Gegenwart: das Kriegerdenkmal für die im Feldzuge von 1870—1871 gefallenen Forstleute, welche sich einst ihrer Studien wegen auf der Oberförsterei Chorin aufgehalten haben. Von dem einfach geschmackvollen Denkmal aus genießt der Besucher der stillen Stätte die beste Aussicht auf den westlichen Giebel der thurmlosen Klosterkirche. Besonders schön ist der Mittelbau dieser dreigetheilten Façade mit seinen gewaltig hohen, schlanken Fenstern. An diesen Kirchengiebel sich anlehnend, ziehen sich Baulichkeiten hin, welche wahrscheinlich einst das Refektorium der Cisterzienser bildeten. Weiter südlich folgt noch ein kleiner Querflügel, dessen gothische Giebel reich verziert und von üppig grünendem Epheu geschmückt sind. An dieser Stelle soll sich einst der Haupteingang zum Kloster befunden haben; hier mag das Pförtnerhäuschen gewesen, hier mag den ritterlichen Herren, welche von dem Abte Abschied nahmen, der letzte Trunk in den Steigbügel und den Fremden, den Bettlern, welche Wegzehrung begehrten, Brot und Reisepfennig gereicht worden sein. Daß sich unter den Ruinen von Chorin auch ein sogenanntes „Brauhaus" findet, bedarf kaum einer Erwähnung. Dasselbe liegt unfern des Pförtnerhauses und besitzt noch heute seinen alten Schornstein.

Die Thalsenkung, welche sich in südlicher Richtung durch den Forstgarten nach dem Gewächshause hinzieht, bezeichnet den einstmaligen Abfluß des Chorinersees. Erst später haben die Mönche eine Straße durch den Berg nördlich vom Forstgarten gegraben, um die ihnen oft unbequemen Wassermassen abzuleiten. Jetzt sind die Wände dieses Durchstichs mit hohen Bäumen bewachsen; ein anmuthiger Laubengang, der Poetensteig, zieht sich unter ihnen hin. Unten plätschern die Wasser über das Steingeröll und oben rauscht es geheimnißvoll in den Zweigen halbtausendjähriger Ulmen und Buchen.

Sagen von Lehnin und Chorin. Mit einem reichen Kranze ihrer schönsten poetischen Blüten hat die märkische Sage diese historisch wie landschaftlich so hervorragenden Stätten Lehnin und Chorin geschmückt. Von den geschichtlichen Sagen Lehnins haben wir bereits gesprochen; sie betrafen die Gründung des Klosters, den Abt Sebaldus und den Auszug der Mönche. Aber

Digitized by Google

auch ſonſt beſitzt Lehnin noch einen beträchtlichen Sagenſchatz. In den Seen um Lehnin ſind Städte verſunken und wohlhabende, reiche Dörfer; die Glocken tönen aus der Tiefe herauf und ſonnen ſich an den ſchilfbewachſenen Rändern der Waſſer, wann die Stunde, die geweihte und gnadenvolle, der Erlöſung gekommen iſt. Aber das freundliche, ſchmeichleriſche Element, es kann auch tückiſch werden; es naht auch verderbenbringend dem Kinde des Lichts! Siehſt du, wie dort im Mondſcheine ein grüner, ſpitzer Hut allmählich aus der ſilbernen Fläche ſich hebt? Fliehe — es iſt der Waſſermann, der ſeines Opfers harrt! Hörſt du, wie es aus der Tiefe des Sees gellend hervorklingt, du möchteſt faſt ſagen, wie ein ſataniſches Gelächter? Fliehe — die Geiſter tief unten, ſie ſpotten deines gläubigen Vertrauens! Siehſt du den Nachen dort hintreiben, leer und ſteuerlos über die dämmernden Fluten? Fliehe — es iſt das Schifflein des Todes!

So iſt es die Poeſie und die Sage des Waſſers und ſeiner dämoniſchen Macht, welche auf Grund und Boden von Lehnin vorzugsweiſe heimiſch iſt. Weſentlich anders geartet ſind die Sagen vom Kloſter Chorin.

Nicht immer, ſo heißt es, hat daſſelbe an der Stelle geſtanden, welche jetzt von ſeinen epheuumzogenen Trümmern eingenommen wird; wir ſehen, die Sage hat eine Erinnerung an die geſchichtlichen Ereigniſſe ſich bewahrt. Ehemals erhoben ſich ſeine Hallen auf dem großen Rosmarinberge in der Nähe des Parſteinſees. Von dort hat man das Stift fortgebracht — man weiß nicht mehr, warum. Als nun das neue Kloſter an dem Marienſee gebaut wurde, haben ſieben Künſtler lange Jahre daran gearbeitet, das herrliche Werk zu vollenden. Es war aber auch eine gar zu ſchwere Arbeit, denn die Meiſter hatten auch weite unterirdiſche Gänge zu führen, einen nach Angermünde, den andern nach Greifenberg. Als das Kloſter endlich vollendet war, hat es lange, lange Jahre in ſeiner Pracht dageſtanden, bis es mit allen Gebäuden, welche zu ihm gehörten, auf ewige Zeiten verwünſcht worden iſt. Von jener Zeit ab ſind die „Unterirdiſchen“, d. h. die Zwerge, in das Kloſter gezogen. Oft kommen ſie in ihren grauen Wämſern und mit ihren dreieckigen Hütlein zum Vorſchein, aber nicht ein Jeder kann ſie ſehen, ſondern nur begünſtigte Sonntagskinder. Ihr Treiben iſt ſtill und geräuſchlos; aber ſie ſind gutartige Weſen, hülfreich in der Noth, nur manchmal ein wenig ſchadenfroh. Bekanntlich bewachen alle Zwerge der deutſchen Sage Gold, weil ſie eben die ſchöpferiſch thätigen Kräfte im dunklen Erdinnern verſinnbildlichen. So auch die von Chorin. Noch keinem Adepten aber iſt es gelungen, die Schätze der alten Ciſterzienſer zu heben.

Eine weiße Frau wandert ferner der Sage nach auch heute noch in Mondſcheinnächten durch die Ruinen von Chorin. Wie ernſt und ſchön iſt ihr bleiches Antlitz — wie düſter verſchleiert ihr Auge! Ein großes Schlüſſelbund hängt von ihrem Gürtel herab. Sie iſt keine Todesverkündigerin, wie ihre Schweſter im Schloſſe zu Kölln an der Spree; ſie iſt vielmehr eine Büßerin. Warum? Das weiß freilich Niemand. Die Sagenforſchung hat uns indeſſen gezeigt, wie all die unzählbaren weißen Jungfrauen, welche in deutſchen Landen erſcheinen, nur die Reſte eines religiöſen Glaubens unſerer Vorfahren ſind. In ſolcher Geſtalt, ſo ernſt, ſo ſchön, ſo gütig, aber auch ſo furchtbar, dachte ſich der alte Germane ſeine Erdmutter, die Göttin Holda oder Freia, die Geberin jeglicher Gabe, die gewaltig hehre Erdenmutter, die zuletzt im Tode ein jegliches Leben in ihren geheimnißvollen Schoß wieder zurückruft.

Durch ganz Deutſchland geht die Sage von einer letzten Schlacht, in welcher das Blut ſtromweiſe fließen ſoll, und in welcher endlich die Böſen von den Guten überwunden werden. Dem märkiſchen Landvolke gilt die Umgebung des Kloſters Chorin für die Wahlſtatt dieſes letzten Kampfes — natürlich, denn in dem Kloſter ſchlafen ſeine alten Helden. Nicht fern vom Dorfe Chorinchen giebt es einen alten Birnbaum; unter ihm wird, ſo lautet die Sage, dann freilich die ganze Schar der Sieger Platz finden; ſo blutig und mörderiſch wird jener letzte Kampf werden. In märkiſcher Form haben wir hier die hehre, ernſte Mär von dem weltenerſchütternden, letzten Ereigniß, welches von den alten Germanen als Abſchluß aller Geſchichte aufgefaßt ward.

So großartig und tiefſinnig dieſe ans alte Kloſter ſich ſchließende Sage iſt, ſo ſchwankartig hort ſich folgende Ueberlieferung an — wol die bekannteſte vom Kloſter Chorin. Angeblich ſoll man weit und breit ums Kloſter nicht *einen* Froſch vernehmen. Das aber ſchreibt ſich daher: Die luſtigen, grünen Geſellen ließen ſich's in alter Zeit ſo wohl ſein in all den Seen, Weihern und Tümpeln um die Abtei herum, daß die Brüder nimmer zu rechter Andacht und zu der rechten Geiſtesſammlung kommen konnten, um zu Chore zu dienen und zu ſtudiren. Da haben ſie Gott gebeten, das Koaxen und Schmettern der Fröſche verſtummen zu laſſen, oder vielmehr, ein Bruder von beſonderer Heiligkeit hat die luſtige Schar verflucht, und niemals wieder hat man in der Runde einen Froſch gehört, ſo viel auch ihrer vorhanden ſind. Mit dieſen Sagen nehmen wir Abſchied von den beiden Klöſtern, welche ſo recht als die klaſſiſchen Stätten unſerer älteren Geſchichte gelten können. Es giebt ſonſt auch noch kloſterliche Ruinen in unſeren Marken, Monumente ſelbſt, welche entweder noch großartiger oder doch beſſer erhalten ſind als Lehnin und Chorin. Wer die ehemalige Größe und Bedeutſamkeit des Prämonſtratenſerordens in der Mark erfaſſen will, der pilgere zu dem Dome von Havelberg. Wer ſich völlig in die Idylle eines mittelalterlichen Frauenſtiftes zu verſetzen wünſcht, der ſuche das Stift zum heiligen Grabe mit ſeinen ſechshundertjährigen Eichen, ſeinen durchaus wohlerhaltenen Kloſtergebäuden und ſeiner herrlichen Kapelle, ſeinen tiefgebräunten Kreuzgängen auf: es giebt nichts Poeſievolleres, nichts ſo von dem alltäglichen Leben Fernabliegendes wie dieſen kloſterlichen Bezirk mitten im Lande Brandenburg, dies Aſyl, von welchem aus evangeliſche Frauen in *ihrer* Art die Pflichten der alten Ciſterzienſerinnen üben. Weihevoller aber iſt keine unter dieſen Stätten als dieſer hohe Chor von Lehnin, dieſe Gewölbehalle von Chorin! Nicht, daß die Ausbeute an künſtleriſchen Schätzen eine ſo hochbedeutſame wäre: es iſt vielmehr das wunderſame Zuſammenwirken landſchaftlicher Anmuth und hochwichtiger geſchichtlicher Erinnerungen, welche Dem, der einmal hier geweſen, das Andenken von Lehnin und Chorin unvertilgbar einprägt. Sei es uns geſtattet, an dieſer Stelle noch einen Wunſch auszuſprechen: Es iſt noch lange nicht genug gewürdigt, ja nicht einmal hinlänglich bekannt, was wir Märker, wir Preußen, wir Deutſche der Dynaſtie der großen Markgrafen aus dem Hauſe der Ballenſtädter verdanken. Mögen zum ehrenden Denkmal für die großen und guten Männer, deren Aſche ſich mit dem Boden von Chorin vermiſcht hat, auch die Gewölbe des „Kloſters Marienſee" am Chorin wieder aufgerichtet werden; möge auch *ſie* aus Schutt und Aſche erſtehen, die Grabeskirche der Johanneiſchen Linie des Hauſes Anhalt!

Digitized by Google

Reiherbeize. Zeichnung von Alb. Richter.

Brandenburgische Kleinstädte und ihre Merkwürdigkeiten.

Treuenbrietzen und der falsche Waldemar. — Die Hussiten vor Bernau. — Königs-Wusterhausen und die landesfürstlichen Jagdschlösser in der Mark. — Buckow, Freienwalde, Eberswalde und die märkische Schweiz. — Die Forstakademie zu Eberswalde. — Die Rüdersdorfer Kalkberge. — Die ehemalige landwirthschaftliche Akademie zu Möglin und ihr Begründer Albrecht Daniel Thaer. — Wanderungen durch märkische Kleinstädte und märkischer Humor.

Treuenbrietzen und der falsche Waldemar. Abgeschlossen von dem großen Verkehre unserer Tage liegt am Nordabhange des hohen Fläming, an der Straße von Potsdam nach Wittenberg, das Städtlein Treuenbrietzen, welches schon durch den Klang seines Namens uns in die düsterste Zeit märkischer Geschichte zurückführt. Das Landstädtchen mit seinen ungefähr 6000 Einwohnern, welche namentlich Weberei und Ackerbau treiben, bietet heute wenig Bemerkenswerthes dar; auch seine Bauten vermögen uns kein besonderes Interesse abzugewinnen, und doch ist das mühlenumgebene Ackerstädtchen, das einst durch die Cisterzienser von Kloster Zinna deutsches Recht und deutsche Verfassung erhielt, eine märkische Berühmtheit.

Das verseschmiedende 16. Jahrhundert hat einst über das Rathhaus dieser Stadt das Distichon geschrieben:

„Haec urbs hoc meruit, quod Brezia dicta Fidelis;
Principibus belli tempore fida fuit“,

Digitized by Google

und diese Verse, welche den ehrenden Beinamen der Stadt erklären, beziehen sich auf die verhängnißvollen Ereignisse des Jahres 1348.

Es war im Juli. Ueber den Marken lastete dumpfe Schwüle. Ihr Fürst und Herr weilte, wie er gern zu thun pflegte, im Süden Deutschlands und hatte sein brandenburgisches Land den fremden Vögten überlassen, welche er demselben aus seiner bayerischen Ritterschaft bestellt hatte. Noch waren die Wunden nicht verharscht, welche der Einfall der Polen und Lithauer — welche der lange Zwist zwischen Kaiserlichen und Päpstlichen dem märkischen Lande geschlagen hatte. Sehnsüchtig gedachten die Alten der großen und herrlichen Zeit, da die Grafen von Ballenstädt, da ein Otto IV., ein Waldemar über Brandenburg geherrscht und dies Land zu einem Edelsteine in der deutschen Krone umgeschaffen hatten. Mit dem Letzten des Geschlechtes, welchem man den Schild und den Helm ins Grab nachgeworfen hatte, schien auch das Wohl Brandenburgs für immer begraben zu sein. Da, im Julimonate jenes Jahres 1348, tönte eine seltsame Kunde von Munde zu Munde. Ritter und Kaufleute, welche drüben an der Elbe in der Bischofsstadt Magdeburg gewesen waren, hatten dieselbe mit heimgebracht; sie lautete: „Markgraf Waldemar der Große ist nicht, wie wir meinten, zu Bärwalde gestorben und in der Abtei von Chorin begraben; nein, er lebt, und ist aus dem Morgenlande, in das er, von Gewissensbissen gefoltert, gepilgert war und in welchem er als Sklave die Ketten der Sarazenen getragen hat, wieder zu Lande gekommen." Am Hofe des Erzbischofs Otto von Magdeburg war er erschienen. Dem hohen Kirchenfürsten, einem geborenen Landgrafen von Hessen, hatte er sich offenbart. In der kirchlich unzulässigen Ehe, welche er einst als Jüngling mit seiner Verwandten, der Herzogin Agnes von Braunschweig, geschlossen hatte, ruhte nach der Angabe des Greises der Schlüssel zu seinem, fast an Wahnsinn grenzenden Thun. Diese Ehe war kinderlos geblieben — eine sichtbare Strafe des Himmels — und um zu büßen, hatte Waldemar sich einst freiwillig von Land und Leuten geschieden. Jetzt hatte ein freundlich Geschick, so berichtete der Pilger mit dem schneeweißen Haare, nach mehr denn 26 Jahren der Gefangenschaft seine Ketten gelöst, und dem Rufe der Noth folgend, der aus den Marken ihm entgegen tönte, sei er gekommen, ein Helfer und Retter. Unterstützung fand er genug; allen Feinden des bayerischen Hauses, besonders dem lützelburgischen Kaiser Karl IV. — allen Gegnern der einst so mächtig aufstrebenden Mark, den anhaltinischen Fürsten am Harz und an der Elbe, den slavischen Gebietern Mecklenburgs und Pommerns war jener Greis ein hochwillkommener Mann.

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, den geschichtlichen Verlauf der Episode des falschen Waldemar zu schildern oder den ungeheuren Betrug der lützelburgischen Partei gegen das Haus Wittelsbach als solchen zu entlarven. Aufs Geschickteste war derselbe ins Werk gesetzt. Die Mär und Sage jedes deutschen Volksstammes wußte von solch zurückgekehrten Helden zu erzählen, und was noch im Jahre 1298 bei Heinrich dem Pilger von Mecklenburg wirklich stattgefunden hatte — eine Befreiung aus muselmanischer Gefangenschaft — konnte das nicht im Jahre 1348 auch an einem Markgrafen von Brandenburg geschehen, der in dem ihm eigenthümlichen phantastischen Sinne das Abenteuer einer Kreuzfahrt auf sich genommen hatte? Die Gewölbe des Klosters Chorin, in welchen Waldemar vor den Augen der Edlen des Landes bestattet worden

Digitized by Google

war, nachdem er zu Bärwalde seine Tage beschlossen hatte, sie konnten einzig und allein die rechte Antwort in Betreff der Echtheit des Prätendenten geben, und sie sind ununtersucht geblieben.

Die Treue ward selten im Lande an Elbe und Oder in jenen drangvollen Tagen, aber Gott Lob! doch nicht so selten, wie man in den landläufigen Kompendien der märkischen Geschichte liest. Dieselben haben gewöhnlich die Angabe: nur drei Städte, Spandau, Frankfurt und Treuenbrietzen, seien dem bayerischen Markgrafen Ludwig treu verblieben. Diese Angabe ist indessen nur richtig, so weit sie Frankfurt und Brietzen betrifft; Spandau selbst ist abgefallen; treu verblieben dem bayerischen Hause ist dagegen fast die ganze Neumark und der ghibellinisch gesinnte Adel des Landes Lebus. Wenn wir von den treuen Männern der guten Stadt Brietzen reden, so wollen wir auch ihre Partisane, die edlen Herren aus den großen Familien Mörner, Wedell, Osten u. s. w., nicht vergessen.

Die alten Urkunden sagen es nicht, ob die treue Stadt Brietzen damals ihre Anhänglichkeit an den rechten Herrn auch in Noth und Kriegsgefahren hat bewähren müssen. Wahrscheinlich aber ist das der Fall gewesen; der Name Treuenbrietzen hätte sonst keine rechte Bedeutung gehabt. In der Urkundensprache erscheint derselbe freilich erst, nachdem die blutige Tragödie des falschen Woldemar längst zu Ende gespielt und der namenlose Mann zu Dessau in die Gruft gesunken war: Anfangs des 15. Jahrhunderts; sicherlich aber verdankt die Bezeichnung der Stadt ihren Ursprung jenen sturmerfüllten Tagen, da man das „treue Brietzen" in der Zauche von dem „ungetreuen" an der Oder, der heutigen Stadt Wrietzen, unterschied.

Still und friedlich liegt heute die einst so kriegerische Stadt vor uns; Reste von Wald ziehen sich im Norden und Süden von ihr hin, aber die Birken (Bresna), von welchen sie einst ihren Namen bekommen hat, sind verschwunden. Eingegangen sind auch die Weinberge — wenigstens zum großen Theil — und doch gewann noch im vergangenen Jahrhundert die Stadt jährlich oft 1100 Tonnen „Getränks" aus denselben. Im 15. Jahrhundert trieben die Bürger in der klaren, an der Stadtmauer vorüberströmenden Nieplitz Forellenfischerei, wie uns die Urkunden beweisen, aber auch der edle Fisch ist selten geworden. Geblieben ist nichts weiter als die Sage von einstiger kriegerischer Bedeutsamkeit und das Gedächtniß rühmlicher Treue. —

Unter den kleineren Städten der Provinz Brandenburg ragt das Städtchen Bernau, der Hauptort des Kreises Nieder-Barnim, mit seinen 6700 Einwohnern in mehrfacher Beziehung hervor.

Das alte Städtlein an der Panke läßt sich von Berlin aus durch eine kurze Fahrt mit der Stettiner Eisenbahn erreichen. Wie vortheilhaft und wie anregend diese Verbindung mit der nahen Reichshauptstadt gewirkt hat, zeigen die geschmackvollen Bauten der „Kaiserstraße", welche uns begrüßen, unmittelbar, nachdem wir den Bahnhof verlassen haben. Ungleich charakteristischer aber und poetischer winken uns die beiden Hauptthore der Stadt, das Berliner und das Steinthor, mit ihren altersgrauen Thürmen zu, und vor Allem die hehre St. Marienkirche.

Der Meister Peter Johann von Lüchow vollendete, wie eine alte Inschrift meldet, erst im Jahre 1519 diesen gewaltigen Kirchenbau; die Neuzeit hat das Gotteshaus in würdigster Weise wiederhergestellt und 1846 auch mit einem neugebauten Thurme geschmückt.

Digitized by Google

„Eines Wohllöblichen und Ehrsamen Raths geschworener Diener", wie es so oft in alten märkischen Pergamenten heißt, führt uns durch das Rathhaus; er geleitet uns in einen Saal, dessen Wände mit einer Menge mittelalterlicher Waffen, Schwertern, Streitkolben, Rüst- und Panzerstücken, Armbrüsten, Blechhauben und Sätteln geschmückt sind; er weist namentlich auf einen gewaltigen eisenbeschlagenen Sattel von schwerem Gewichte hin und spricht: „Der gehörte dem Anführer Kostka!" Er zeigt auf ein modernes Schlachtenbild, auf welchem ein Ritter mit hochgeschwungenem Schwerte gegen eine Schar wildblickender Raubgesellen ansprengt: das Alles sind Reminiszenzen an die große Hussitenschlacht vom Jahre 1432.

Die religiöse Begeisterung, welche einst die Kämpfer des Evangeliums und des Abendmahlskelches beseelt hatte, war um jene Zeit längst verflogen und hatte einem wilden Hasse gegen Alles, was deutsch war, selbst bei den Utraquisten, Platz gemacht. Markgraf Friedrich I. hatte einst des Reiches Truppen gegen die Rächer des hingemordeten Reformators ins Feld geführt; in seiner Hand war des Reiches Sturmfahne gewesen; da lag es nahe, zu vermuthen, daß die Wuth der Hussitenscharen sich auch gegen die Mark Brandenburg wenden würde. Und so geschah es. Ein Jahr, nachdem das Reichsheer die furchtbare Niederlage von Riesenberg erlitten hatte, suchten die Hussiten die Mark heim. Am Sonntage Judica des Jahres 1432 erschien der Feind vor Frankfurt, geführt von dem fanatischen Taboriten Procop dem Großen. Die Gubener Vorstadt und das Karthäuserkloster wurden in Brand gesteckt; die Tapferkeit der wehrhaften Bürger aber zwang den Feind, die Belagerung der starkbefestigten Stadt aufzugeben. Um so grimmiger wüthete das Schwert und die Brandfackel der Hussiten in den offenen Orten, auf dem Lande und in den erstürmten Adelshäusern ringsum. Auch die alte Feste Lebus an der Oder ward erobert; ihre Kirche sowie das Bischofsschloß auf dem Berge über der Oder sank in Trümmer. Grausig leuchtete der Feuerschein von den angezündeten Städten Müncheberg, Straußberg und Alt-Landsberg über den Barnim hin. Einen Angriff auf Berlin wagte Procopius indessen nicht; er führte vielmehr seine Truppen vor Bernau.

Noch heute sehen wir beträchtliche Reste der mittelalterlichen Befestigung des Städtchens; wie ganz anders, um wie viel wehrhafter stand Bernau in jenem Jahre 1432 da! Gewaltige Wälle wetteiferten mit den kolossalen Feldsteinmauern und tiefen Gräben, die Stadt zu schützen, und ihre Bürger verzagten nicht. Bald mußte der Feind, welcher so hartnäckigen Widerstand selten gefunden hatte und in den Künsten der Belagerung wenig bewandert war, den Gedanken aufgeben, die Stadt durch Sturm zu gewinnen; die Hussiten zogen sich in ihr Lager zurück, welches auf den sogenannten „rothen Feldern" beim Dorfe Ladeburg stand. Ihm gegenüber bezog auch der Kurprinz Friedrich, der spätere eiserne Markgraf, ein befestigtes Lager vor den Thoren der Stadt. Freilich schien dieser geringen Schar von Kämpfern sowie der hartbedrängten Stadt ein gewisser Untergang bevorzustehen; aber ein Zufall sollte ihnen Rettung bringen.

Ein Bettler überbrachte den Märkern die Nachricht, daß die Hussiten den St. Georgsabend (23. April) in ihrem Lager mit tollen Schwelgereien gefeiert hätten — sie lägen besinnungslos im Schlafe, so sagte er. Da berief der

Digitized by Google

Magistrat die Bürgerschaft und machte einen Ausfall auf die Hussiten, welcher durch den Kurprinzen so lebhaft unterstützt wurde, daß die Dränger Deutschlands endlich, vollständig geschlagen, zurückweichen mußten. Die Hussiten flohen mit Zurücklassung ihres Heergeräthes und ihres Raubes. Von den Bürgern waren der alte Rathsherr Berndt Altstädter und sein Schwiegersohn Veit Büttner die Helden des Tages gewesen. Zum Andenken an diese rühmliche Waffenthat der Bürger von Bernau — man meint in neuerer Zeit sogar, daß sie selbstständig die Hussiten geschlagen haben und daß kein eiserner Friedrich ihnen zu Hülfe gekommen sei — findet noch heute jährlich am Montage vor Himmelfahrt ein religiöse und vaterländische Feier in Bernau statt. In festlichem Zuge begiebt sich die Bürgerschaft an diesem Tage nach der uralten St. Georgskapelle vor dem Berliner Thore, „denn St. Jürgen, der Ritter, ist es gewesen, der damals den Bürgern so sichtbarlich Hülfe geleistet hat!“ Noch ist die Urkunde über die Stiftung dieser Gedächtnißfeier des Hussitensieges vorhanden. Die Felder bei Ladeburg aber, so fügt die örtliche Sage hinzu, sind von den Strömen des vergossenen Ketzerblutes roth gefärbt worden und haben diese Farbe zum Andenken des auf ihnen stattgefundenen Kampfes bis diesen Tag behalten: die Walstatt heißt das Blutfeld oder das „rothe Land“. Von den wackeren Bernauer Weibern aber sagt man, sie haben den stürmenden Feind zurückgetrieben, indem sie von der Höhe der Mauer herab heißes Wasser und heißen Brei auf die Andringenden hinabgegossen hätten, und dem zu Lob und ewigem Gedächtniß gab es vor Zeiten ein Sprüchwort in der Mark, das hieß:

„Der Bernau'sche heiße Brei
Macht die Mark hussitenfrei!“ —

Ehe wir indessen Bernau verlassen, haben wir noch andere geschichtliche Erinnerungen dieser Stadt zu erwähnen. Ihr Name kommt oft vor in den Annalen der Mark. Wer kennt ihn nicht, den fanatischen Propst Nikolaus von Bernau, welcher im Jahre 1326 von den waiblingisch gesinnten Berlinern auf dem St. Marienkirchhof als Anhänger des Papstes erschlagen ward und welchem zum Gedächtniß das graue Kreuz neben dem Portale der Kirche errichtet ist? Wer kennt ihn nicht, den biederen Magister George Rollenhagen, den Dichter des „Froschmäuslers“? Er ward am 22. April 1542 zu Bernau geboren, Sprößling einer ehrsamen Tuchmacherfamilie. Gar wacker studirte er, bis er in den Hafen einer bescheidenen Wirksamkeit einging und das Rektorat zu Magdeburg erlangte. Dort ist er 1609 gestorben. Sein Hauptwerk ist der bekannte „Froschmäusler“ oder „Der Frösche und Mäuse wunderbare Hofhaltung“ — eine Nachahmung der angeblich homerischen Batrachomyomachia. Vielleicht bedeutender noch als dies, die Gebrechen der weltlichen und geistlichen Stände scharf geißelnde Epos ist seine humoristische Schrift: „Wahrhaftige Lügen von geistlichen und natürlichen Dingen u. s. w.“ Der ehrsame Magister aus Bernau zeigt sich überall, man mag nun über seine poetische Begabung denken, wie man will, als einen wahrhaften Vaterlandsfreund und einen echten, von dogmatischer Polemik freien Christen.

Die hervorragendste Berühmtheit der guten, alten Stadt Bernau bildete indessen in alter Zeit ihr gutes braunes Bier. Wie die Art und Weise, dasselbe zuzubereiten, entdeckt worden ist, darüber berichtet der alte Professor Beckmann, einer unserer besten Geschichtskenner und Topographen aus dem vergangenen

Digitized by Google

Jahrhundert, das Folgende: Einst schickte ein ehrbarer Schuster zu Berlin seinen Burschen nach einer Kanne Bernauer Bier. Natürlich meinte er, daß der Bursche den Rathskeller, allwo der erquickende Trank ausgeschenkt wurde, wohl finden könnte; der Bursche aber lief nach Bernau und kaufte dort Bier. Wie er nun spät Abends zurückkehrte, da fiel ihm erst ein, wie thöricht er gehandelt hatte. Aus Furcht vor Strafe beschloß er daher, unter die Soldaten zu gehen; er vergrub die gefüllte Kanne bei einem Baume am Wege, den er zeichnete. Erst nach langen, langen Jahren kehrte er, ein wohlbestallter kurfürstlicher Hauptmann, zurück. Stolz zeigte er sich seinem ehemaligen Meister, und als der etwas ungläubig den Kopf schüttelte, grub der Reitersmann mit ihm die Kanne Bier unter der Weide am Wege aus. Siehe! da schäumte den Beiden das edelste Getränk aus dem Kruge entgegen, und die Bernauer wußten fortan, wie sie ihr Gebräu zu behandeln hatten!

Wir besitzen aus dem 17. Jahrhundert ein Loblied auf dies, damals weitverbreitete Bier und entnehmen demselben die folgenden Verse:

„Schönster Preis von allen Säften,
Wertheſtes Bernauer Bier,
Welcher Trank kann dir an Kräften
Und an Tugend gehen für?
Keiner, keiner kann dir gleichen,
Aller Nektar muß dir weichen;
Ja, es ist gar nichts auf Erden,
Das dir kann verglichen werden."

Selbstverständlich wird der bekannte Schwank von der „Bierprobe", welcher sich die Rathsherren auf dem Stadtkeller zu unterziehen hatten, auch zu Bernau erzählt, und es mag in den vergangenen Jahrhunderten auch manch ehrsamer Zunftmeister und so manches Mitglied der „Ackergilde" mit Wams und Hosen auf der eichenen Bank im Rathskeller so fest gesessen haben, als wär' er mit dem Malz des Bieres an sie angeklebt. Unser Jahrhundert hat auch dies Getränk, welches unsere Altvordern so sehr begeisterte, zu den historischen Kuriositäten geworfen; und wenn sich selbst noch der „ehrliche Geheimbde Rath von Canitz" der Gutsherr des benachbarten Dorfes Blumberg, aus dem Bernauer Biere und der Pfeife „guten holländischen Tobacks" lyrische Impulse geschöpft hat: uns Epigonen sind diese kleinbürgerlichen Idyllen, dies Glück in provinzieller Beschränkung, verloren gegangen.

Königs-Wusterhausen und die landesfürstlichen Jagdschlösser in der Mark. Von alten Zeiten her haben die Fürsten der Mark das edle Weidwerk geliebt. Die Herrscher des Wallenstädtischen Hauses, sie zogen, wenn ihnen einmal in ihrer angestrengten Regentenarbeit, in ihren fortdauernden Kriegszügen, in ihrem wahrhaft königlichen Tagewerke eine Zeit der Muße gekommen war, sich wohl in die grüne Waldeseinsamkeit des großen Forstreviers Werbellin zurück, d. h. jenes damals völlig zusammenhängenden Waldgürtels, welcher von Oderberg im Osten sich bis gegen Liebenwalde im Westen erstreckte und gewissermaßen die südliche Grenze der Ukermark bildete. Hier, im Schatten vielhundertjähriger Eichen und Buchen, hier unter den duftausströmenden Föhren, hier an dem tiefblauen, langgestreckten See Werbellin oder an dem kreisförmigen Grimnitz gesundete ihr Herz. An diesen Seen lagen, soweit wir wissen, die Jagdschlösser Werbellin, Breden, Altehof und Grimnitz. Eine Menge Wallenstädtischer Urkunden sind in ihnen ausgestellt. Nur dürftige Mauerreste aber sagen es uns heute, wo diese Stätten gewesen, da die alten, großen Markgrafen

Digitized by Google

Hof gehalten haben, wenn sie von dem dampfenden Rosse gestiegen waren und das Jägerhorn, das die Töne des Hallali! geblasen, von den Lippen gesetzt hatten. Am westlichen Rande des romantischen Werbellinsees, unfern von Wildau, liegt wol die Stätte, da „Haus Werbellin“ einst stand. Der Prinz Karl von Preußen hat in schöner Pietät gegen die hohen fürstlichen Jäger der Vorzeit hier eine „Askanierburg“ in mittelalterlichem Stile erbauen lassen — einen Aussichtsthurm, von welchem aus der Blick weit über die wogenden Waldeswipfel, weit über den leise brandenden See hinschweift. Diese Stätte mag es gewesen sein, da Markgraf Otto mit dem Pfeile seiner holden Gemahlin Hedwig von Holstein seine süßen Minnelieder vorgesungen hat. Hier mag er oft gesessen haben so, wie sein Bild uns durch die Manesse'sche Handschrift der Minnesänger aufbewahrt ist — vor sich die Knaben mit Pauken, Cymbeln und Trompeten, über sich den Schild von Brandenburg und den Helm mit den pechschwarzen Adlersflügeln — ihm gegenüber die treue, thatkräftige Gemahlin, welche, als Alles verloren schien, ihn aus der Gefangenschaft des Magdeburger Erzbischofs befreite. Hier diese Ufer — rauschend ihr Schilf im leisen Abendwinde — golden beschienen die Fichten, deren nackte Wurzeln sich hinunterranken zum See — sie haben den jauchzenden Sang des ritterlichen Markgrafen vernommen, als er ausrief:

„Räumt den Weg der Schönsten aller Frauen,
Laßt die Tugendreiche mich erblicken!
Meines Herzens Königin zu schauen,
Fände wol ein Kaiser Hochentzücken!
Ueber Sterne darf mein Loblied steigen,
Meinen Himmel darf ich nicht verschweigen.
Wo sie wohnt, dem Land' muß ich mich neigen!“

Aber die Ufer des Werbellin und des Grimnitz erzählen nicht allein von der Minne Lust und Spiel. Durch die Angaben der Urkunden wissen wir es, daß die Markgrafen des Ballenstädtischen Hauses sich jedesmal in der Werbelliner Forst vereinigten, sobald ein wichtiges Unternehmen zu berathen oder mit der gesammten Kraft des Fürstenhauses ins Werk zu setzen war. In diesen Wäldern träumten die Askanier den glänzenden Traum, daß ihrem Hause die deutsche Königskrone zufallen würde, um welche sich Otto IV. und Woldemar der Große alles Ernstes bemüht haben; von hier aus sandten sie ihre Boten zu den Tagen des Reiches.

Doch das Unheil kam, um mit dem Volksliede zu sprechen, „wie der Reif in der Frühlingsnacht“; die Ballenstädter gingen zu Grabe, und mit ihnen sanken ihre Jagdschlösser in Schutt und Trümmer. Auf lange, lange Zeit! Erst als die Hohenzollern die Mark zu ihrem sicheren Erbe umgeschaffen hatten, erst als ihre großen staatsmännischen Aufgaben einigermaßen gelöst waren, erfüllten sich einzelne der alten Schlösser in der märkischen Waldeinsamkeit wieder mit festlichen Scharen. Andere freilich waren in der wilden, herrenlosen Zeit für immer zerstört worden, so Werbellin und Breden. Schloß Grimnitz aber blieb besucht; hier ward noch ein Friede zwischen Brandenburg und Pommern geschlossen (1529), hier brach zwanzig Jahre später die Kurfürstin Hedwig, die Gemahlin Joachim's II., durch den morschen Fußboden des ersten Stockes durch und fügte sich jene Verstümmelungen zu, welche die Liebe ihres Gemahls zum

Digitized by Google

Unglück des Landes auf die „schöne Gießerin" Anna Sydow lenkten. Noch heute bildet der Groß-Schönebecker und Grimnitzer Forst, das ist die alte Heide Werbellin, eins der ausgezeichnetesten Jagdreviere des preußischen Staates. Wie majestätisch ist dieser Wald, gleichviel, mag er glühen im Sonnenbrande des Sommermittages, daß die stahlblaue Luft über den Föhren wogt und wallt oder mag er stöhnen unter der Schneedecke des Winters und krachen vor Frost! Der Werbellin umschließt ungefähr 3000 Hirsche — von Mitte September bis Mitte Oktober, in der Brunstzeit, etwa noch 1000 mehr. Das sind die Wanderhirsche fern aus Preußen und Polen, welche hierher kommen, um zu kämpfen, zu siegen oder im furchtbaren Einzelgefechte zu sterben. Wie schallt zu jener Zeit der Ruf der Hirsche und der tödliche Anprall ihrer Geweihe oft so gellend durch den stillen Wald! Auf den Horsten aber am See schreien dann wol auch die Kormorane, die gefräßigen Seeraben mit den gewaltigen, messerscharfen Schnäbeln, die furchtbaren Feinde der Fische, namentlich der zarten Muränen, welche durch die furchtbaren Vögel hier völlig ausgetilgt sein sollen. Ein Theil dieses Forstes, die Schorf- oder Schürfheide am Nordwestufer des Sees, dient eigens dazu, das Wild zu pflegen; hier liegt das Jagdschloß Hubertusstock, von welchem aus häufig die Hofjagden ausziehen, der grünen Waldesnacht des Werbellin entgegen.

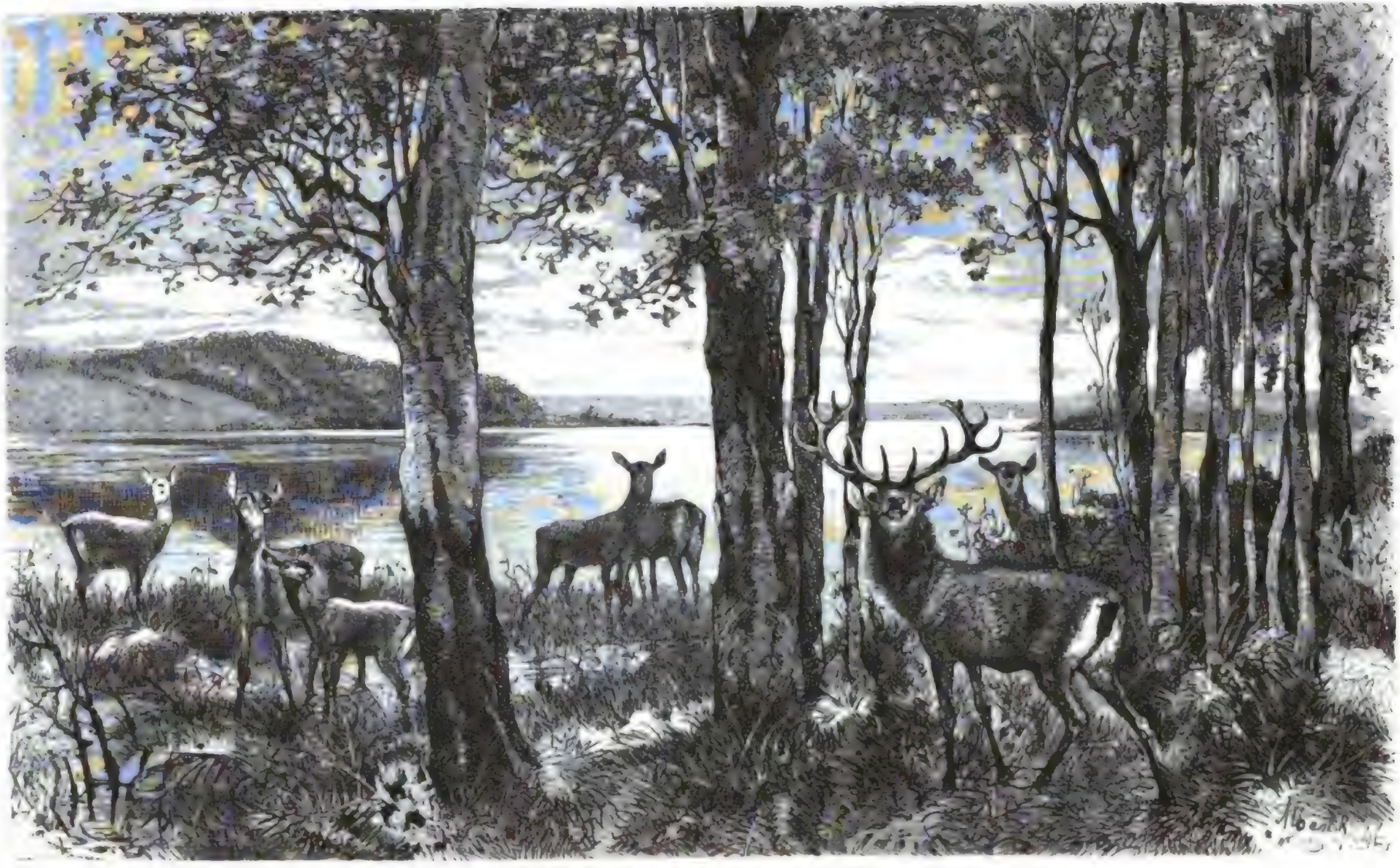
Die Tage der Ballenstädter waren die Glanzzeit Werbellins; spätere Geschlechter, namentlich die Zeitgenossen des glänzenden Kurfürsten Joachim's II., wendeten sich mit ihrer Weidmannslust nach dem Jagdschlosse Grunewald im Havellande, bei welchem noch heut' die großen Parforcejagden der Herbstzeit stattfinden. Hier haben sich mehr Reste der Vorzeit erhalten. Noch steht die Wendeltreppe, welche der Baumeister Kaspar Theiß beim Bau des Jagdschlosses im Jahre 1542 anlegte; noch ragen die Thürmchen des alten Daches auf, und in den alten Kaminen lodert das Feuer. Ein Sandsteinrelief zeigt uns den alten Baumeister, wie er mit dem Kellermeister zusammen zecht — darunter stehen die Knüttelreime:

„Casper Theis, was soll die kleine Flasch',
Die Konz Buntschuh (der Kellermeister) hat in der Tasch'?
Diser Willkumm muß zuvor heraus!
Sonst wurt ein solcher Lärmen traus!"

Aber auch das Jagdschloß Grunewald sank zeitweilig in Vergessenheit. Die Spandauer Forst mit ihren grünen Föhren, den üppigen Farrnkräutern und den schilfumkränzten Seen ward verlassen von der glänzenden Schar der Jäger und Jägerinnen. Ein drittes Jagdschloß gelangte unter den Königen Preußens, namentlich unter Friedrich Wilhelm I. zu großer Berühmtheit: es ist das Schloß von Königs-Wusterhausen im Teltower Kreise.

Aus dem Besitze der Schlieben und der Schenken von Landsberg war Wusterhausen 1698 an die Krone gelangt; 1718 ließ Friedrich Wilhelm I. das einfache Schloß aufführen, welches noch heute steht. Die Jahre der Erniedrigung Preußens hatten dasselbe fast sämmtlichen inneren Schmuckes entkleidet; die Säle des Gebäudes glichen leeren, weißgetünchten Kasernenstuben, als welche sie auch wirklich eine Zeit lang gedient hatten, bis Kaiser Wilhelm auch hier der Erneuerer alter Herrlichkeit ward.

Digitized by Google



Der Werbellinsee. Zeichnung von Alb. Richter.

Digitized by Google

Von dem platanenreichen Schloßgarten umgeben, erhebt ſich der alte, nicht eben zierliche Bau als ein Stück Vergangenheit mitten in dem reichbewegten Leben der Gegenwart; — durchwandern wir denn einmal dies Jagdſchloß des Soldatenkönigs, der hier am 3. November alljährlich das Hubertusfeſt und am 11. September den Jahrestag der Schlacht bei Malplaquet zu feiern pflegte, der erſten, welcher er perſönlich beigewohnt hatte!

Durch ein Portal, das von Amoretten mit Laubgewinden umzogen wird, treten wir in einen Treppenthurm, aus welchem uns eine kleine Wendelſtiege in das hohe Parterre des Schloſſes hinaufführt. Wir durchſchreiten die Jagdhalle, in welcher ein prächtig ausgeſtopfter Bär ſteht und welche Friedrich Wilhelm I. einſt mit den Geweihen ſelbſtgeſchoſſener Hirſche geſchmückt hat. Das Wohnzimmer des Königs zeigt uns einen herrlichen Schlüterſchen Kamin und eine Anzahl von Porträts, welche der König nach ſeiner Gewohnheit „in tormentis“ gemalt hat, d. h. während die Gichtſchmerzen ihn plagten. Höheren Kunſtwerth freilich als dieſe ſchnell hingeworfenen Malereien haben jene holländiſchen Kabinetsſtücke, denen wir hier und dort im Schloſſe begegnen. In dem geräumigen, von einer Säule getragenen Speiſeſaale befinden ſich gleichfalls eigenhändig gemalte Bilder des Königs. Das iſt die Stätte der grotesken Feſte Friedrich Wilhelm's I.; an dieſer Tafel ſaß er am 11. September mit all den alten Haudegen von Generalen, welche unter Prinz Eugen und Marlborough die großen Schlachten des ſpaniſchen Erbfolgekrieges geſchlagen hatten. Wenn dann dem Rhein- und Ungarweine tüchtig zugeſprochen war und die Wolken des würzigen holländiſchen Tabaks die Deckengemälde des Saales verhüllten, dann nahm wol der König den alten General von Pannewitz, welcher aus der Schlacht von Malplaquet noch eine tiefe Narbe im Geſicht trug, an die Hand und begann mit ihm unter dem Horngeſchmetter der Piqueurs zu lautem Jubel der Anweſenden den Tanz. In den anderen Zimmern des Parterres finden wir das ſandſteinerne, faſt trogähnliche Waſchbecken des Königs, eine Menge von Hirſchgeweihen, darunter eine Nachbildung jenes 66-Enders, welchen Kurfürſt Friedrich III. im Jahre 1696 im Amte Biegen erlegt hatte und deſſen Geweih Friedrich Wilhelm I. an den Kurfürſten Auguſt von Sachſen gegen eine Kompagnie großer Grenadiere vertauſchte. Entſchieden noch werthvoller als die holländiſchen Gemälde des unteren Stockwerkes ſind die Bilder des oberen, darunter ein Tizian (Patrizierbildniß), Tintoretto's und van Dyck's. Hier, im oberen Stockwerke, befindet ſich auch das Zimmer des Tabakskollegiums. Auf dem ſchweren, eichenen Tiſche vor uns ſtehen antike und moderne Bierkrüge; der grobgeſchnittene Tabak liegt auf einer großen Porzellanſchale vor uns. Wie lebendig verſetzen uns all dieſe Ausſtattungsgegenſtände, welche von Schloß Coſſenblatt hierher gebracht worden ſind, in die Zeit des mannhaften und großen Friedrich Wilhelm! Zumal, wenn wir dies Zimmer in der Dämmerung eines Herbſtabends betreten! Jeden Augenblick erwarten wir dann die Flamme im Kamin auflodern zu ſehen; draußen vor dem Schloſſe wird die Jagd abgeblaſen, und nun kommen ſie, die Genoſſen der königlichen Jagd! Wie dröhnt die Treppe unter den ſchweren Reiterſtiefeln! Auf zum Kollegium!

Die Lakaien legen die Kohlen für die Pfeifen zurecht, daneben die ſilberne Zange — einer von ihnen füllt die hohen Humpen mit Bernauer Bier — dann treten ſie achtungsvoll zurück. Jetzt kommen die Herren: —

wie glüht Friedrich Wilhelm's Gesicht — wie jugendfrisch und reckenhaft erhebt sich seine königliche Gestalt! Pannewitz, Grumbkow, Löben, der Fürst von Dessau und eine Anzahl anderer höherer Offiziere, einzelne Diplomaten, wie Seckendorff und Creuz, umgeben ihn heut; aber auch seine lustigen Räthe fehlen nicht, der gelehrte Freiherr von Gundling, Faßmann und Morgenstern. Bald nachdem die Herren sich gesetzt haben, wird das einfache Jagdmahl aufgetragen; Jagdanekdoten derselben Art, wie sie noch heut nach jeder Jagd erzählt werden, würzen dasselbe. Schneller und schneller kreisen die Humpen, derber und ausgelassener werden die Scherze der alten Soldaten, sprühender und ätzender der kaustische Witz des Königs über die Thorheiten der Zeit und die Schwächen seiner Feinde.

Jagdschloß Wusterhausen.

Fast möchten wir meinen, die satyrischen Cirkel, welche England und Holland im 17. Jahrhundert besaßen, hätten sich hier erneuert. Doch nein! Es ruht unter der rauhen, bizarren Außenseite ein tieferes, edleres Gefühl: das hören wir jetzt, wie der König dem Freiherrn von Seckendorff gegenüber von seinen Pflichten für sein Land, von seinen Plänen für das Wohl seiner Unterthanen und von jenem „rocher de bronze“ spricht, als welchen er für alle Zeit das preußische Königthum betrachtet wissen will. Vom Wusterhausener Kirchthurm schlägt es zehn, und die Kukuksuhr nebenan antwortet; da ergreift Friedrich Wilhelm einen Armleuchter, um sich zurückzuziehen; das Tabakskollegium hat wieder einmal sein Ende erreicht. Gundling klopft auf das Fäßlein — es ist vollständig geleert. —

Digitized by Google

Wir scheiden aus dem Saale und aus dem Wusterhausener Schlosse — einen Blick nur noch diesem Tische; es ist derselbe, an welchem der König das Todesurtheil Katte's unterzeichnet hat; wir werden an anderem Orte noch ausführlich auf die Katte-Tragödie zu sprechen kommen.

Die Herrschaft Wusterhausen mit ihren ungefähr zehn Domänen und drei Forstämtern steht nun unter der Hofkammer, welche die königlichen Familiengüter verwaltet. Sie bildet einen sorgsam zusammengesparten und sorgsam gepflegten, wenn auch nicht gerade sehr einträglichen Besitz der Krone. Im Jahre 1850 belief sich der Reinertrag dieser Begüterung auf nur etwa 82,000 Thaler. In den Zeiten der Noth des Vaterlandes hat das königliche Haus bereitwillig auch auf diesen Besitz verzichtet. Wie damals in der Veräußerung dieser Domänen die Schmach des preußischen Staates sich spiegelte, so hat Gott sei Dank! auch das großartige politische Leben der Gegenwart seinen Reflex auf Wusterhausen geworfen, und Kaiser Wilhelm hat eine Dankespflicht gegen den großen Organisator auf dem preußischen Throne, Friedrich Wilhelm I., erfüllt, indem er die Lieblingsstätte dieses Monarchen wieder zu Ehren gebracht hat.

Buckow, Freienwalde, Eberswalde und die märkische Schweiz.

Die beiden Kreise Ober- und Niederbarnim bilden im Norden und Osten von Berlin eine Hochfläche, welche, westwärts durch die Havel begrenzt, sich östlich im Lebuser Lande noch bis zum Oderthal fortsetzt, in welches sie ziemlich steil abfällt. Denken wir uns ein Dreieck, dessen Grundlinie durch die Stadt Berlin und das romantisch gelegene Dorf Reitwein an der Oder gegenüber der alten, nun sehr herabgekommenen Bischofsresidenz Göritz gegeben ist und auf 52° 50' hinstreicht, nehmen wir die Spitze dieses Dreiecks ungefähr in Eberswalde auf 52° 50' an, so erhalten wir eine östliche Seite, welche fast genau mit der Abdachung des Hochlandes zum Oderthale sich deckt. Dieser Höhenrand, der bald mehr, bald minder von der geraden Linie abweicht und hier und dort sich einbuchtet, enthält eine Fülle von Naturschönheiten, wie sie sonst die Mark nirgends mehr bietet. Ihnen gilt die nachstehende Betrachtung. Wir beginnen unsere Wanderung im Südosten beim Dorfe Reitwein.

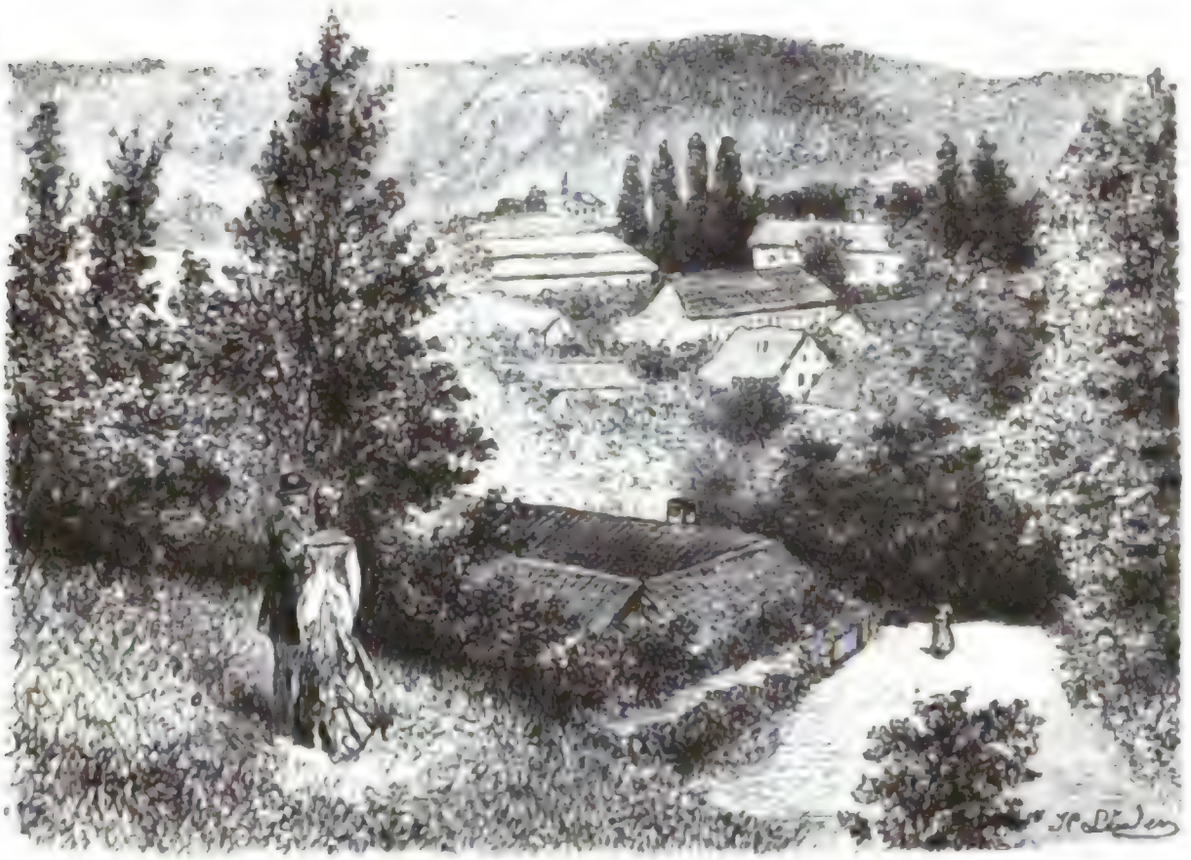
In schön geschwungenen Linien treten bei demselben die Ausläufer des Plateaus bergartig in die Ebene vor. Von ihren bewaldeten Kuppen schweift der Blick über das ganze gesegnete Oderthal hin; wir erblicken zur Rechten den massigen St. Marienthurm von Frankfurt, zur Linken die Spitze des Kirchthurms von Küstrin. Welch glückliches Thal zu unseren Füßen! Wie harmonisch klingt das Geläute der Heerden zu uns hinauf. Dort unten der Oderpaß ist schwer und heiß umkämpftes Land; Schweden, Russen, Franzosen und Märker haben dort geblutet! Hier oben auf der Bergeshöhe finden wir die Reste einer wendischen Befestigung, und, von wohlgepflegten Promenaden umgeben, schmiegt sich eine dunkelrothe, zierlich gebaute gothische Kirche — eine Stiftung der gräflichen Familie von Finkenstein — an die bewaldete Berglehne an.

Schreiten wir nach Nordwesten weiter, so finden wir bei dem Städtchen Seelow einen zweiten föllerartigen Vorsprung der Hochfläche in dem sogenannten „wilden Berge" über dem Schweizerhause. Auch von hier aus bietet sich eine entzückende Aussicht über das Oderbruch mit seinen reichen Dörfern dar. Hinter Seelow buchtet der Höhenrand in fast halbkreisförmiger Biegung tief ein; ein

Digitized by Google

Flüßchen, die Stobberow, zieht ſich in dieſer Einbuchtung dahin. Faſt genau einem Viertelkreiſe entſprechend, ſchneidet dann der Höhenrand, über Wriezen und Freienwalde auf Eberswalde hinlaufend, die Hochfläche gegen die Thäler der Oder und der Finow ab.

Von Seelow aus wandern wir an der Grenze von Höhe und Tiefland dahin. Bald grüßen uns die herrlichen, alten Alleen des Dorfes Guſow, welche des Großen Kurfürſten großer Paladin, der Feldmarſchall von Derfflinger, einſt gepflanzt hat. In der anſpruchsloſen Kirche des Dorfes iſt er begraben; dort liegen ſeine Kommandoſtäbe, dort hängen die blauſeidenen ſchwediſchen Fahnen mit den drei Kronen, welche er erbeutet hat.



Partie aus der märkiſchen Schweiz bei Buckow. Zeichnung von H. Lüders.

Ueber Neu-Hardenberg, dem alten Dorfe Quilitz, in welchem Fürſt Hardenberg, der Staatskanzler Friedrich Wilhelm's III., in ſäulengetragenem Mauſoleum ruht, und wo wir einige Zeit verweilen, um die hier noch mit zäher Treue feſtgehaltene Tracht des märkiſchen Landvolkes zu ſtudiren, gelangen wir nach Wulkow, dem Stammſitze eines berühmten Lebuſer Hauſes, das in den Ghibellinenkämpfen der Mark eine hochbedeutſame Rolle geſpielt hat. Noch iſt die Gegend eine reizloſe Fläche. Sobald wir uns aber dem ungefähr 10 km entfernten Buckow genähert haben, iſt mit einem Schlage Alles wie verwandelt. In verſchwenderiſcher Fülle hat die märkiſche Natur all ihre Schönheiten auf die alte Buchenſtadt ausgegoſſen.

Digitized by Google

Buckow, einſt durch den jetzt wieder aufgenommenen Hopfenbau weit und breit berühmt, hat nur 1600 Einwohner; wol aber können dieſelben ſagen, daß ſie in einem märkiſchen Paradieſe leben. Die Stadt liegt in einem Keſſel, welcher zum Theil durch den herrlich blauen Scharmützelſee ausgefüllt wird; ihre Kirche erhebt ſich auf einem Hügel über die Dächer der Stadt. Die Bergeshöhen ringsum grüßen mit ihren dunkelbewaldeten Häuptern in die engen Straßen der offenen Stadt herab, welche ſich in den letzten Jahren durch elegante Villenbauten nicht unbeträchtlich ausgedehnt hat. Herrlicher Laubwald breitet ſich um die meiſten der Seen aus, welche die Thalſohle von Buckow ſchmücken; reiche Quellen mit vorzüglichem Waſſer, ja auch heilkräftige, ſprudeln aus der Berge Schoß. Wol darf der Märker in dieſem Theile ſeines Vaterlandes das horaziſche:

„Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet“

wiederholen. Nicht fehlen Roſen und Honig der idylliſch ſchönen, Frieden und Ruhe athmenden Umgebung der Stadt.

Hinaus denn über die Stobberow, zunächſt zum Schloſſe der Grafen von Flemming, von welchem ein herrlicher Blick über den Scharmützelſee ſich darbietet, hinauf auf die Berge, deren bedeutendſter, der Dachsberg, eine Höhe von 106 m erreicht. Hinaus zu der Pritzhagener Mühle — zum Elyſium, zum Tornowſee, an deſſen Ufer, im dunkelgrünen Waſſer ſich ſpiegelnd, ein anſpruchsloſes Luſthaus der Familie von Itzenplitz ſich erhebt. Alles iſt ſchön und Alles ſehenswerth! Dort feſſelt uns die Ausſicht; wir blicken hin bis zu der hochgelegenen gothiſchen Kirche von Müncheberg — hier ein ungewöhnlich umfangreicher Baum, eine Eſpe oder eine Eiche — hier ein wildromantiſcher Grund, die „Hölle“ genannt, aus welchem es uns balſamiſch kühl entgegenweht. Dort tritt uns gleich einem Felſen mitten aus dem Grün eine blendend weiße Wand von Glimmerſand entgegen; dort ſprudelt an lauſchigem Orte eine Quelle hervor! Juwel der Mark, du „Märkiſche Schweiz“, wie dich in kühner Hyperbel der Brandenburger genannt hat, mit welchem Frieden erfüllſt du das Herz; welche Erquickung haucht dein feuchtes Laub aus! Und wenn dann die Glocken von Bollersdorf, von Reichenberg, Buckow oder Pritzhagen durch den Wald zu uns klingen, wie lauſcht es ſich hier ſo ſchön den Sagen dieſer Berge, dieſer Schluchten, dieſer Seen! Dort unten im Scharmützel iſt eine Stadt verſunken; dort in „der Kehle“, an dem jähen Abhange, hat der letzte Junker von Pritzhagen den Tod gefunden. — Wie groß aber auch der Zauber von Buckow iſt — wir müſſen uns losreißen und weiter eilen!

Eine außerordentlich lohnende Waldpartie würde uns zutheil werden, wollten wir im Weſten von Buckow den großen Forſt „Blumenthal“ durchwandern, deſſen uralte Bäume über den Reſten eines wahrſcheinlich im Jahre 1348 durch den „ſchwarzen Tod“ wüſt gewordenen Ortes aufgewachſen ſind. Im tiefen Walde finden wir die Ruinen dieſes Dorfes; deutlich noch können wir ſeinen Bauplan erkennen. Welche Poeſie von Mär und Sage in dieſem Walde! Hier der gewaltige Stein inmitten des untergegangenen Ortes ſoll den Marktplatz bezeichnet haben! Jetzt umwandelt ihn Nachts die weiße Frau. Brombeer- und Himbeerſträucher umranken die Eingänge zu den Wohnungen der Unterirdiſchen, in welchen die Schätze der Vorzeit aufgehäuft ſind. Die blaue Blume aber, welche den Zugang zu ihnen eröffnet — ſie hat noch Keiner gefunden!

Wir aber müssen diesmal die Herrlichkeit des Blumenthals sowie die alte Stadt Straußberg mit dem Straußsee zur Linken liegen lassen und wenden uns, über Ihlow, den Stammsitz des berühmten Freundes von Wallenstein, des Feldmarschalls Illo, der Landstraße nach Wriezen zu. Die freundliche Stadt, deren kolossale Marktkirche zu St. Marien mit prächtigem gothischen Chore und leider sehr modernem Thurme uns schon von weitem grüßt, ist die Metropole des westlichen Oderbruchs. Hier war in alten Zeiten der reichste Fischmarkt im Lande Brandenburg, und der bayerische Ludwig wußte einst seinen getreuesten Feldhauptmann, den Ritter Friedrich von Lochen, nicht besser zu belohnen, als indem er ihm den Zoll von Wriezen verschrieb. Die sorgsam angebaute Umgegend der wohlhabenden, jetzt bereits 7200 Einwohner zählenden Stadt Wriezen giebt dem landschaftlichen Bilde derselben etwas außerordentlich Anheimelndes.

Nach kurzem Aufenthalte schreiten wir weiter nach Nordwesten. Saubere, schmucke Dörfer, Rathsdorf und Alt-Ranft, bleiben hinter uns liegen, und endlich, nach einer Wanderung von etwa 10 km, taucht der spitze Thurm von Freienwalde vor uns auf.

Die Stadt mit dem freundlichen Namen und der herrlichen Umgebung ist das zweite landschaftliche Juwel am Höhenrande des Barnim. Sie zählt jetzt 6460 Einwohner und ist ein beliebter, ja oft ein überfüllter Erholungsort für die Bewohner der Residenz. Freilich ist mit der Einsamkeit des Ortes ihm auch sein Schönstes, der herzgewinnende poetische Duft, verloren gegangen. Das alte Freienwalde ist verschwunden. Wir wandern der gothischen Nikolaikirche zu. Ihre innere Ausschmückung ist noch dieselbe geblieben, wie zu alter Zeit; noch hängen die Bilder und Wappenschilder des alten frommen und getreuen Geschlechtes Uchtenhagen dort; noch blickt uns das Gemälde eines Kindleins, des letzten dieses Stammes, so wehmüthig an, und das bleiche Gesicht im Sterbehemde scheint die Sage zu rechtfertigen, der letzte Uchtenhagen sei vergiftet worden; — aber draußen um die alte Kirche — welches neue, frischbewegte, rastlose Leben! Ja, die Zeit ist mächtig fortgeschritten! Um wie viel haben die in dem letzten Jahrzehnt gebauten Villen nicht jenes einfache Schloß an Komfort und Eleganz übertroffen, welches unmittelbar vor der Stadt in einem bescheidenen Garten sich erhebt! Hier verlebte die Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. von etwa 1800 bis 1805 die stillen Tage ihres Wittwenstandes. Schön sagt Theodor Fontane von diesen, fast schmucklosen Räumen: „Sie haben Leides genug gesehen — stilles Leid, aber um so tiefer vielleicht, je stiller es getragen wurde." Jetzt ist das Schloß verödet.

Die landschaftliche Umgebung der Stadt ist eine überaus liebliche. Als wichtigsten Punkt derselben suchen wir zunächst den Gesundbrunnen auf.

Erst im Jahre 1684 drang der Ruf der Quellen von Freienwalde bis nach Berlin, obwol schon im 16. Jahrhundert der berühmte Adept Leonhard Thurneysser zum Thurn auf dieselben hingewiesen hatte, „weil sie Rubinlein, gar klein, aber schön an Farbe mit sich führten." Der Zufall, daß ein Knecht nach dem Gebrauche des heilkräftigen Wassers von einem Halsübel geheilt, sowie daß einige Soldaten durch das Trinken von der Quelle ihrer Fieber und Lähmungen ledig wurden, richtete die Aufmerksamkeit des alternden Großen Kurfürsten auf die Freienwalder Wasser. Der Apotheker Gensichen, der Chemiker Kunkel von

Löwenstern, der Leibarzt Menzel und der Professor Albinus untersuchten die Quellen — alle sprachen dieselben als heilkräftig an. Daß die Wasser braunen Ockerschlamm mit sich führten und Eisenvitriol enthielten, lag ja auch zu Tage. Ungeahnt schnell aber hob sich die Frequenz des neu entdeckten Bades. Schon im Jahre 1685 fanden sich 1500 Bade- oder vielmehr Brunnengäste ein. Glänzende Zeiten kamen für Freienwalde unter König Friedrich I., welcher, wie sein Vater, selbst die Freienwalder Wasser benutzte. Ein prächtiger, malerischer, leider aber nur aus Holz aufgeführter Bau erhob sich 1705 am Brunnen; der große Schlüter selbst hatte die Pläne zu demselben geliefert. Auch Friedrich Wilhelm I. begünstigte das Bad, nachdem im Jahre 1733 einige seiner längsten Grenadiere in demselben die Gesundheit wieder erlangt hatten. Auch Friedrich II. baute wenigstens einen neuen Flügel an das alte Brunnenhaus an, so skeptisch er auch sonst den oft ins Ungeheuerliche übertriebenen Erfolgen des Freienwalder Bades gegenüberstand. Dann folgte freilich eine lange Zeit der Vereinsamung und der Oede für das märkische Bad, bis die Neuzeit mit ihrem rührigen Schaffen, ihrem Organisiren und Verbessern sich auch dem stillen Freienwalde zuwandte. Seit dem 1. Juli 1872 ist das bis dahin städtische Brunneninstitut in den Besitz einer Aktiengesellschaft übergegangen; von den Baulichkeiten selbst sind der sogenannte kurfürstliche und altkönigliche Flügel niedergerissen und durch ein großartiges neues Kurhaus ersetzt worden.

Gehen wir nun zu dem Einzelnen über.

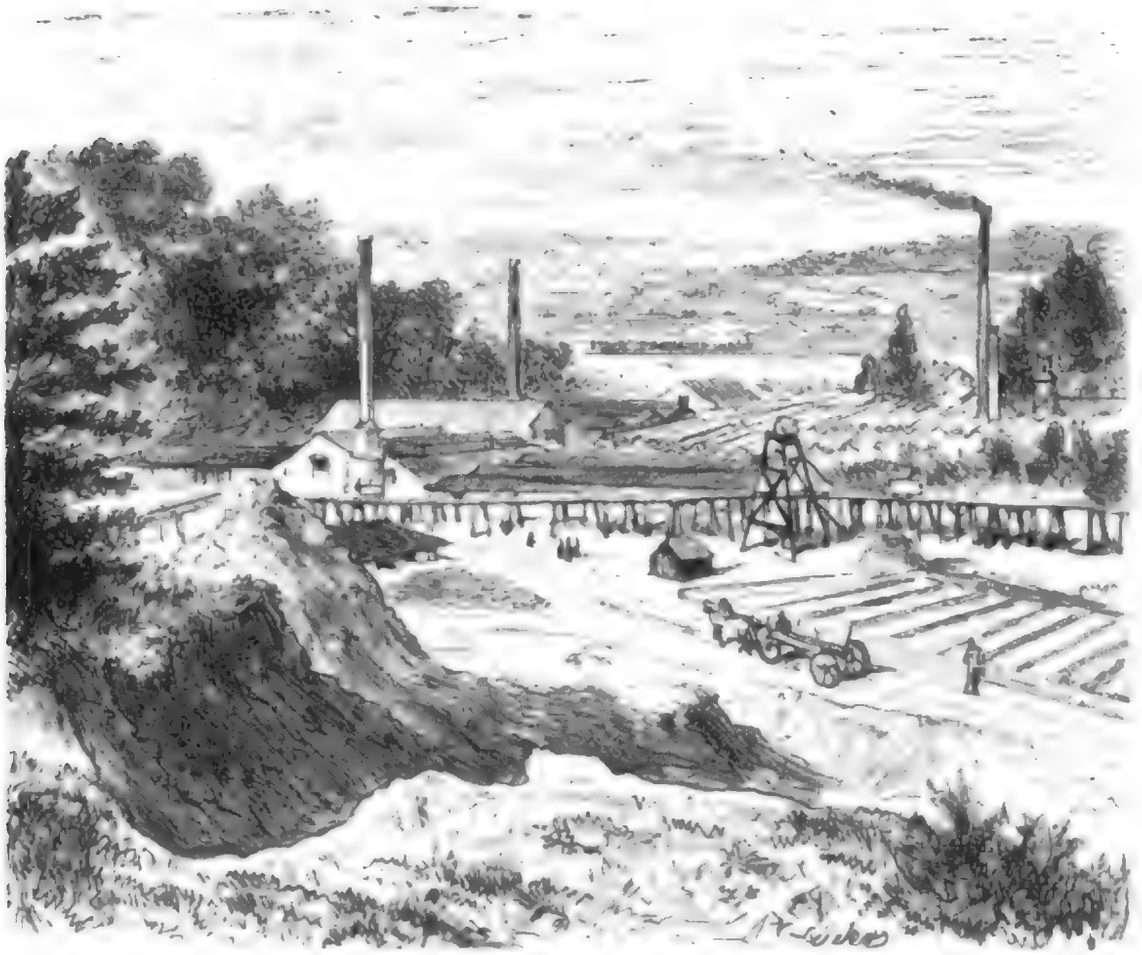
Wenn wir von der Stadt Freienwalde aus dem Brunnen zuschreiten, so erblicken wir links den sogenannten „Monte caprino", wie ein hier wohnender Professor Valentini vor Zeiten den ehrlichen märkischen „Zickenberg" getauft hat. Die Aussicht von demselben auf Schloß, Schloßgarten und Oderbruch ist nicht ohne Reize; umfassender aber wird der Blick, wenn wir über die gleichfalls höchst komisch benannte „Casa rivera" zur „Königshöhe" aufsteigen. Hier liegt einerseits das ganze westliche Oderbruch uns vor Augen, und von drüben her, von der Ostseite des Brunnenthals, grüßt uns auf steil ansteigender Bergeshöhe eine zierliche, aber niemals zu gottesdienstlichem Gebrauche verwendete Kapelle. Wir überschreiten das Brunnenthal und klimmen zu ihr hinauf. Wie köstlich jetzt der Blick in das enge Thal hinab, welches durch eine kleine, sich mitten hindurchziehende Erhebung noch weiter in das eigentliche Brunnenthal und in den Pagengrund getheilt wird! Sieh, wie die Schwäne auf dem Teiche der Pagenmühle dort unten langsam dahinziehen — sieh das Getümmel fröhlicher Menschen im Brunnengarten selbst, schau in die dämmernde Ferne, welche dort hinter den silberblitzenden Armen des Oderstromes und den fruchtbaren, von starken Dämmen geschützten Wiesen sich eröffnet!

Ein zweiter Ausflug führt uns auf den kahlen, nur oben mit einer kleinen Anzahl alter schlanker Föhren geschmückten Vandalenberg. Wir wissen nicht, von wem der Berg, auf welchem wahrscheinlich einst das Hochgericht der angrenzenden Marken gestanden hat, seinen Namen erhalten hat; jedenfalls ist hier die Ausschau aufs Oderbruch am großartigsten. In neuester Zeit ist hier ein zierlicher Aussichtsthurm gebaut worden.

Andere, gleichfalls sehr müheloſe Spaziergänge führen uns zu dem vortrefflichen Bade nach römischer Art, welches der Baumeister Hilke im Jahre 1862 genau nach antikem Muster angelegt hat, und nach dem beinahe 92 m hohen

Digitized by Google

Akazienberg, welcher unmittelbar an der Chaussee nach Falkenberg sich neben dem sogenannten Ruinenberge erhebt. Auf dem letzteren hat man Mauertrümmer gefunden; man weiß nicht mehr, von was für einem Gebäude: schnell entschlossen aber erklärte man diese Trümmer für die Reste eines Freyatempels und stellte dieselben zu einer künstlichen Ruine zusammen. Rechten wir nicht mit den alten „Naturfreunden" in Freienwalde, welchen wir diese Anlage verdanken, sondern erfreuen wir uns lieber an der herrlichen Aussicht über die Stadt und das Oderthal hin. Denn auch eine wirkliche Ruine in der Umgebung von Freienwalde ladet uns zu einem Besuche ein; es sind die sagenreichen Trümmer der alten Uchtenhagenburg über der Straße nach Falkenberg.



Alaunwerke bei Freienwalde mit Blick auf das Oderbruch. Zeichnung von H. Lüders.

Hier hauste das große Geschlecht mit dem Sonnenrade im Wappen etwa bis zum 15. Jahrhunderte; dann zog dasselbe auf sein Stadtschloß in Freienwalde. Sage und Geschichte feiern um die Wette das Andenken dieses großen Hauses, welches nach seinem eigenen Wahlspruch „ein väterliches Herz gegen seine Unterthanen" besaß, reich an Land und Leuten und edlen Charakteren war, bis der Letzte dieses Stammes 1618 zu Freienwalde vor dem Altare mit Helm und Schild begraben ward.

Wir müssen uns begnügen, die schönsten Punkte der Umgebung dieser anziehenden, mit Hügeln und Thälern beständig wechselnden Landschaft anzugeben. Da sei denn das jetzt in Trümmern liegende und theilweise in eine Ziegelei umgewandelte „Alaunwerk" nicht vergessen — nicht vergessen der tief in der

Digitized by Google

Waldeinsamkeit liegende „Baasee“ — der „Friedhof“ der Badegäste — in der Forst sich versteckend und den schönen Namen „Rosengarten“ führend — die „Glückaufbank“ mit einem prachtvollen Durchblick auf das „Hammerthal“, die „grüne Tanne“, die heiligen Hallen“, der „Pittsgrund“ und nach dem Oderbruche zu die „Granitkuppe“. In immer wechselnder Schönheit stellt sich die Landschaft uns dar, und nur ungern nehmen wir den Wanderstab wieder in die Hand, von Freienwalde und seinen Schönheiten scheidend.

Unsere Wanderung aber ist reizvoll genug. Es führt der Weg uns vorüber an dem schöngeschwungenen Berggelände des Höhenrandes. Nach einander begrüßen wir noch einmal den Ruinen-, Akazien-, Kaninchen- und Schloßberg, sowie das Thal des „klingenden Fließes“, welches unterhalb der alten Uchtenhagenburg liegt. Eine kurze Strecke weiter, und es tönt uns ein dumpfes Pochen und Rauschen entgegen: eine Papiermühle arbeitet in dem waldigen Grunde. Bald ist das Dorf Falkenberg erreicht. In einem von dunklem Forste umwaldeten Thale ziehen sich die malerisch verschlungenen Straßen des Ortes hin; hoch oben aber auf dem Paschenberg (fast 61 m) erhebt sich ein heiteres, villenartiges Gebäude, die „Karlsburg“. Wir pilgern zur „Idaseiche“, welche durch eine gußeiserne Treppe besteigbar gemacht ist, und blicken über den herrlichen Park des Rittergutes Köthen hin, welchen sich die Familie von Jena geschaffen hat. Ein Feldweg führt uns dann wieder zur Landstraße zurück. Wir durchschreiten das Dorf Hohen-Finow, welches durch ein prachtvolles Schloß geschmückt ist. Zur Rechten bleibt uns das „Karlswerk“ mit seinem Stahlhammer liegen; über Tornow mit alter, verwitterter Kirche und über das freundliche Dorf Sommerfelde gelangen wir endlich nach Eberswalde.

Eberswalde war ursprünglich ein Dorf und seine Kirche ein Filial von Hegermühle. Das Dorf lag im Nordwesten eines auf einer Anhöhe sich erhebenden markgräflichen Schlosses. Die letzten Reste desselben auf dem „Ebersberge“, auf dessen Kuppe sich jetzt ein sogenannter „Irrgarten“ befindet, wurden im Jahre 1743 abgetragen. Unten am Berge befand sich auch ein „Kietz“ für die wendischen Fischer. Schon 1257 war nämlich das Dorf Eberswalde durch den Markgrafen Johann I. zu einer deutschen Stadt umgewandelt worden. Vermuthlich wurden damals auch die Mauern von Eberswalde errichtet, die jetzt lange schon gefallen sind.

Nach der „neuen Stadt“, welche außerhalb der Mauern westlich von Eberswalde jenseit der Schwärze, eines unbedeutenden Baches, erbaut worden war, führte die Gesammtanlage später den Namen „Neustadt-Eberswalde“, welcher in unseren Tagen wieder der alten Bezeichnung „Eberswalde“ hat weichen müssen. Die Stadt selbst hat viel Drangsal erlebt; der Dreißigjährige Krieg ließ nicht mehr als sechzehn Familien in den alten Ringmauern übrig.

Kurfürst Friedrich III. aber nahm sich mit landesväterlicher Huld der herabgekommenen Stadt an; er zog Einwanderer aus der Schweiz hierher, nach denen die „Schweizerstraße“ noch heut ihren Namen führt, und sein Enkel, der große Friedrich, erbaute 1751 die Ruhlaer Vorstadt für Eisen- und Stahlarbeiter aus Thüringen, welche er hier angesiedelt hatte. Hochwichtig für die Stadt wurde ferner der Finowkanal. Ihm verdankt Eberswalde das verhältnißmäßig schnelle Aufblühen seiner Industrie. Schon Kurfürst Joachim Friedrich hatte denselben während der Jahre 1605—1615 in Angriff genommen: zum großen Theile

aber wurde sein Werk durch die Wirren des 17. Jahrhunderts zerstört. Friedrich der Große erkannte klar die außerordentliche Wichtigkeit einer Wasserstraße zwischen den nördlichen Stromläufen der Havel und Oder. Ohne Kunde von dem früheren zerstörten Kanal, ließ er von 1743—1746 fast an derselben Stelle einen neuen Graben ziehen, der anfänglich nur zehn, später siebzehn Schleußen hatte. Jetzt passiren jährlich etwa 20,000 Fahrzeuge mit ungefähr 30 Millionen Centner Ladung die Schleuße von Eberswalde, und etwa 10,000 Flöße werden jährlich durch dieselbe hindurchgeleitet.

Wir betrachten zuerst die Merkwürdigkeiten der Stadt selbst. Es sind ihrer nicht viele. Auf dem Markte fesselt uns der eherne, wasserspeiende Löwe einen Augenblick. Welch wunderlicher Gedanke war es doch, die Märkte unserer märkischen Städte mit solch afrikanischem Gethier zu schmücken! In der gothischen St. Marien-Magdalenenkirche befindet sich ein altes Freskobild des heiligen Christophorus, und die allezeit geschäftige Sage erzählt, daß in der Gegend der Kirche, nach welcher der Heilige schaue, ein großer Schatz verborgen liege. Andere Merkwürdigkeiten giebt's in dem inneren Städtchen nicht. Hinaus denn, den grünen Bergen und Wäldern zu!

Im Süden von Eberswalde treten drei große Heiden, die Biesenthaler, die Kramper, die Sommerfelder Forst, bis nahe an die Stadt heran. Hier liegen die besuchteren Naturschönheiten der Gegend, die „Rudolfseiche" mit anziehender Aussicht über die Stadt und den Finowkanal, das „Schützenhaus" mit seinen schattigen Laubgängen, der mit vielen Statuen geschmückte „Diktusgarten", der „Gesundbrunnen", das alte „Eisenwerk Zainhammer", jetzt eine Knochenmehl- und Düngerfabrik sowie die plätschernden „Wasserfälle" des Schwärzebaches. Sehr lohnend ist ein Besuch des romantischen Thales, in welchem das „Nonnenfließ" leise murmelnd dahinzieht, und des nahen „Lieschenkreuzes". Ein Schäfer soll einst an der Stelle desselben seine ungetreue Braut ermordet haben. Anderer Art sind die Eindrücke, welche wir bei Exkursionen in den Norden der Stadt erhalten. Hier tritt der Wald weiter zurück; die idyllische Ruhe der weit ausgedehnten Forsten ist verschwunden. Nach kurzer Zeit haben wir den „Kupferhammer" erreicht. Das Werk war bis zum Jahre 1867 ein königliches; um diese Zeit ging dasselbe in das Eigenthum des „Mansfelder Bergbaues" über. Das Metall, welches aus der Gegend von Eisleben hierher geschafft wird, erhält hier seine Verarbeitung zu großen Fabrikkesseln. Eine Arbeiterkolonie hat sich unmittelbar südlich vom Kupferhammer auf einer Insel der Finow gebildet.

Vom Kupferhammer bieten sich lohnende Ausflüge nach der mit köstlichen Laubgängen geschmückten Waldung „Hölle", nach der jetzt nicht mehr betriebenen „Eisenspalterei", nach der Papierfabrik von „Wolfswinkel" und dem großen „Messingwerke von Heegermühle".

Doch es gilt zu scheiden von Eberswalde, der dritten Perle am Höhenrande des Barnim. Wir stehen auf dem Pfingstberge östlich vor der Stadt. Nach dieser Höhe sollen einst am Frühlingsfeste die Urbewohner der Landschaft gewallfahrtet sein; hier soll man noch in christlicher Zeit die Johannisfeuer angezündet haben. Jetzt liegt vor uns die Stadt und Landschaft im Abendlichte. Die großen Glocken der Stadtkirche schlagen an — sie verkünden den Schluß des Tagewerkes. Röthlicher Schein, flammender und immer flammender, ergießt sich über Wald und Flur — wir aber rufen ein Lebewohl zu dem „Wupperthale" der Mark!

Digitized by Google

Die Forstakademie zu Eberswalde. Wir haben die ehrwürdige Stadt Eberswalde bereits in ihren Umgebungen kennen gelernt und haben nun noch einen Blick auf eine hervorragende Anstalt zu richten, welche seit mehr denn fünfzig Jahren ihren Sitz hierselbst hat.

In dem neueren, nach der Eisenbahnstation hinaus belegenen Theile der Stadt begegnen wir gegenüber dem Gerichtsgebäude einem sehr geschmackvoll aufgeführten Palaste; derselbe schließt die Forstakademie in sich und ward in den Jahren 1874—1876 erbaut.

Die Nähe der großen königlichen Forsten von Liepe und Biesenthal, sowie die nur geringe Entfernung Eberswaldes von Berlin hatten im Jahre 1830 die Aufmerksamkeit eines Mannes, welchem das ganze preußische Vaterland zu hohem Danke verpflichtet ist, gerade auf diesen Fleck Landes gelenkt. Es war der Oberforstrath und Professor Dr. Wilhelm Pfeil, welcher in jenem Jahre die Forstakademie zu Eberswalde begründete.

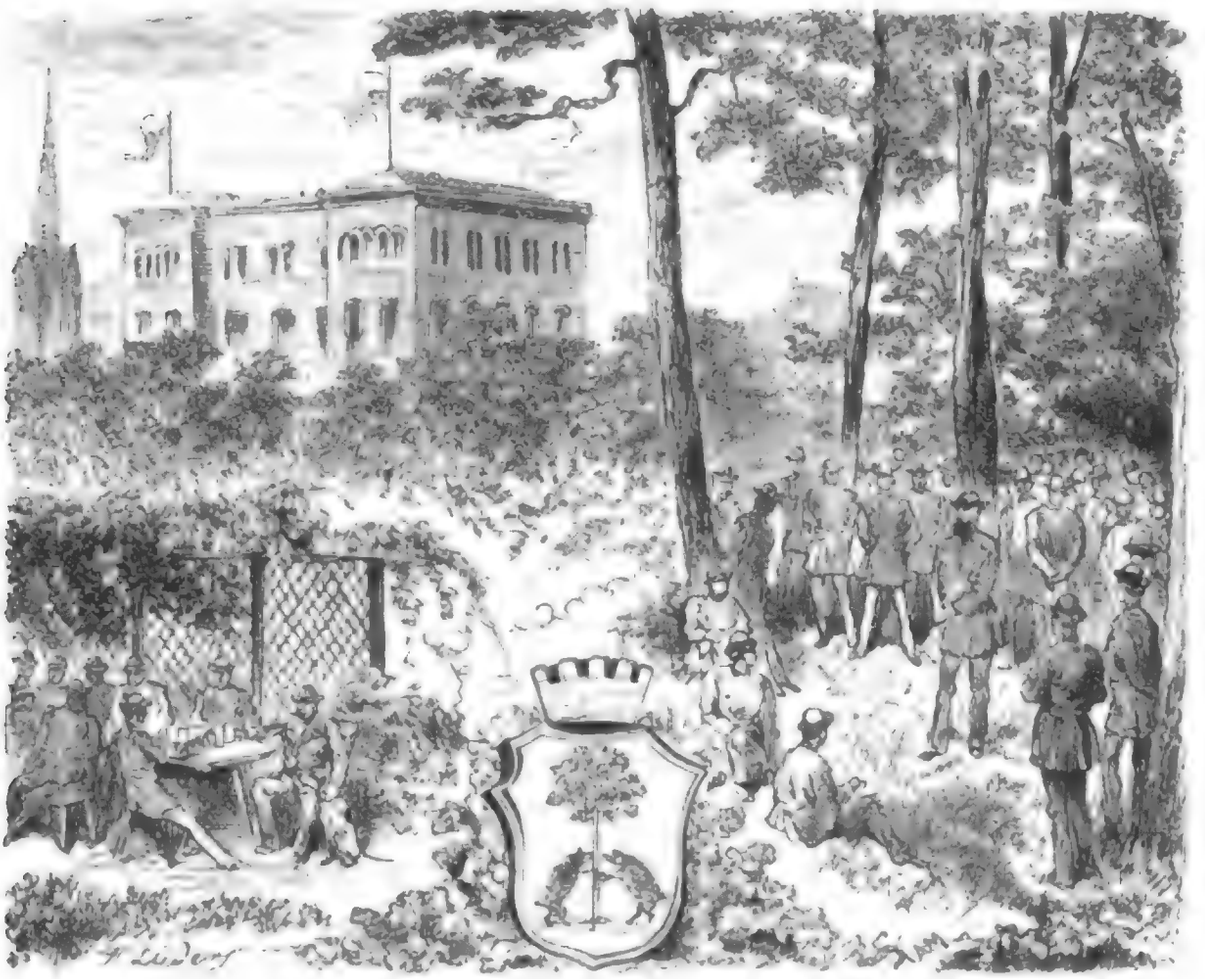
Wilhelm Pfeil war am 23. März 1783 als Sohn des Justizamtmanns Pfeil in Rammelsberg am Harze geboren worden. Nachdem er das Gymnasium zu Aschersleben besucht hatte, erlernte er in einer stillen, grünen Oberförsterei des heimatlichen Gebirges das Forst- und Jagdwesen. Dem Rufe ins Feld folgte auch er im Jahre 1813; aus Frankreich zurückgekehrt, legte er indessen die Hauptmannsepauletten ab und ward zuerst fürstlich kurländischer Oberförster, dann fürstlich karolather Forstmeister.

Zwei Schriften, die „Freimüthigen Untersuchungen über die Ursachen des schlechten Zustandes der Forsten und die Mittel, ihn zu verbessern" (1816), sowie das Buch „Ueber forstwissenschaftliche Bildung", erwarben dem Forstmeister Pfeil seitens des Finanzministers von Bülow 1821 einen Ruf als Professor der Forstwissenschaften an die Universität Berlin. Mit besonders praktischem Blicke begabt, erkannte Pfeil jedoch sehr bald, daß die Bildung tüchtiger Forstmänner nur an einer Stätte möglich sei, auf welcher tägliche Uebung der wissenschaftlichen Belehrung zur Seite stehen könnte. Deshalb drang er mit allem Nachdrucke auf eine Verlegung der Forstakademie von Berlin und setzte 1830 ihre Uebersiedelung nach Eberswalde durch.

Die Professoren Ratzeburg und Schneider sowie der Oberförster Bando waren Pfeil's treue Genossen bei dem Werke der Organisation. Bald wurden an der neuen Akademie sämmtliche Naturwissenschaften, Mathematik, Physik, Geodäsie, ja selbst die angewandte Jurisprudenz gelesen. Pfeil selbst hatte sich die spezielleren Forstwissenschaften vorbehalten; zudem besorgte er die Direktionsgeschäfte der Anstalt, verwaltete deren Bibliothek und handhabte die Disziplin in einer den Verhältnissen seiner Zöglinge durchaus entsprechenden Weise. Bedenken wir, daß er außerdem die Exkursionen seiner Schüler leitete und gleichzeitig, namentlich in den „Kritischen Blättern", literarisch thätig war, so muß man über die Arbeitskraft dieser waldesfrischen Natur wahrhaft erstaunen. Aber es fehlte so angestrengter Thätigkeit auch der Segen nicht; die Anstalt blühte herrlich auf, und mit Recht konnte der Ausbildungsweise Pfeil's das Lob gespendet werden, daß sie neben der umfassenden Berufskenntniß, welche sie vermittelte, auch die Selbständigkeit des Charakters und die Umsicht des Blickes zu fördern wußte. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Pfeil's Hingebung an die Sache, welcher er diente, ihm die unbegrenzte Hochachtung all seiner Schüler

Digitized by Google

verschaffte. Da fuhr es denn auch wie ein jäher Schreck, wie ein tiefer Schmerz, gleich mächtig empfunden am Rhein wie an der Weichsel, durch Preußens Forstleute, als die Kunde eintraf, Pfeil sei zu Warmbrunn am 4. September 1859 unerwartet schnell heimgerufen worden. Das Gedächtniß des hochverehrten Lehrmeisters aber ist in den Oberförstereien der Mark nicht erloschen; und in gar manchem, von dunklem Wald umgebenen und mit den Geweihstangen des Hirsches an seinen Giebelecken gezierten Forsthause haben wir Pfeil's ernstes Bildniß gefunden, darunter das Motto: „Fraget die Bäume, wie sie erzogen werden wollen — sie werden es euch besser sagen als alle Bücher!"



Forstakademie zu Eberswalde. Zeichnung von H. Lüders.

Vom 7.—9. Juni des Jahres 1880 herrschte ein reges Leben in der Akademie und in ihrer Umgebung. Ganz Eberswalde, so schien es, war mit „Grünröcken" überschwemmt. Fackelzug, Festmahl und Festkommers, Ausfahrt nach Chorin, Besuch der Forstgärten in Eberswalde selbst — wie lautete das Programm so anziehend und einladend! In feierlichster und fröhlichster Weise ward das fünfzigjährige Jubiläum der Forstakademie begangen. Aus allen Theilen der Monarchie fanden sie sich zusammen, des Waldes Pfleger und Hüter, die hier einst zu den Füßen Pfeil's gesessen! Freilich — die alten Auditorien fanden sie nicht mehr wieder, wol aber den alten hehren Wald, der so oft die Waffenübungen und die Festgelage der jugendlichen Schüler Dianens geschaut hatte. Und wo die Gläser zusammenklangen, im hellen Festsaal oder in grüner

Digitized by Google

Waldestiefe, da galt es gewiß den Manen des großen Lehrmeisters — da galt es aber auch dem Fortbestehen des alten märkischen Waldes!

Die Rüdersdorfer Kalkberge. Im Osten von Berlin, ungefähr 24 km von der Hauptstadt entfernt, zwischen den Anhaltepunkten Rehfelde auf der Ostbahn und Erkner auf der niederschlesisch-märkischen Eisenbahn, zieht sich von Nordosten nach Südwesten ein Bergrücken hin, welcher von 75,3 bis zu 119,3 m sich erhebt. Im Westen wie im Osten wird dieser Höhenzug von Thälern begleitet, in denen mehrere Seen sich befinden. Nach der westlich gelegenen Kette derselben, welche aus dem Stienitz, dem Holensee, Wolpsee, Kalk- und Kesselsee besteht, fallen die Gehänge ziemlich steil ab. An den theils von der Natur gegebenen, theils erst künstlich geschaffenen Verbindungen dieser Seen, dem Mühlenfließe und dem Kalkgraben, liegen die Kolonien Hinterberge und alter Grund. Größtentheils von Bergarbeitern und Schiffern bewohnt, bilden sie zusammen die Gemeinde „Kalkberge Rüdersdorf".

Die Windmühlen von Rüdersdorf krönen die Spitze dieser Berglandschaft, in welcher zwischen Mühlenfließ und Kalkgraben ein mächtiges Kalksteinlager aufsetzt, dessen Länge ungefähr 3,6 km beträgt. In diesem Flötzgebirge lassen sich deutlich die Abtheilungen des blauen Kalksteins (ungefähr 70 m Mächtigkeit), des weißen (etwa 67 m stark), des Mergels und thoniger Kalkschichten (42 m), des sogenannten Hangenden oder Krienberger Kalksteins u. s. w. erkennen. Ungefähr 16 m unter der Oberfläche fangen die Diluvialgebilde, Lehm und Aehnliches, an. Die Kalksteinformationen von Rüdersdorf gehören, wie die in ihnen vorkommenden Petrefakte beweisen, unzweifelhaft dem Muschelkalke an. Der hochverdiente märkische Geolog und Historiker K. F. von Klöden hat 36 verschiedene Muschelkörper in den Versteinerungen der Rüdersdorfer Kalkberge nachgewiesen, aber auch Pflanzenreste, namentlich Schachtelhalme, sind aufgefunden worden. Daneben werden Saurierknochen, Fischzähne und Fischschuppen angetroffen. In den Diluvialgebilden hat man endlich auch Stoßzähne des urweltlichen Elefanten aufgefunden.

Das Rüdersdorfer Kalksteinlager ist das einzige in der Mark Brandenburg, welches mit bedeutendem Gehalte zu Tage ausgeht; schon früh wurde dasselbe deshalb ausgebeutet. Die Mönche des Klosters Zinna, welche in dem benachbarten Dorfe Kagel einen Hof besaßen, hatten die Rüdersdorfer Berge schon 1375 im Besitze und im Betriebe; als Kaiser Karl IV. damals seine Finanzstatistik, das hochwichtige „Landbuch", aufnahm, weigerten sie sich, die Erträge ihres Kalkbruches zu Rüdersdorf anzugeben. Als es mit der Klosterherrschaft zu Ende gekommen war — schon vor 1480 — theilte sich der brandenburgische Staat mit den Städten Berlin-Kölln, zeitweise auch Fürstenwalde, in die Erträge des Betriebs der Kalksteinlager. Unter dem 13. Mai 1846 errichtete der Staat für seinen Antheil das Provinzial-Knappschaftsinstitut, welches schon im Jahre 1852 mit einer Reineinnahme von über 33,000 Mark seine Rechnung abschloß. Diese Institution gewährt den zur Genossenschaft gehörigen Arbeitern, welche in ständige und nichtständige zerfallen, freie ärztliche Behandlung und freien Unterricht für die Kinder, während sie von den Mitgliedern einen sehr geringen Lohnantheil, Einschreibegebühren und gewisse Strafgelder einzieht. Die Einrichtung hat sich in Segen bis auf den heutigen Tag

Digitized by Google

bewährt. Die obrigkeitliche Verwaltung der Kalkbrüche sowol wie der sonst noch in den Marken angelegten Bergwerke, namentlich der Braunkohlengruben, liegt in den Händen des königlichen Bergamtes Rüdersdorf. Dasselbe theilt sich in die drei Reviere Perleberg, Fürstenwalde und Frankfurt; das Ressort desselben erstreckt sich indessen auch auf die benachbarten östlichen Provinzen.

Was die Nachhaltigkeit des Rüdersdorfer Kalksteinlagers anbetrifft, so darf man hoffen, daß dasselbe — das einzige für den Osten der Monarchie — selbst bei gesteigerten Ansprüchen noch bis zum Jahre 1920 ausreichen werde. Doch wir haben uns nun der Gewinnungsart des Kalksteins zuzuwenden.

Im Allgemeinen erfolgt dieselbe in neuerer Zeit durch die Schramarbeit. In das Kalksteinlager werden mehrere, etwa $1{,}_{75}$ m hohe Gänge bis zu einer bestimmten Entfernung getrieben. Das hierdurch entstandene Linien- oder besser Schachtsystem wird dann in gewissen Abständen durch Querstrecken durchbrochen, so daß der ganze Lagertheil, welcher benutzt werden soll, auf Pfeilern ruht, die man allmählich mehr und mehr abschwächt, und zwar so lange, als sie die auf ihnen ruhende Gesteinmasse zu tragen vermögen.

Ist nun diese Abschwächung der Pfeiler bis zur Grenze der Möglichkeit und Sicherheit vorgerückt, so werden in sämmtliche Pfeiler der Strecke Sprenglöcher gebohrt und mit Pulver geladen. Eiligst entfernt sich die Mannschaft aus dem Schrambruche und die Sprengung geht vor sich. Der gestützte, in der Bergmannssprache „unterschrämte" Lagertheil stürzt nun zusammen; die Quadern werden abgeräumt und sortirt. An anderen Stellen des Kalksteinbruches ist dagegen nur das „Abbanken" in Gebrauch, d. h. es wird der Kalkstein von oben her schichtenweise zu Tage gefördert.

Die wichtigste Verbesserung im Betriebe der Rüdersdorfer Brüche aber bestand darin, daß man die Lagerstätten durch unterirdische Kanäle mit dem Mühlenfließe und dem Kalkgraben verband. Hierdurch ermöglichte man nicht allein eine leichtere Gewinnung des Kalksteins, sondern setzte auch die höchst bedeutenden Transportkosten sehr beträchtlich herab. Die wichtigsten dieser Wasserwege sind der Bülow-, der Heinitz-, der Reden- und der Alvensleben-Kanal. Höchst belehrend und von eigenthümlichem Reize ist eine Kahnfahrt durch diese gewaltigen unterirdischen Verbindungswege, in denen natürlich ein geheimnißvolles Dunkel und die erquickendste Kühle herrscht. Sehr wohlthuend ist der Eindruck der peinlichsten Ordnung und Sauberkeit, den wir von Gängen und Portalen der Brüche, von Kleidung und Werkzeug unserer bergmännischen Begleiter mitnehmen.

Das gewonnene Material wird nach seiner Werbung zunächst sortirt. Man unterscheidet Extra- und gewöhnliche Bausteine, Brennsteine (zum Kalk), Kothen (die kleinsten), Zwittersteine und Werkstücke (die theuersten). Zum Kalkbrennereibetriebe bedient man sich seit 1802 der Rumford'schen konischen Oefen. Ein solcher Ofen besteht in seinem Schachte aus zwei, mit ihren Grundflächen zusammenstoßenden kegelförmigen Räumen, einem höheren oberhalb, einem niedrigeren unterhalb der Feuerung. Diese befindet sich an der Grundfläche der beiden Kegel, wo also der Ofenraum am weitesten ist. Durch gußeiserne Stäbe fällt der gar gebrannte Kalk dann in die Sohle des Ofens hinab, in welcher sich die Abzüge befinden. Ist nun durch die letzteren das erste Abziehen des garen Kalkes erfolgt, so senkt sich wiederum eine gleiche Masse gebrannten

Digitized by Google

Kalkes in den unteren Raum und der noch zu brennende Kalkstein vor die Feuerungen.

Was endlich den Nutzungswerth des Rüdersdorfer Kalksteinbruches betrifft, so bezifferte sich derselbe in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts nur auf ca. 28,500 Mark. In den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts war derselbe bis auf etwa 450,000 Mark Produkteneinnahme gestiegen. Für die neueste Zeit fehlen uns freilich die bestimmten Daten; gleichmäßig aber, wie all die industriellen Verhältnisse unseres Vaterlandes, hatte unmittelbar nach dem französischen Kriege auch die Ausbeute des Rüdersdorfer Lagers eine noch kurz vorher unglaublich scheinende Höhe erreicht. —

Nicht ohne den reichsten Gewinn wird der Wanderer von den Rüdersdorfer Kalkbergen scheiden. Die Fahrt in der Erde Schoß, das Dahingleiten auf den unterirdischen Kanälen der Werke hat ihm gewissermaßen eine neue Welt aufgeschlossen. Und wenn wir dann wieder draußen stehen im goldigen Sonnenlichte — wenn wir die anspruchslosen Gestalten der Bergleute im Arbeitshabite um uns sehen — dann denken wir unwillkürlich an Hardenberg's schönes Lied:

„Der ist der Herr der Erde,
Der ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt,
Der ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu seiner Werkstatt geht!"

Ein herzliches „Glück auf!" denn auch den Männern der Knappschaft von Rüdersdorf und ihrer harten Arbeit im Schoße der Kalkfelsen!

Die ehemalige landwirthschaftliche Akademie zu Möglin und ihr Begründer Albrecht Daniel Thaer. Wir haben die freundliche Stadt Wriezen mit ihrer hochragenden altgothischen Marktkirche verlassen und wandern auf dem Höhenrande entlang, welcher im Westen das fruchtbare Oderbruch begrenzt. Diese Anhöhen über dem weithingestreckten Bruchlande haben wenig von romantischer Schönheit an sich; aber sie gestatten uns hier und da einen köstlichen Blick über das trefflich angebaute, gesegnete Gelände, welches die landesväterliche Fürsorge des großen Friedrich und der nimmer rastende Fleiß jener von ihm hier angesetzten Kolonisten dem brandenburgisch-preußischen Staate gewonnen haben. Nach kurzer Wanderung gelangen wir nach dem Dorfe Schulzendorf, und von hier führt uns ein Fußweg links ab über hügeliges Feld dem nur etwa zwölf Häuser zählenden Dorfe Möglin zu.

Den Mittelpunkt desselben bildet, wie wir es gar häufig in märkischen Dörfern finden, ein Teich oder Tümpel, auf dem die Enten lustig umherrudern. An der einen Seite desselben steht eine Feldsteinkirche ohne Thurm, von einer uralten Linde überragt. Dieselbe enthält keine weitere Merkwürdigkeit als das Wappenschild des Geschlechtes, welches einst, reich an klugen und tapferen Söhnen, über diese Gegenden herrschte und welches aus Köln am Rheine nach der Mark gekommen sein soll: der edlen Herren von Barfuß. Auf der andern Seite des Teiches befindet sich ein schlicht bürgerliches Gutshaus. Hinter demselben erheben sich die Gebäude der ehemaligen Akademie, welche der große Reformator der Landwirthschaft, Albrecht Daniel Thaer, im Oktober 1806 hier gestiftet und welche an dieser Stätte in Segen über fünfzig Jahre bestanden hat.

Digitized by Google

Der Gründer dieser Anstalt hat ein dauerndes Verdienst um den Anbau des Bodens in Deutschland, vorzüglich aber in der Mark Brandenburg. Er ward am 14. Mai 1752 zu Celle in Hannover geboren. Auf der berühmten Georgia Augusta zu Göttingen gebildet, promovirte er daselbst im Jahre 1774 und ließ sich bald darauf als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder.

Obwol es ihm an allgemeiner Anerkennung in seinem Berufe nicht fehlte, so genügte derselbe dem jungen Arzte doch keineswegs. Als schönste, segensreichste Heilkunst erschien ihm, wie ein Biograph von ihm sagt, der Ackerbau. Dem Dienste desselben beschloß er sich zu widmen.

Seit langer Zeit hatte Thaer die Blumenzucht aufs Eifrigste getrieben. Das Prinzip der Kreuzung, welches er überall durchzuführen suchte, lohnte ihm mit den glänzendsten Erfolgen. Hierdurch in seinen landwirthschaftlichen Grundanschauungen befestigt, beschloß er, am Ufer der Aller ein Experimentalgehöft anzulegen, und versuchte in demselben die Lösung vorzüglich zweier Aufgaben, welche er sich gestellt hatte, nämlich erstens: die möglichst größte Menge thierischer Nahrung auf bestimmtem Flächenraume zu gewinnen, sodann: die den Fruchtkräften des Bodens angemessene Wechselfolge der Bebauung mit verschiedenen Fruchtarten herauszufinden.

Dies System des Fruchtwechsels, welches Thaer gefunden, der Eifer ferner, mit welchem er für den rationellen Anbau der Kartoffel eingetreten ist, seine großartige Auffassung und Organisation der Schafzucht, sowie endlich seine Thätigkeit als landwirthschaftlicher Schriftsteller bilden seine bleibenden Verdienste. In den Jahren 1798—1804 schrieb er, durch das Studium der englischen Landwirthschaft angeregt, seine „Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft". Schon 1802 in Celle traten die Anfänge eines landwirthschaftlichen Instituts dadurch ins Leben, daß Thaer jungen Leuten Vorlesungen hielt; doch verwirklichten sich Thaer's Pläne aber erst, nachdem er 1804 unter dem Drucke der französischen Okkupation Hannovers nach Preußen übergesiedelt war.

Verbindungen mit der gräflichen Familie von Itzenplitz, welche Thaer schon in früheren Jahren angeknüpft hatte, veranlaßten ihn jetzt, mit königlicher Beihülfe, welche ihm bereitwilligst gewährt wurde, sich am Rande des Barnim und des Oderbruches niederzulassen. Thaer erhielt zunächst ein paar Hundert Morgen des Amtes Wollup in Erbpacht; aber er veräußerte dieselben sehr bald und errichtete 1806 auf dem von ihm erkauften Rittergute Möglin und dem Vorwerke Königshof seine landwirthschaftliche Musteranstalt.

In der Mitte des Oktober 1806 eröffnete er sein Institut mit drei Zöglingen. Die Zeitverhältnisse waren die denkbar ungünstigsten; das Vaterland war in den Staub getreten und schien für immer vernichtet. Aber Thaer arbeitete unverdrossen weiter. Zunächst als Schriftsteller. Von 1810—1812 erschienen in vier Bänden seine „Grundzüge der rationellen Landwirthschaft", und schon 1817 konnte er im Stolz über die Wolle, welche er durch seine Kreuzungsmethode hervorgebracht hatte, schreiben: „Ich heiße bereits der Wollmarktkönig!" War auch das Institut sein Sorgenkind: es wuchs dennoch von Jahr zu Jahr, und 1819 erhielt dasselbe den Charakter einer „Königlichen akademischen Lehranstalt des Landbaues". Eine höhere Auffassung der Landwirthschaft, eine Kunst der Oekonomie, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, ist erst durch diese Anstalt in weite Kreise getragen worden.

Digitized by Google

Unermüdlich thätig für sein Institut hat Thaer in voller Frische bis zum Jahre 1827 gewirkt. Zu dieser Zeit schrieb er: „Wir haben nun bald unsere Laufbahn auf dieser Welt vollendet. Wir können vor vielen Anderen sagen, daß unser Leben köstlich gewesen ist, aber doch nur ein elend, jämmerlich Ding! Mit Sehnsucht erwarten wir ein anderes.“ Am 26. Oktober 1828 wurde diese Sehnsucht erfüllt.

Im Jahre 1856, nachdem die Anstalt durch staatliche Institute allerdings längst überflügelt war, wurde sie geschlossen. Thaer's landwirthschaftliche Akademie hat nicht weniger als 773 Landwirthen ihre wissenschaftliche Ausbildung gegeben. So ist Möglin denn jetzt nur noch eine Stätte der Reminiszenz an frühere thatenreiche Tage. Das verödete Akademiegebäude ist reich an Erinnerungsstücken aller Art, an Büsten, Bildern, Sammlungen. Das Ganze aber erscheint bei der Einsamkeit, welche hier herrscht, wie ein Zauberschloß im Märchen. Vor der Akademie steht eine Erinnerungssäule an Thaer, von seinen Schülern 1856 gestiftet, sie trägt deren Namen, Thaer's Brustbild und oben eine Ceres. Großartiger freilich sind die Bildsäulen, welche Meister Rauch in Berlin und Rietschel in Leipzig dem hochverdienten Manne errichtet haben.

Besuchen wir nun noch Thaer's Grab. Wir schreiten am Westrande des Teiches vorbei, an welchem wir die Ueberbleibsel einer mächtigen Weide bemerken. Das ist der Rest der „Herzogsweide“, unter welcher der Freund Thaer's, der Herzog von Holstein-Beck, welcher oft als Gast nach Möglin kam, zu verweilen pflegte. Am Südrande des Weihers, der Kirche zunächst, steht eine Erdpyramide, von blühenden Blumen fast verdeckt. Das ist das Grab des Vaters der modernen Landwirthschaft. Wir wandeln langsam um dasselbe und gedenken dabei des Wortes, mit welchem Goethe die wahlverwandte Natur, den „Herrn Oberregierungsrath Thaer“ zu dessen fünfzigjährigem Doktorjubiläum am 14. Mai 1824 gefeiert hat:

„Der Boden rührt sich ungesäumt
Im Wechsel jedes Jahr,
Ein Feld so nach dem andern keimt
Und reift und fruchtet baar;
So fruchtet's auch von Geist zu Geist
Und nutzt von Ort zu Ort!
Gewiß, ihr fragt nicht, wie er heißt,
Sein Name lebe fort!“

Wanderungen durch märkische Kleinstädte und märkischer Humor. Wir haben in den vorhergehenden Abschnitten mehrere der kleineren Städte der Mark kennen gelernt; dennoch ist so viel des Wissens- und Bemerkenswerthen noch nachzutragen, daß wir hier den Provinzialstädten zwischen Elbe und Oder eine gesonderte Betrachtung widmen müssen.

Noch manche Stadt im Norden der Mark, namentlich aber die bedeutenderen Orte der Priegnitz, haben sich ihr mittelalterliches Kleid zu bewahren gewußt. So namentlich die Hauptstadt der Ostpriegnitz, das ehrwürdige Wittstock (6850 Einwohner). Ein Bauwerk im schönsten spätgothischen Stile, ragt seine mächtige Marienkirche auf; uralte Eichen überschatten seine Mauern, seine Wälle und seine Thore. Dicht an die Stadt grenzt die Ruine der großen Burg der Bischöfe von Havelberg, und nicht gar fern von derselben zeigt man die uralte Weide, von welcher aus der Feldmarschall Banner im Jahre 1636 die Schlacht

Digitized by Google

am Scharfenberge geleitet hat. Prächtige mittelalterliche Bauten besitzt auch Perleberg (7830 Einwohner), eine noch mit einem Rolandsbilde geschmückte Stadt. Dicht an der mecklenburgischen Grenze liegt der Flecken Freienstein, und nahe bei ihm eine Burgruine mit noch wohlerhaltenem Thurme, wie sie so großartig in der Mark nicht zum zweiten Male angetroffen wird. Die sehenswerthesten aber unter den Städten am Nordrande der Mark sind Neu-Ruppin (13,550 Einwohner), Prenzlau (17,000 Einwohner), Schwedt und Angermünde (9900 und 6830 Einwohner).

Ruppin, am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts völlig niedergebrannt, ist eine moderne Stadt geworden; noch aber schweben über ihr die Erinnerungen an eins der edelsten Dynastengeschlechter der Mark, an die milden Grafen von Lindow und Ruppin. Es war ein hochherziges Geschlecht, diese Grafen. Einer von ihnen, der Prior Wichmann, welcher die Neu-Ruppiner Klosterkirche gestiftet hat, gehört zu den Wunderthätern des Dominikanerordens und lebt noch heute in den Sagen der Stadt fort. Tragisch aber gingen die Lindower, welche einst mit den Königen des Nordens verschwägert waren, unter, nachdem ihr Hab und Gut verthan war.

Prenzlau, die Hauptstadt der Uckermark, hat seine imposanten Mauern, Thore und Kirchen zum großen Theile sich erhalten. Als eine glänzende Leistung märkischer Backsteinbaukunst verdient der Ostgiebel der zweithürmigen St. Marienkirche erwähnt zu werden. Derselbe erscheint als eine Filigranarbeit in Stein; so reich, so lustig und zart sind seine Nischen und Rosetten, die gothischen Kleeblätter und Wimperge gehalten. Der Liebhaber historischer Kuriositäten findet auf dem Rathhause die abgehauenen Hände zweier Prenzlauer Bürgermeister, des Jabel Grieben und des Claus Beltz, welche zur Zeit des ersten Hohenzollern Prenzlau an die Pommern verrathen haben.

Auch Angermünde mit seinen alten Kirchen erinnert an Kriegsthaten aus der brandenburgischen Geschichte. In der Angermünder Schlacht von 1420 machte Kaspar von Puttlitz wett, was er vorher im Aufstande der Quitzow gegen den Burggrafen Friedrich gesündigt hatte. Er entriß den Pommern die feste Stadt. Noch haben wir ein altes Volkslied, von einem Schmiedeknechte Kuno Fink gedichtet, in welchem es zum Lobe des Edlen Gans von Putlitz heißt:

„Die Gans war des Muthes also voll,
Durch die Mauer brach sie eine Höhl',
Durch die harten Feldsteine!"

und weiter:

„Die Gans von Putlitz lag hinter dem Graben.
Wie grimmig streckte sie ihren Kragen
Ueber die Greifen alle.
Die Greifen hatten die Flügel verloren,
Der Adler schwebte hoch oben."

Beachtenswerth ist, daß im 14. Jahrhundert sich in der Nähe dieser Stadt eine Sekte gebildet hatte, welche die Lehre der römisch-katholischen Kirche gänzlich verwarf und ein Evangelium des Fleisches, völlige Zügellosigkeit und die Auflösung jeder gesellschaftlichen Ordnung predigte; man nannte die Anhänger derselben Luziferianer. Noch lange behielt Angermünde von ihnen den Beinamen „Ketzer-Angermünde".

Digitized by Google

In all den genannten Städten sind noch sehr bedeutende Reste märkischer Baukunst vorhanden. Schon in Lehnin und Chorin ist dieselbe uns in ihrer alten Herrlichkeit vor Augen getreten. Die Prenzlauer St. Marienkirche, St. Katharinen zu Brandenburg, die Kapelle im Kloster Heiligengrabe sind gleichfalls glänzende Werke des märkisch- oder vielmehr baltisch-gothischen Stils. Außer den Kirchen führte man herrliche Thorthürme in diesem Materiale auf, Thürme, die einen burgartigen Charakter haben und noch heute in ihrem dunkelrothen, oft von grünglasirten Ziegeln durchzogenen Gewande eine herrliche Zierde der kleineren märkischen Städte bilden.

Von Angermünde führt uns die Eisenbahn in kurzer Zeit nach Schwedt. Die Stadt mit ihrem in zopfigem Stile erbauten Schlosse war ehemals der Mittelpunkt einer Herrschaft, welche den Harzgrafen von Hohenstein gehörte. Der letzte derselben starb 1609 und liegt in der Johanniterkirche zu Sonnenburg begraben. Im Jahre 1689 ward die Herrschaft Schwedt von der Kurmark Brandenburg abgetrennt und als Erbgut dem Markgrafen Philipp Wilhelm, einem Sohne des großen Kurfürsten und der zweiten Gemahlin desselben, übergeben; Dorothea hatte dies Besitzthum im Jahre 1670 käuflich erworben. Ihr zumeist verdankt Schwedt den Charakter einer kleinen Residenz, welchen es noch heut an sich trägt. Die Straßen sind breit und mit Bäumen besetzt, der Marktplatz geräumig.

Der Fürstensitz Schwedt sowol wie das später erbaute Schlößchen Monplaisir sind von Erinnerungen an die Linie der Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, der Nachkommen Philipp Wilhelm's, erfüllt, welche bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1788 hier Hof gehalten haben, oft ganz in jener autokratisch-schwelgerischen Weise, wie etwa die süddeutschen Nacheiferer des großen Ludwig XIV. Im Munde des Volkes lebt von ihnen namentlich der tolle verwegene Reiter, der Markgraf Karl, welchen die Sage zum Lehrmeister des großen Generals von Seydlitz gemacht hat.

Ein so anziehender, poetischer Hauch jetzt über dem vereinsamten Schlosse und seinem prächtigen Garten liegt, ein so nüchternes, kaufmännisch thätiges Leben pulsirt in den Straßen der Stadt Schwedt. Dieselbe ist die Metropole des märkischen Tabaksbaues. Weit ziehen sich die Felder mit dem zarten Kraute nach Norden zu hin.

Der nahe Flecken Vierraden ist ein zweite Empore für das Kraut der Antillen. Man hat freilich ein boshaftes Sprüchwort, welches sehr wenig höflich von „Schwedter Einlage" und „Vierradener Deckblatt" spricht; aber der Tabak von Schwedt ist besser als sein Ruf, und der Umsatz der dreizehn Schwedter Fabriken ist ein sehr beträchtlicher.

Auch aus den mittleren Landschaften der Mark bleibt uns von kleineren Städten noch Einzelnes nachzutragen. Die Stadt Alt-Landsberg, einst der Hauptsitz des reichen Geschlechtes von Crummensee, dessen Hab' und Gut der Dreißigjährige Krieg verschlang, gemahnt uns an einen ihrer alten Herren, den großen brandenburgischen Staatsmann Otto von Schwerin, den treuen Freund und Mitarbeiter des Großen Kurfürsten. Ueber ihrer ehrwürdigen Kirche wölbt sich eine hohle, sehr alte Linde, und die Sage erzählt, dieser vielhundertjährige Baum sei von einer Pfarrerstochter gepflanzt worden, deren Unschuld man bezweifelt habe.

Digitized by Google

Ein Renntag in Hoppegarten bei Berlin. Zeichnung von H. Lüders.

Digitized by Google

Straußberg (6650 Einwohner) mit dem Landarmenhause erinnert uns wieder an die glänzenden Zeiten der Ballenstädter. In dem nun zerstörten, herrlichen Kloster der Predigermönche ist der große Otto III., der Bruder des Städtegründers Johann I., begraben; leider ist die Gruft des kriegerischen Fürsten nicht mehr auffindbar.

Straußberg liegt an der Ostbahn. Dieser Schienenweg führt auch an der berühmten Stätte der märkischen Wettrennen, dem Sportplatze Hoppegarten, vorüber. Hierher sind seit etwa zwölf Jahren die früher auf dem großen Tempelhofer Felde südlich von Berlin gehaltenen Rennen verlegt worden, welche sich der regsten Theilnahme vorzüglich der hauptstädtischen Bevölkerung erfreuen. Es ist ein außerordentlich farbenfrisches Bild, welches uns ein Renntag, namentlich an den hier zu Lande so schönen Herbstnachmittagen darbietet. Hier halten die Equipagen der vornehmen Welt, welche die Tribünen besetzt hat; dort weilt mit Kind und Kegel der Berliner Bürgersmann, der mit gespanntester Aufmerksamkeit den Verlauf der Rennen, namentlich aber der „mit Hindernissen", und der dann und wann gehaltenen Wettfahrten verfolgt. Die Farben der Jockeys, Name, Alter und Stammbaum der edlen Rosse, die Wechselfälle des Wettlaufs, das Alles hat für diese, sonst nicht eben aristokratisch gestimmten Zuschauer plötzlich eine hochgradige Bedeutung gewonnen. Witzreden der kecksten und kühnsten Art wechseln mit Ausrufen der Bewunderung für die edlen Thiere und ihre vortrefflichen Reiter. Lauter Jubel begrüßt das siegende Roß und seinen Mann. Der oft so lang entbehrte Genuß freier Natur macht die Hoppegartener Rennen zu wahren Volksfesten. Dem „Totalisator", dem eingerissenen Mißbrauche oft ziemlich hoher Wetten des zuschauenden Publikums auf die einzelnen Rosse, hat Gott Lob! obrigkeitliche Verordnung jetzt ein jähes Ende bereitet.

Im Süden von Berlin haben wir noch der rübenbauenden Stadt Teltow zu gedenken (2400 Einwohner). Diese Kleinstädte der Mark Brandenburg sind keineswegs hinter der fortschreitenden Neuzeit zurückgeblieben; schon der beständige Verkehr mit der leicht zu erreichenden Hauptstadt hat sie vor den Beschränktheiten und Absurditäten des Kleinstädterthums bewahrt. Dennoch fordern die Bewohner derselben die Spottsucht des Großstädters nur allzu sehr heraus. Wenn das schon im Allgemeinen gilt, so giebt es doch noch im Besondern auch „Abderiten der Mark". Eine sehr alte Ueberlieferung giebt beispielsweise den Bewohnern von Potsdam und den Insassen des großen Dorfes Rixdorf bei Berlin nicht gerade das Zeugniß der Weisheit. Nie wird ferner der echte Märker der Stadt Kyritz in der Priegnitz erwähnen, ohne hinzuzufügen: „Kyritz, mein Vaterland!" Der „fremde Onkel" aus Kottbus oder der „reiche Rentier und frühere Bäckermeister aus Zossen" sind Typen, welche durch die neuere Lokalposse eingeführt worden sind. Natürlich hänseln sich die Bewohner der Nachbarstädte gegenseitig. So heißen in der Neumark die Einwohner von Neudamm „Illinge", d. h. Iltisse, und die von Morin „Krebse", weil auf dem Grunde ihres Sees an einer Kette ein großer Krebs liegen soll, oder „Bärenstecher", weil sie einst ein Bündel Heu, welches der Wind auf ihre Stadt zutrieb, für einen Bären angesehen und mit Schwertern und Stangen zurückgetrieben haben. Von vielen Landstädtchen hört man das Wort: „Dort haben die Gänse das Steinpflaster aufgefressen!"

Digitized by Google

Wie gutmüthig die Märker in alter Zeit ſich ſelber verſpottet haben, das zeigen die alten Bachanten- und Vagantenverſe:

„Pisces, languores, Schorf, febres atque dolores,
Strohdäch', Knapp-Casei, sunt hic in Marchia multi,
Et si videres nostras glaucas mulieres,
Nobiscum fleres, si quid pietatis haberes.
Neque venires ad nos, quia sumus in insula Pathmos,
Et caveas tibi, quia Grützwurſt est etiam ibi."

Der Humor machte ſich in alter Zeit nicht allein in ſolchen Verſen und in kurzweiligen Räthſeln Luft — er erfand auch für die damals ſehr beliebten Biere allerlei Spottnamen. Neben der Goslarer „Goſe", dem Königslutterer „Duckſtein", dem Jenenſer „Mord und Todtſchlag" kommen hier ganz beſonders in Betracht das Gardelegener „Garlei", das Boytzenburger „Beiß den Kerl!", das Nauener „Ziezenill" und der „alte Klaus", welcher in mehreren Städten gebraut ward. Wird doch auch heut noch das hochgeſchätzte Weißbier der Marken von ſeinen Verehrern die „kühle Blonde" genannt! Humoriſtiſche Wirthshausinſchriften, wie jenes:

„Mir iſt nicht wohl, ich bin denn voll!"

welches einſt über dem Küſtriner Rathskeller ſtand, ſind von einer hochlöblichen Polizei freilich längſt beſeitigt worden.

Wir wenden uns ſchließlich den Städten in Südoſten der Mark zu, ſoweit wir dieſelben noch nicht berührt haben. Sie alle, Guben (25,860 Einwohner), Sorau (13,920), Spremberg (11,316), Luckau (4676), Finſterwalde (7300), ſowie Sommerfeld (11,077 Einwohner) betreiben großartig die Tuchfabrikation.

Unaufhörlich raſſeln die Stühle und rauchen die Dampfſchornſteine in dieſen Städten der Lauſitz. Der Betrieb des Gewerkes iſt eine Tradition aus alter Zeit. Generationen auf Generationen haben in dieſen Städten am Webſtuhl geſeſſen und haben die „Loden", d. h. das rohe Gewebe, „genoppt", die Holzſplitterchen und Knoten entfernt, dann den Stoff gewaſchen und gewalkt, mit der Kardendiſtel ihn gerauht und geſchoren. Alle dieſe Vorgänge ſowie das Dekatiren und Färben der Stoffe, welches ehedem mit den primitivſten Handmaſchinen und Werkzeugen geſchah, werden jetzt mit Hülfe der Dampfkraft vollzogen. Der Export, namentlich nach Nordamerika, und das Meſſegeſchäft ſind ſehr bedeutend. All die genannten Städte haben ſich äußerlich höchſt erfreulich entwickelt; ob aber der Volkswohlſtand im Ganzen geſtiegen iſt, ob die Lebensverhältniſſe des Einzelnen jetzt beſſere ſind als früher, bleibt zum Mindeſten eine offene Frage.

Um auch ſolch eine Lauſitzer Fabrikſtadt kennen zu lernen, begeben wir uns nach Guben an der Neiße und der Lubs. Das Innere der Stadt hat zum größten Theile ſeinen alterthümlichen Charakter bewahrt; alt iſt die großartige Marktkirche mit ihren ſchönen Gewölben und einem Schatze auserleſener Altargefäße, alt das mit einem Thurm und mit verſchnörkelten Manſarden geſchmückte Rathhaus, alt die in unzähligen verſchiedenen Muſtern entworfenen Giebel der Bürgerhäuſer. Es fehlt nicht an Reminiscenzen aus der Vorzeit. Das Gedächtniß eines einſt hochberühmten Nonnenkloſters wird durch die

Digitized by Google

„Kloſterkirche“ erhalten, und an der Mauer der Marktkirche begegnen wir einem geſchmackvollen Denkmale, welches einem Gubener Bürgermeiſter, dem hochbegabten geiſtlichen Liederdichter Johann Frank, geſt. 1677, von Freunden der vaterländiſchen Vorzeit gewidmet worden iſt. Noch häufig erklingt in dem herrlichen Gotteshauſe nebenan ſein ſchönes Abendmahlslied: „Schmücke dich, o liebe Seele“. Aber die Stadt im Großen und Ganzen, trotz ihrer hochragenden Kirche, trotz der trutzigen Thorthürme, welche man beim Abbruch ihrer Mauer verſchont hat, iſt doch echt modern — davon belehrt uns ſchon ein Blick auf die zahlreichen Feueresſen.

Doch es iſt keineswegs die Tuchinduſtrie allein, welche wir in den Städten der Niederlauſitz vertreten finden; namentlich eine Stadt bewegt ſich auf einem völlig andern Gebiete produktiver Thätigkeit, das iſt die Schuhmacherſtadt Kalau (3000 Einwohner). Nicht ihrem Witze, nicht der beſondern Gabe, an disparaten Dingen die Aehnlichkeiten aufzufinden, verdanken die „Kalauer“ ihren Weltruf; die Bezeichnung „Kalauer“ für ein Witzwort iſt weiter nichts als eine Verſtümmlung von „Calembourg“, und die biederen Kalauer ſind mit Unrecht in den Verdacht gekommen, als vermöchten ſie dem weſtfäliſchen Grafen am Hofe Ludwig's XV. in geiſtreichen Scherzreden Konkurrenz zu machen. Die Berühmtheit Kalau's ſind ſeine „Schuh- und Stiefelwaaren“ von erſtaunlicher Billigkeit. Allüberall, wo ein märkiſcher Jahrmarkt ſtattfindet, da ſehen wir auch die Händler aus Kalau, welche an langen Stangen eine Menge von Stiefelpaaren hängen haben. Auf dem hölzernen Trittbret vor der Bude „probirt“ der ländliche Jüngling die „neuen“, welche er dann ſtolz auf dem Dornenſtocke über der Schulter nach Hauſe trägt.

Doch genug von den märkiſchen Kleinſtädten! Sie prägen ſich charakteriſtiſch dem Gedächtniſſe des Beſuchers ein, dieſe Stätten regen Gewerbfleißes; aber anheimelnder ſind die kleineren, zurückgebliebenen Orte, auf deren Straßen Gras wächſt, in denen des Abends noch die Lampen, an langen Drähten über den Gaſſen hängend, ihr röthliches Licht ausſtrahlen — natürlich nur dann, wenn kein Mondſchein im Kalender ſteht — in welchen der Kuhhirt früh Morgens das Vieh zur Weide ruft und der Nachtwächter mit Spieß und Horn Nachts ſein monotones:

„Hört ihr Herr'n und laßt euch ſagen“

abſingt. Die Eigenthümlichkeiten dieſer ſtillen Städte werden bald dahin ſein; möchte ihnen, bevor dies geſchieht, ein begabter Beſchreiber mit ſcharfem Auge nicht fehlen!

Digitized by Google

Oderlandschaft (bei Reitwein). Zeichnung von Alb. Richter.

Aus den märkischen Oderlandschaften.

Die Oder und die Oderlandschaft. — Krossen und seine Weinberge. — Weiterer Lauf der Oder. — Kloster Neuzelle. — Nach Frankfurt. — Christian Ewald von Kleist und der Herzog Leopold von Braunschweig. — Im Oderbruche. — Küstrin. — Der untere Oderlauf und die Neumark.

Die Oder und die Oderlandschaft. Südlich von den Dörfern Glauchow und Tschicherzig im Kreise Züllichau, ungefähr auf 33° 20' östlicher Länge und fast auf 52° nördlicher Breite, tritt der Oderstrom in brandenburgisches Gebiet ein. Er durchfließt dasselbe zunächst in fast genau westlicher Richtung und nimmt rechts die Obra, weiter abwärts links bei Krossen den Bober, bei Ratzdorf die Lausitzer Neiße auf. In der Nähe des Dörfchens Schiedlow, des dereinstigen Sitzes einer berühmten polnischen Burggrafschaft, wendet sich der Fluß nach Nordwesten. Nachdem sich die Pleiske und Eilang, zwei nicht unbedeutende Bäche, in ihn ergossen haben, strömt er bei Frankfurt vorüber in nördlicher Richtung auf Küstrin zu. Sein weiterer Lauf bildet fast einen rechten Winkel, dessen nach Nordwesten gerichteter Scheitelpunkt sich in der Nähe der Stadt Oderberg befindet. Zur Rechten des Stromes liegt das Plateau der Neumark, zur Linken, von Küstrin bis nach Wriezen sich hinziehend, die Niederung

Digitized by Google

des Oderbruches. Der letzte Theil des märkischen Stromlaufes von Oderberg bis Schwedt ist ein tief eingeschnittenes Thal, welches von den malerischen neu- und ukermärkischen Höhenrändern eingeschlossen wird. Mit mächtiger Wasserfülle, welche er der bei Küstrin einmündenden Warthe verdankt, zieht der Strom, in viele Arme zertheilt, durch dies Thal dahin. Bei Fiddichow verläßt die Oder endlich das brandenburger Land, nachdem sie rechts noch die Bäche Mietzel und Rörike aufgenommen und einen Stromlauf von $247_{,3}$ km innerhalb der Mark zurückgelegt hat.

Die Oderschiffahrt ist eine höchst bedeutende; sie wird indessen durch die Eigenthümlichkeiten des Stromes bei Krossen stark beeinträchtigt. Denn die Oder ist ein wandernder Strom und sucht sich innerhalb ihres Thales bald hier, bald dort ihren Lauf. Nicht selten wird durch Versandung das Fahrwasser so seicht, daß die Schiffe mit ihren Ladungen wochenlang liegen müssen, ehe sie ihre Fahrt fortsetzen können. Zur Sommerszeit gleicht das weite Thal der Oder einer grünen Wiesenfläche, die von Weidengebüsch bestanden und hier und dort durch eine Lache, eine Sandbank unterbrochen ist. Träge, mit kaum bemerkbarem Gefälle, leise und kaum vernehmbar, gleitet der Strom durch diese Niederung hin. Wie so ganz anders aber ist das Bild der Landschaft, wann Hochwasser gekommen ist. Dann bildet das Oderthal einen weiten, fast unübersehbaren Wasserspiegel, aus welchem sich hier und dort ein grünes Eiland erhebt. Oft sind die Gründe des Thals und der lehmige Boden aufgewühlt, so daß die rauschenden Fluten eine schmuzig gelbliche Farbe zeigen, während z. B. die Wasser der Warthe im tiefsten Stahlblau schimmern. Im Allgemeinen aber ist der Charakter der Oderlandschaft ein melancholischer. Die Höhen rechts und links sind von düsteren Wäldern bestanden, welche in der Neumark den Fluß oft mehrere Meilen ununterbrochen begleiten. Selten nur spiegelt ein Dorf seine rothen Ziegeldächer in dem Strome; gewöhnlich trennt ein breiter Gürtel von Wiesen die Ansiedelungen der Menschen von der rinnenden Welle. Großartige Eindeichungen schützen die dem Strome abgerungenen Wiesen und Felder vor den verheerenden Fluten, welche oft genug die Oder sich hinabwälzen. In mancher Winternacht, wenn die gewaltigen Eisschollen rauschend zur Ostsee hinabziehen, wenn ihr Drängen und Kämpfen Töne in die Ferne sendet, welche dumpfem Kanonendonner gleichen, wenn der weiße Schaum bis auf die Krone des Dammes hinaufspritzt, wenn die eisengepanzerten Eisböcke vor den Brücken zittern und beben: wie pocht dann in banger Erwartung auch das Herz des oderanwohnenden Landmanns! Von den Gewalten des Stromes hängt seine Existenz ab! Wie manche reiche Wiesenernte hat nicht schon dahingegeben werden müssen! Denn neidisch ist der Strom und rachsüchtig. Mit seinen Wassermassen sucht er das Land wieder zu bedecken, das einst sein Eigenthum gewesen, und zürnend schleudert er seine Geschosse, die Eiskolosse, gegen die Mauern, die ihn beschränken, so daß die Brust der Dämme oft furchtbar von den tief einschneidenden Schollen verletzt wird. Nur selten schwindet dieser düstere Ausdruck der Oderlandschaft; am häufigsten noch am Ende des Juni, zur Zeit des ersten Heuschnittes. Dann ist die Landschaft von vielen Tausenden von fleißigen Menschen belebt. Wie schreiten sie aus, die rüstigen Schnitter! Unermüdlich thätig bringen sie das Heu in „Kapitzen", d. h. kleine konische Haufen, zusammen, diese starkgliederigen Frauen aus Polen und Oberschlesien

Digitized by Google

mit den vorweltlich großen, von blendend weißer oder farbiger Leinwand überzogenen „Sonnenschützern“ — Hüten, welche die glühenden und blendenden Strahlen des Tagesgestirns abhalten sollen! Im Herbste aber, sobald die ersten Nebel gekommen, sobald die Stürme erwacht sind, zieht es wieder dunkel über das Oderthal hin. Im Röhricht klagt schon im Spätsommer der leise Wind; fast will's uns scheinen, als sei es ein Trauern über den Untergang der vielen Heldenstämme, die hier einst saßen.

Nun wissen auch die Störche, was sie zu thun haben; sie halten auf der Wiese, in welcher die letzten goldgelben Ranunkeln, die letzten Kukuksblumen, erblüht sind, Rathsversammlung, üben geschwaderweise ihren Flug und sagen den Ufern der Oder Lebewohl.

Ehe wir der Schilderung des Einzelnen in der Oderlandschaft uns zuwenden, weisen wir noch auf die außerordentliche Wichtigkeit hin, welche der Strom in Bezug auf die industriellen und die Handelsverhältnisse der Mark besitzt. Der Verkehr auf dem Oderstrome ist ein derartiger, daß die bisherigen Kanalverbindungen des Flusses mit den westlicheren Theilen der Mark kaum mehr als ausreichende zu bezeichnen sind. Man hat deshalb einen Plan ausgearbeitet, die Oder mit der Hauptstadt durch eine Wasserstraße zu verbinden, welche vom Müggelsee direkt nach Küstrin führen und so auch die Schiffahrt auf der Warthe außerordentlich fördern würde. Der Verkehr auf der Oder selbst unterliegt, wie bereits oben bemerkt wurde, mannichfachen Störungen; denn die Regulirung des Stromes und des Fahrwassers erfolgt nur durch „Buhnen“, d. h. schmale, von Faschinen, Erde und Steinen gebildete Landzungen, welche man weit in den Fluß vorgeschoben hat. Die folgenden Geschlechter erwartet noch manche segensreiche Arbeit. Zwischen den beiden Stromufern wird der Verkehr vermittelt durch die alten hölzernen Brücken bei Krossen, Frankfurt, Küstrin und Schwedt. Der Bau einer mächtigen Brücke von Stein und Eisenwerk bei Küstrin wird vermuthlich noch bis 1882 vollendet werden. Zwischen den ländlichen Ortschaften bewirken Fähren die Verbindung — es giebt deren von Tschicherzig ab bis Oderberg ungefähr dreißig.

Krossen und seine Weinberge. Doch beginnen wir unsere Fahrt die Oder hinab! Wir steigen bei Krossen zu Schiffe. Die freundliche Kreisstadt, ehemals die Hauptstadt eines schlesisch-piastischen Herzogthums gleichen Namens, liegt am linken Oderufer in einer Niederung, während am rechten Ufer, bei den dicht an einander gereihten Ortschaften Güntersberg, Merzdorf, Berg und Goskar, die berühmten Krossener Weinberge liegen. Weinberge in der Mark! Fast klingt das heute wie ein Spott! Und doch ist — vornehmlich durch den Fleiß brandenburgischer Mönche — die Rebe einst vielfach in der Mark angebaut worden. Nur an wenigen Stellen hat sich freilich der Weinbau erhalten; Guben und Krossen stehen unter denselben obenan. Sanft geschwungen ziehen sich die Rebenhügel der Gegend an der Oder hin. Malerisch schön liegt in ihnen die gothische Kirche des Dorfes Berg vor Krossen. Innerhalb dieser Weinpflanzungen, deren durchschnittlicher Jahresertrag sich auf etwa 1700 Eimer stellt, wird zugleich ein nicht unbedeutender Obstbau betrieben. Die Weinberge haben größtentheils lehm- und kalkhaltigen Boden. Natürlich trinkt der Krossener das Gewächs des heimischen Bodens mit Vorliebe, und zur Zeit der Weinlese umrauscht

Digitized by Google

ein gar fröhliches Leben die an den Bergen gelegenen Häuſer. Der bei weitem größere Ertrag des Weinbaues wird nach den Weinfabriken der Handelsſtädte der Mark, nach Frankfurt, nach Berlin, auch nach Stettin, verkauft, um unter fremden Etiketten ſeine Wanderungen anzutreten. Ehemals war das anders! Auf den Tafeln norddeutſcher Fürſten des 16. Jahrhunderts, der Piaſten, der Zollern, der Greifen, ſtand noch im 16. Jahrhundert mit Ehren der „Kroſſener", und Herr Hans von Schweinichen hat ſich manchen Rauſch in ihm getrunken, obwol ſchon damals, wie wir weiter unten ſehen werden, der Malvaſier einer Kennerzunge weit beſſer zuſagte.

Kroſſen ſelbſt (6746 Einwohner) iſt eine moderne Stadt. Eine furchtbare Feuersbrunſt verzehrte im Jahre 1708 die älteren Gebäude, die Stadtpfarrkirche und das Piaſtenſchloß. Der hohe Thurm von St. Marien macht einen zierlichen Eindruck, obwol er in barocken Formen erbaut iſt. Ihr Waſſer erhält die Stadt mittels einer alten, zu Ende des vergangenen Jahrhunderts wieder in Stand geſetzten Röhrenleitung, vom linken Abhange des Oderufers her aus den etwa 1 km entfernten Rusdorfer Bergen.

Ein Blick auf die Geſchichte der Stadt Kroſſen würde uns mitten in die ſchleſiſch-böhmiſche Vergangenheit hineinführen. Da die Betrachtung derſelben uns ferne liegt, ſo bemerken wir hier nur, daß Kroſſen definitiv erſt 1537 an das Haus Hohenzollern gekommen iſt. Häufig iſt die freundliche Stadt der Sitz fürſtlicher Wittwen des Hauſes Brandenburg geweſen; unter ihnen ſei hier nur der edlen Katharina von Braunſchweig gedacht, der Gemahlin des Markgrafen Johannes von der Neumark. Die vortreffliche Fürſtin, die eine wahrhafte Mutter ihres Landes geweſen war, ſtarb am 16. Mai 1574. In einem alten Buche finden wir folgende Worte über dieſelbe: „Sie hat zu Kroſſen groß Lob hinterlaſſen, die Schulen und Apotheken erbaut und wohl angerichtet; ſie liebte das Predigtamt und war allen armen Leuten mit Arznei und Almoſen ganz in allen Gnaden dienſtlich. Ihre koſtbare neue Apotheke hat ſie gemeiner Stadt verehrt. Während ihrer Wittwenzeit ließ ſie in Kroſſen ein fürſtliches Gymnaſium den Landeskindern zu gut einrichten, welches leider nach ihrem Tode wieder einging." —

Einen Blick noch auf den in ſpiegelglatter Fläche in die Oder mündenden Bober! Wer vermag es hier dem Fluſſe anzuſehen, wie furchtbar derſelbe wüthen kann! Doch das Werk ſeiner Bändigung, welches ſächſiſche Mönche im 11. Jahrhundert begonnen haben, iſt glücklicherweiſe nun vollendet; der Bober iſt eingedeicht. Von den „Bibern" aber, welche ihm ſeinen Namen gegeben haben ſollen, iſt nichts mehr zu finden; nur das zur Frühjahrszeit faſt unheimlich ſchäumende Waſſer des Fluſſes erinnert noch an die Zuſtände der alten Zeit.

Weiterer Lauf der Oder. Die Ufer der Oder von Kroſſen abwärts ſind nichts weniger als romantiſch; die Niederlauſitz iſt ein kärglich vom Himmel bedachtes Land. Zur Rechten bleiben uns einige Höhen liegen, wie wir ſie oft in der Mark antreffen — ſandig, nur von geringer Vegetation bedeckt — hier und dort beſtanden von krüppelhaft gewachſenem Nadelholze, hinter welchem ſchwärzlich blauer Hochwald ſich befindet. So gelangen wir bis zum Dorf Schiedlow. Hier mündet die friſche, oft übermüthige Tochter des Lauſitzer Gebirges, die Neiße, in die Oder ein. Es iſt ein breites Wieſenthal, das ſich

Digitized by Google

vor uns eröffnet. Von üppigem Grün umſäumt, zieht der Strom, in ſanftem Bogen nordwärts ſich wendend, durch das Gelände dahin. Drüben die Höhen im Weſten haben hohes, kulturgeſchichtliches Intereſſe. Hier iſt es wol angezeigt, zu landen; wir ſtehen auf dem Boden des alten Ciſterzienſerkloſters Neu-Zelle.

Kloſter Neu-Zelle. Durch ein tief eingeſchnittenes Thal, am Bahnhofe vorüber, wandern wir einer der ehrwürdigſten Stiftungen der Lauſitz zu. Eine hohe Ciſterzienſerkirche grüßt uns ſchon von ferne; uralte Kaſtanien nehmen uns in ihren Schatten auf. Eine gepflaſterte Straße führt uns, neben dem Kloſterſee ſich hinziehend, an die Pforte des Kloſterhofes.

Kroſſen an der Oder.

Wie athmet hier Alles Frieden und Ruhe! An Steinen und Thorwegen ein klöſterliches Wappen mit Mitra und Hirtenſtab — an den Kreuzwegen hohe, bemalte Kruzifixe — befinden wir uns hier wirklich im evangeliſchen Lande Brandenburg? Jetzt eröffnet ſich der weite Kloſterhof vor uns — Kapläne in der Amtstracht ſchreiten über denſelben; die hellen Glockentöne von der Kloſterkirche her mahnen zum Eintritt in das Gotteshaus; folgen wir ihnen denn in die Abtei der heiligen Maria!

Dies Kloſter Neu-Zelle ward von dem kühnen Markgrafen Dietzmann von Meißen um 1290 angelegt; ſeine Aufhebung erfolgte am 25. Februar 1817, nachdem die Niederlauſitz, deren erſter Landſtand der Abt zu Neu-Zelle geweſen

Digitized by Google

war, mit dem preußischen Staate vereinigt worden war. Es war ein nicht unbedeutendes Baarvermögen (über 279,000 Thaler gemünztes Geld), dessen die preußischen Kommissarien sich damals bemächtigten, als der letzte Abt Optatus den Hirtenstab aus den Händen gab. Und mit tiefem Schmerze mögen die Brüder des hochverdienten Ordens der Cisterzienser diese Baulichkeiten verlassen haben, welche der vorletzte Abt Edmundus so prächtig im Stile seiner Zeit hatte renoviren lassen. Es ist ein anheimelnder Ort, dies Kloster mit seiner hochragenden Kirche; aber man erwarte hier nicht die Romantik des Mittelalters; Alles ist schmuck, sauber, ja prächtig, aber im Stile des 18. Jahrhunderts. Die hehre Klosterkirche ist durch und durch verschnörkelt; die Wände, die Gewölbefelder sind zwar mit modernen Gemälden geschmückt, allein die Altäre mit grotesken Zierraten überladen. Trotz all dieses pomphaften und zopfigen Schmuckes liegt ein poetischer Hauch über dem alten Stifte. Ist es der Zauber der köstlichen Natur, welche Neu-Zelle umgiebt? Ist es der erquickende Hauch frischen Lebens, welcher die Klosterräume durchzieht?

Denn nutzbar ist das ehrwürdige säkularisirte Cisterzienserstift auch noch in der Gegenwart geblieben. Man hat die glänzende Stiftskirche dem römisch-katholischen Kultus gelassen; in die anderen Räumlichkeiten aber ist das evangelische Schullehrerseminar für den Regierungsbezirk Frankfurt eingezogen. Auch ein Waisenhaus befindet sich in diesem Klosterbau. So ist denn sowol in alter wie in neuer Zeit reicher Segen von Kloster Neu-Zelle über die Mark Brandenburg und über die Lausitz ausgeströmt. Die alten Cisterziensermönche im Kloster waren auch wackere „Schulmeister", wenn auch nur im Ackerbau und in den Künsten Pan's und Demeter's. Deshalb ist es eine alte Tradition dieser ehrwürdigen Stätte, daß die Schulamtspräparanden von Neu-Zelle auch heutzutage noch im Gartenbau, in der Obstbaum- und Bienenzucht unterwiesen werden!

Wir reißen uns indessen los von der prächtigen Kirche, von dem Kreuzgange und dem Konventshause, um einen Spaziergang unter den prächtigen Kastanien und Linden des Klosterdorfes zu machen.

Da winkt uns in dem unmittelbar mit Neu-Zelle zusammenhängenden Dorfe Schlaben noch ein prächtiger Bau, die mächtige St. Laurentiuskirche mit ihrer Kuppel. Sie ist jetzt das protestantische Gotteshaus von Neu-Zelle. Wahrscheinlich verdankt auch diese Kirche Alles, was sie an Kunst, an Schmuck besitzt, jenem milden Abte Edmundus, der, ein wahrhafter Patriarch, ein Wohlthäter und Vater seiner Unterthanen, auch heute noch in dem Klostergebiete unvergessen ist.

Die erwähnten geschichtlichen Reminiszenzen, die idyllische Ruhe, welche über diesem glücklichen Thale des Schlaubebaches ruht, die hohe landschaftliche Schönheit des Ortes selbst machen Neu-Zelle zu einem der bemerkenswerthesten Punkte märkischen Landes.

Und doch ist der Ort still — er liegt zu weit ab von der geräuschvollen Hauptstadt. Wer aber Eichendorff'sche Poesie liebt, wer etwa in mondheller Nacht den vollen Zauber der Wassermühle „in einem kühlen Grunde" empfinden will, der besuche das alte Cisterzienserstift.

Digitized by Google

Nach Frankfurt! Allein der Ferge an der Oder wartet — das Segelboot trägt uns weiter. Von drüben her grüßt die uralte, braune Backsteinkirche von Fürstenberg. Noch führt das unbedeutende lausitzer Städtchen den böhmischen Löwen im Felde. Dies Wappenzeichen erinnert an große Pläne eines deutschen Kaisers, so paradox das jetzt auch klingen mag. Karl IV. von Böhmen wollte Frankfurt an der Oder vernichten — aus welchem Grunde, werden wir sogleich sehen; er wollte die Stadt Fürstenberg zur Empore an der Oder erheben. Deshalb begann er hier einen gewaltigen Brückenbau. Aber auch die Trümmer seines Werkes sind jetzt verschwunden.

Wir fahren weiter. Aus dem Grün der Wiesen zu unserer Linken schauen rothe Dächer hervor; wir passiren Dorf „Vogelsang". Mag man dem Märker nicht vorwerfen, er habe keinen Sinn für die Genüsse der Natur — sonst würden nicht so viele Ansiedelungen der Mark, Dörfer, Gehöfte, Mühlen, gerade diesen anheimelnden Namen führen. Jetzt endlich einmal erblicken wir ein Dorf unmittelbar am Strome; es ist Aurith, unzweifelhaft eine altwendische Niederlassung, noch jetzt ein bevorzugter Wohnort der Oderschiffer. Auch auf dem entgegengesetzten westlichen Flußufer bemerken wir einen Kirchthurm; er zeigt uns die Stätte des Dorfes Krebsjauche und erinnert an eine eigenthümliche Thiersage, die sich hier zu Lande großer Beliebtheit erfreut.

Fuchs und Krebs nämlich, so heißt es, wetteten einmal über ihre Schnelligkeit im Laufen. Da nun der Fuchs seiner Sache gewiß zu sein glaubte, so ging er langsam voraus, der Krebs aber kniff sich ganz leise in die Ruthe desselben und ließ sich nachschleifen. Als sie nun dicht am Ziele waren, kniff der Krebs den Fuchs mit den Scheeren, so stark er konnte, und ließ sich von dem zornigen Meister Reinecke über des Fuchses Kopf an das Ziel schleudern. Da rief er vor Freuden: „Krebs juchhe!" und also ist der Name des Dorfes entstanden. —

Reizloser und reizloser ist die Gegend an der Oder geworden. Nur auf der sandigen Höhe zu unserer Rechten befinden sich dunkle Forsten. Jetzt passiren wir Brieskow und die Mündungsstelle des Müllroser Kanals in die Oder. Aus der Ferne, im Norden, taucht es auf wie hohe, trutzende Thürme, aber nebelhaft noch und verschwommen. Doch nur ein Stündlein weiterer Fahrt, und wir sehen sie deutlich, die Thürme von Frankfurt. Ueppiges Elsbruch breitet sich im Westen des Oderstromes aus; schroffe Bergabhänge begrenzen die Fernsicht. Wir sind im Tzschetzschnower Grunde. Dort, mitten im Grünen liegt die Buschmühle! Wie locken uns Kühlung und saftig frischer Baumwuchs! Aber auch historisches Land ist hier: in diesem Grunde fand 1326 die große Polenschlacht statt, und von dem Blute der Unmenschen geröthet, floß die Oder dem Norden zu. Doch davon später!

Noch kurze Zeit und wir landen am Bollwerke der guten Stadt Frankfurt selbst. Dieselbe ist die bedeutendste der ganzen Mark nach der Hauptstadt; sie bildet einen eigenen Stadtkreis von 5800 ha Grundfläche mit 50,000 Einwohnern und verdient eine eingehendere Betrachtung.

Von dem breiten Kai aus treten wir unsere Wanderung durch die alte Oderstadt an. Frankfurt besitzt enge Straßen, aber weite, schöne und geräumige Plätze. In der ältern Stadt hat sich manch sehenswerthes Denkmal der Vorzeit erhalten; die Giebelhäuser und die mit kunstvoller Steinmetzenarbeit geschmückten Erker des 16. Jahrhunderts zieren auch heute noch die ehrwürdige

Digitized by Google

Hanseſtadt. Von ihren gewaltigen Mauern und Thorthürmen, an denen ſich der Anſturm grimmer Feinde mehr als einmal gebrochen hat, ſind freilich nur geringe Reſte auf uns gekommen. Der tiefe Wallgraben im Weſten der Stadt iſt zu einer herrlichen Promenade umgeſchaffen worden; von alten Bäumen und jüngeren Sträuchern verſteckt, treten in ſeiner Nachbarſchaft, bei der ſogenannten „Halben Stadt", die geſchwärzten Trümmer der alten Mauern hervor.

Unſer erſter Beſuch gilt den Kirchen Frankfurts, die einen hervorragenden Platz unter den Kunſtdenkmälern der Mark einnehmen. In unmittelbarer Nähe des Oderfluſſes, am Nordoſtende der Stadt, erhebt ſich das Gotteshaus der Franziskaner, thurmlos, wie urſprünglich jede Kirche der „Grauen Brüder" war, aber vortrefflich gewölbt und in durchweg edlem gothiſchen Stile durch den Ordensbruder Andreas Lange von 1317—1324 erbaut. Unter ihren Denkſteinen erwähnen wir die Bildniſſe eines bürgerlichen Ehepaares aus dem 14. Jahrhundert, welche in den großen, vor dem Altare liegenden Grabſtein eingemeißelt ſind: dieſer Patrizier, Herr Johannes der Baier, iſt ein Zeuge von Frankfurts trübſter und glänzendſter Zeit geweſen. Die prächtigen Sakriſteien dieſer Franziskanerkirche, welche gewöhnlich die „Unterkirche" heißt und urſprünglich der heiligen Katharina geweiht war, beherbergen jetzt die Poppo- und die Weſtermann'ſche Bibliothek, welche als Legate der Stadt Frankfurt heimgefallen ſind.

In unmittelbarer Nähe der Franziskanerkirche befindet ſich das älteſte Gotteshaus der Stadt, die Pfarrkirche zu St. Nikolai. Leider hat das Kirchengebäude durch Brand und Zuſammenſturz ſehr gelitten; der jetzige Thurm iſt nur ein winziges Bauwerk gegen jenen früheren, welcher der Stadt Frankfurt „ſondere und beſte Zier" geweſen. Der reformirte Kultus, welchem die Kirche ſpäterhin geweiht wurde, hat ſie ihres alterthümlichen Schmuckes auch im Innern entkleidet; nur eine höchſt anziehende Erinnerung iſt ihr in einigen Leichenſteinen des Geſchlechtes Froben geblieben, jenes berühmten Buchdruckerhauſes, welches von Baſel nach der Mark gezogen war. Hier ruhen die Eltern jenes Immanuel Froben, welchen die brandenburgiſche Sage mit unvergänglichem Lorberkranze geſchmückt hat.

In der Lebuſer Vorſtadt Frankfurts ſteht eine uralte St. Georgskirche, umgeben von Hoſpital und Friedhof. Das ſtille Gotteshaus inmitten ſeiner grünen Umgebung macht einen wahrhaft poetiſchen Eindruck, obwol die Spuren der Zerſtörung — General Banner ließ 1633 den Thurm mit Pulver ſprengen — auch heute noch nicht verwiſcht ſind. In der entgegengeſetzten Vorſtadt Frankfurts, dem Gubener Viertel, befand ſich bis auf unſere Tage ein zweites kleines und ehrwürdiges Gotteshaus inmitten köſtlicher Parkanlagen, welche den ſogenannten „Anger" ſchmücken; es war die St. Gertraudkirche, welche, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts von den Gewandſchneidern erbaut, aber mehrfach, z. B. durch Huſſiten und Schweden, zerſtört worden war. Anſtatt des kleinen, von Leichenſteinen und Todtendenkmalen rings umgebenen Gotteshauſes iſt in den letzten Jahren eine herrliche Kirche in romaniſchem Stile aufgeführt worden. Weitaus aber werden alle dieſe Kirchenbauten Frankfurts von dem Gotteshauſe an Majeſtät und Schönheit übertroffen, welches im 14. Jahrhundert auf dem oberen Markte errichtet ward, der Hauptpfarrkirche zu St. Marien, welche, fünfſchiffig angelegt, mit den gewaltigſten Kirchenbauten der Mark wetteifern darf.

Wie bei allen märkischen Backsteinbauwerken ist das Aeußere der St. Marienkirche schmucklos, unregelmäßig, rauch- und wettergeschwärzt. Einer der beiden massigen viereckigen Thürme an ihrer Westseite stürzte am 15. Mai 1826 in sich zusammen; der andere ist restaurirt und birgt in sich das herrliche Geläut von St. Marien. Außerordentlich reich ist die Pforte im Norden der Kirche, welche zu einer unter den Lützelburgischen Markgrafen angebauten Kapelle führt, mit Sandsteinbildnereien ausgeschmückt. Heiligenfiguren, gothische Architektur, sowie die Wappenschilder des kaiserlichen Hauses und der vornehmsten patrizischen Bürger bilden hier eine Dekoration, wie sie so reich und prächtig an keiner zweiten märkischen Kirche aus alter Zeit sich findet.

Das ehemalige Universitätsgebäude in Frankfurt an der Oder.

Licht, großartig, die Seele erhebend wirkt das Innere der St. Marienkirche auf den Besucher des Gotteshauses mit eigenthümlicher Gewalt, obwol auch hier die Restaurationen neuerer Zeit sehr viel von altem Schmuck, namentlich fast alle Leichensteine, entfernt haben. In wunderbarer Pracht strahlen einzelne ältere und neuere gemalte Fenster uns entgegen — herrlich, ein Werk wahrscheinlich italienischer Kunst, erhebt sich der Hochaltar bis zu den Anfängen des hohen Gewölbes. Neben den geschnitzten und bunt ausgemalten Bildern der Apostel zeigt derselbe die drei Patrone des Landes und Hochstiftes Lebus, die heilige Jungfrau, den Polenbekehrer Adalbert von Prag mit dem Spieße, welcher diesem Märtyrer durch den Rücken gebohrt ward, und die heilige Herzogin Hedwig von Schlesien, die „gemma Polonorum“ mit jenen Schuhen, welche sie aus Demuth oft in den Händen getragen, und mit dem Modelle des

Digitized by Google

Klosters Trebnitz, von welchem aus die märkischen Oderlandschaften kolonisirt und germanisirt worden sind. Die leuchtende Pracht dieses um 1489 errichteten Altarwerkes wird durch kein ähnliches märkisches Kunstwerk übertroffen.

Neben einem alten Sakramenthäuschen, das jetzt in der nördlichen Vorhalle aufbewahrt wird, neben vielen alten, wappengeschmückten Bildern von Frankfurter Familien, welche auf dem sogenannten Märtyrerchore eine Unterkunft gefunden haben, erwähnen wir noch zweier hochbeachtenswerther Werke in Erzguß, welche St. Marien zu Frankfurt besitzt. Das eine ist ein riesiger, siebenarmiger Leuchter; das zweite der Taufstein, welchen der Meister Arnold im Jahre 1376 gegossen hat. Weniger ihre künstlerische Vollendung, als die kolossalen Verhältnisse haben diesen Arbeiten ihre Berühmtheit innerhalb der Marken verschafft. Beide Werke strahlen jetzt im Schmucke frischer Vergoldung: man macht an allen älteren Kunstschätzen in Frankfurt die wohlthuende Erfahrung, daß die Nachkommen der Väter Werke achten und lieben.

Die Geschichte der Frankfurter Oberkirche ist reich an Interesse. In diesen Hallen ist 1346 der Bann gegen das „kirchenräuberische Geschlecht" des wittelsbachischen Kaisers Ludwig verkündet worden; aber die Männer von Frankfurt sind in ihrer Treue zu Kaiser und Reich durch römische List und Gewalt nimmer beirrt worden. Hier hat Dr. Muskulus, welchem die Studenten der Hochschule zum Spotte eine Pluderhose an einem Gewölbepfeiler der Kirche aufgehängt hatten, seine Predigten gehalten vom „zucht- und ehrvergessenen, pludrigten und zerlotterten Hosenteufel". Hier führten die reichen Patrizier der Oderstadt — die Wins, Petersdorf, Riebe, Sporer und Affen — in der Reformationszeit aus eigener Machtvollkommenheit den lutherischen Gottesdienst ein, bis dann endlich auch der Kurfürst die Aenderung genehmigte, und Herr Peter von Petersdorf „als regierender Herr und als Haupt der Stadt" zuerst „das Hochwürdige Sakrament mit der Gemeinde in beiderlei Gestalt empfangen" konnte. Hier haben die Kaiserlichen und die Schweden ihre Gottesdienste gehalten; und wie bang auf dieser heiligen Stätte die Herzen der Bürger selbst oft geschlagen haben, wird sich bei einem Ueberblicke über Frankfurts Geschichte uns zeigen.

Nachdem wir die Kirchen der Stadt durchwandert haben, wenden wir uns dem altehrwürdigen Rathhause Frankfurts zu. Dasselbe ist ein sehr ansehnliches, in spätgothischem Stile um 1607 erbautes Werk, in drei Geschossen trefflich gewölbt und mit einem Uhrthurme versehen. Seine Hauptsehenswürdigkeit ist der prächtige Rathskeller. Früher trug derselbe als Schild das Wappenzeichen Frankfurts, den rothen Hahn mit Klauen und Schnabel von Gold, und die sicherlich nicht prahlerische Inschrift — denn ein Edler Rath hielt strenge Weinkontrole — besagte:

„Hic gallus vinum tenet immixtum peregrinum".

Es wurde hier nicht allein Rheinwein, Spanier und Italischer, sondern auch Kandisches Gewächs und Syrmier von den Ufern der Donau geschenkt. Noch befindet sich auf dem Dache dieses charaktervoll von Taddeo Paglione durchgeführten Rathhausbaues eine merkwürdige Reminiscenz an jene Zeit, da auch der märkische Bürger von reichsstädtischer Selbständigkeit träumte. An dem nach St. Marien zu belegenen Giebel bemerkt man zwei durch einander gestoßene eiserne Stangen, deren Enden mit Ringen versehen sind: das ist das Merkzeichen, daß Frankfurt bis ins 16. Jahrhundert hinein dem Hansabunde angehörte.

Digitized by Google

Von anderen stattlichen Gebäuden Frankfurts haben wir noch die Gebäude des ehemaligen kurfürstlichen Hofes, das Herrenhaus, sowie die Residenz des Bischofs von Lebus, den Bischofshof, zu erwähnen. Modern und gefällig sind die Kasernenbauten außerhalb der Stadt und das im Jahre 1842 errichtete Schauspielhaus am Wilhelmsplatze, welcher letztere am Zugang zu der prächtigen Promenade „um die Halbe Stadt" sich befindet. Nicht ohne die mannichfachsten Erinnerungen an die bewegten Zeiten der Reformation vermögen wir ferner die Stätten zu besuchen, welche zur ehemaligen Hochschule Frankfurt in näherer Beziehung standen.

In unmittelbarer Nähe der Oder beim Brückenthore befand sich das Juristenkollegium, am Nordwestende neben der Stadtmauer das große Kollegium mit der Bibliothek und dem hortus medicus. Das Gebäude der Bibliothek, ein schloßähnlicher Bau mit einem von einer Attika gekrönten Risalite, ist noch heute vorhanden und beherbergt eine Schulanstalt, die sogenannte „Oberschule". Doch nun zur Universität!

Schon Markgraf Albrecht Achilles hatte die Marken mit einer hohen Schule beschenken und „wegen der günstigen Lage und der Annehmlichkeiten des Ortes" dieselbe in Frankfurt begründen wollen. Die vielen Kriegshändel des Markgrafen scheinen indessen diesem Plane hinderlich gewesen zu sein. Aber sein Sohn, Johannes Cicero, nahm denselben wieder auf; ein „Fürstenkollegium", jenes Gebäude der Oberschule, ward schon 1499 zum Theil auf Kosten des Landesherrn, zum Theil aus städtischen Mitteln erbaut. Erst Kurfürst Joachim I. vollendete indessen die Stiftung und erwarb ihr kaiserliche und päpstliche Freibriefe. Am 26. April 1506 erfolgte die feierliche Einweihung der Universität in Gegenwart des Kurfürsten, seines Bruders Albrecht, der einst in der Frankfurter Oberkirche die Priesterweihe erhalten hatte, des Bischofs Dietrich von Lebus, welcher an der neuen Stiftung das Kanzleramt übernahm, sowie sämmtlicher märkischen Bürgermeister. Ein feierliches Hochamt und eine Predigt „über den hohen Nutzen der Schulen", in der Oberkirche gehalten, eröffneten die Feierlichkeiten. Darauf führte der Bischof Dietrich von Bülow zu Lebus die Prozession der Studenten und der Lehrer nach dem Kollegienhause. Hier hielt der sehr beredte Kirchenfürst, welcher einst zu Bologna die akademischen Ehren gewonnen hatte, eine lateinische Rede „zum Lobe der Fürsten, welche die Wissenschaften beschützen". Demnächst ernannte er den Doktor der Theologie, Konrad Wimpina, zum ersten Rektor der Universität und übergab ihm in Scepter und Siegel die Insignien seiner Würde. Ein glänzendes Bankett beendete in würdiger Weise die Feierlichkeiten.

Die Stellung der Universität während der Reformationszeit war eine entschieden altgläubige. Sie verlieh dem Ablaßhändler Johann Diez von Leipzig, dem übel beleumundeten Dominikaner Tezel, für seine 156 Lehrsätze gegen Luther den theologischen Doktorhut. In der Gubener Vorstadt, auf dem heutigen Anger, unweit der neuen Kirche St. Gertraud, verbrannte Tezel Luther's Sermon vom Ablasse; dort war noch Jahrhunderte lang das Fundament der „Tezelskanzel" sichtbar. Diese entschiedene Parteinahme für eine wenigstens in Norddeutschland verlorene Sache, sowie die später zwischen den beiden Professoren Andreas Muskulus und Abdias Prätorius entbrennenden Streitigkeiten über die Verdienstlichkeit der guten Werke, schädigten die Stiftung Joachim's I. aufs Empfindlichste.

Digitized by Google

Oft bedrängt, oft durch Pest und Kriegszeiten in ihrem Bestande schwer erschüttert, ist die Hochschule, abgesehen von einigen Umzügen nach Fürstenwalde, bis zum Jahre 1811 in Frankfurt verblieben. Nach den Kriegsstürmen des 17. und 18. Jahrhunderts erhob sich die Universität Frankfurt nicht wieder. Im Durchschnitt wurden nicht mehr als etwa 107 Studirende jährlich immatrikulirt. Auch an ihren Einkünften hatte die Hochschule große Verluste erlitten. Alles dies, vorzüglich aber die Drangsal der vom Feinde besetzten Marken, veranlaßte den König Friedrich Wilhelm III. im Sommer 1811, die Hochschule Frankfurt nach Breslau zu verlegen. Mit Wehmuth rüsteten sich die akademischen Bürger Frankfurts und die Städter selbst zur Abschiedsfeier. Die sämmtlichen noch in der Stadt weilenden 264 Studenten hatten sich am 10. August 1811 Nachmittags 4 Uhr auf dem Kollegienhofe versammelt und besuchten noch einmal in feierlichem Aufzuge, das Corps Marchia mit seiner orange-weiß-gelben Fahne voran, die Stätten der Hochschule, die Häuser der Professoren. Gegen 11 Uhr versammelten sie sich abermals und zogen in ernster, feierlicher Stille auf den Markt. Die Hautboisten stimmten Trauermusik an; Fackellicht erhellte die Nacht und warf seinen rothen Schein zu den hohen Zinnen von St. Marien hinauf, zu dem ehrwürdigen Gotteshause, in welchem ehedem die Promotionen der Doktoren erfolgt waren. Ein Lied wehmüthigen Abschiedes ertönte; ein Kandidat der Theologie bestieg die mit schwarzem Tuche bekleidete Rednerbühne und rief der Musenstadt den letzten Gruß zu. Dann wurden die Fackeln zusammengeworfen, das Lied: „Brüder, reichet euch die Hand!" ward gesungen, schweigend drückten sich die Burschen von Frankfurt die Hand — die hohe Schule bestand nicht mehr. Ein Bülow hatte sie einst geweiht, ein Studiosus von Bülow hatte in den Räumen der Universität die letzte akademische Rede über Entstehung, Schicksale und Verdienst dieser Hohenzollernstiftung gehalten. Die Güter der Universität, z. B. ihre acht Dörfer, wurden Staatseigenthum.

Außer den alten Gebäuden erinnert heutzutage nur noch ein Denkzeichen eigenthümlicher Art an die Hochschule. Die Leichensteine der Professoren sind zersägt, zerschlagen, umgekehrt, vernichtet. Aber die Tische der Universität sind wenigstens zum Theil noch erhalten. In einem Weinkeller der Stadt, in dem sogenannten Johanniterhause in der Oderstraße, stehen noch einige. Auf den alten, vielfach eingeschnittenen Platten, an denen einst die Studenten Frankfurts dem Worte der Professoren gelauscht haben, perlt jetzt der Saft der Rebe.

Das letzte halbe Jahrhundert hat, wie wir schon oben andeuteten, die alte Stadt Frankfurt zu einer modernen gemacht und ihr die beiden prächtigen Promenaden, die „Halbe Stadt" und den „Park" mit dem Anger, geschenkt. Die Plätze Frankfurts werden durch mehrere Denkmäler geschmückt. Außer dem sehr geschmackvollen neuen Kriegerdenkmale bewähren zwei derselben eine besondere Anziehungskraft für den Fremden: das Denkmal des Dichters Christian Ewald von Kleist und das Monument des Herzogs Leopold von Braunschweig.

Bekanntlich erlag Kleist seinen in der Schlacht bei Kunersdorf empfangenen Wunden. Das auf seinem Grabe von der Freimaurerloge „zum aufrichtigen Herzen" erbaute Denkmal bildet einen dreiseitigen Obelisk, auf dessen Vorderseite sich das Medaillon des Helden in karrarischem Marmor befindet. Wir bemerken an den Seiten die folgenden von Waffen und Trophäen, den Symbolen der Dichtkunst und des Freimaurerbundes, überragten Inschriften:

Digitized by Google

„Ci-gît le guerrier, poëte et philosophe Chrétien Ewald de Kleist, né à Zeblin en Pomeranie le 5 mars 1715, mort à Frankfurt sur l'Oder le 25 août 1759."

„Christiano Ewaldo de Kleist, forti, pio, musarum amico, pro patria mortuo Societas, cui — hier folgen Freimaurerzeichen — sacra sunt."

„Für Friedrich kämpfend sank er nieder —
So wünschte es sein Heldengeist —
Unsterblich groß durch seine Lieder,
Der Menschenfreund, der weise Kleist!"

Ein Gitter mit preußischen Adlern sowie einige geschmackvoll angelegte Blumenbeete umgeben das Monument aus Sandstein, auf dessen Spitze ein Schmetterling als Sinnbild der Unsterblichkeit zu schauen ist.

Man liest heute die Werke Kleist's fast nicht mehr; sie sind, wie so viele andere treffliche Schöpfungen, über allerdings glänzenderen literarischen Werken des vorigen Jahrhunderts vergessen worden. Und doch waren sie zu ihrer Zeit mit dem ungetheiltesten Jubel begrüßt worden. Ewald von Kleist's edles und reines Gemüth spiegelt sich in allen seinen Dichtungen ab, vorzüglich in den Erzählungen „Die Freundschaft" und „Arist", sowie in der anmuthigen Idylle „Irin". Korrektheit des Ausdrucks, glücklich gewählte Bilder, in welchen er die Natur mit Liebe und frischem Leben zeichnet, ein hohes Feuer der Begeisterung, Wohlklang und Fülle des Stils charakterisiren seine Gedichte, unter welchen der „Frühling" am werthvollsten bleibt, obwol man später der hier geübten Art beschreibender Poesie jede Berechtigung abgesprochen hat.

Ein zweites Denkmal steht links von der Oderbrücke zu Frankfurt auf einer künstlich gebildeten Anhöhe. Dasselbe ist dem Andenken des Herzogs Leopold von Braunschweig geweiht, welcher bei einer Ueberschwemmung der Oder am 27. April 1785 seinen Tod in den Fluten des Stromes fand. Die Dämme der Oder waren durchbrochen, die Vorstadt am linken Oderufer überschwemmt, ihre Bewohner in Todesgefahr. Der Herzog Leopold, ein Neffe Friedrich's des Großen, kommandirte damals das zu Frankfurt in Garnison stehende Infanterieregiment, das einst der Held von Prag, der edle Schwerin, geführt hatte. Sofort traf er Veranstaltungen, die Dammvorstädter zu retten. „Bin ich nicht ein Mensch, wie sie? Hier gilt es, Menschen zu retten!" rief der großherzige Fürst den Männern zu, welche ihm abrathen wollten, den schwanken Nachen zu besteigen. Immer wüthender tobten die Wasser des Stromes: drei Joche der Oderbrücke wurden soeben wieder durch die reißenden Wogen zertrümmert. Der Prinz sah sich genöthigt, vorläufig darauf zu verzichten, den Bedrohten drüben in der Dammvorstadt irgend welche Hülfe zu bringen. Erst um Mittag konnte er den Kahn besteigen. Fast war die Ueberfahrt vollendet: da stößt der Steuerbord des Fahrzeugs an einen Weidenbaum, welchen die trügerische Flut verbirgt; der am Ruder stehende Fischer stürzt rückwärts in die Wellen, der Herzog in die Mitte des Kahns. Ein zweiter Anprall läßt das Fahrzeug umschlagen; Leopold taucht noch einmal auf, dann verdecken den noch nicht 33jährigen Fürsten die gelben, schäumenden Wogen.

Erst am 2. Mai ward der Körper des Herzogs im Triebsande der Oder gefunden, am Abend des 14. Mai ward dem Unglücklichen die Gedächtnißfeier gehalten. Während vom Rathhausthurme herab die Klänge des Chorals: „Ich

Digitized by Google

bin ja, Herr, in deiner Macht" herabtönten und alle Glocken Frankfurts läuteten, verließ der Leichenkondukt die Stadt, um den Verewigten nach Braunschweig in die Gruft seiner Ahnen überzuführen. Leopold ist viel beweint und viel gefeiert worden. Noch trägt seinen Namen eine Schule Frankfurts; Gedichte, Kupferstiche, Oelgemälde auf seine hochherzige That sind in Menge vorhanden. Sein bedeutendstes Monument aber erhebt sich auf der oben bezeichneten Stätte. Auf rundem Postamente, welches die allegorischen Figuren des Flußgottes und der Stadt Frankfurt schmücken, befindet sich eine von drei Frauengestalten gebildete Gruppe, die Barmherzigkeit, die Standhaftigkeit, die Demuth darstellend. Sie tragen gemeinsam eine Urne. Die Vorderseite des Postaments zeigt das Medaillonbildniß des Herzogs und die Angabe seines Geburts- und Todestages. Der Vollender des wohlgelungenen, am 11. August 1787 eingeweihten Denkmals war der Bildhauer Johann Jakob Mayer; die Anordnung desselben zeigt unverkennbar jenen Geist, welcher durch den Direktor Rhode in der Berliner Kunstakademie herrschend geworden war. Noch führen wir die Inschrift dieses Monuments an, welche sich neben Trophäen und maurerischen Insignien auf dessen Rückseite befindet; sie lautet:

„Menschenliebe, Standhaftigkeit, Bescheidenheit, drei himmlische Geschwister, tragen deinen Aschenkrug, verewigter Leopold, und klagen mit der Göttin der Stadt, deren Bürger du zu retten eiltest, und klagen mit dem Oderstrome, in dessen Wellen du untergingest, daß die Erde ihr Kleinod verloren hat."

Es bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Geschichte der Stadt Frankfurt und ihres Handels zu werfen.

Die Mythe verherrlicht auch Frankfurts Anfänge; ein Vandalenfürst Senno oder Sunno soll die Stadt gegründet haben. In Wahrheit aber stand hier bis zum Jahre 1253 eine dörfliche Niederlassung, oder vielleicht ein Marktflecken mit nicht unbedeutendem Handel, welcher das Recht und die Pflicht hatte, die deutschen — fränkischen — Kaufleute ins Polenland überzusetzen. Daher Frankfurts Name. Die großen Städtegründer der Mark, die Ballenstädter Johann I. und Otto III., schufen mit Hülfe eines Vasallen, Godwin von Herzberg, die slavische Niederlassung in jenem Jahre zu einer deutschen Stadt um. In kurzer Zeit blühte Frankfurt immer mehr auf. Etwa hundert Jahre nach ihrer Gründung, in den verhängnißvollen Wirren der bayerischen Zeit, bewährte sich die Stadt als die getreueste und heldenhafteste der Marken.

Die Bürger von Frankfurt erscheinen in dieser Epoche Brandenburgs als die eigentlichen Träger des ghibellinischen und national-deutschen Geistes. Ein Bischof von Lebus, der Pole Stephan II., rief den Polenkönig Wladislaw Loktiek und die heidnischen Scharen der Lithauer unter David, dem Kastellane von Grodno, ins Land, das aufs Grauenhafteste verwüstet ward. Nur die Frankfurter verzagten nicht; mit dem Vogte des Landes Lebus, dem Ritter von Wulkow, zogen sie den Barbaren entgegen; in den Tzschetzschnower Bergen überfielen sie die Landesfeinde, dann ging es nach dem Bischofssitze des Verräthers Stephan, nach der Stadt Göritz an der Oder. In furchtbarem Grimme ward Pfalz und Kirche zerstört. Stephan selbst ward gefangen und zu Frankfurt in den Thurm gesetzt, bis er sich mit schwerem Gelde löste. Natürlich traf sofort — es war im Jahre 1326 — der Bann des Papstes die muthige Stadt, ihre Bürger, die Petersdorf, Belkow, Lichtenberg, Wal, Pole, Niemegk, List,

Digitized by Google

Jesar u. s. w., sowie ihre ritterlichen Helfer aus dem Lande Lebus. Von da ab bis 1354 ist sie fast fortdauernd exkommunizirt geblieben. Aber die Frankfurter wankten nicht und hielten dem kaiserlichen Hause der Wittelsbacher die rühmenswertheste Treue. In dem Jahre 1348, dem Jahre des großen Sterbens und dem unheilvollsten vielleicht, welches jemals über die Marken gekommen ist, brachen sich die brausenden Wogen, welche der Aufruhr des falschen Waldemar erregt hatte, an den Mauern von Frankfurt. In der festen Stadt hatte Markgraf Ludwig ein sicheres Asyl gefunden. Hier schlugen ihm die Herzen der Bürger treu und fest entgegen; von hier aus eroberte er, nachdem König Karl, der Lützelburger, die Stadt vergeblich belagert hatte, die Mark Brandenburg wieder. Ohne Frankfurts Treue wäre seine Sache eine verlorene gewesen. Mit welchen Opfern aber hatten die mannhaften Bürger den Sieg erkaufen müssen! Zu den Schrecken von Acht und Bann gesellten sich andere entsetzliche Heimsuchungen. Der Handel der Stadt war vernichtet; ihre besten Männer waren vom Schwerte und der Seuche hingerafft worden; auf den Kirchhöfen lagen die Todten unbeerdigt; über den hochragenden Kirchen und den spitzen Häusergiebeln lastete das dumpfe Schweigen des Todes. — Keine Glocke klang; kein Priester brachte den Sterbenden die Tröstungen der Religion; nur die Franziskaner, die heroischen Anhänger des bayerischen Hauses, walteten scheu und verstohlen des Seelenamtes. Trotz allen Unheils aber wankten die Frankfurter nicht. Es ist ein unvergänglicher Ruhm, welchen die Patrizier der Stadt, vor Allen die Petersdorf, Lichtenberg, Belkow, die reichen Hokemann und die hochherzigen Niemegk, sich damals erworben haben.

Allmählich aber blühte der Handel Frankfurts wieder auf; die Stadt verschönerte sich; ihre reichen Geschlechter erbauten sich stolzere Häuser; selbst Ueppigkeit und Verschwendung wurden heimisch innerhalb Frankfurts Mauern. Auch das 15. Jahrhundert weist zwei rühmliche Thaten der Frankfurter auf. Im Jahre 1432 wälzten sich die wilden Scharen der Hussiten gegen die Stadt. Prokop, der Führer dieser Abtheilung des ketzerischen Heeres, ließ die Gubener Vorstadt und das in ihr belegene Karthäuserkloster, die milde Stiftung der Petersdorf und Belkow, verbrennen; an den Mauern der Stadt aber brach sich der Ansturm auch seiner racheschnaubenden Krieger. Die Hussiten zogen ab, und hinter ihnen stürzten die Frankfurter aus den Thoren, diese schrecklichen Propheten eines neuen Evangeliums zu vertilgen. Bei Müllrose ereilten sie einige Haufen des Feindes, welche vergebens Widerstand zu leisten versuchten: die Böhmen wurden niedergehauen, und nur wenige derselben retteten sich durch die Flucht. Aber dieser Unfall schreckte die Hussiten nicht ab, sondern vermehrte nur ihre Wuth. Am Sonntage Palmarum erschien Prokop abermals vor Frankfurt; seine Anstrengungen, die Stadt zu erobern, waren indeß auch diesmal vergeblich, und die wilden Scharen der Kelchbrüder sahen sich gezwungen, auf die Erstürmung der reichen Stadt zu verzichten. Bald darauf erlitten die Hussiten die empfindliche Niederlage vor Bernau.

Im Jahre 1477 befand sich die Stadt Frankfurt an der Oder abermals in Kriegsgefahr. Kurfürst Albrecht Achilles verlangte von den schlesischen Herzögen die Herausgabe des Herzogthums Glogau-Krossen, welches seiner Tochter, der verwittweten Herzogin Barbara, nach dem Tode ihres Gemahls, Heinrich XI. von Glogau, vertragsmäßig hätte zufallen müssen. Unterstützt

von den Königen Matthias von Ungarn und Wladislaw von Böhmen, machte indessen ein schlesischer Prinz, der berüchtigte Söldnerführer Hans von Sagan, dem Hause Brandenburg die Erbschaft streitig. Keck und übermüthig fiel er die brandenburgischen Städte Frankfurt und Drossen an. Aber auch dem Herrn von Sagan gegenüber that der bereits bei Bernau erwähnte „heiße Brei" seine Schuldigkeit. Man sang später:

„Hans von Sagan, der tolle Fant,
Hat sich vor Frankfurt und Drossen das Maul verbrannt!"

und schließlich ward der gewaltthätige Herzog noch ein Bürger zu Frankfurt. Durch sein wüstes Wesen verlor er Land und Leute. Niemand wollte ihn hegen; da wendete er sich an den brandenburgischen Kurfürsten Johannes Cicero, welcher ihm die Erlaubniß ertheilte, sich bei seinen ehemaligen Feinden niederzulassen. Arm und elend lebte der Herzog ohne Land und Leute bis zum Jahre 1500 in der wehrhaften Stadt; dann zog er nach Rom, Vergebung seiner Sünden zu erlangen; er ist im Elend 1504 verdorben und gestorben.

Das 16. Jahrhundert ging für Frankfurt, abgesehen von den Religionsstreitigkeiten, ruhig vorüber; nur einmal geriethen die Bürger in Bann und Acht, weil sie im Bewußtsein ihrer Macht und ihres Reichthums einen adligen Schnapphahn, angeblich einen Bomsdorff, in kurzem Prozesse gerichtet hatten. Furchtbares aber sollte Frankfurt in den nachfolgenden Zeiten erleben.

Der Frühling des Jahres 1631 steigt vor uns auf — fürwahr! es war keine Lenzeszeit für die Mark! In dem ausgesogenen Lande standen die kaiserlichen und die schwedischen Truppen, in und um Frankfurt allein die Regimenter Schaumburg, Hardeck, Fernamont, Wald, Heidowicz, Conti, Lichtenstein, Buttler, Montecuculi, Sparr, Götz, und zwar unter Befehl des Generalquartiermeisters Tieffenbach; ihnen gegenüber befehligte Gustav Adolf, der „nordische Löwe", selbst. Am 2. April beschloß der Letztere den Sturm auf die wohlbefestigte Stadt; es sollte bald „eine schöngebratene kaiserliche Gans mit guter Brühe verzehrt werden". Am Gubener Thore leitete der König selbst den Angriff und das Geschützfeuer. „Geduld!" so rief er der blauen und gelben Brigade zu, „bald werdet ihr Wein statt schlechten Oderwassers haben!" Der schwedische Oberst Sinclair und der Leutnant Auer überstiegen die Mauern trotz des verzweifelten Widerstandes der Kaiserlichen; denn der Oberst Buttler z. B. wich erst, als eine Kugel seinen Arm zerschmettert und eine Hellebarde sich ihm in die Hüfte gebohrt hatte. Als sie Alles verloren sahen, schlugen die Kaiserlichen Chamade; aber die Schweden wollten nichts von einer Kapitulation wissen. Mit dem Zurufe „Neubrandenburgisch-Quartier!" — in Neu-Brandenburg hatten die Regimenter Tilly's furchtbar gegen die Schweden gewüthet — wurden die Wehrlosen und Verwundeten niedergestoßen. Die Stadt selbst ward drei Stunden lang geplündert; dann zog der „Rumormeister" durch Frankfurts Straßen und schaffte wieder Ordnung.

Noch Härteres sollte im 18. Jahrhundert kommen. Eine kleine Meile von Frankfurt ostwärts liegt das Schlachtfeld von Kunersdorf. Nicht ohne tiefste Bewegung vermag der Sohn der Mark auf dieser verhängnißvollen Stätte zu weilen. Die trübsten Zeiten des Vaterlandes sprechen auf diesen Feldern in ergreifender Weise zu uns. Unsäglich hatte damals die Stadt Frankfurt zu leiden; die Kämmereikasse berechnete ihren Verlust allein auf über 300,000 Thaler!

Digitized by Google

Frankfurt an der Oder im sechzehnten Jahrhundert. Aus der Kosmographie von Sebastian Münster.
A. Brückenthorthurm. B. Rathhaus. C. Das Sellhaus. D. Karthäuserkloster. E. Gertrudenkirche. F. Niklauskirche. G. Kloster der Minoriten-Barfüßer. H. Straße nach Stettin. I. St. Jörgenkirche.

Digitized by Google

Schwer waren für Frankfurt auch die Drangsale der Franzosenzeit: aber an die vernichtende Gewalt der Ereignisse des Siebenjährigen Krieges reichte ihr Druck doch nicht heran. Gott Lob, daß das Alles vorüber ist! Die Neuzeit hat der ehrwürdigen Stadt endlich eine ruhige Entwicklung vergönnt!

Die Frankfurter Messe. Ehe wir Frankfurt verlassen, haben wir kurz noch der Messen der alten Hansestadt zu gedenken. Es finden jährlich deren drei und zwar auf Reminiscere, Margarethen und Martini statt. Wie verändert sich dann das Bild der freundlichen Stadt! Die engen Straßen und die weiten Plätze sind mit einem bunten Gemisch von Waarenlagern aller möglichen Art bedeckt; alle „Gewölbe" der Stadt, d. h. die Laden zu ebener Erde, die Kontore bis in den zweiten, dritten Stock hinein sind von „Meßfremden" erfüllt, deren Zahl durchschnittlich sich auf 10,000 beläuft. Das farbenreichste Jahrmarktsgewühl, das geschäftigste kaufmännische Treiben pulirt innerhalb der Altstadt; nur die Linden und der Anger um die neu erbaute St. Gertraudkirche bewahren ihre behäbige Ruhe. Freilich ist die Glanzzeit auch dieser sehr alten Messen bereits vorüber; sie fiel in die Tage Friedrich Wilhelm's II. Damals wurden auf den Messen jährlich für beinahe 7 Millionen Thaler Waaren abgesetzt. Unsere Zeit indessen erscheint den Messen abhold; vielleicht wird gar bald auch dieser Rest vom kaufmännischen Leben des Mittelalters beseitigt werden! Der freundlichen, an Erinnerungen so reichen Stadt möchten wir nun das Wort zum Abschiede zurufen, das einst die Alten mit Vorliebe über ihre Stadtthore setzten: „Sit intra te felicitas!"

Nach Küstrin! Von Frankfurt führt uns das Dampfschiff die Oder weiter hinab. Wir grüßen manch freundliches Dorf hüben und drüben. Im Allgemeinen aber sind die Ufer reizlos, bis sie bei der alten Bischofsstadt Lebus, jetzt einem unbedeutenden Ackerstädtchen von 2839 Einwohnern, auf der linken Seite sich in einer Höhe von etwa 40 m steil über dem Oderthale erheben, während rechter Hand das Land allmählich zum Sternberger Plateau ansteigt. Lebus ist dereinst eine oft bestürmte, oft gewonnene und verlorene polnisch-schlesische Feste gewesen. Selbst deutsche Kaiser haben vor ihr gelegen; jetzt spricht kein Denkmal des Alterthums mehr von den erbitterten Slavenkämpfen; die dreigethürmte Burg und die alte St. Peterskirche sind bis auf die letzten Reste zerstört.

Wir passiren die Berge bei Dorf Reitwein, bei welchem sich der berühmte, von dem Schwedenkönige Gustav Adolf und Friedrich dem Großen benutzte Oderpaß befindet. Auch hier ist das linke Ufer des Stromes bergig; die letzten Ausläufer der Hochfläche von Lebus treten zum Strome heran. Oben, an der Lehne der schönbewaldeten Anhöhe, auf welcher sich sehr deutliche Spuren alter wendischer Burgwälle befinden, steht eine geschmackvolle gothische Kirche mit zackigen Giebeln, welche die Familie Fink von Finkenstein, die gräfliche Gutsherrschaft von Reitwein, auf der historisch so wichtigen Stätte hat aufführen lassen. Flacher und flacher werden jetzt die Ufer. Links bleibt uns das gesegnete Oderbruch; nach rechts schweift der Blick über das weithin sich eröffnende Wartebruch; vor uns steigen die beiden Thürme der Festung Küstrin auf: wir stehen mitten in der Provinz, welche der große Friedrich im Frieden erobert hat, dem Oderbruche. Wir haben ihm zunächst unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Digitized by Google

Im Oderbruche. Das große Thal, welches ſich, von der Oder durchzogen, in nordweſtlicher Richtung etwa 52 km lang und 11—22 km breit, vor uns ausdehnt und in das hohe oder ſüdliche und das nördliche oder niedere Oderbruch zerfällt, bildete in früheren Zeiten ein großes Waſſernetz, dem Spreewalde nicht unähnlich; jedoch ſtellte ſich das Land mehr als ein Bruch, denn als ein Wald dar. Einige der Oderarme erweiterten ſich zu Seen, von denen einzelne noch bis auf unſere Tage zurückgeblieben ſind. Uralte Eichenhorſte erhoben ſich auf den Wieſen und in den Sümpfen; ſie allein ragten aus der Waſſerwildniß hervor, wenn die Frühlings- oder Herbſtflut gekommen war. Auf den höher gelegenen Stellen ſtanden altſlaviſche Dörfer, deren Bewohner mit Fiſcherei und Viehzucht ſich nährten. Wälle, aus Erde und überflüſſigem Dünger aufgeführt, umgaben dieſe elenden Anſiedelungen. Oft mußten ſich bei Hochwaſſer die Mitglieder der Gemeinde in Kähnen um den in einem Nachen predigenden Geiſtlichen verſammeln. Verderbliche, ganze Dörfer verheerende Krankheiten erzeugten ſich aus dem giftigen Brodem des Sumpfes; ſtaunenswerth aber war der Reichthum dieſer Bruchgegend an Waſſerthieren. Zander, Fluß- und Kaulbarſche, Schnäpel, Hechte, Karpfen, Bleie, Raapfen, Zärthen, Barben, Schleie, Giebel, Welſe und Quappen waren in ungezählter Menge vorhanden.

Skizzen der Oderregulirung.

Die fetteſten unter den letzteren zerſchnitt man in ſchmale Streifen und gebrauchte ſie, die getrocknet wurden, ſtatt des Kiens zum Leuchten. Das Waſſer wimmelte von Fiſchen; ohne Mühe wurden an manchen Stellen 500 Tonnen täglich gefangen. Am Rande des Oderbruches gab es in den Städten, z. B. in Wriezen und Freienwalde, eine eigene Zunft der Hechtreißer; die Tonne eingeſalzener Fiſche wurde indeſſen nicht mehr als 6 Mark berechnet. Es klingt faſt fabelhaft, wenn geſagt wird, daß zu Küſtrin in einem Jahre $32\frac{1}{2}$ Millionen Schock Krebſe verſteuert worden ſind, und doch iſt dieſe Zahl urkundlich geſichert. Von den Bäumen, auf welchen ſie in der Sonnenhitze Schutz ſuchten, wurden die Schalthiere wie Obſt herabgeſchüttelt; Flußſchildkröten wurden fuhrenweiſe nach Böhmen verſendet.

Natürlich belebten auch Schwärme von wilden Enten und Gänſen die Gewäſſer; Waſſerhühner, Schwäne und Reiher, Rohrdommeln, Störche und Kiebitze, Trappen, Schnepfen und Ortolane ließen es ſich wohl ſein in dieſem wie für ſie geſchaffenen Reviere. Biber und Fiſchottern bauten zahlreich an den alten Teichen; ſelbſt Seehunde hauſten hier, und dichte Mückenſchwärme ſchwebten über der üppig grünenden, feuchten Wildniß. Man beſſerte dann und wann wol an den Deichen und Dämmen, welche ſchon in der ſlaviſchen Vorzeit

Digitized by Google

angelegt sein mochten, um Verbindungen herzustellen und das nothwendigste Getreide zu gewinnen; König Friedrich Wilhelm I. erließ sogar 1716, weit ausschauend und dem genialen Sohne die Wege bahnend, eine Deichordnung; der Minister von Marschall, welcher im Bruche angesessen war, faßte sogar den Plan, das Bruch zu entwässern; allein erst Friedrich der Große griff im Jahre 1747 das große Werk mit seiner gewohnten, der Bedeutsamkeit der Aufgabe entsprechenden Thatkraft an.

Der große König hatte zur Fertigung der Entwässerungspläne und zur Ueberwachung der Arbeiten eine besondere Kommission ernannt, als deren Mitglieder und Förderer wir den Minister von Marschall, die Geheimen Räthe von Harlem, von Schmettau und Baggerow, den Oberst Petri und den Professor Euler genannt finden. Diese Männer faßten drei Punkte ganz besonders ins Auge: es mußte der Oder ein schneller Abfluß gegeben, eine tüchtige Verwallung aufgeführt und endlich das Binnenwasser abgeleitet werden.

Die erste dieser Aufgaben wurde dadurch erreicht, daß man dem Strome ein neues Bett grub. Während der Strom ursprünglich im Oderbruche etwa den mit der vorderen Figur (S. 497) bezeichneten Lauf hatte, nöthigte man ihn durch Kanäle und Durchstiche, welche im Mai 1753 beendigt waren, künftighin so zu fließen, wie die danebenstehende Figur es angiebt.

Allmählich ward der alten Oder ihr Wasser entzogen, sie nahm nun den Inhalt der vielen Bruchseen und Flußarme auf und führte denselben ab; neues Land kam zum Vorschein, Luft und Sonne wirkten auf dasselbe, und neu aufgeführte Dämme sicherten die der Wildniß abgerungenen Strecken vor abermaliger Ueberflutung. Durch Abzugsgräben wurde das Binnenwasser abgeleitet; und so konnten im niederen Bruch schon im Jahre 1753 etwa 132,000 Morgen Landes an den König, die Städte, den Johanniterorden und die Grundbesitzer vertheilt werden: alles neu erworbenes, erobertes, treffliches Land. Es wurden sodann 1252 Familien, Pfälzer, Rheinländer, Süddeutsche, hier angesiedelt. Die Wirthschaftskapitalien wurden denselben entweder von der Landschaft oder dem Könige selbst zu 5 Prozent vorgestreckt; ihre Abgaben wurden sehr mäßig normirt, die Instandhaltung der Entwässerungsanlagen ihnen in wohlgeordneter Weise übertragen. Allerdings waren die Wohnungen der ersten königlichen Kolonisten nur Hütten, kaum 2 m hoch und mit Stall und Scheune unter einem Dache; dennoch kostete dem Könige die ganze Anlage über eine Million Thaler. Mit vollem Rechte aber durfte er das stolze Wort von „einer im Frieden eroberten Provinz“ späterhin gebrauchen.

Freilich mußte noch gar manches Jahrzehnt ins Land gehen, ehe das Oderbruchland ward, was es heute ist: ein wahrer Garten Gottes, bewohnt von einem wohlhabenden, thatkräftigen und fleißigen Menschenschlage, dem indessen die Würdigung, ja die Erkenntniß ideeller Ziele mehr oder minder noch fehlt. Geld und Gut hat hier nur zu sehr den Sinn des Volkes veräußerlicht. Aber es ist besser geworden in den letzten Jahrzehnten; die Bildung und die häusliche Einrichtung ist nicht mehr wie früher lediglich ein Firniß auf ungehobeltem Holze. Der Landbau wird namentlich auf den verpachteten königlichen Domänen mit allen seinen Nebenzweigen außerordentlich sorgfältig und unter fleißiger Benutzung der neuesten Theorien und Hülfsmittel betrieben; die Rübenkultur steht in hoher Blüte, und die Zuckerfabrikation beschäftigt Tausende fleißiger Hände.

Digitized by Google

Eine im Frieden eroberte Provinz. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Die Viehzucht ist auf den großen Aemtern Wollup, Kienitz, Charlottenhof u. s. w. geradezu in musterhaftem Zustande, die Heuwirthschaft sehr bedeutend. Der Oderstrom sorgt dafür, daß die Arbeit an Dämmen und Deichen, an Schleußen, Buhnen, Häfen, Kanälen nimmer aufhöre; das aber ist ein Segen für das reiche Land. Die größeren Dörfer haben nahezu einen städtischen Anstrich gewonnen; in den schmucken, oft selbst prunkend eingerichteten Häusern fehlt das Piano nicht; der Landmann ist ein Gutsbesitzer geworden, und die „jungen Damen" sind in Frankfurt oder Berlin in der Pension gewesen; der belebende Hauch eines höher entwickelten geistigen Lebens aber, der weht uns freilich aus dem Oderbruche nicht entgegen.

Küstrin. Wir haben die Thürme von Küstrin bereits begrüßt. Jetzt tauchen die Wälle der Festung auf; das alte Schloß, nun eine Kaserne, erhebt sich vor uns, dahinter die Pfarrkirche mit ihrem nur niedrigen Thurme, und jetzt legt der Dampfer bei einer großartigen, kühn gespannten Brücke an. Ueber ihre Bogen hin betreten wir das freilich recht kleinstädtisch-holperige Pflaster der alten Hauptstadt der Neumark.

Küstrin (14,070 Einwohner) ist eine völlig moderne, überaus nüchtern gebaute Stadt ohne Denkmäler, ohne Schönheit, ohne Schmuck. Die Wälle mit ihren sechs Bastionen und dem hohen Kavalier haben der innern Stadt unverrückbare Grenzen gezogen; die Straßen sind eng; nur der Markt bietet einen weiten offenen Raum und an den Jahrmarktstagen ein nicht uninteressantes Bild dar. Die Kirchen Küstrins entbehren jeder inneren Ausschmückung, abgesehen von einem Altarbilde des Berliner Akademikers Rhode. Nur an einem Portale am Markte begegnet uns der Schild des ritterlichen Johanniterordens, und an dem geräumigen Rathhause prangt das Wappen der Stadt. Und doch ist Küstrin eine alte Feste und hat eine reiche Geschichte! Wie erklärt sich dieses Mißverhältniß zwischen Vergangenheit und Gegenwart?

Ein Blick in die Chronik weist uns hin auf das furchtbare Bombardement der Russen im August 1758; ihm fiel die ganze alte Stadt bis auf die Grundmauern der Garnisonkirche, des Schlosses, des Zeughauses und eines Thorhäuschens zum Opfer.

Deutsche Ritter, und zwar deutsche Templer und Johanniter, haben die Neumark oder, wie dieselbe in den alten Urkunden heißt, „das Land über der Oder" urbar gemacht und für Deutschland erobert. Nördlich und südlich von Küstrin besaßen sie reiche Komthureien; ja es schien einmal, als sollte hier sogar ein Ordensstaat sich bilden. Das Konzil von Vienne und die Katastrophe der Templer traten hindernd dazwischen. In diesen Zeiten taucht die Stadt Küstrin auf, ein Besitzthum bereits der Markgrafen, beschützt von einem wehrhaften Schlosse, bei welchem der sehr einträgliche Zoll nach Polen hin und von Polen her erhoben wurde. In bunter Folge wechselten die Herren der Feste, Markgrafen, böhmische Große, Deutschordensgebieter und endlich Zollernfürsten.

Unter einem derselben, dem Markgrafen Hans, einem nachgeborenen Sohne Joachim's I., erlebte die Oderstadt ihre Glanzzeit. Der Charakter dieses Fürsten bietet ein seltenes Gemisch von Tugenden und Fehlern dar. Markgraf Hans war zwar ein frommer und gewissenhafter Regent und doch manchmal rücksichtslos, tyrannisch, geldgierig bis zum Aeußersten. Ein freudiger Bekenner des

Digitized by Google

Evangeliums, ließ er es doch zu, daß die ſpaniſchen Waffen ſeine Glaubensgenoſſen niederwarfen; ja, er bezog ſelbſt ein Jahrgeld vom Kaiſer. So thätig er in ſeinem fürſtlichen Berufe war, ſo gläubig überließ er ſich den müßigen Träumereien der Aſtrologie; ſo ſparſam er ſelbſt Hof hielt, ſo unnachſichtig verfügte er über Vermögen und Zeit ſeiner Unterthanen. Kein liebenswürdiges Fürſtenbild, aber ein Staatsmann durch und durch; nicht edel, aber hervorragend klug — hart und doch wohlthätig, vor Allem bürgerlich ſchlicht*), fürſtlich freigebig nur beim Bau ſeiner geliebten Feſtungen und ſeines nun zerſtörten Grabmals: ſo tritt uns dieſer in der Sage und in dem geſchichtlichen Bewußtſein der Neumärker mit unverwüſtlicher Friſche fortlebende Regent entgegen!

Feſtung Küſtrin.

Erſt im Jahre 1880 ſind ſeine Gebeine in dem verſchütteten Grabgewölbe der Küſtriner Marienkirche mit denen ſeiner Gemahlin in bereits erbrochenen Bleiſärgen wieder aufgefunden worden. Sein prachtvolles Marmordenkmal iſt zerſtört, Schutt vom großen Brande her füllt ſeine Gruft; aber ohne Aufhören wird im Lande ringsum erzählt von ſeinen Reiſen, die er unerkannt durch die Neumark machte, und von ſeiner Strenge. Unvergeſſen iſt ferner ſeine edle Gemahlin, die Markgräfin Katharina, eine Mutter der Armen, eine bürgerlich

*) Er trank nichts Anderes als Kroſſener Landwein; einen ſeiner Räthe, den Herrn Barthold von Mandelsloh, der bei einer Gaſterei Malvaſier aufſetzte, ließ er ſehr hart an.

Digitized by Google

tüchtige Hausfrau und eine hochgesinnte, freudig gläubige Fürstin zu gleicher Zeit. An die glänzende Zeit Küstrins unter Markgraf Hans, an seine prächtigen, zum Theil von italienischen Architekten ausgeführten Bauten erinnern noch einzelne reiche Reste blühender Renaissance im Schloßhofe und am Zeughause.

Das Küstriner Schloß, ein unregelmäßiges Viereck mit einem runden und einem achteckigen Thurme, birgt indessen noch andere Erinnerungen. Scheu schweift unser Blick zu den Fenstern der Bel-Etage auf, in welcher sich jetzt das Offizierkasino befindet. Dort in jenen Zimmern hat einst ein Kronprinz von Preußen gefangen gesessen; von dort oben — es läßt sich nicht mehr bestimmen, aus welchem Fenster — hat er dem Freunde nachgeblickt, der den Todesgang für ihn ging! Dort in dem Wallgange auf der Bastion Brandenburg, an der Stätte, wo jetzt ein kleines Gärtchen sich befindet — genau weiß Niemand den Ort anzugeben, selbst nicht die Tradition — hat der Leutnant von Katte sein jugendliches Haupt auf den Block gelegt. Es liegen uns über den düstern Novembertag des Jahres 1730 zwei Berichte vor, der eine verfaßt von dem Major im Regiment Gens d'Armes von Schack, der andere von dem damaligen Garnisonprediger Besser zu Küstrin; wir erhalten aus ihnen ein anschauliches Bild des traurigen Vorganges:

„Wie wir am 5. November nach zwei Uhr Nachmittags" — Schack eskortirte den Leutnant von Katte — „in die Stadt kamen, stund der Kommandant an dem Thore, ließ uns da halten und aussteigen, nahm den seligen Herrn von Katte bei der Hand und führte ihn die Treppe zum Wall hinauf, allwo eine Stube über dem Thor mit zwei Betten, eines für ihn, das andere für den Prediger, bereitet war. Den andern Tag Morgens um 7 Uhr sollte die Exekution vor sich gehen; das Kommando, so von 150 Mann von der Garnison gemacht wurde, nahm ihn in die Mitte; der eine Prediger ging zur Rechten, der andere zur Linken und sprachen ihm immer vor. Er hielt ganz frei und munter den Hut unter dem Arme, nicht gezwungen und affektirt, sondern ganz natürlich. Er ward längs dem Wall geführt. — Nach langem, sehnlichem Umhersehen erblickte er seinen geliebtesten Jonathan, Ihro Königliche Hoheit den Kronprinzen, endlich am Fenster des Schlosses, von selbigem er mit höflichen und verbindlichen Worten in französischer Sprache Abschied nahm mit nicht geringer Wehmuth. Er hörte ferner seine abgefaßte Todessentenz durch den Herrn Geheimerath Gerbett unerschrocken vorlesen. Da solche geendigt, nahm er vollends Abschied von denen Herrn Offiziers, besonders von dem von Assenburg, Holzendorff und dem Kreise, empfing die letzte Absolution und priesterliche Einsegnung mit großer Devotion, entkleidete sich selbst bis aufs Hemde, entblößte sich den Hals, bedeckte sich mit einer weißen Mütze, welche er zuvor zu dem Ende bei sich gesteckt hatte, kniete nieder auf den Sandhaufen und fing laut an zu beten: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" Welches noch nicht aus war, so flog der Kopf, durch die Hand und Schwert des Scharfrichters Coblentz abgesondert, vom Körper weg. Dann ward der Gerichtete mit einem schwarzen Tuch bedecket, bis er von denen besten und vornehmsten Bürgern dieser Stadt aufgehoben, in einen beschlagenen Sarg geleget und auf hiesigem Gottesacker in der kurzen Vorstadt eingesenkt wurde Nachmittags 2 Uhr." Jetzt ruht Hans Hermann von Katte in der Familiengruft seines Geschlechtes zu Wust im Havellande. —

Digitized by Google

Mit diesen Erinnerungen vereint sich noch eine düstere Reminiszenz aus der Geschichte des Vaterlandes in unserm Geiste, wenn wir auf den Wällen Küstrins stehen: wir meinen das Andenken an den schmählichen Fall der Festung durch den Verrath des Kommandanten von Ingersleben im Jahre 1806. Unter dem regen Leben und dem vielbewegten Verkehre der Gegenwart aber sind den Einwohnern der Stadt die Bilder aus alter Zeit mehr und mehr verblaßt, wie denn die alten Festungswälle selbst durch die Ergänzungs- und Verbesserungsbauten der Neuzeit völlig umgeändert worden sind.

Der untere Oderlauf und die Neumark. Wir haben noch eine historische Stätte der Mark Brandenburg von Küstrin aus zu besuchen, das ist das etwa 8 km entfernte Schlachtfeld von Zorndorf, nördlich von der Stadt belegen. Wir überschreiten die Warthe, welche nördlich von der Festung in die Oder sich ergießt, auf neu erbauter, hoher steinerner Brücke; von ihrem Geländer aus erblicken wir den stumpfen, leuchtenden Thurm des Städtchens Sonnenburg und sein hohes Schloß. Dort findet in jedem zweiten Jahre Rittertag und Ritterschlag der evangelischen Johanniter Brandenburgs und Deutschlands statt. Ein reicher Segen, eine Fülle christlicher Barmherzigkeit hat sich von dem Musterkrankenhause des ritterlichen Ordens aus über Deutschland verbreitet. Durch die „kurze Vorstadt" Küstrins, welche, reich an Industrie und geschäftlichem Leben, sich jenseit der Warthe ausbreitet, wandern wir an einem detachirten Fort vorbei dem Walde zu, der uns in seinem Schatten behält, bis das weite Schlachtfeld von Zorndorf und an dessen Rande das Dorf selbst mit dem spitzen Thurme der gothischen Kirche vor uns liegt. Hier ist die Stätte, da am 25. August 1758 Seydlitz mit der preußischen Reiterei den unvergänglichsten Lorber sich erwarb. — Doch nun wieder nach Küstrin zurück, die steile Anhöhe vor Zorndorf hinab! Eine Stunde wandern wir durch den dunkelnden Wald; dann grüßt uns die hohe, neu erbaute Kaserne des 48. Regiments. Eine Nacht Ruhe und dann die Oder hinab! Zwischen einer Menge von Flößen, auf denen der genügsame „Wasserpole" in aller Behaglichkeit seine Strohhütte bewohnt, dem offenen Strome zu, welcher uns nach Schwedt hinabträgt, oder besser noch eine Fußtour durch den nordöstlichen Theil der Neumark! Nicht fehlt es hier an kleineren, interessanten Städten, an weit ausgedehnten Forsten, an lieblichen Thälern, unter denen das nachtigallenreiche Mietzelthal besonders hervorragt, an Eisenhämmern und anderen gewerblichen Etablissements, an hochragenden Sitzen alter Geschlechter. Die Ackerstadt Neudamm (3778 Einw.) betreibt zugleich eine sehr schwunghafte Tuchindustrie; das Städtchen Bärwalde (3904 Einw.), noch den vollen Schmuck seiner mittelalterlichen Befestigungen bewahrend, ist die Stätte, da der Markgraf Waldemar im August 1319 zu seinen Vätern versammelt ward. Hervorragende Alterthümer besitzt Königsberg in der Neumark (6570 Einw.). Eine herrliche gothische Kirche, überkleidet mit einem Filigrangewebe von Backsteinen voll wunderbarer Schönheit und Poesie, mächtige, wohlerhaltene Thore, ein hochalterthümliches Rathhaus aus dem 14. Jahrhundert überraschen den Wanderer in dieser jetzt so stillen, nur durch eine gefeierte, alte lateinische Schule hervorragenden Stadt. Der Lärm der Pommernschlachten hat Königsberg in der Neumark einst oftmals umtobt, und ein altes Lied, das noch vorhanden ist, erzählt uns, wie im Jahre 1372 der ritterliche junge Herzog

Digitized by Google

Kaſimir die Grenzfeſte angriff, auf einer Leiter die Mauer erſtieg, von einem freien Schuhknechte aber mit einer „guten Armbruſt“ durch den Hals geſchoſſen wurde und ein frühes Grab im Dome von St. Otto zu Stettin gefunden hat. Wollen wir von der Eiſenbahnlinie Küſtrin-Stettin uns weiter entfernen, ſo ſuchen wir wol das romantiſch an ſeinem weiten, klaren See gelegene Städtchen Mohrin mit der von Heideroſenbüſchen umgebenen Ruine Stolzenburg auf ſteiler Höhe über dem See auf. Märchenhafte Stille und eine düſtere, ſchwermüthige Poeſie ruhen über der Gegend. Noch weiter oſtwärts von der Oder liegt Soldin (6162 Einwohner) mit ſeinem Domſtifte, die Mutterſtadt aller deutſchen Anſiedelungen in der Neumark — jetzt todt und ſtill — und Lippehne (3816 Einwohner), bekannt durch jenes ſogenannte Lippehner Recht, daß, wer im Kreiſe der Zecher beim Rundtrank das Glas geleert hat, nun den luſtigen Brüdern den friſchen Pokal zu kredenzen hat. Doch bei Soldin und Lippehne fängt bereits jene von Wäldern prächtig geſchmückte Seenplatte an, welche, in nordöſtlicher Richtung ſich hinziehend, zwiſchen Pommern und Brandenburg die Grenze bildet. Auch dies an Getreide außerordentlich reiche Gebiet wird der Hauptſtadt und dem großen Verkehre näher gerückt ſein, wenn die Bahnlinie Küſtrin-Stargardt zur Ausführung gekommen ſein wird. Dann werden freilich auch die Eigenthümlichkeiten, welche ſich der „Weizacker“ bei der pommerſchen Stadt Pyritz noch bewahrt hat, mehr und mehr verſchwinden. Das iſt nun einmal der Lauf der Dinge! Ein regeres Leben wird dann aber erblühen in dieſen vom Oderthale ſeitwärts liegenden Höhenlandſchaften der Neumark!

Denkmal des Herzogs Leopold von Braunſchweig zu Frankfurt an der Oder.

Digitized by Google

Ein märkischer Gutshof. Das alte Rittergut Derer von Hacke zu Machnow bei Berlin.
Zeichnung von H. Lüders.

Auf dem Lande.

Die allgemeinen Verhältnisse der Provinz in statistischer, industrieller und landwirthschaftlicher Hinsicht. — Der Boden der Mark. — Die märkischen Dörfer. — Ein märkisches Rittergut; das Herrenhaus, die Wirthschaftsgebäude. — Sagen und alte Bräuche der Mark.

Die allgemeinen Verhältnisse der Provinz in statistischer, industrieller und landwirthschaftlicher Hinsicht. Nachdem wir in den vorangegangenen Abschnitten versucht haben, dem Leser die Bilder der bemerkenswerthesten Stätten der Mark vorzuführen, erübrigt uns noch, den Blick auf die Beschaffenheit des gesammten Landes, auf die ihm eigenthümlichen großen Züge, seine Statistik und seine Bodenverhältnisse zu werfen. Der Flächeninhalt der Provinz Brandenburg in ihrer heutigen politischen Begrenzung beträgt $724{,}_5$ □Meilen mit etwa 3,383,560 Einwohnern; davon umfaßt der Regierungsbezirk Berlin-Potsdam $374{,}_6$ □Meilen mit 2,281,248 Einwohnern in 71 Stadt-, 1530 Landgemeinden und 965 Gutsbezirken, während der Regierungsbezirk Frankfurt auf $348{,}_5$ □Meilen ungefähr 1,000,000 Einwohner zählt, welche sich auf 65 Stadt-, 1645 Landgemeinden und 1004 Gutsbezirke vertheilen. Der erstere hat, von Berlin und Potsdam abgesehen, 15, der letztere, außer

Digitized by Google

dem Stadtkreise Frankfurt, 18 ländliche Kreise. Wie die angeführten Zahlen bereits ergeben, wohnt im Regierungsbezirke Potsdam die Bevölkerung viel dichter zusammen als im Regierungsbezirke Frankfurt. Dem Bekenntnisse nach ist die Provinz überwiegend protestantisch; die Zahl der Katholiken übersteigt nicht 88,000; im Osten tritt das jüdische Element in der Bevölkerungsziffer stärker auf, denn man veranschlagt die Kopfzahl der jüdischen Einwohner im Regierungsbezirke Frankfurt auf etwa 7000. Eine abgesonderte Nationalität bilden, wie erwähnt, die 50,000 Wenden im Süden Brandenburgs. Die Provinzialstände umfassen auch die Altmark; die Herren und die Ritterschaft sind im Provinziallandtage durch 31, die Städte durch 22, die ländlichen Besitzer durch 13 Deputirte vertreten.

Was die Industrie der Provinz anbetrifft, so sind einzelne Zweige derselben zu bedeutendem Umfange und hoher Ausbildung gediehen. Brandenburg hat mehr Wollspinnereien für Streichgarn als irgend ein anderer Landestheil; in der Anzahl der Webstühle für Wolle und Halbwolle bleibt die Mark nur hinter der Rheinprovinz zurück. Nächst Schlesien und Westfalen hat Brandenburg für Leinen und Halbleinen die meisten Stühle; in Bezug auf Tuch-, Schal-, Teppich-, Maschinen-, Porzellan-, Wachstuch- und Parfümeriefabriken steht die Provinz obenan; außerdem besitzt die Mark zahlreiche Färbereien, Schirm-, Bronzewaaren- und Tabaksfabriken. Berühmt endlich sind die Glashütten Brandenburgs. Nicht aber durch die Gunst der natürlichen Verhältnisse ist dieser Aufschwung erreicht worden: „Brandenburg", so hat Wilibald Alexis mit Recht in der Vorrede zu seinem „falschen Waldemar" ausgeführt, „ist stark geworden durch sich selbst, durch die mannhafte, unabläßige, oft vom Geschick daniedergeworfene, aber stets wieder mit liebevoller Treue aufgenommene Arbeit seiner Fürsten und seines Volkes."

Denn nicht eben reich an Produkten des Bodens, an Schätzen der Erde ist dies sicherlich einst vom Meere bedeckte Land zwischen $51^{\circ}\,26{,}_{3}'$ und $53^{\circ}\,36{,}_{5}'$ nördlicher Breite, dessen westlichster Punkt auf $28^{\circ}\,55{,}_{5}'$ liegt, während die Ostgrenze sich auf $33^{\circ}\,48{,}_{8}'$ bestimmen läßt. Erst der Fleiß der Menschen hat in Jahrhunderte langem Kampfe die Provinz zu dem blühenden Lande gemacht, das sie jetzt bildet.

Der Boden der Mark. Was ferner die Bodengestaltung anbetrifft, so kommt vom primären Gebirge nur die Grauwacke im Kalauer Kreise bei Groß-Koschen vor; das Triassystem, welches dem sekundären Gebirge angehört, findet sich in dem großen, oben beschriebenen Kalkbruche von Rüdersdorf. Die Hauptmasse des brandenburgischen Bodens gehört den Bildungen des Tertiär- oder jüngsten Flötzgebirges an. Dasselbe ist in der Provinz von großer Mächtigkeit, aber es steigt nicht zu Bergketten von großer Höhe an, sondern bildet nur sanft gewölbte Landrücken, welche freilich gegen die Wasserpässe und Flußthäler oft jäh und steil abfallen. Von den jüngsten Formationen dieser Tertiärperiode hat das Diluvium in der Provinz Brandenburg eine große Verbreitung. Dem letzteren eigenthümlich ist das Vorkommen großer Geschiebe und Gerölle, der erratischen Blöcke. Ueberall findet sich in der Mark endlich das Alluvium, die jüngste Bodenformation, die Süßwasserbildung. Betrachten wir nun im Einzelnen die wichtigsten dieser geologischen Schichten.

Digitized by Google

Von den Formationen des Triassystems haben wir die Rüdersdorfer Kalkbrüche bereits erwähnt; zu den Bildungen dieser sekundären Periode gehört indessen auch noch das Sperenberger Gipsflötz zwischen den Städten Zossen und Luckenwalde. Die Hauptlager desselben sind bis etwa 4 m mächtig. Die Ausbeutung dieses Gipslagers steht in regem Betriebe.

Häufig, wie wir bereits andeuteten, begegnet uns in der Mark die Sage, daß dieser oder jener See — gewöhnlich ein „Teufelssee" — infolge eines Sinkens des Bodens entstanden sei. Diese Ueberlieferung ist sicherlich nicht bloße Sage; es muß vielmehr als gewiß angenommen werden, daß infolge von Erdfällen diese oft sehr tiefen Seen entstanden sind, aus denen der Volksglaube in der Johannisnacht leisen Glockenton heraufklingen hören will. Veränderungen des Bodens sind, wie wir beim Schwielungsee sahen, in historischer Zeit mehrfach vorgekommen.

Häufig tritt in der Mark die Braunkohlenformation auf, welche der tertiären Periode der Erdbildung angehört, so z. B. in vielen Gegenden der Neumark, in der Herrschaft Muskau, zu Rauen bei Fürstenwalde u. s. w. Die Erschließung der ausgebreiteten Braunkohlenflötze, welche in der Bodenkruste der Provinz Brandenburg abgelagert sind, verdankt das Land den unermüdlichen Untersuchungen des großen brandenburgischen Historikers Karl Friedrich von Klöden, ehemaligen Direktors der Gewerbeschule zu Berlin. Die märkische Braunkohle zeigt eine bräunlichschwarze, selten eine pechschwarze Farbe, geht oft aber ins Lichtbraune über. Dicht und homogen, fest gefügt, hat sie ein spezifisches Gewicht von $1_{,25}$ und eine Härte etwas unter Kalkspath. Die nachhaltigste Heizkraft besitzt die dunklere, sogenannte Moorkohle. Fast ausnahmslos werden die Braunkohlenlager der Mark durch Tiefbau und nicht durch Tagebau ausgebeutet, d. h. es wird fast überall der Stollen in die Erde getrieben. Nicht selten, so z. B. bei dem Dorfe Rauen unweit von Fürstenwalde, finden sich ebenfalls der Tertiärperiode angehörige Thonlager, welche zur Fabrikation von Geschirren abgebaut werden.

Nicht völlig fehlen ferner der Provinz die Mineralquellen, wenn sie auch selten sind. Die Gesundbrunnen von Freienwalde, Eberswalde, Charlottenburg, Frankfurt, Potsdam enthalten geringe Eisen-, Kalk- oder Schwefelbestandtheile; trotzdem ist die Heilkraft dieser Quellen oft sehr hoch angeschlagen worden. Wir glauben, mit Unrecht. Wer in der Mark Heilung sucht, der erwarte sie, wenn er dieselbe in der Natur finden will, nur von der würzigen Waldluft, von friedlicher Stille und ländlicher Abgeschiedenheit.

Das Diluvium der Mark enthält Thon, Lehm, Mergel, welcher letztere erst durch ein Edikt Friedrich's des Großen von 1765 als nützlich zur Aufbesserung unfruchtbaren Bodens empfohlen wurde; ferner viel Sand, der oft verheerend als Flugsand auftritt und dann durch die Aussaat des Strandhaargrases zum Stehen gebracht werden muß, Kies und Granitgeschiebe. Die letzteren, die durch Eisgletscher aus Skandinavien hierher nach der Mark gebrachten Gerölle, werden, wenn sie eine gewisse Größe erreichen, „Findlinge" oder „erratische Blöcke" genannt. Sehr oft begegnen uns, wie auf den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde, wahre Riesen unter diesen Wanderblöcken. Wahrscheinlich haben viele derselben in heidnischer Zeit als Opferaltäre gedient, wie z. B. der Näpfchenstein beim Dorfe Lichtenberg unweit von Frankfurt an der

Digitized by Google

Oder, in welchen tiefe runde Löcher für das Blut des Opferthieres eingehauen sind. Auch Bernstein findet sich im Diluvium der Mark, jedoch nur selten.

Wir kommen endlich zur jüngsten Formation der Erdrinde, dem Alluvium oder Schwemmlande. Hierher gehören der Süßwasser- und Wiesenkalk, der Raseneisenstein, die Infusorienschichten, die sehr bedeutenden Torflager der Provinz, denen wir bei Durchwanderung des Havellandes unsere besondere Aufmerksamkeit schenken mußten. Auch die Ablagerungen von Lehm und Töpferthon sind dem Alluvium unterzuordnen. Der märkische Thon, namentlich der beim Dorfe Velten im Glin gegrabene, sowie die Lager von Glindow bei Lehnin und in der Boberow bei Rheinsberg werden in den Steingutfabriken als ein vorzügliches Material zur Herstellung eines starken und dauerhaften Geschirrs benutzt. Zu Weißenspring in der Grafschaft Ruppin befand sich einst eine Thonpfeifenfabrik, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts noch für 22,500 Mark Waare jährlich absetzte; das Aufkommen der Cigarre hat dieser Fabrikation, welche auch sehr schwunghaft zu Rostin in der Neumark betrieben wurde, den Todesstoß gegeben. Töpfereien und Kachelofenfabriken finden aber stets noch ein treffliches Material in dem Boden der Mark. Einer hohen Berühmtheit erfreuen sich die überaus thätigen Ziegeleien; die Steine, welche im Havellande gebrannt werden, namentlich die besseren Sorten des Rathenower Fabrikats sind geradezu vorzüglich.

Ueber die in dem Vorstehenden durchgegangenen Formationen breitet sich wie eine schützende und nährende Decke nun endlich der Humus oder die Dammerde, dem verwesenden Pflanzen- und Thierreiche ihr Entstehen verdankend. In der Mark beträgt die Mächtigkeit dieser Schicht gewöhnlich $0{,}_{16}$ m; in Stromniederungen steigt sie oft bis $0{,}_{60}$ m, weil hier der Verwesungsprozeß in größter Stärke vor sich geht.

Nachdem wir den Boden der Mark Brandenburg geologisch dargestellt haben, betrachten wir denselben in landwirthschaftlicher Beziehung. Von dem Areal der Mark sind

$46{,}_{7}$	Prozent	Acker- und Gartenland,
$14{,}_{8}$	=	Wiesen und Weiden,
$32{,}_{3}$	=	Wald,
$6{,}_{2}$	=	Wasser und unbebautes Land.

Nach anderm Prinzipe, dem nämlich des Bodengehaltes, wird das Land eingetheilt in Thon-, reinen Lehm-, sandigen Lehm-, lehmigen Sand-, reinen Sand-, Mergel- und humosen Boden. Am werthvollsten und zum Anbau fast aller Feldfrüchte passend ist der Lehmboden; er bedarf nicht der Aufhülfe durch Mergel, ist indessen bei weitem nicht so häufig wie die beiden, nach ihm benannten Bodenarten, welche vorzugsweise auf den Hochflächen der Mark sich finden. Sandwüsten sind wol in jedem Theile des Landes anzutreffen; mit schwerem, langsamem Schritte durchzieht sie der Wanderer, namentlich wenn die Sonne glühend am Himmel steht, kein Lüftchen sich regt, kein Baum Schatten spendet und der mit Sandwellen bedeckte Boden einem erstarrten Feuermeere zu gleichen scheint. Mergel- und humoser Boden sind verhältnißmäßig selten. In Zahlen ausgedrückt, würde das Verhältniß dieser verschiedenen Bodenarten sich ungefähr folgendermaßen bestimmen lassen:

Digitized by Google

Thonboden	3,5	Prozent	des	angebauten	Landes,
Lehmboden	5,0	"	"	"	"
Sand, Lehm	23,0	"	"	"	"
Lehm, Sand	25,0	"	"	"	"
Sandboden	42,0	"	"	"	"
Mergel und humoser Boden . .	1,5	"	"	"	"
	100 Prozent.				

Doch zu lange schon haben wir uns bei der Theorie aufgehalten. Betrachten wir das landwirthschaftliche Leben der Mark nun einmal von der praktischen Seite und machen wir einen Besuch auf einem märkischen Dorfe.

Die märkischen Dörfer. Im Allgemeinen lassen sich in der Mark auch heut noch die Dörfer slavischen und deutschen Ursprungs leicht unterscheiden. Nicht etwa am Namen, denn altslavische Ansiedelungen sind bei der deutschen Eroberung auch mit deutschen Namen benannt worden; nicht an dem Vorhandensein alter Grabstätten und Urnenreste, denn wir wissen nicht, ob diese Zeugnisse des Grabkultus germanischen oder slavischen Ursprungs sind, sondern vielmehr an der Anlage des Dorfes. Ist dasselbe langgestreckt an der Heerstraße gebaut, so spricht die Wahrscheinlichkeit für deutschen Ursprung, während die kreis- oder ringförmig angelegten Siedelungen bis in slavische Zeit zurückgehen. Selten fehlt dem Dorfe der Mark ein Tümpel in der Mitte, auf welchem die Enten sich munter tummeln, an dessen Rande oft Wäsche — nicht allein die Schafwäsche — in primitivster Weise gehalten wird, und durch den die liebe Jugend mit hochaufgekrempten Hosen jauchzend hindurchwatet. Gewöhnlich stehen in der Nähe das Häuschen des Nachtwächters und das Gelaß für die Dorfspritze, falls eine solche vorhanden ist, sowie die großen Wasserbehälter, welche bei Feuersgefahr zur Brandstätte geschleift werden, „Feuertinen" im märkischen Dialekte genannt. Durch jedes reichere Dorf — nur die neuen, halb städtisch gebauten Bruchdörfer machen eine Ausnahme davon — zieht sich eine Kastanien-, Linden- oder Ulmenallee. Was die Bauweise der Häuser anbetrifft, so hat sich in letzter Zeit nur allzu sehr der gute, praktische Brauch verloren, die schmale Giebelseite der Straße und die Breitseite dem Hofe zuzuwenden. Mehr und mehr schwinden auch die charaktervollen Bauten holländischer Ansiedler, auf denen wol das altheilige Zeichen des Schwans uns entgegentrat, sowie die umfangreichen, an Niedersachsen erinnernden Bauerngehöfte, auf welchen die beiden Roßköpfe Wodan's aufgerichtet waren. Nivellirend bis in die abgelegenste Dorfschaft hinein wirkt nun einmal das Leben der Gegenwart, und es läßt sich dem keine Schranke, kein Damm entgegensetzen. Selbst das solide Mobiliar des ländlichen Hauses wird selten; die großen, schönen Schränke werden sammt dem Spinnrade auf den Boden gebracht; zerbrechlicher, werthloser Möbelplunder tritt der „Feinheit" wegen an die Stelle der alten Einrichtung. Die Strohdächer mit dem köstlichen Moose, auf dessen sammtnem Grün die Morgen- und die Abendsonne sich freundlich wiegte, sind von Obrigkeits wegen verboten; das nüchterne Ziegeldach ist an ihrer Stelle gäng und gebe geworden. Wie's mit dem Hause gegangen, so mit der Pracht der alten Tracht. Ein unendlich komisches, freilich auch bedauernswerthes Wesen ist solch ein reiches, städtisch „aufgedonnertes" — so sagt der Volksmund — Bauernmädchen. All der Putz will nicht passen zu den derben Gliedmaßen; die

Digitized by Google

Kleider hängen um die Gestalt wie als etwas völlig Fremdes. Einzelne Landstriche machen davon eine Ausnahme; noch immer giebt es Frauen, die das seidene Kopftuch, Männer, welche den blauen, fast bis zur Erde reichenden Gehrock ehren, und Mädchen, die wohl wissen, wie schön ihnen die altslavische Tracht steht, welche wir im Spreewalde kennen lernten.

Doch zum Dorfe zurück! Leicht erkennen wir Pfarr- und Schulhaus. Man suche keine Eleganz in dem ersteren, aber ein gut Stück echten, getreuen, selbstverleugnenden und anspruchslosen, dennoch aber mit allem Edlen und Schönen geschmückten deutschen Lebens wird man in ihnen finden. Nicht jene vornehme Atmosphäre, welche englischen Pfarrhäusern eigen zu sein pflegt; denn der märkische Theologe geht nur zu oft aus den unteren Ständen hervor, aber werkthätige Liebe und ein Mitempfinden, Mitleben mit der Gemeinde. Und die Schule, die ist allerorten wohl versehen; die Ministerialverfügungen der siebziger Jahre haben den unendlichen Nutzen gehabt, daß durch sie dem märkischen Bauer in Bezug auf seine Pflichten gegen Schule und Lehrer die Augen mit Nachdruck geöffnet wurden. Selten hört man nur noch das Wort: „Wi bruken oll dat Tüg nich!“

Jedes Dorf hat mindestens einen Krug, ein Wirthshaus. Ein lustiges Zeichen, ein Kranz mit einem Stern oder dergleichen, findet sich freilich nicht mehr über der Schenke, welche jetzt überall „Gasthof“ heißt. Der Wanderer findet alle Arten von Wirthschaften vertreten. In diesem Dorfe begegnet's dir wol, daß du die Fenster der Schenke schwarz findest von Fliegenschwärmen; das Bier ist nicht zu genießen, selbst die Milch nicht, und wir verschmähen jeden Bissen von der Hand der Wirthin, welche ohne Scheu die Geheimnisse des Familienlebens und der Kindererziehung sich vor unseren Augen offenbaren läßt. Und im nächsten Dorfe Alles schmuck und sauber; die Wirthsleute freundlich und zuvorkommend. Es kommt eben auf den Geist an, der im Dorfe der herrschende geworden! Daß die Ortschaften um die Hauptstadt her ihren ländlichen Charakter fast ganz eingebüßt haben, versteht sich von selbst. In den entlegeneren Theilen der Mark aber herrschen noch die alten Lebensformen; dort zeigt das brandenburgische Volk noch seinen ursprünglichen Typus; dort finden wir auch die hervorragendsten der märkischen Adelssitze und Rittergüter.

Ein märkisches Rittergut. Das Herrenhaus. Die Wirthschaftsgebäude. Die gutsherrlichen Gebäude in der Mark Brandenburg zeigen beim ersten Blicke eine derartige Mannichfaltigkeit, daß es fast unmöglich erscheinen möchte, dieselben nach einzelnen Grundformen zu ordnen. Dennoch treten uns solche bei näherem Studium unverkennbar entgegen.

Die ältesten Edelsitze der Mark entstammen dem 15. und 16. Jahrhundert. Der Charakter derselben ist ein durchaus burgartiger. Als Beispiel für diesen ältesten Typus märkischer Herrenhäuser möchten wir das bereits oben erwähnte, der Familie von Winterfeld gehörige alte Haus Freienstein, unzweifelhaft die bedeutsamste Burgruine der Mark, anführen. Das Schloß, aus Backsteinen erbaut, hat einst ein Quadrat gebildet, welches einen Hof umfaßte, und an dessen Ecken runde, mit Spitzdächern geschmückte Thürme sich befanden. Ein Graben umzieht die Baulichkeiten.

Digitized by Google

Es mochte ſich nicht eben bequem wohnen in den Adelshäuſern des 15. Jahrhunderts. Was für einen gewaltigen Schritt zum Beſſern aber hatte die Baukunſt bei ihnen ſchon gethan! Denn jene älteſten Burgen der Mark, von denen indeſſen uns keine mehr erhalten iſt und welche im Zeitalter der Ballenſtädter als „feſte Häuſer“ erwähnt werden, waren nichts weiter als Wartthürme, an welche die hölzernen Ställe ſich ſchloſſen, umringt von einer Mauer, welche, wie die Warte ſelbſt, aus einfachen Feldſteinen erbaut war. Zu ſolchen Burgen gehörte der Uchtenhagen, gehörte die oben erwähnte Stolzenburg bei dem neumärkiſchen Städtchen Mohrin. Dieſe Warten erhoben ſich natürlich auf Anhöhen. So die letzterwähnte Ruine, deren Umfaſſungsmauern noch bis zur Höhe von etwa 4 m vorhanden ſind. Zu ihren Füßen liegt der große, tiefblaue Mohriner See. Seine weißen und gelben Roſen grüßen gleich ſchimmernden Sternen herauf. Wilde Roſen umziehen die Feldſteinmauer — träumeriſch klingen die Glocken der Stadtkirche über die ſtahlblaue Fläche des Sees hinüber. Hier wohnt echt dornröschenhafte Poeſie; die eiſernen Geſchlechter aber, welche in dieſer Warte einſt gehauſt haben, ſind nur wenig für die Schönheit des herrlichen Landſchaftsbildes empfänglich geweſen, welches dem Auge hier oben ſich darbietet.

Gegen ſolche Warten waren demnach Bauten wie die Freienſteiner im Thale gelegene Burg ſchon ein großer Fortſchritt. Dennoch war die ritterliche Wohnung in ihnen jedes Schmuckes bar, und ſelbſt der geringſte Landmann heutzutage wohnt bequemer als ein „beſchloßter Junker“ des 15. Jahrhunderts. Und wenn es ſchon den „Schloßgeſeſſenen“ ſo erging, wie ſtand's dann um die „Zaunjunker“, d. h. die nicht mit einem Burggebäude Begüterten, deren oft vier, acht, ja zwölf in einem Dorfe ein paar Hufen zu Lehn beſaßen? Ihre „curia“, der Hof, war im beſten Falle nichts Anderes als ein bäuerliches Gebäude; gewiß aber viel dürftiger als ein weſtfäliſches „Schulzengehöft!“

Erſt in der Renaiſſancezeit, als die Fürſten der Mark ihre alten, wartthurmartigen Reſidenzen auf den grauen Feſten und Jagdſchlöſſern verließen und die Burg zu Kölln an der Spree ausbauten, ward es anders. Jetzt führte auch der Adel ſich verhältnißmäßig bequemere Wohnhäuſer auf. Die gewaltige Höhe, die vielfach verſchnörkelten Giebel, die kleinen Fenſter, die vielen Stockwerke charakteriſiren dieſe Bauten des 16. Jahrhunderts, deren Prachtſtück wir in Schloß Boitzenburg kennen gelernt haben.

Das Volk ſtaunte dieſe Bauten, welche zumeiſt den italieniſchen Architekten am Hofe Joachim's II. ihr Daſein verdankten, als etwas höchlich Wunderbares, ja oft als Teufelswerke an. Dennoch waren ſie nicht feſt genug, um die Stürme des Dreißigjährigen Krieges zu überdauern. Bis auf wenige ſind ſie zerfallen oder in Flammen zuſammengeſtürzt in jenen furchtbaren Tagen, „da der Schwed' noch im Land thät hauſen“.

Was wir jetzt noch in Brandenburg an Herrenhäuſern haben — und es giebt deren eine ſehr beträchtliche Menge — verdankt ſpäteſtens der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ſeinen Urſprung. Dieſe älteren Bauten ſind ſehr einfach. Ein corps de logis — Erdgeſchoß und Bel-Etage — wird von zwei Pavillonen flankirt. Ueber dem Portale vielleicht ein Wappen, über dem Ganzen ein ziemlich hohes Dach: das iſt der Typus des älteren märkiſchen Herrenhauſes. Oft wird durch ein die beiden Pavillons verbindendes,

kunstvoll geschmiedetes Eisengitter eine geräumige cour d'honneur gebildet; eine Rampe führt auf zum Portale, und der ganze Bau hebt sich einfach aristokratisch von den dunklen Bäumen des oft zweihundertjährigen und älteren Parkes ab, der mit verstümmelten Sandsteinfiguren römisch-französischen Charakters geschmückt ist. Nicht werden ein „Borkenhäuschen", ein „Freundschaftstempel", ein „Wasserfall", eine „Einsiedelei" fehlen, noch auf dem Weiher vor dem Schlosse der adelig stolze Vogel, der Schwan. Sorgfältig wird der „Gazon" des Parks, sorgfältig der alte Baumbestand desselben gehütet und gepflegt.

Die neuere und neueste Zeit hat der Mark andere Typen von Herrenhäusern gegeben. Da findet sich hier und dort ein Landhaus französischen Stils, größer, geräumiger als das des 17. Jahrhunderts, verziert mit Attika, Säulenstellungen und verschnörkelten Portalen; eine große Halle nimmt den unteren Raum ein; eine prächtige Treppe führt zu den oberen Gemächern empor. Da tritt uns jener neuere, ziemlich farblose Stil entgegen, welchen die geradlinigen Gebäude palastartiger Beschaffenheit in der Hauptstadt aus den Tagen Schinkel's zeigen. Einer der unglücklichsten Gedanken war es, auch den französisch-normännischen Stil oder die Bauweise der Tudor's in die Mark einführen zu wollen; aber selbst das ist geschehen, und man hat einzelnen Stätten von hoher Bedeutung, z. B. dem Schlosse Gusow, dem Sitze des alten Feldmarschalls Derfflinger, dadurch einen völlig fremdartigen Charakter aufgeprägt.

Doch verweilen wir einen Augenblick länger bei einem dieser märkischen Herrensitze. Wir wählen Schloß Tamsel in der Neumark, eine Stunde von Küstrin belegen, einen durch große geschichtliche Erinnerungen, durch die Vornehmheit seiner Anlage und durch den künstlerisch thätigen Sinn seiner Bewohner gleich hervorragenden Edelsitz der Mark. Wie prächtig, wie liebevoll gepflegt ist dieser weit ausgedehnte Park mit dem schwellenden, einem grünen Teppiche gleichenden Rasen und den hoch aufragenden, uralten Bäumen! Und dies Schloß an der Bergeslehne mit seiner einfachen, nichts prätendirenden, aber durch seine edle Architektur sehr wirkungsvollen Façade! Hier verlebte der große Türkensieger, Hans Adam von Schöning, die letzten Jahre seines von Waffenlärm durchtosten Lebens! Er ist's, der die Riesen unter den Bäumen des Parkes, wie der Landmann erzählt, mit eigener Hand gepflanzt hat; in dem Ahnensaale, fast eine ganze Wand bedeckend, hängt sein Bild, das ihn in stolzer ritterlicher Wehr darstellt, wie er einen Angriff auf den Erbfeind der Christenheit zu kommandiren sich anschickt! Begeisterte, von Generation zu Generation sich vererbende Liebe zum Vaterlande hat hier den Denkmälern der Vorbesitzer und Ahnen einen besondern und dauernden Werth verliehen. In traulichem Verkehre mit den Gestalten einer längstvergangenen Zeit sind die späteren Geschlechter aufgewachsen; das „historische Bewußtsein" ist ein integrirender Theil ihres Geisteslebens geworden. Wohlgeordnet bewahrt das Archiv auch heute noch die Urkunden und die Stammbäume der Altvorderen.

Aber es kam eine andere Zeit, als die ehernen Tage des Großen Kurfürsten gewesen waren. Der märkische Edelmann legte den Panzer ab und ward ein Hofmann; die schönen Künste gewannen sich die Herzen und modelten die Lebensformen um. Das geschah auch auf Schloß Tamsel, und zwar unter dem Geschlechte, welches denen von Schönebeck und von Schöning im Besitze des Rittergutes und Johanniter-Ordenslehn Tamsel nachfolgte, den Herren und

Digitized by Google

Grafen von Wreich. Auf den Sitzen des märkischen Adels ward philosophirt, gedichtet; theatralische Aufführungen versammelten den Kreis der Freunde des Hauses. Das alte Schloß, der Park von Tamsel veränderten sich nicht unbedeutend unter dem Einflusse dieses neuen Geistes; Alles ward wohnlicher, heller, freundlicher. Fröhliches Lachen ertönte auf den Rasenplätzen und in den Bosquets des Parkes, die Wände des Schlosses bedeckten sich mit den Gemälden der Watteau'schen Schule, die Bibliothek füllte sich mit den Werken der französischen Literatur. Durch die Säle mit dem citronengelben, himmelblauen oder meergrünen Mobiliar wandelte ein „graziöses" Geschlecht, welches den Lebensgenuß in epikureisch-ästhetischem Sinne als oberstes Gesetz auf seine Fahne geschrieben hatte.

Zwei Gestalten sind es, die aus dieser vornehm fröhlichen Gesellschaft von Schloß Tamsel hochbedeutsam hervortreten: der junge Kronprinz von Preußen, welcher, für jede Kunst sich begeisternd, noch nicht die weltgeschichtliche Größe Friedrich's II. ahnen läßt und in dem nahen Küstrin weilt; und die schöne, von ihm gefeierte Frau von Wreich. Nicht lange konnte der Prinz dem heiteren Spiel mit Versen und dem Genuß der „Comédies pastorales" sich hingeben und der Dame des Schlosses seine Huldigungen darbringen; — es wurde bald anders! — Das Schloß bewahrt aus dieser Zeit eine Menge französischer Gedichte; auch Improvisationen einer deutschen Dichterin, der Karschin, sind — von der Hand damaliger Gäste auf Schloß Tamsel niedergeschrieben — zwischen ihnen befindlich; das bedeutendste Denkmal dieser Epoche aber ist ein Band in weißem Atlas: er enthält die Briefe des großen Königs an die Frau von Wreich.

Die Kriegszeiten kamen, furchtbar wurde Schloß Tamsel heimgesucht; selbst Friedrich konnte sich nicht hülfebringend der Stätte nahen, die ihm in schweren Tagen den Genuß sonniger Stunden geboten hatte, so flehentlich die einst von ihm geliebte Frau seinen Beistand anrief. Der Einfall der Russen verwüstete Hof, Schloß und Acker, und langsam, nur sehr langsam ging der Wiederaufbau des Zerstörten vor sich. Aber ein treues Beharren und die zähe Kraft des märkischen Volksstammes half auch den Tamselern durch die Nachwehen der drei schlesischen Kriege sowie durch die Franzosenzeit hindurch. Unterdessen waren die Dönhoff den Wreich, die Grafen von Schwerin den Dönhoff gefolgt. Alle Schicksale aber, die das große Vaterland betroffen haben — sie fanden stets ihren Nachhall in der Brust Derer, die hier lebten; sie hatten ihre Rückwirkung auf das märkische Rittergut, die Zeit der Freiheitskämpfe, wie die Kriege der Gegenwart!

Wandern wir durch das Schloß! Seine Façade ist modern — alt aber das weite Treppenhaus, in welchem das prächtige Geländer von getriebenem Eisen unsere Aufmerksamkeit erregt, und künstlerisch vollendete Büsten und Medaillons uns bezeugen, welch hohe Begeisterung für die Werke des Meißels hier stets geherrscht hat. Mit auserwähltem Geschmacke sind die Wohnräume des Hauses eingerichtet; einfach ist nur die Bibliothek gehalten; hier aber fesselt uns eine Ansicht des Berliner Schlosses aus dem 17. Jahrhundert und ein vortreffliches Brustbild Friedrich's des Großen. Durch das Vestibul treten wir auf die Rampe des Schlosses, die perronartig nach dem mit äußerster Sorgfalt gepflegten Garten hinausgeht. Das obere Stockwerk des Gebäudes enthält Wohnräume, die vorzugsweise im Winter benutzt werden, und den großen Saal.

Digitized by Google

Ein Boudoir, das mit auserwähltem Kunstsinne für die Schloßherrin eingerichtet ist, bewahrt ein Geschenk der Kaiserin Katharina II. von Rußland: chinesische Gobelins von wundervoller Arbeit! So könnten wir des Merkwürdigen, Künstlerischen, historisch Interessanten unendlich viel aufzählen aus jedem Gemache; aber diese wenigen Striche werden genügen, die Skizze eines vornehmen märkischen Herrenhauses zu bilden.

Das Schloß Tamsel ist von einem herrlichen Parke umgeben, welcher ebenso wie die einzelnen Räume des Herrensitzes die Spuren der sorgfältigen Pflege vieler Generationen an sich trägt. Unter dunklem Tannengebüsch birgt sich die Gruft des gräflichen Hauses. Hier und dort begegnet uns eine Statue, eine Inschrift, ein Leichenstein alter Zeit. Inmitten des Parkes steht ein prächtiger mit Bronzereliefs und der Statue der Rauch'schen Viktoria geschmückter Obelisk, dem Andenken jener Tage geweiht, welche Friedrich der Große hier verlebte. Außer der Widmung trägt das von dem reichsgräflich von Schwerin'schen Geschlechte gestiftete großartige Monument die mit genialem Blick aus den Klageliedern Jeremiä gewählte Inschrift: „Es ist dem Manne gut, wenn er das Joch trägt in seiner Jugend!" Auch außerhalb der nächsten Umgebung des Schlosses setzt der Park sich noch fort. Die Waldung der Berglehne ist mit großer Sorgfalt zu Anlagen umgeschaffen worden, durch welche eine kühle, romantisch schöne Schlucht hindurchführt, und in welcher die übliche Ausstattung des vergangenen Jahrhunderts, säulengetragene Rundtempel, Borkenhäuschen u. s. w., sowie französische Inschriften, nicht fehlen. Prächtig ist von der Höhe der Berge der Blick auf die scheinbar endlos sich hinziehenden Wiesen der Wartheniederung sowie auf Schloß und Kirche zu unseren Füßen.

Und nun zur Kirche! Die märkischen Dorfkirchen aus ältester Zeit sind aus Granitgeschieben erbaut, sehr klein, ungewölbt, mit einer halbkreisförmigen Apsis versehen, den breiten stumpfen Thurm im Westen burgwartenmäßig emporstreckend. Sämmtlich entstammen sie dem 13. oder 14. Jahrhundert. Nach der Schwedenzeit wurden diese Gebäude, freilich zum großen Theil ärmlich, aus der Zerstörung wieder aufgerichtet, aber im Geschmack des Barock- und Zopfstils, mit sechseckigen, wenn's hoch kam, verschnörkelten Thurmspitzen, Schrägdächern, durchbrochenen Lauben und Laternen — darüber eine spitz zulaufende hölzerne Pyramide. Erst die neueste Zeit hat die Mark wieder mit geschmackvollen gothischen und romanischen Kirchen im Ziegelrohbau beschenkt. Diese Dorfkirchen Brandenburgs bieten uns eine Fülle von Denkmälern, vorzugsweise von Mitgliedern der grundbesitzenden Familien und des geistlichen Standes, dar. Bis zum 16. Jahrhundert sind die Umrisse der Figur in den Leichenstein eingeschnitten; dann folgen die Hautreliefs der geharnischten „Edlen und gestrengen Herren" Junker und der nonnenhaft verschleierten „tugendreichen" Frauen aus märkischem Adel. Im 17. Jahrhundert behauptet die waffengeschmückte kriegerische Trophäe, im 18. die prunkvolle Allegorie, der Sarkophag oder die religiöse Idee in akademisch-französischem Gewande entschieden den Vorrang. Solche Trophäe, solch eine steinerne allegorische Darstellung, einen Sarkophag mit der Büste der Verstorbenen, welche Engel mit Guirlanden bekränzen, treffen wir auch in dem schönen Tamseler Gotteshause, welches durch Schinkel einen Erneuerungsbau in neugothischem Stile erfahren hat und, jüngst restaurirt, mit seinen zierlichen Formen, den glänzenden goldenen Kreuzen und den die Kirche

dicht umziehenden gärtnerischen Anlagen dem Parke zum höchsten Schmucke gereicht. Sehr sehenswerth ist das Monument des großen Feldmarschalls Hans Adam von Schöning und seiner zweiten Gemahlin, einer geborenen von Pöllnitz. Die überlebensgroßen Statuen des Ehepaares sind mit entschiedenem Pathos gearbeitet; die Rittergestalt charakterisirt treffend den kühnen und stählernen Geist der Paladine Friedrich Wilhelm's des Großen, die anmuthige Edeldame weibliches Wesen und frauenhafte Milde.

Nachdem wir den reichen Schatz kostbarer Geräthe besichtigt haben, welche die Gutsherrschaft mit frommem Sinne ihrem Gotteshause gestiftet hat, besuchen wir noch einen Augenblick die Gruft der alten Schönebeck, Schöning, Wreich und Dönhoff. Dann wieder hinauf zum goldenen Sonnenlichte — hinüber über die Dorfstraße, dem ummauerten Gutshofe, dem Amte Tamsel, zu!

Ein weites, von Gebäuden umschlossenes Oblongum dehnt sich vor uns aus. Die Süd- und Westseite desselben werden von Scheunen und Wirthschaftsgebäuden eingenommen; das Amtshaus liegt, von Akazien beschattet, im Norden; die östliche Seite wird von einem mit hohem Thurme geschmückten Stallgebäude gebildet, welches wahrhaft prächtig genannt zu werden verdient. Mitten auf dem Hofe, innerhalb von Gartenanlagen, steht ein thurmartiges Haus; es ist das Taubenhaus. Von einer Brennerei bemerken wir hier nichts; dieselbe ist auf einem Vorwerke Tamsels, dem nahen Gute Gernheim, angelegt und in starkem, ungestörtem Betriebe.

Werfen wir nun einen Blick auf die landwirthschaftlichen Verhältnisse der Herrschaft. Hart an der Warthe sind des Gutes reichste Bruchgrundstücke und Wiesen; die letzteren werden zweischürig benutzt, könnten es auch wol dreimal, wenn es nicht an Menschenhänden gebräche und die Willkür des Wartheſtromes nicht zu Zeiten jede Arbeit in den Wiesen verhinderte. Die höheren Wiesen, mit Rohr und Werft unterbrochene Flächen, durch welche Dämme gezogen sind und auf denen die Erlen prächtig gedeihen, werden zur Hütung benutzt. Der Acker ist milde, mehr leicht als schwer und sandig; aber durch die dem Wartheſbruche zu verdankenden Dungmassen erzeugt er Alles, wie üppiger Boden: Buchweizen, Weizen, Raps und Klee. Auf den Abhängen des coupirten Terrains sind werthvolle Baumschulen angelegt, die weithin sich des besten Rufes erfreuen. Im Forste ist die Kiefer vorherrschend; Wild freilich ist seltener geworden gegen die früheren Zeiten, und auch der Fischfang hat lange nicht mehr die alten Erträge geliefert. Der Rindviehstand des Gutes ist durch oldenburger Vieh mit jütländischen, auch Marschkühen veredelt worden. Berühmt war einst die Tamseler Pferdezucht. Das Schaf ist großer Statur und ist aus selbstgehaltenen Stammschäfereien erzeugt. Soweit es die Wirthschaftsbedürfnisse des Gutes vorschreiben und soweit einiger Wohlstand in der Gemeinde waltet, findet die Zucht von Federvieh statt; auch Bienenzucht wird getrieben, ganz aber fehlt die Nutzung der Seidenraupe. Ein hohes Verdienst der Gutsherrschaft ist es, zu jeder Verbesserung den Bauern und den Fischern den Weg gezeigt zu haben. Tamsel, wie viele andere der märkischen Besitzungen in adligen und bürgerlichen Händen, kann als ein Beispiel dienen, wie hoch brandenburgische Güter entwickelt werden können, wenn der Sinn für den landwirthschaftlichen Fortschritt mit Ausdauer und unternehmender Gesinnung sich eint. Gott Lob! daß der märkische Adel zum großen Theil seine Kraft und seine Liebe

Digitized by Google

der Pflege des heimischen Bodens weiht! Das Wort „ein märkischer Junker“ ist ein Ehrentitel, den mancher hochgebildete Edelmann sich gern gefallen läßt: denn in Treue, Opferfreudigkeit und zäher Kraft haben die Junker „allzeit voran“ gestanden. Das Herz wird Einem weit, wenn man, mit diesen kühnen Gemüthern in näherem Umgange, ihre unbedingte Hingabe an König und Vaterland beobachtet, und es versöhnt mit vielen Fehlern, mit Eigensinn und Trotz selbst, — wenn man sieht, wie dem märkischen Edelmanne jenes Dichterwort in Blut und Leben übergegangen ist:

„Hab' und Leben
Dir zu geben
Sind wir allesammt bereit!
Sterben gern zu jeder Stunde,
Achten nicht des Todes Wunde,
Wenn das Vaterland gebeut!“ —

Noch einmal stehen wir auf den Tamseler Bergen. Die Sonne geht zur Rüste; ihre letzten Strahlen zittern um das Kreuz der Kirche und zaubern flammenden Wiederschein auf die Fenster des Schlosses. Wie schön das Alles, wie still und friedlich! In rosigem Scheine liegt drüben das weite, weite Warthebruch vor uns, welches gleichfalls durch Friedrich den Großen und den Obersten Isaak Jakob von Petri (gest. 1776), namentlich aber durch den Geheimen Finanzrath von Brenkenhoff, einen rastlos thätigen Mann, vom Jahre 1767—1785 ab aus einer unwegsamen Wildniß zu fruchtbarem Lande umgeschaffen worden ist. Wie ein leiser Friedensgruß zieht es hin über die unabsehbaren Wiesen. Feurig erglüht die Statue des Saturn oder des Zeitgottes in dem Tempel neben uns. Das Postament trägt die schöne Inschrift: A celui, qui désespère! — Bang und ängstlich haben in manchen Tagen der Kriegszeiten auch hier zu Tamsel die Herzen geschlagen; furchtbare Stürme sind über diese Landschaft hingebraust; aber immer wieder ist das „edle Fried' und Freudewort“ erklungen! Segne Gott diese Fluren und Schloß und Dorf dort unten!

Sagen und alte Bräuche der Mark. Brandenburg ist, wenn auch seine alten Ueberlieferungen keineswegs die poetische Schönheit der Rhein- oder Schwarzwaldsagen erreichen, immerhin ein sagenreiches Land. Namentlich ist die historische Sage der Mark überaus entwickelt. Das Zollernhaus, die Feldmarschälle des Großen Kurfürsten und die Generäle Friedrich's des Großen haben ihre eigenen Sagenkreise. Die weiße Frau, der Feldmarschall von Sparr und der märkische Junker vom Ufer des Ruppiner Sees, der tapfere, vielgewandte und fromme Zieten sind die hervorragendsten Helden derselben. Aber es giebt auch sonst fast kein Ereigniß märkischer Geschichte, das nicht von der Sage gefeiert wäre. Dieselbe erklärt die Namen und Wappen der alten Geschlechter der Mark und erzählt uns rührende Legenden von märkischen Nonnen; einen Heiligen hat das Land merkwürdigerweise nicht hervorgebracht! Nahe stehen diesen historischen Sagen die Erzählungen von den Wahrzeichen der Städte, welche meistentheils einen schwankartigen Charakter haben. Sie knüpfen sich in großer Anzahl an auffällige Werke der Baukunst und Bildhauerei in den Städten; an vermauerte Thore, durch welche der falsche Waldemar gezogen sein soll; an die Rolandsbilder und die altersgrauen Kirchen. Nicht zu verwechseln mit dieser lebendigen Volkssage ist die Chronikſage, welche überaus blühend bei

Digitized by Google

den märkiſchen Hiſtorikern des 16. Jahrhunderts, den Hafftiz, Angelus und Garcäus, ſich findet.

Die aus dem Götterglauben unſerer Altvorderen hervorgegangene mythologiſche Sage iſt auch in der Mark die dichteriſch ſchönſte. Ihre dem Volksglauben auch heut noch geläufigen Repräſentanten ſind die Rieſen, welche die gewaltigen Steine, die Granitfindlinge, wie Spielbälle durch die Lüfte ſchleudern: der wilde Jäger, das Abbild des dahinſtürmenden Luft- und Jahresgottes Wodan; Frau Harke, die einſtige Erdgöttin Hera oder Nerthus, jetzt eine boshafte alte Hexe, und die weißen Frauen. Ein tief geheimnißvolles Leben herrſcht nach dem Glauben des märkiſchen Landmannes auf dem Grunde der grünen, waldumgürteten Seen der Mark. Dort in der Tiefe liegen in wunderbarer Pracht ganze Städte mit köſtlichen Gärten; Waſſerweiber und Waſſermänner wohnen in ihnen; auch das Geſchlecht der Zwerge hauſt jetzt wol tief unten. Glocken klingen aus der verſunkenen Herrlichkeit herauf; herzbezwingender Geſang ſchwebt über den Waſſern zu weihevoller Nachtſtunde. Aber es ſchlummern auch unheimliche düſtere Gewalten in der kryſtallenen Tiefe: wehe Dem, der ſie weckt! Die Flüſſe, die Seen — ſie fordern regelmäßig ihre Opfer mit unwiderſtehlicher Gewalt. Dieſe Volksſagen erhöhen den Reiz der brandenburgiſchen Seen um ein Bedeutendes.

Sehr entwickelt iſt endlich in der Mark die ethiſche Sage, d. h. die Gattung von volksthümlichen Traditionen, nach welcher das Gute ſich ſtets belohnt, das Böſe am Ende geſtraft wird. Es iſt das ein Zeichen für den ſittlich geſunden Sinn des Volkes. Nicht üppig, vielmehr wie eine in fremden Boden eingeſetzte Pflanze — blüht in der Mark das Märchen; aber überſprudelnd iſt der Volkshumor mit ſeinen Schwänken, ſeinen Neckereien von derbſter Art. Denn ſeiner Witz iſt nicht märkiſche Eigenthümlichkeit; im Gegentheil: brandenburgiſcher Humor ſchlägt im Geſpräche zu, wie die brandenburgiſche Fauſt im Kampfe. Auch das Volkslied ſchläft in der Mark. Es iſt in alten Zeiten anders geweſen; davon zeugen uns die Reſte volksthümlicher Schlachtgeſänge, welche die Kämpfe bei Königsberg in der Neumark und den hier erfolgten Tod des jungen Pommernherzogs Kaſimir, die Schlacht von Kremmen und den Sieg von Angermünde verherrlichen, welcher letztere als hohes Verdienſt der Edlen Gans zu Putlitz zugeſchrieben wird, „welche ihren Kragen grimmig gereckt hat“. Viele jetzt geſungene Volkslieder, wie „Morgenroth“ — „Es blühen die Roſen im Thale“ — „Es wollt' ein Jägersmann jagen“ u. ſ. w., ſind als fremde Waare ins Land gekommen, jetzt aber völlig märkiſches Eigenthum geworden.

Daß Aberglaube, ſelbſt Hexenglaube in den Dörfern zwiſchen Elbe und Oder noch vorhanden iſt, darf uns nicht wundern; und die Zeiten der nüchternſten Aufklärung, da man unbarmherzig gegen jeden Volksglauben zu Felde zog, ſind vorüber! Allgemein finden die ſympathetiſche Heilung und anderer Unfug noch immer ihre Gläubigen, und es iſt betrübend, zu ſehen, bis zu welcher Höhe der mediziniſche Schwindel ſich hier zu Lande erhoben hat. Was früher der terminirende Mönch oder der Ablaßprediger that, das beſorgt jetzt in reichſtem Maße der „Homöopath“, der „Geſundheitsrath“, der „kluge Mann“, der „weiſe Schäfer“.

Unverwüſtliche Friſche lebt in den Kinderſpielen der Mark. Noch immer hört man die Jahrhunderte alten Reime, ſobald der Frühling erwacht und

Digitized by Google

die Maikäfer da sind, sobald die ersten Ballspiele gehalten werden können und die „Murmeln“ — kleine thönerne Kügelchen — über den Frühlingsboden geworfen werden. Dann tönt es jauchzend von jugendlichen Stimmen durch die linde Luft:

„Ringel, ringel Rosenkranz!
Spinne klare Seide;
So klar wie ein Haar!
Sie hat gesponnen sieben Jahr,
Sieben Jahr sind um und um;
Jungfer Anna dreht sich um!
Der Bräut'gam hat ihr 'n Kranz beschert
Von lauter grünen Blättern!“

Oft wird dem Marienwürmchen der Rath gegeben, zu fliegen, weit, weit hinein in die Welt, denn:

„Der Vater ist im Kriege;
Mutter ist in Pommerland,
Und Pommerland ist abgebrannt!“

Der Storch wird angerufen:

„Adebar, du Bester,
Bring' mir 'ne kleine Schwester“; —

alle Thiere stehen in innigster Beziehung zum Hause und seinem Lieblinge, dem Kinde, welches nach Rückert's tiefsinnigem Worte ihre Sprache zu deuten weiß.

Im Volksbrauche der Mark hat sich nur wenig Eigenthümliches erhalten. Die Fastnacht wird, wie üblich, gefeiert; das „Todaustreiben“ am Sonntag Lätare, die Versinnbildlichung des siegreich einziehenden Frühlings, kennt man indessen in der Mark nicht. Zu Ostern wird Ball gespielt; die bunten Ostereier erfreuen die Kinder, und das Schönheit verleihende Osterwasser wird stillschweigend um Mitternacht aus Bach und Fluß geschöpft. Die Pfingstfeier ist bis auf das Ausschmücken der Häuser mit Maien verschwunden; auch die Johannisfeuer sind erloschen; noch immer aber wird die „Martinsgans“ gegessen, der „Sylvester“ festlich begangen und das Schicksal an diesem Tage durch mancherlei Divination befragt. Was das Leben der Altvorderen einst geschmückt hat, weicht bei dem Ernste der Zeiten freilich immer mehr und mehr zurück. Trotzdem aber ist die Mark Brandenburg lebensfrisch; das haben ihre Söhne auch in den letzten Kriegen und bei der Aufrichtung des neuen Reiches deutscher Nation bewiesen. Solange die Verhältnisse auf dem Lande in dem alten, rechtschaffenen Gleise bleiben, hat es keine Noth! Welche Aufgaben diesem harten, zähen, in sich beharrenden und vielgetreuen Volke mit allerdings wenig äußerlich glänzenden Eigenschaften noch gestellt sind — wer will das ahnen und vorhersagen?

Digitized by Google

Eine Schießübung in Tegel. Zeichnung von H. Lüders.

Brandenburgs Waffenrüstung.

Die militärischen Etablissements zu Spandau. — Schlußwort.

Die militärischen Etablissements zu Spandau. Das Volk der Mark Brandenburg ist unbedingt als ein kriegerisches und waffenfrohes zu bezeichnen. Die ältesten deutschen Kolonisten der Elb- und Oderlande waren Krieger; mit dem Schwerte und dem Pfluge zugleich ist dies Land erobert worden! Die Geschichte der Territorien zwischen Elbe und Oder klingt bis zum 16. Jahrhundert wie ein fortdauerndes Schwerterklirren; und als dann die späteren Hohenzollern friedlich im Lande walten konnten, da trieb es den Adel der Mark, in fremden Landen Beschäftigung für seine ritterliche Wehr und Kühlung seines heißen Blutes zu suchen. Was der märkische Adel und das märkische Volk den Hohenzollern im 18. und 19. Jahrhundert gewesen sind, das hat die Geschichte mit unverlöschlichen Zügen auf ihre Tafeln eingegraben. Die schwersten und die blutigsten Aufgaben sind auch in den Jahren 1870 und 1871 zumeist dem dritten Armeecorps zugefallen, und daß dem so ist, sieht der märkische Soldat als selbstverständlich an. Erfordert es doch die Stellung des Deutschen Reiches, daß seine Bevölkerung für das Ideal politischer Einheit und Macht, welches ihr Jahrhunderte lang als unerreichbar vorgeschwebt hat und nun endlich verwirklicht worden ist, auch die höchsten Opfer bringe und die treueste Wacht halte!

Digitized by Google

Daher wird auch in der Mark stets an der Bewältigung der kriegerischen Aufgaben und an der Wehrhaftmachung des Vaterlandes gearbeitet. Die neuere Zeit hat deshalb im Schutze der Wälle von Spandau großartige militärische Etablissements geschaffen, die als mustergiltig angesehen werden und ihresgleichen in keinem andern Staate der Welt haben. Ihnen gilt unsere Betrachtung.

Zu den wichtigsten dieser Werkstätten gehört die Spandauer Gewehrfabrik, welche die sogenannten „aptirten" Zündnadelgewehre liefert, die im preußischen Heere jetzt eingeführt worden sind. Auf dem linken Haveluser, dem Eiswerder gegenüber, befindet sich in einem freundlichen Parke die Pulverfabrik, welche bereits in den Jahren 1835—43 errichtet ward. Das gesammte, zu derselben gehörige Territorium wird von der Havel bespült, so daß das fertige Pulver unmittelbar von der Fabrik aus in Fässern zu Schiffe unter schwarzer Flagge an die Artilleriedepots versendet werden kann. Im Ganzen gehören über zwanzig Gebäude zu dieser Fabrik; unter ihnen ragt die Salpetersiederei hervor, welche Reservoirs zum Niederschlagen und Gewinnen des Salpeters enthält. Die für die Pulverfabrikation erforderliche Kohle wird vorzugsweise aus Faulbaumholz dargestellt. Alle zum Trocknen und Lüften des Pulvers bestimmten Räume stehen unter Wache, sind durch Blitzableiter geschützt und durch hohe Erdwälle von den übrigen Gebäuden getrennt. Eine dritte Fabrik verfertigt die Zündspiegel; auch zu ihr gehören gegen siebzehn Gebäude. Ein ausgezeichnetes Institut ist ferner die königliche Militärschießschule zu Spandau.

Die überreich sich mehrenden Erneuerungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Waffentechnik ließen es als eine gebieterische Nothwendigkeit erscheinen, ein Institut ins Leben zu rufen, welchem die Prüfung aller in dies Gebiet einschlagenden Fragen obläge. Mit demselben sollte zu gleicher Zeit die Ausbildung eines hinreichenden Schießlehrerpersonals verbunden sein. Im Jahre 1854 bildete König Friedrich Wilhelm IV. deshalb die „Gewehr-Prüfungs-Kommission", welche die Festung Spandau zum Standquartier erhielt, weil einerseits die Nähe der Hauptstadt eine stete Verbindung mit den Militärbehörden ermöglichte, andererseits der dieser Feste benachbarte königliche Forst Grunewald den geeignetsten Platz zur Anlage der Schießstände darbot. Im Jahre 1861 erhielt das wesentlich erweiterte Institut den Namen der „Militärschießschule"; sie besteht aus der Direktion mit dem Unterpersonal und aus dem Lehr-, bezüglich Versuchskommando. Das Lehrkommando tritt jährlich im Frühjahr zusammen und wird mit dem 1. Oktober wieder aufgelöst; ein Stamm aber, aus den tüchtigsten Kräften bestehend, bleibt zurück, um der Direktion unter dem Titel „Versuchskommando" als Unterstützungspersonal zu dienen. Die gesammte Infanterie stellt zu beiden Kommandos möglichst gleiche Kontingente. Offiziere fast aller Staaten Europa's besuchen alljährlich die Spandauer Schießschule, welche im preußischen Heere der besten Waffe den besten Gebrauch gesichert hat.

Ein fünftes unter den Spandauer Etablissements ist die Feuerwerksabtheilung und das Feuerwerkslaboratorium. Diese Institute sind aus einem zur Zeit der Freiheitskriege errichteten „Geheimen Raketenlaboratorium" hervorgegangen, über dessen Arbeiten das tiefste Schweigen beobachtet werden mußte. Im Jahre 1829 wurde dies Institut von der Citadelle nach dem Eiswerder verlegt; man probirte die damals aus England nach dem Kontinente ausgeführten „Shrapnels". Im Jahre 1834 bestanden bereits verschiedene Schuppen, welche

Digitized by Google

den zwei Compagnien der Feuerwerksabtheilung zugewiesen waren; auch ward ein Hafen zur Verschiffung der Geschosse angelegt. Durch die allmähliche Vermehrung des Heeres haben sich die Anforderungen an dies Institut ins Ungemessene gesteigert. Wie preußische Thatkraft sie zu erfüllen gewußt hat, haben die glänzenden Erfolge der preußischen Artillerie in den drei Kriegen der jüngsten Zeit gezeigt! Wer will es dem Artilleristen, der einen sehr beschwerlichen Dienst und eine hohe Verantwortung hat, verdenken, wenn das Bewußtsein des Ruhmes seiner Waffe auch ihn erfüllt und wenn er seine Truppe gewissermaßen als ein Elitecorps innerhalb der Armee betrachtet?

Im Jahre 1838 wurde der Plan gefaßt, eine Geschützgießerei und Bohrerei bei Spandau auf dem „Behnitz", einer Vorstadt, zu errichten. Der Betrieb des Etablissements war auf Wasserkraft berechnet. Indessen stellten sich der Ausführung des Projektes so wesentliche Hindernisse in den Weg, daß man den ursprünglichen Plan gänzlich fallen ließ, den Behnitz mit dem „Stresow" und die Wasserkraft mit Dampfkraft vertauschte. Nach langen Jahren, erst 1854, wurden die nothwendigen Bauten vollendet. Um einen Begriff von der Ausdehnung der Geschützgießerei zu geben, erwähnen wir in dem Nachstehenden nur die hauptsächlichsten Gebäude derselben. Es gehören zu ihr: das Direktions-Wohngebäude, das Assistenten-Wohngebäude, das Bureaugebäude, ein Speisesaal, eine Bohrwerkstatt mit einem Revisionssaal, zwei Schuppen zum Behauen der Geschützrohre, ein Spritzenhaus, eine Materialienniederlage, eine Tischlerei, eine Modellkammer, ein Lokal zum Putzen der Eisenmunition, eine Schmiede, ein Gebäude zum Fertigmachen der Geschosse, eine Lehmkammer, eine Brennkammer für die Formen zu den Geschützrohren, eine Lehmformerei für Geschützrohre, eine Munitionsformerei und -Gießerei, eine Geschützgießerei für Eisen und Bronze, eine Bohrwerkstatt mit Lokomobile, ein Krahn und ein Fallwerk, ein Gebäude für Blei- und Zinkguß und ein Schießstand beim Vorwerke Ruhleben zum Proben der Geschütze.

Wie bereits angeführt, liegt die Geschützgießerei nahe der Mündung der Spree in die Havel. Die Haupteingänge zum Innern des Etablissements befinden sich zwischen drei Gebäuden, welche Dienstwohnungen und Bureaulokale enthalten. Die Hauptwerkstätten liegen in den beiden äußeren Gebäuden, links die Bohrwerkstatt, rechts die Gießerei nebst Geschütz- und Geschoßformerei. Zwischen den Gebäuden befindet sich der Lagerhof, zur Aufbewahrung der für den Guß erforderlichen Rohmaterialien bestimmt. Hinter diesem Hofe fließt die Spree vorbei, so daß sich die Empfangnahme der Schiffsladungen beträchtlich erleichtert. Die Blöcke der Gußstahlgeschütze liefert die hochberühmte Firma des Geheimen Kommerzienrathes Krupp in Essen, des großen Technikers der preußischen Artilleriewaffe. Es ist jetzt stiller und stiller geworden in den Spandauer Gießereien; rüstig aber arbeitet die Central-Artilleriewerkstatt fort, in deren Räumen sämmtliches artilleristische Material mit Ausnahme der Geschützrohre hergestellt wird. Was aus den Spandauer Werkstätten hervorgegangen ist, das hat sich freilich dann noch auf den drei Artillerieschießplätzen bei Tegel, Zossen und Jüterbogk als für den praktischen Gebrauch passend zu erproben.

Digitized by Google

Schlußwort. Es ist ein reichbewegtes, thätiges Leben, das jahraus, jahrein in diesen militärischen Etablissements von Spandau herrscht. Auf dem Boden der Mark laufen all die Fäden, welche das vielfach verschlungene Netz der deutschen Heeresleitung bilden, in einem Centralpunkte zusammen. Dieser Umstand verleiht der Provinz Brandenburg jenen vorwiegend kriegerischen Charakter, welchen, wie oben gesagt wurde, bereits ihre älteste Geschichte zeigt. Gern möchten wir daher den landschaftlichen, geschichtlichen und kulturhistorischen Bildern, welche wir dem Leser vorgeführt haben, noch ein militärisches hinzufügen: das einer Beiwacht im Walde oder einer Truppenübung auf märkischer Ebene. Indessen würden solche Skizzen nichts geben, was der Mark eigenthümlich wäre, sondern nur Das, was überall gefunden wird, wo die glorreichen Fahnen des preußischen Heeres wehen: Pflichttreue, strenge Zucht, volle Hingebung an die gestellte Aufgabe und dazwischen vielleicht ein Körnlein frischen Lebensmuthes und überquellender Jugendlust. Möge nimmer der edle Stolz verschwinden, mit welchem im Lande Brandenburg des „Königs Rock" getragen wird! —

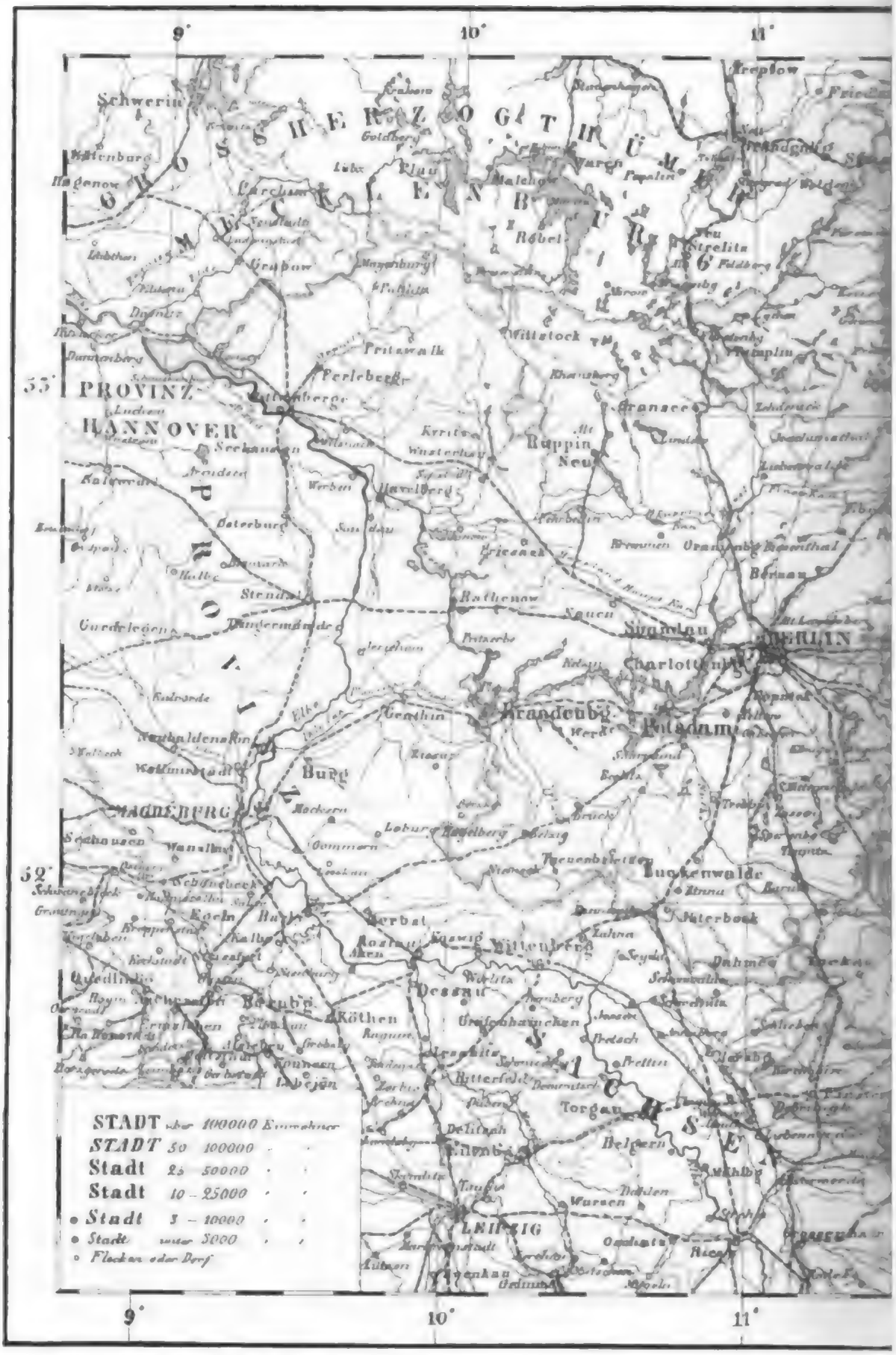
Wir stehen am Ziel; unsere Darstellung hat es versucht, dem Leser ein Bild der Mark nach ihrer Vergangenheit und Gegenwart zu entrollen. Wir scheiden nun vom Lande Brandenburg. Nicht anders aber glaubt der Verfasser seine Arbeit beendigen zu können, als indem er an deren Schluß das schöne Wort setzt, mit welchem Wilibald Alexis die Mark gefeiert hat:

„Die Mark Brandenburg ist groß geworden, nicht durch Metallschätze, die unter der Sandscholle aufleuchteten; nicht durch hundertfältige Frucht goldener Aehren; nicht durch den Handel, der etwa seine Schätze hierher verschlagen und durch ihre Flüsse geführt hätte: sie ward groß durch die Ausdauer im Unglück, daß ihr Volk, geschlagen und zertreten, ins Elend geführt und halb vernichtet, sich immer wieder sammelte und in alter Kraft auftrat und den Glauben nicht verlor an seinen Gott und an dessen Ruf. Da wuchsen Helden auf in Stahl und Eisen; ihr mächtiges Wort drang zu den Herzen; ihre Stimme sammelte die Besten. So mit Verstand und Einsicht stattete Gott diese Retter ihres Volkes aus, daß ihr Blick noch weiter sah als ihr Arm reichte; daß sie Mittel da fanden, wo man glaubte, Alles sei erschöpft und ausgebeutet! Solche Retter, Helfer und Aerzte waren der Kurfürst Friedrich Wilhelm und der König Friedrich II.; er einzig in der unerschütterlichen Kraft, das Unglück zu bändigen! Collin, Hochkirch und Torgau sind die leuchtenden Sterne seines Ruhmes, weil er da Alles verloren, nur nicht den Muth, der Alles wiedergewinnt. Solche Aerzte und Helfer traten auf, als Preußen, von der Fremdherrschaft erdrückt, im Todeskampfe um sein Dasein rang. Alles verloren und Alles gewonnen durch den Muth, der aus der Niederlage wie ein Phönix auferstand! Nicht Aller Bilder sind in Stein und Erz geprägt; nicht Aller Name klingt im Liede wieder. Darum aber ist es nicht minder Pflicht, daß wir Derer gedenken, denen wir es verdanken, daß wir ein deutsches Volk blieben und ein deutsches Reich wurden." — —

Wir fügen hinzu: „Sincere et constanter!" so lautet die Devise des rothen Adlers von Brandenburg: „Herzenswahr und fest!" Möge es dem Volke der Marken nie an diesen beiden Charaktereigenschaften fehlen! Das walte Gott!

Ende dieses Bandes.

Digitized by Google

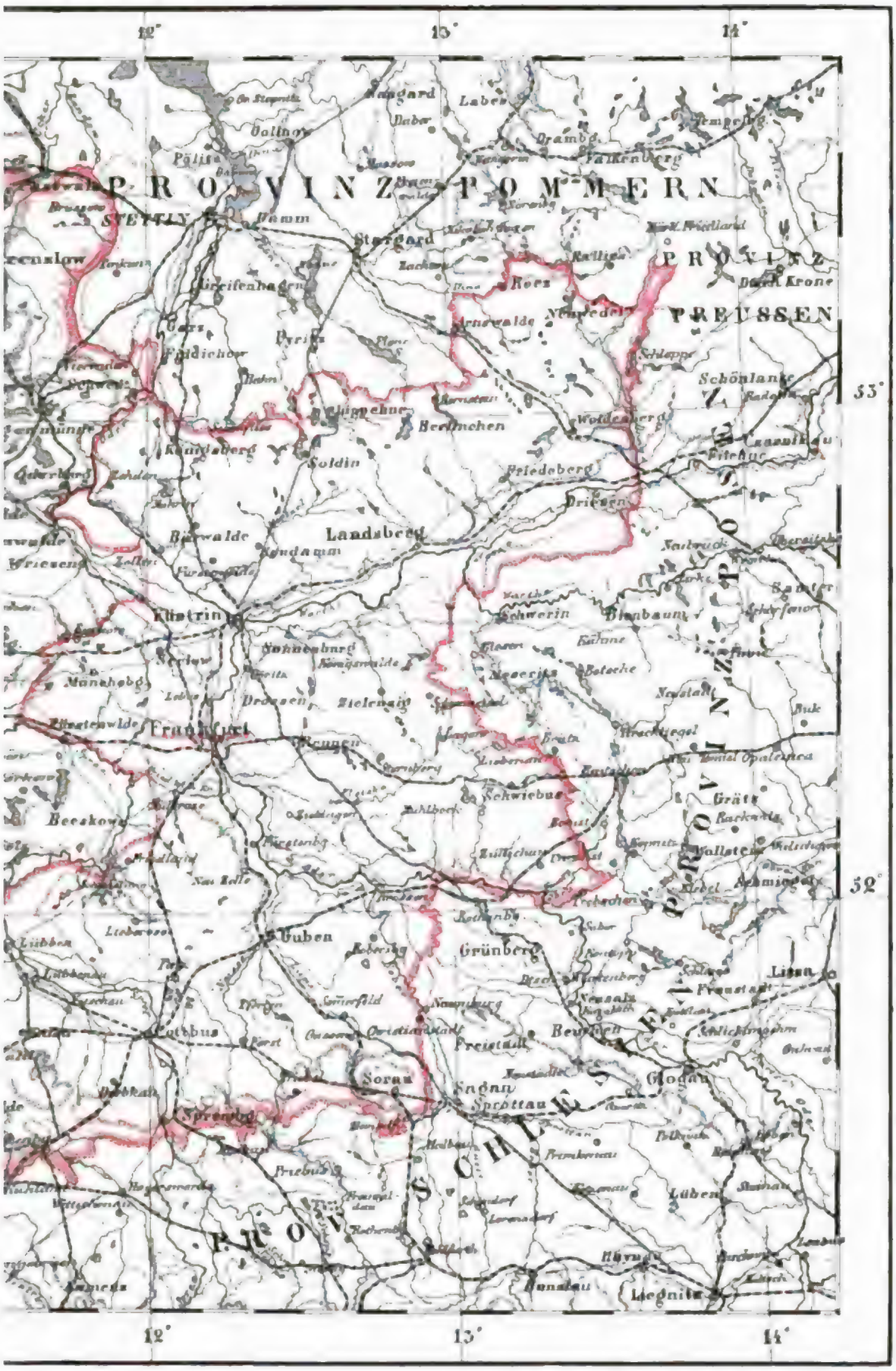


Deutsches Land und Volk IX.

Deutsche Meilen, 15 = 1° d. Aequators

Digitized by Google

.ANDENBURG



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Illustrirter Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Historische Schriften von Ferd. Schmidt.

Preußens Geschichte in Wort und Bild.

Ein Hausbuch für Alle.

Von Ferd. Schmidt.

Dritte sehr verbesserte Auflage.

Mit gegen 700 Text-Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen mit Facsimiles von Namensunterschriften, Karten ꝛc. Nach Zeichnungen von Ludwig Burger u. A.

In drei Bänden

von je 16—18 Heften à 50 Pf. oder in sechs Halbbänden beziehbar.

Fertig liegen vor der erste und zweite Band u. d. T.:

Illustrirte Geschichte von Brandenburg und Preußen. Von der Vorzeit bis zum Tode Friedrich Wilhelm's, des Großen Kurfürsten. Mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben in Deutschland. Von **Ferd. Schmidt.** Dritte sehr vermehrte Auflage. Mit 250 Text-Illustrationen und acht Tonbildern. Geheftet ℳ 8. Elegant gebunden ℳ 10.

Illustrirte Geschichte des Preußischen Staates. Von der Zeit Friedrich's I. bis zur Errichtung des Deutschen Bundes. Mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben in Deutschland. Von **Ferd. Schmidt.** Dritte sehr vermehrte Auflage. Mit 250 Text-Illustrationen und sieben Tonbildern. Geheftet ℳ 8. Elegant gebunden ℳ 10.

In unseren Tagen hat einer der ersten deutschen Historiker den Ausspruch gethan, es sei bedauerlich, wie wenig unserem Volke gerade seine Geschichte bekannt sei. Gewiß trifft diese Klage bei jenen Theilen der Bevölkerung Preußens zu, deren Anschließungen in späteren Zeiten erst die Mark Brandenburg zu einem größeren Staate erweitern half. Und doch ist die Kenntniß der Vergangenheit unseres Volkes bei Beurtheilung und Würdigung der Zeitgeschichte ganz unerläßlich. — Das hier angekündigte Werk soll nun dazu beitragen, eine merkliche Lücke unserer nationalen Bildung auszufüllen.

In Form und Inhalt gleich ansprechend, ist F. Schmidt's Buch in erster Reihe berufen, die Geschichte unseres Vaterlandes und das Verständniß der heimatlichen Zustände in das Bewußtsein Aller zu tragen. Der Verfasser brachte seiner Aufgabe jenen idealen Sinn entgegen, welcher warme Empfänglichkeit für alles Große und Edle voraussetzt, begeisterte Hingabe an das Vaterland, ein richtiges Empfinden des Wahren und Schönen; er brachte ihr entgegen vor Allem die wesentlichste Eigenschaft des Geschichtschreibers: Wahrhaftigkeit. Seine Sprache ist lebendig, klar, volksthümlich; auch ein trockener Stoff verwandelt sich bei ihm in ein anschauliches Bild. So hat er in Wahrheit ein tüchtiges Buch geschaffen, das Jeden, den Hochgebildeten wie den schlichtesten Mann, fesselt und erhebt

— ein wirkliches Hausbuch für Alle —

zu dem, wo es einmal Hausgenosse geworden ist, Jung und Alt immer wieder gern zurückkehrt.

Ausführliche Prospekte mit Illustrationsproben sind unentgeltlich zu haben.

Der Siebenjährige Krieg.

Von Ferd. Schmidt.

Illustrirt von Ludwig Burger.

Vierte vermehrte Auflage.

Kartonnirt ℳ 1. 50.

Der Franzosenkrieg 1870/71.

Von Ferd. Schmidt.

Zwei Bände.

Ein jeder Band geheftet ℳ 1. 50.

Zusammen gebunden ℳ 4. 50.

Ferd. Schmidt's „Geschichtswerke" haben in allen Theilen des deutschen Vaterlandes die Herzen gewonnen. Den Beschlüssen von Stadtbehörden und Korporationen in Nord und Süd, in Ost und West, wonach sie an Gedenktagen der deutschen Nation in Tausenden von Exemplaren als Festgaben in Schule und Haus vertheilt wurden, hat sich die einmüthige Zustimmung der deutschen Presse zugesellt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Verlag von Otto Spamer in Berlin und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Ausführliche illustrirte Prospekte gratis und franco.

In zweiter, gänzlich umgestalteter und bis zum Frieden von Berlin ergänzter Auflage liegt vollendet vor das nationale Prachtwerk:

Kaiser Wilhelm und seine Zeit.

Gedenkbuch für das deutsche Volk.

Von

Ferdinand Schmidt und Franz Otto.

Zwei Bände von 1130 Seiten mit 350 Text-Abbildungen nach Zeichnungen von A. Beck, Ludw. Burger, F. W. Heine, L. Lüders u. A., 21 Tonbildern und dem Porträt des Kaisers in Stahlstich.

Zwei Bände; geheftet 14 Mk., Prachteinband 20 Mk. Zwei Abtheilungen von 28 Heften à 50 pf.

Empfohlen durch **Kaiserl. Kabinetsschreiben** vom 31. Jan. 1878, vom **Preuß. Kultusministerium** mittels Erlaß vom 23. Febr. 1878, durch den **Vorstand der Berliner Schuldeputation**, seitens eines ansehnlichen Theiles der **Deutschen Presse** durch Besprechungen.

„Vom Fels zum Meere", diese alte Verheißung ist den Sprossen jenes ruhmreichen Fürstenhauses der Hohenzollern eine Berufung, aber auch die Verpflichtung zu einer langen Reihe glänzender Großthaten geworden.

Vor Allen hat die Vorsehung auserkoren den noch unter uns weilenden ehrwürdigen Monarchen — an Gestalt und Denkart, nach Wollen und Vollbringen ein echter Vertreter der alten deutschen Reichsherrlichkeit. Aber wenn auch unsern allverehrten Kaiser Wilhelm, „den Siegreichen", wie ihn das Volk so gern nennen hört, Umstände und Glück in der thatenreichsten Zeit seines Lebens begünstigt haben, — welcher Fülle und Wechselwirkung von gereiften Erfahrungen, von Zuversicht und Ausdauer bedurfte es noch immer, all die großartigen Wandlungen während eines Jahrzehnts, im Kampfe mit Widerwärtigkeiten jeglicher Art, gegenüber der Zweifelsucht und dem Kleinmuth, so weise vorzubereiten! Und um die größte Schöpfung der Neuzeit so herrlich auszuführen, welche Umsicht und Hingebung, wie viel rastlose Arbeit gehörte nicht dazu!

Seiner Thatkraft gelang es, das hohe Ziel zu erreichen, den Inbegriff des Ideals aller Patrioten, für das so mancher edle Jüngling vergeblich gerungen und für das gar mancher Mann Schweres erlitten: die Herstellung der Einigung Deutschlands. Von solch einem Gebieter gestützt, von seiner Einsicht erleuchtet, vermochten des Kaisers Getreue, im Wetteifer mit den Besten unseres Volkes, ein verjüngtes Gemeinwesen zu schaffen, trotz unablässigen Widerstrebens alter und neuer Reichsfeinde, trotz des wieder auf allen Linien des geistigen Schlachtplanes erschallenden Streitrufes: „Hie Kaiser und Reich — hie Papst und Rom!"

Obwol der Ausstattung nach, im Anschluß an das im Verlage der Unterzeichneten erschienene Buch von Fedor von Köppen: „Fürst Bismarck" ein Prachtwerk, wird dieses Gedenkbuch in Bezug auf Darstellung und Behandlung des Stoffes doch ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes genannt werden dürfen, ein Lob, das ihm auch nach Versicherung des Vorstandes der Berliner Schuldeputation gebührt. Derselbe erklärt: **„Das Buch mit seinen reizenden Illustrationen ist ein wahres Familienbuch, das in keinem patriotischen Hause fehlen sollte."**

Neu veranstaltet wurde soeben von dem Werke eine **dritte**

Wohlfeile Volksausgabe in einem Bande

zum Preise von 10 Mark gebunden.

Dieselbe unterscheidet sich von der größeren zweibändigen Ausgabe lediglich nur durch kleineres Format und weniger prunkvolle Ausstattung des Einbandes. Da von dieser dritten **wohlfeilen Volksausgabe** nur eine mäßige Anzahl hergestellt worden ist, und sich infolgedessen später kaum wieder Gelegenheit bieten dürfte, dieses schöne Werk zu so überaus billigem Preise anschaffen zu können, wolle man Bestellungen recht bald erfolgen lassen.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Berlin und Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirter Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig und Berlin.

Illustrirte Literaturgeschichte.

in

volksthümlicher Darstellung für Haus und Schule.

Von

Dr. Otto von Leixner.

In vier Bänden oder etwa 60 Heften à 50 Pf. oder in 10 Lieferungen à 3 ℳ

Mit 600 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln.

Nach Zeichnungen von Ludwig Burger, E. v. Luttich, B. Mörlins, H. Vogel u. A.

Fertig liegen vor:

Erster Band: Illustrirte Geschichte des deutschen Schriftthums. I. **Von den ersten Anfängen bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts.** Mit 150 Text-Illustrationen und zehn Tonbildern. Geheftet ℳ 6. 50. Elegant gebunden ℳ 8. 50.

Zweiter Band: Illustrirte Geschichte des deutschen Schriftthums. II. **Vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit.** Mit 160 Text-Abbildungen und 13 Tonbildern. Geh. ℳ 7. 50. Eleg. gebunden ℳ 9. 50.

Die „Illustrirte Geschichte des deutschen Schriftthums", zwei Bände, ist auch in einem Bande hoch elegant in Ganzleinen gebunden zu ℳ 18. — käuflich.

Im Erscheinen begriffen:

Dritter und vierter Band: Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen. **Die Literatur der altorientalischen und antiken sowie der modernen Völkergruppen.** In zwei Bänden. Mit 300 Text-Abbildungen, Bunt- und Tonbildern ꝛc.

Einige Urtheile der Presse:

Berliner Modenblatt: . . Eine klare, liebevolle Darstellung hebt dieses populäre Werk vortheilhaft unter vielen anderen hervor. Der Verfasser ist ein feiner Kenner, ein vorurtheilsloser Kopf, und er empfindet dichterisch mit den Poeten seines Volkes.

Berliner Nachrichten (Berliner Bürger-Zeitung): Ein für den Familienkreis sehr werthvolles Werk ist jetzt vollendet und dürfte eine Hinweisung darauf vielen Lesern, namentlich den Eltern heranwachsender Kinder, erwünscht kommen. Wir besitzen in dieser populären Geschichte unserer Literatur ein Werk, das durch Wahrhaftigkeit, Reichthum an Stoff, Unparteilichkeit und hohen moralischen Standpunkt zu den besten Büchern der Art gehört. Der Autor, bekannt als geistvoller und überaus kenntnißreicher Literaturhistoriker, beherrscht das ungeheure Gebiet unserer Literatur von den Anfängen an bis zu unseren Tagen (1880), wie selten Einer; dieser Literaturgeschichte wohnt eine große bildende und veredelnde Kraft gerade für die heranwachsende Jugend, junge Mädchen, junge Männer, inne, und auch Erwachsene und Gereifte werden die gediegenen und geistvoll klaren Darstellungen des Autors mit Interesse und Nutzen lesen. Ausgestattet ist das Buch mit vortrefflichem Druck und einer großen Menge von Illustrationen, Porträts, Facsimiles der Dichter, Dichterheimen, Dichtergruppen und anderen die Literatur und Geschichte der betreffenden Zeiten und das Leben der Dichter berührenden Bildern. Das Buch ist ein würdiges und schönes Festgeschenk.

Deutsche Revue, Berlin: Das Lob der Objektivität müssen wir dem Werke zuerkennen. . . . Der Verfasser ist ein tüchtiger und schneidiger Kämpfer gegen den platten Realismus wie den brutalen Naturalismus und den cynisch-sinnlichen, ästhetischen Radikalismus, welche die Entwicklung unserer Literatur nach den verschiedensten Richtungen hin aufs Aeußerste gefährden, und indem er tapfer gegen dieselben in die Schranken tritt, macht er sein Werk zu einem Volksbuch im besten Sinne des Wortes . . . . .

Wissenschaftliche Beilage der **Leipziger Zeitung:** Ein Werk, dessen man nur anerkennend gedenken kann. Illustrationen nach Zeichnungen bewährter Künstler ergänzen einen Text, der in Otto v. Leixner einen höchst sachkundigen Bearbeiter gefunden hat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

PANTHEON.

Große Menſchen und denkwürdige Ereigniſſe

aus der Geſchichte aller Völker und Zeiten.

Im Verein mit mehreren Schulmännern und Geſchichtſchreibern herausgegeben

von

Franz Otto.

Wohlthäter der Menſchheit. Vorbilder des Hochſinns, der Duldung und Menſchenliebe. Herausgegeben von Franz Otto. Zweite Auflage. Mit 75 Text-Abbildungen, Tonbildern ꝛc. Geheftet ℳ 3. Elegant gebunden ℳ 4. 50.

Inhalt: Las Caſas. — Friedr. von Spee und Chr. Thomaſius. — A. H. Francke. — Abbé de l'Epée, Samuel Heinicke und Val. Hauy. — Peſtalozzi. — Salzmann — Gellert. — Heim. — Wilberforce. — Fröbel. — A. Dieſterweg. — Nathuſius. — Dſchiſchibhoy. — Peabody. — G. Werner. — Eliſabeth Fry und andere edle Frauen.

Männer eigner Kraft. Lebensbilder verdienſtvoller, durch Thatkraft und Selbſthülfe emporgekommener Männer. Der Jugend und dem Volke in Verbindung mit Gleichgeſinnten zur Aneiferung vorgeführt von Franz Otto. Mit 100 Text-Illuſtrationen, Titelbild ꝛc. Geheftet ℳ 4. Elegant gebunden ℳ 5.

Inhalt: Johann Walter, der „Vater der Times". — Karl von Linné. — Franz Arago. — Robert Burns. — Richard Arkwright. — Sir Humphry Davy. — Michael Faraday. — George Stephenſon. — Sir Iſambert Maurice Brunel, der Erbauer des Themſetunnels. — Robert Bloomfield. — James Naſmyth. — Alb. Bart. Thorwaldſen. — Joſ. Reſſel. — Richard Hartmann. — Matth. Näf. — Elias Howe, der Erfinder der Nähmaſchine. — Wilh. Sattler. — Joh. Liebieg in Reichenberg. — Sir James Brooke. — Elihu-Burrit.

Auf hohen Thronen. Große Herrſcher und Kriegsfürſten im XVIII. u. XIX. Jahrhundert. Von Franz Otto. Mit 170 Text-Illuſtrationen, 12 Bunt- und Tonbildern ꝛc. Geheftet ℳ 4. Elegant gebunden ℳ 6.

Inhalt: Friedrich der Große. — Kaiſer Joſef II., der Menſchenfreund auf dem Throne. — Der neue Cäſar.

Dieſe drei Biographien ſind auch einzeln erſchienen.

Tugendhafte und große Bürger der Alten und Neuen Welt. Herausgegeben von Franz Otto und Dr. Hugo Schramm.

Erſter Band. **Hundert Jahre in der Entwicklung der großen transatlantiſchen Republik** oder **Vier große Bürger der Neuen Welt:** George Waſhington und Benjamin Franklin. — Friedrich Wilhelm von Steuben, Organiſator der nordamerikaniſchen Streitkräfte. — Abraham Lincoln. Mit 50 Text-Illuſtrationen, 4 Ton- und 2 Buntbildern. Zweite, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. Elegant geheftet ℳ 3. In elegantem engliſchen Einbande ℳ 4.

Unſere Klaſſiker während der Blüte deutſchen Schriftthums im XVIII. Jahrhundert und beim Uebergang zum neunzehnten. In Lebensbildern für Jugend und Volk. Herausgegeben von Franz Otto. Zweiter Wiederabdruck aus: „Deutſche Dichter, Denker und Wiſſensfürſten". Geheftet ℳ 2. Eleg. cartonnirt ℳ 3.

Als Einzelabdruck erſchien:

Alexander von Humboldt. Geheftet ℳ —. 75. Elegant cartonnirt ℳ 1. 25.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Ger 3418.78.5 vol.9
Bilder aus der Mark Brandenburg vor
Widener Library
003193825
3 2044 086 096 195

Digitized by Google